Gesammelte Werke

von

Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

Vierter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1896.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

Q. 51554

MAY 22 1901

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Soll und Haben. Roman in ſechs Büchern. Erſter Band . 1—576

Soll und Haben.

Roman in sechs Büchern.

Erster Band.

Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit. Julian Schmidt.

Seiner Hoheit

Ernſt II

Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha.

Es war ein lachender Maiabend auf dem Kallenberg. Oben um das Schloß blühete und duftete der Frühling und die Blätter der rothen Akazie warfen gezackte Schatten auf den thauigen Raſen. Unten im Dunkel des Thals ſprangen die zahmen Rehe aus dem Gehölz und ſchauten begehrlich nach der hellen Geſtalt der Herrin, welche den holden Segen des Gaſtrechts Jedem ertheilt, der in den Bannkreis des Schloſſes tritt, dem Menſchen, wie dem Vogel und dem Wild. Die Ruhe des Abends lag auf Hügel und Thal, nur aus weiter Entfernung klang zuweilen das Rollen des Donners in die lichtreiche, glückliche Landſchaft. An dieſem Abend ſah Eure Hoheit, an die Steine der alten Schloßmauer gelehnt, ſorgenvoll über die fruchtbaren Felder hinein in die dämmrige Ferne. Was mein edler Fürſt damals ſprach: über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Muthloſigkeit und müde Abſpannung der Nation, und über den Beruf der Dichter, die gerade in ſolcher Zeit dem Volke einen Spiegel ſeiner Tüchtigkeit vorhalten ſollen zur Freude und Erhebung, — das waren goldene Worte, in denen ſich ein großer Sinn und ein warmes Herz offenbarten, und ſie werden lange nachklingen in dem Herzen des Hörers. Seit dieſem Abend habe ich den Wunſch, mit Eurer Hoheit Namen das Buch zu ſchmücken, deſſen Plan ich damals mit mir herumtrug.

Faſt zwei Jahre ſind ſeitdem vergangen, ein furchtbarer Krieg iſt entbrannt, und mit finſterer Sorge ſieht der Deutſche in die Zukunft ſeines Vaterlandes.

In ſolcher Zeit, wo die ſtärkſten politiſchen Leidenſchaften in das Leben jedes Einzelnen dringen, weicht die heitere Ruhe, welche der Schaffende zur künſtleriſchen Geſtaltung braucht, leicht von ſeinem Arbeitstiſch. Ach! ſie hat dem deutſchen Dichter ſeit lange gefehlt. Nur zu ſehr fehlt das Behagen am fremden und eigenen Leben, die Sicherheit fehlt und der frohe Stolz, mit welchem die Schriftſteller anderer Sprachen auf die Vergangenheit und Gegenwart ihres Volkes blicken, im Ueberfluß aber hat der Deutſche Demüthigungen, unerfüllte Wünſche und eifrigen Zorn. Wer in ſolcher Zeit Poetiſches geſtaltet, dem fließt nicht die freie Liebe allein, auch der Haß fließt leicht aus dem ſchreibenden Rohr, leicht tritt an die Stelle einer dichteriſchen Idee die praktiſche Tendenz, und ſtatt freier Laune findet der Leſer vielleicht eine unſchöne Miſchung von plumper Wirklichkeit und gekünſtelter Empfindung.

Bei ſolchen Gefahren hat der Dichter doppelt die Pflicht, die Umriſſe ſeiner Bilder rein zu halten von Verzerrung, und ſeine eigene Seele frei von Ungerechtigkeit. Dem Schönen in edelſter Form den höchſten Ausdruck zu geben, iſt nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder ſoll der erfindende Schriftſteller wahr ſein gegen ſeine Kunſt und gegen ſein Volk.

Dieſe Wahrheit zu ſuchen, und wo ich ſie fand, zu vertreten, halte ich für die Aufgabe meines Lebens.

Und ſo ſei meinem ritterlichen Herrn ehrfurchtsvoll das leichte Werk gewidmet. Glücklich werde ich ſein, wenn Eurer Hoheit dieſer Roman den Eindruck macht, daß er wahr nach den Geſetzen des Lebens und der Dichtkunſt erfunden und doch niemals zufälligen Ereigniſſen der Wirklichkeit nachgeſchrieben iſt.

Leipzig, im April 1855.

Guſtav Freytag.

Erſtes Buch.

1.

Oſtrau iſt eine kleine Kreisſtadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnaſium und ſüße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälſchtem Honig gebacken werden. In dieſem altväteriſchen Orte lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Calculator Wohlfart, der für ſeinen König ſchwärmte, ſeine Mitmenſchen — mit Ausnahme von zwei Oſtrauer Spitzbuben und einem groben Strumpfwirker — herzlich liebte und in ſeiner ſauren Amtsthätigkeit viele Veranlaſſung zu heimlicher Freude und zu demüthigem Stolze fand. Er hatte ſpät geheiratet, bewohnte mit ſeiner Frau ein kleines Haus und hielt den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb dieſe glückliche Ehe durch mehre Jahre kinderlos. Endlich begab es ſich, daß die Frau Calculatorin ihre weißbaumwollene Bettgardine mit einer breiten Krauſe und zwei großen Quaſten verzierte und unter der höchſten Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verſchwand, gerade nachdem ſie die letzte Falte zurechtgeſtrichen und ſich überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Wäſche war. Hinter der weißen Gardine wurde der Held dieſer Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Anſicht ſeiner Mutter vom erſten Tage ſeines Lebens die ſtaunenswertheſten Eigenheiten zeigte. Abgeſehen davon, daß er ſich lange Zeit nicht entſchließen konnte, die Speiſen mit der Höhlung des Löffels zu faſſen, ſondern hartnäckig die Anſicht feſthielt, daß

der Griff dazu geeigneter ſei, und abgeſehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem ſchwarzen Käppchen ſeines Vaters zeigte und das Käppchen mit Hülfe des Kindermädchens alle Tage heimlich vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufſetzte, erwies er ſich auch bei wichtigerer Gelegenheit als ein einziges Kind, das noch niedageweſen. Er war am Abend ſehr ſchwer ins Bett zu bringen und bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch herumlaufen zu laſſen; er konnte ſtundenlang vor ſeinem Bilderbuch kauern und mit dem rothen Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er dieſen wiederholt ſeiner Liebe verſicherte und dringend aufforderte, ſich nicht dadurch ſeiner kleinen Familie zu entziehn, daß er ſich vom Dienſtmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderſpiel aus dem Kreiſe und ſetzte ſich ernſthaft in eine Stubenecke, um nachzudenken. In der Regel war das Reſultat ſeines Denkens, daß er für Eltern oder Geſpielen etwas hervorſuchte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb ſein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüber zu ſitzen, die Beinchen über einander zu legen, wie der Vater that, und aus einem Hollunderrohr zu rauchen, wie ſein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeiſe zu thun pflegte. Dann ließ er ſich allerlei vom Vater erzählen, oder er ſelbſt erzählte ſeine Geſchichten. Und das that er, wie die Frauenwelt von Oſtrau einſtimmig verſicherte, mit ſo viel Gravität und Anſtand, daß er bis auf die blauen Augen und ſein blühendes Kindergeſicht vollkommen ausſah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienſt. Unartig war er ſo ſelten, daß der Theil des weiblichen Oſtrau, welcher einer düſtern Auffaſſung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein ſolches Kind heranwachſen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landraths auf offener Straße durchprügelte und durch dieſe Unthat ſeine Ausſichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte. Kurz, er war ein ſo ungewöhnlicher Knabe, wie

nur je das einzige Kind warmherziger Eltern gewesen ist. Auch in der Bürgerschule und später im Gymnasium wurde er ein Muster für Andere und ein Stolz seiner Familie. Und da der Zeichenlehrer behauptete, Anton müsse Maler werden, und der Ordinarius von Tertia dem Vater rieth, ihn Philologie studiren zu lassen, so wäre der Knabe seiner zahlreichen Anlagen wegen wahrscheinlich in die gewöhnliche Gefahr ausgezeichneter Kinder gekommen, für keine einzige Thätigkeit den rechten Ernst zu finden, wenn nicht ein Zufall seinen Beruf bestimmt hätte.

An jedem Weihnachtsfest wurde durch die Post eine Kiste in das Haus des Calculators befördert, worin ein Hut des feinsten Zuckers und ein großes Packet Kaffe standen. Gewöhnlichen Zucker ließ der Hausherr durch seine Frau klein schlagen, diesen Zuckerhut zerbrach er selbst mit vielem Kraftaufwand in einer feierlichen Handlung, und freute sich über die viereckigen Würfel, welche seine Kunst hervorzubringen vermochte. Der Kaffe dagegen wurde von der Frau Calculatorin eigenhändig gebrannt, und sehr angenehm war das Selbstgefühl, mit welchem der würdige Hausherr die erste Tasse dieses Kaffe's trank. Das waren Stunden, wo ein poetischer Duft, der so oft durch die Seelen der Kinder zieht, das ganze Haus erfüllte. Der Vater erzählte dann gern seinem Sohne die Geschichte dieser Sendungen. Vor vielen Jahren hatte der Calculator in einem bestäubten Actenbündel, das von den Gerichten und der Menschheit bereits aufgegeben war, ein Document gefunden, worin ein großer Gutsbesitzer aus Posen erklärte, einem bekannten Handelshause der Hauptstadt mehre tausend Thaler zu schulden. Offenbar war der Schuldschein in kriegerischer und ungesetzmäßiger Zeit in ein falsches Actenheft verlegt worden. Er hatte den Fund am gehörigen Orte angezeigt, und das Handelshaus war dadurch in Stand gesetzt worden, einen verzweifelten Rechtsstreit gegen die Erben des Schuldners zu gewinnen. Darauf hatte der junge Chef

der Handlung ſich angelegentlich nach dem Finder des Documents erkundigt und demſelben einen artigen Brief geſchrieben, der Calculator hatte, wie ſeine Art war, ſehr beſtimmt allen Dank abgelehnt, weil er nur ſeine Amtspflicht erfüllt habe. Von da ab erſchien an jeder Weihnacht die erwähnte Sendung mit einem kurzen herzlichen Begleitſchreiben und wurde jedesmal umgehend durch ein kalligraphiſches Kunſtwerk des Calculators erwiedert, worin dieſer unermüdlich ſeine Ueberraſchung über die unerwartete Sendung ausdrückte und der Firma zum neuen Jahr aus voller Seele Gutes wünſchte. Selbſt ſeiner Frau gegenüber behandelte der Herr die Weihnachtſendung als einen Zufall, eine Kleinigkeit, ein Nichts, welches von der Laune eines Commis der Firma T. O. Schröter abhänge, und jedes Jahr proteſtirte er eifrig, wenn die Frau Calculatorin die zu erwartende Kiſte bei ihren Wirthſchaftsplänen in Rechnung brachte. Aber im Stillen hing ſeine Seele an dieſen Sendungen. Es waren nicht die Pfunde Raffinade und Cuba, es war die Poeſie dieſer gemüthlichen Beziehung zu einem ganz fremden Menſchenleben, was ihn ſo glücklich machte. Er hob alle Briefe der Firma ſorgfältig auf, wie die drei Liebesbriefe ſeiner Frau, ja er heftete ſie mit dem Ehrwürdigſten, was er kannte, mit ſchwarz und weißem Seidenfaden in ein kleines Actenbündel; er wurde ein Kenner von Colonialwaaren, ein Kritiker, deſſen Geſchmack von den Kaufleuten in Oſtrau höchlich reſpectirt wurde; er konnte ſich nicht enthalten, den billigen Melis-Zucker und den Braſil-Kaffe als untergeordnete Erzeugniſſe der Schöpfung mit einer entſchiedenen Verachtung zu behandeln; er fing an, ſich für die Geſchäfte der großen Handlung zu intereſſiren, und ſtudirte in den Zeitungen regelmäßig die Marktpreiſe von Zucker und Kaffe, welche mit merkwürdigen und für Nicht-Eingeweihte ganz unverſtändlichen Bemerkungen hinter den politiſchen Nachrichten ſtanden; ja er ſpeculirte in ſeiner Seele mit als Aſſocié ſeines Freundes, des großen Kaufmanns, er ärgerte ſich, wenn der Kaffe in den

Zeitungen flaute, und war vergnügt, wenn der Zucker als angenehm notirt war.

Das war ein unſcheinbares, leichtes Band, welches den Haushalt des Calculators mit dem geſchäftlichen Treiben der großen Welt verknüpfte; und doch wurde es für Anton ein Leitſeil, wodurch ſein ganzes Leben Richtung erhielt. Denn wenn der alte Herr am Abend in ſeinem Garten ſaß, das Sammtkäppchen in dem grauen Haar und ſeine Pfeife im Munde, dann verbreitete er ſich gern mit leiſer Sehnſucht über die Vorzüge eines Geſchäftes, welches die Fülle der herrlichſten Sachen gewähre, und frug dann ſcherzend ſeinen Sohn, ob er auch Kaufmann werden wolle. Und in der Seele des Kleinen ſchoß augenblicklich ein hübſches Bild zuſammen, wie die Strahlen bunter Glasperlen im Kaleidoſkop, zuſammengeſetzt aus großen Zuckerhüten, Roſinen und Mandeln und goldenen Apfelſinen, aus dem freundlichen Lächeln ſeiner Eltern und all dem geheimnißvollen Entzücken, welches ihm ſelbſt die ankommende Kiſte je bereitet; bis er begeiſtert ausrief: „Ja, Vater, ich will!“ — Man ſage nicht, daß unſer Leben arm ſei an poetiſchen Stimmungen, noch beherrſcht die Zauberin Poeſie überall das Treiben der Erdgebornen. Aber ein Jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichſten Winkel ſeiner Seele hegt, denn wenn ſie erſt groß gewachſen ſind, werden ſie leicht ſeine Herren, ſtrenge Herren!

So lebte die Familie ſtill fort durch manches Jahr. Anton wuchs heran und lief mit ſeiner Büchermappe durch alle Klaſſen des Gymnaſiums bis in die ſtolze Prima. Wenn die Frau Calculatorin ihren Mann bat, über Antons Zukunft einen feſten Entſchluß zu faſſen, erwiederte der Hausherr mit einem ſiegesfrohen Lächeln: „Der Entſchluß iſt gefaßt, er will ja Kaufmann werden. Erſt muß er mit dem Gymnaſium fertig ſein, dann ſteht ihm die ganze Welt offen.“ Und dann that der Calculator, als ob das Abiturientenzeugniß ein Schlüſſel zu allen Ehren der Welt ſei. Im Geheimen aber bangte ihm

ein wenig davor, den Familientraum der Ausführung näher zu bringen.

Unterdeß kam ein schwarzer Tag, wo die Fensterladen des Hauses lange geschlossen blieben, das Dienstmädchen mit rothen Augen die Treppe auf und ab lief, der Arzt kam und den Kopf schüttelte, und der alte Herr am Lager seiner Frau das Sammtkäppchen in den gefalteten Händen hielt, während der Sohn schluchzend vor dem Bette kniete und seinen Lockenkopf darauf legte, welchen die Hand der sterbenden Mutter noch zu streicheln versuchte. Drei Tage nach diesem Morgen wurde die Frau Calculatorin begraben und der alte Herr und Anton saßen am Abend nach dem Begräbniß bleich und einsam einander gegenüber. Anton schlich von Zeit zu Zeit hinter die Stachelbeeren, sich dort in der Stille auszuweinen, und der alte Herr stand häufig von seinem Stuhle auf und ging in die Schlafstube, wo die weiße Gardine mit den beiden Quasten hing, und weinte ebenfalls. Der Jüngling erhielt nach langem Weinen die rothen Backen wieder, der alte Herr kam nicht wieder zu Kräften. Er klagte über nichts, er rauchte seine Pfeife wie immer, er ärgerte sich noch immer, wenn der Kaffee flaute; aber es war kein rechtes Rauchen und auch kein rechter Aerger mehr. Oft sah er seinen Sohn nachdenklich und traurig an, und der junge Gesell konnte nicht errathen, was den Vater so besorgt mache. Als der Vater aber an einem Sonnabend den Sohn wieder gefragt hatte, ob er noch Kaufmann werden wollte, und Anton zum hundertsten Male versichert hatte, daß er gerade dies gern wolle und nichts Anderes, da stand der alte Herr entschlossen auf, rief das Dienstmädchen und bestellte zum nächsten Morgen eine Fuhre nach der Hauptstadt. Er gestand dem fragenden Sohne nicht, weshalb er die unerhörte Expedition vornahm. Und er hatte wohl Grund zum Schweigen, der arme alte Herr! Denn wenn er auch seit zwanzig Jahren stolz gewesen war auf seinen großen Handelsfreund, so hatte ihm doch immer der

Muth gefehlt, selbst vor den Kaufmann zu treten und für seinen Sohn einen Platz im Comtoir zu erbitten. Sein Wunsch kam ihm sehr verwegen vor, und seine Ansprüche unermeßlich gering. Oft hatte er sich's vorgenommen und stets hatte er's wieder aufgeschoben, bis die Sorge um seinen Sohn größer wurde als seine Scheu.

Als er den Tag darauf sehr spät aus der Hauptstadt zurückkehrte, war er in ganz anderer Stimmung, glücklicher als je nach dem Tode der Frau Calculatorin. Er begeisterte seinen Sohn, der ihn in ahnungsvoller Spannung erwartete, durch seinen Bericht von der unglaublichen Annehmlichkeit des großen Geschäftes und der Freundlichkeit des großen Kaufmanns gegen ihn. Er war zu Mittag geladen worden, er hatte Kibitzeier gegessen, er hatte griechischen Wein aus den Kellern seines Freundes getrunken, einen Wein, gegen welchen der beste Wein im Gasthofe zu Ostrau nichtswürdiger Essig war; er hatte das Versprechen erhalten, daß sein Sohn nach Jahresfrist in das Comtoir eintreten könne, und einige Wünsche über die Vorbildung, die dafür wünschenswerth sei. Schon am nächsten Tage saß Anton vor einem großen Rechenbuch und disponirte mit unbeschränkter Vollmacht über Hunderttausende von Pfunden Sterling, welche er bald in rheinische Gulden verwandelte, bald in Hamburger Mark Banko umsetzte, als brasilianische Milreis in die Welt flattern ließ, und zuletzt ruhig in mexikanischen Staatspapieren anlegte, an denen er mit größter Sicherheit alle möglichen Interessen bis zu zehn vom Hundert zog. Hatte er auf diese Weise ein kolossales Vermögen zusammengescharrt, so ging er in den Garten, ein kleines dünnleibiges Buch in der Hand, welches auf dem Titel versprach, ihn in vier Wochen zu einem fertigen Engländer zu machen. Dort bemühte er sich zum Entsetzen der deutschen Sperlinge und Finken, das A und andere ehrliche Buchstaben auf jede Weise auszusprechen, welche dem Menschen möglich ist, wenn er einen Buchstaben anders aus-

Digitized by Google

ſpricht, als ſich mit der Natur und dem Charakter deſſelben verträgt.

So ging wieder ein Jahr hin, Anton war gerade achtzehn Jahre alt und hatte ſeine Abiturientenprüfung beſtanden; da wurden wieder einmal an einem Morgen die Fenſterladen des Calculators nicht zu gehöriger Zeit geöffnet, wieder rannte das Dienſtmädchen mit verweinten Augen durch das Haus, und wieder ſchüttelte die Nachtlampe unzufrieden und kummervoll ihre feurige Mütze. Diesmal lag der alte Herr ſelbſt im Bett und Anton ſaß vor demſelben, beide Hände des Vaters haltend. Der alte Herr aber ließ ſich nicht feſthalten, ſondern ſtarb ſo eilig als möglich, nachdem er ſeinen Sohn vielmal geſegnet hatte. Nach einigen Tagen lauten Schmerzes ſtand Anton allein in der ſtillen Wohnung, eine Waiſe, im Anfange eines neuen Lebens.

Der alte Herr war nicht umſonſt Calculator geweſen: ſein Haushalt war in muſterhafter Ordnung, ſeine ſehr geringe Hinterlaſſenſchaft in der geheimen Schublade des Schreibtiſches war auf dem gehörigen Blatt Papier zu Heller und Pfennig aufgezeichnet; Alles, was im letzten Jahre durch das Dienſtmädchen zerſchlagen oder verwüſtet worden war, fand ſich an der betreffenden Stelle bemerkt und abgerechnet, über Jedes war Dispoſition getroffen; auch ein Brief an den Kaufherrn fand ſich vor, den der Verſtorbene noch in den letzten Tagen mit zitternder Hand geſchrieben hatte; ein treuer Hausfreund war zum Vormund Antons beſtellt und mit dem Verkauf des Hauſes und Gartens und ſeines ganzen Inhalts beauftragt; und Anton trat, vier Wochen nach dem Tode des Vaters, an einem frühen Sommermorgen über die Schwelle des väterlichen Hauſes, legte den Schlüſſel deſſelben in die Hand des Vormundes, übergab ſein Gepäck einem Fuhrmann und fuhr durch das Thor des Städtchens auf die Hauptſtadt zu, den Brief ſeines Vaters an den Kaufmann in der Taſche.

2.

Schon welkte das frisch gemähete Wiesengras in der Mittagssonne, als Anton dem Nachbar aus Ostrau, der ihn bis zur letzten Station vor der Hauptstadt mitgenommen hatte, die Hand schüttelte und dann rüstig auf der Landstraße vorwärts schritt. Es war ein lachender Sommertag, auf den Wiesen klirrte die Sense des Schnitters am Wetzstein und oben in der Luft sang die unermüdliche Lerche. Vor dem Wanderer strich die Landschaft in hügelloser Ebene fort, am Horizont hinter ihm erhob sich der blaue Zug des Gebirges. Kleine Bäche, von Erlen und Weidengruppen eingefaßt, durchrannen lustig die Landschaft, jeder Bach bildete ein Wiesenthal, das auf beiden Seiten von üppigen Getreidefeldern begrenzt wurde. Von allen Seiten stiegen die hellen Glockenthürme der Kirchen aus dem Boden auf, jeder als Mittelpunkt einer Gruppe von braunen und rothen Dächern, die mit einem Kranz von Gehölz umgeben waren. Bei vielen Dörfern konnte man an der stattlichen Baumallee und dem Dach eines großen Gebäudes den Rittersitz erkennen, welcher neben den Dorfhäusern lag, wie der Schäferhund neben der wolligen Heerde.

Anton eilte vorwärts, wie auf Sprungfedern fortgeschnellt. Vor ihm lag die Zukunft, sonnig gleich der Flur, ein Leben voll strahlender Träume und grüner Hoffnungen. Nach langer Trauer in der engen Stube pochte heut sein Herz zum ersten Mal wieder in kräftigen Schlägen; in der Fülle der Jugendkraft strahlte sein Auge und lachte sein Mund. Alles um ihn glänzte, duftete, wogte wie in elektrischem Feuer, in langen Zügen trank er den berauschenden Wohlgeruch, der aus der blühenden Erde aufstieg. Wo er einen Schnitter im Felde traf, rief er ihm zu, daß heut ein guter Tag sei, und einen guten Tag rief jeder Mund dem schmucken Jüngling zurück. Im Getreidefelde neigten sich die Aehren am schwanken Stiel auf ihn zu, sie nickten und grüßten, und in ihrem Schatten

ſchwirrten unzählige Grillen ihren Geſang: „Luſtig, luſtig im Sonnenſchein!“ Auf der Weide ſaß ein Volk Sperlinge, die kleinen Barone des Feldes flüchteten nicht, als er vor dem Stamm ſtehen blieb, ja ſie beugten die Hälſe herunter und ſchrieen ihn an: „Guten Tag, Wandersmann, wohin, wohin?“ Und Anton ſagte leiſe: „Nach der großen Stadt, in das Leben.“ „Gutes Glück,“ ſchrieen die Sperlinge, „friſch vorwärts!“

Anton durchſchritt auf dem Fußpfad einen Wieſengrund, ging über eine Brücke und ſah ſich in einem Wäldchen mit gut erhaltenen Kieswegen. Immer mehr nahm das Gebüſch den Charakter eines gepflegten Gartens an, der Wandrer bog um einige alte Bäume und ſtand vor einem großen Raſenplatz. Hinter dieſem erhob ſich ein Herrenhaus mit zwei Thürmchen in den Ecken und einem Balcon. Wer auf dem Balcon ſtand, konnte über den Grasplatz hinüber durch eine Oeffnung in den Baumgruppen die ſchönſten Umriſſe des fernen Gebirges ſehn. An den Thürmchen liefen Kletterroſen und wilder Wein in die Höhe, und unter dem Balcon öffnete ſich gaſtlich eine Halle, welche mit blühenden Sträuchern ausgeſchmückt war. Es war kein prunkender Landſitz, und es gab viele größere und ſchönere in der Umgegend; aber es war doch ein ſtattlicher Anblick, ſehr imponirend für Anton, der, in einer kleinen Stadt aufgewachſen, nur ſelten den behaglichen Wohlſtand eines Gutsbeſitzers in der Nähe geſehen hatte. Alles erſchien ihm ſehr prächtig und großartig! Die zierlich geformten Blumenbeete in dem geſchorenen Sammt des Raſens, die bunten Gruppen der Glashauspflanzen, der fröhliche Schmuck, den die Hand des Gärtners um das Herrenhaus herum angebracht hatte, das alles ſah ihm in dem reinen Lichte und der Ruhe des Sonntages aus wie ein Bild aus fernem Lande. Der glückliche Jüngling gerieth in ein ſo träumeriſches Entzücken, daß er ſich in den Schatten eines großen Fliederſtrauches am Wege ſetzte und hinter dem Buſch verborgen lange Zeit auf das anmuthige Bild hinſtarrte. Wie glücklich mußten die

Menſchen ſein, welche hier wohnten, wie vornehm und wie edel! Auf dieſer Seite ſchöne Blüthen und große Bäume, auf der andern Seite wahrſcheinlich ein weiter Hofraum mit Scheuern und Ställen, viele Pferde darin, große Rinder und unzählige feinwollige Schafe. Denn ſchon vor dem Eintritt in den Park hatte Anton auf eingehegtem Wieſenraum eine Anzahl Füllen geſehn und ihre luſtigen Sprünge beobachtet. Der Reſpect vor Allem, was ſtattlich, ſicher und mit Selbſtgefühl in der Welt auftritt, war ihm, dem armen Sohn des Calculators, angeboren, und wenn er jetzt in der reinen Freude über die Pracht, welche ihn umgab, an ſich ſelbſt dachte, erſchien er ſich als höchſt unbedeutend, als gar nicht der Rede werth, als eine Art geſellſchaftlicher Däumling, winzig, kaum ſichtbar im Graſe. Unwillkürlich fuhr er in die Rocktaſche, ſeine Handſchuhe herauszuholen. Sie waren von gelbem Zwirn, und noch ſeine gute Mutter hatte geſagt, ſie ſähen ganz aus wie ſeidene, und ſeidene Handſchuhe galten in Oſtrau für den höchſten Luxus. Der arme Junge zog mit ihnen die Ueberzeugung an, daß er durch ſie ſeiner jetzigen Umgebung doch um einige Gran würdiger werde.

Lange ſaß er in tiefer Einſamkeit; endlich kam Bewegung in das ſtille Bild. Auf den Balcon des Hauſes trat durch die geöffnete Thür eine zierliche Frauengeſtalt im hellen Sommerkleide mit weiten Spitzenärmeln und einer liebenswürdigen Friſur, wie ſie Anton von alten Rococobildern her kannte; er konnte deutlich die feinen Züge ihres Geſichts erkennen und den klaren Blick des Auges, welcher auf dem Raſenplatz unter ihren Füßen ruhte. Die Dame ſtand auf das Geländer geſtützt bewegungslos wie eine Statue, und Anton ſah ehrerbietig zu ihr hinauf. Endlich flog aus der offenen Thür hinter der Dame ein bunter Papagei, ſetzte ſich auf ihre Hand und ließ ſich von ihr liebkoſen. Dies glänzende Thier ſteigerte Antons Bewunderung. Und als dem Papagei ein faſt erwachſenes Mädchen folgte, welches ſchmeichelnd den Hals der ſchönen

Frau umſchlang, und als die Dame zärtlich die Wange des Mädchens an die ihre drückte, und als der Papagei auf die Köpfe der beiden Damen flog und laut ſchreiend von einer Schulter zur andern ſprang, da wurde das Gefühl der Verehrung in Anton ſo lebhaft, daß er vor innerer Aufregung erröthete und ſich tiefer in den Schatten des Gebüſches zurückzog.

Er dachte an die beiden ſchönen Frauengeſtalten auf dem Balcon und ging mit elaſtiſchem Schritt wie einer, dem etwas Fröhliches begegnet iſt, den breiten Weg zurück, um einen Ausgang aus dem Garten zu finden. Da hörte er hinter ſich das Schnauben eines Pferdes. Auf einem ſchwarzen Pony kam die jüngere der beiden Damen in ſeinem Wege geritten, die ſchlanke Geſtalt ſaß ſicher auf dem Pferde und gebrauchte einen Sonnenſchirm als Reitgerte. Die Damenwelt von Oſtrau hatte nicht die Gewohnheit, auf kleinen Pferden umherzureiten. Nur einmal hatte Anton eine Kunſtreiterin geſehen mit ſehr rothen Wangen und einem langen rothen Kleide, welche, begleitet von einem großen ſchwarzbärtigen Herrn, hinter dem luſtigen Bajazzo durch die Straßen ritt und an jeder Straßenecke anhielt, wo ihr Pferd einen Sprung machte und Bajazzo unerhört lächerliche Worte zu der verſammelten Jugend ſprach. Schon damals hatte er mit unſäglicher Bewunderung die ſchöne Reiterin betrachtet, und jetzt war er ganz der Mann, daſſelbe Gefühl wo möglich in ſtärkerem Grade zu empfinden. Er blieb ſtehen und machte der Reiterin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieſe erwiederte die Huldigung mit graziöſem Kopfnicken, worauf ſie plötzlich ihr Pferd anhielt und freundlich frug: „Suchen Sie Jemand hier? Vielleicht wünſchen Sie meinen Vater zu ſprechen.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Anton mit tiefſter Ehrerbietung. „Wahrſcheinlich bin ich auf einem Wege, der Fremden nicht erlaubt iſt. Ich kam den Fußſteig über die Wieſen und ſah kein Thor und keinen Zaun.“

„Das Thor iſt auf der Brücke, es ſteht am Tage offen,“

belehrte das Fräulein gnädig auf Anton ſehend; denn da Ehrfurcht nicht gerade das gewöhnliche Gefühl iſt, welches vierzehnjährige Fräulein einflößen, ſo war ihr die maſſenhafte Anhäufung dieſer Empfindung bei Anton außerordentlich wohlthuend.

„Da Sie im Garten ſind, wollen Sie ſich nicht darin umſehen? Es wird uns freuen, wenn er Ihnen gefällt," fügte ſie mit Würde hinzu.

„Ich habe mir die Freiheit genommen," erwiederte Anton wieder mit einer Verbeugung, „ich war bis dort oben am Raſenplatz vor dem Schloß. Er iſt prächtig!" rief der ehrliche Junge begeiſtert aus.

„Ja," ſagte die Dame, immer noch den Pony anhaltend, „Mama hat ſelbſt dem Gärtner Alles angegeben."

„Alſo die gnädige Frau, welche vorhin auf dem Balcon ſtand, iſt Ihre Frau Mutter?" frug Anton ſchüchtern.

„Ah! Sie haben uns belauſcht," rief die Kleine und ſah ihn vornehm an. „Wiſſen Sie, daß das nicht hübſch war?"

„Seien Sie mir deßhalb nicht böſe," bat Anton demüthig; „ich trat ſogleich zurück, aber es ſah wunderſchön aus. Die beiden Damen neben einander, die Büſchel blühender Roſen und das zackige Weinlaub um Sie herum. Ich werde das nicht vergeſſen," fügte er ernſthaft hinzu.

„Er iſt allerliebſt!" dachte das Fräulein. „Da Sie ſo viel von unſerm Garten geſehen haben," ſagte ſie herablaſſend, „ſo müſſen Sie auch auf die Punkte gehen, wo Ausſichten ſind. Ich reite dahin — wenn Sie mir folgen wollen."

Anton folgte in der glücklichſten Stimmung. Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen, und machte den Erklärer. Sie zeigte ihm große Baumgruppen und freundliche Ausſichten auf die Landſchaft, legte dabei einen Theil ihrer Majeſtät ab und wurde geſprächig. Bald plauderten Beide ſo ungezwungen, wie alte Bekannte. Endlich ſtieg das Fräulein ab, als ihr einige Stufen eine ſchickliche

Veranlaſſung gaben, und führte das Pferd am Zügel; darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu ſtreicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und ſeinerſeits dem Fremdling die Rocktaſchen beroch.

„Er hat Zutrauen zu Ihnen," ſagte das Fräulein, „er iſt ein kluges Thier." Sie warf ihm die Zügel über den Kopf und gab ihm einen Schlag, worauf der Pony in kurzen Sprüngen davonrannte. „Wir kommen in den Blumengarten, da darf er nicht hinein; er läuft zum Stall zurück, er iſt's gewöhnt."

„Dieſer Pony iſt ein Wunder von einem Pferde," rief ihm Anton nach.

„Ich bin ſein Liebling," ſagte das Fräulein beiſtimmend, „er folgt mir auf's Wort." Anton fand die Anhänglichkeit des Pony natürlich, ſetzte dieſelbe Empfindung beim Papagei voraus und war geneigt zu behaupten, daß alle übrige Creatur der Erde eine ähnliche Stimmung gegen ſeine Führerin haben müſſe.

„Ich denke, Sie ſind von Familie," frng die junge Dame plötzlich, ſtemmte ihren Schirm gegen einen Baumaſt und ſah Anton mit altklugem Blick an.

„Nein," ſagte der Sohn des Calculators traurig, „mein Vater ſtarb vor vier Wochen, es iſt ein Jahr, daß meine gute Mutter tot iſt, ich bin allein, ich gehe nach der Hauptſtadt." Seine Lippen zuckten bei der Erinnerung an den jüngſten Verluſt.

Erſchrocken ſah das Fräulein den Schmerz im Geſicht des Fremden. „Sie armer, armer Herr!" rief ſie gerührt und verlegen. „Kommen Sie ſchnell, ich will Ihnen noch etwas zeigen. Hier ſind die Frühbeete; hier iſt das Beet mit Erdbeeren, es ſind noch einige darin. — Franz, bringen Sie den Teller mit Beeren," rief ſie dem Gärtner zu. Franz eilte damit herbei. Eifrig ergriff das Fräulein den Teller und bot die Beeren unſerm Helden mit gütigem Lächeln: „Hier,

mein Herr! Haben Sie die Güte, dies von mir anzunehmen. Vom Hauſe meines Vaters darf kein Gaſt ſcheiden, ohne von dem Beſten zu koſten, das uns die Jahreszeit giebt. Bitte, nehmen Sie," bat ſie dringend.

Anton hielt den Teller in der Hand und ſah aus feuchten Augen herzlich nach der jungen Dame.

„Ich eſſe mit Ihnen," ſagte das Fräulein und faßte zwei Beeren. Darauf leerte Anton gehorſam den Teller.

„Jetzt führe ich Sie noch aus dem Garten," ſprach die Dame. Der Gärtner öffnete reſpectvoll eine kleine Seitenthür, und das Fräulein geleitete den Reiſenden bis an einen Teich, auf dem alte und junge Schwäne ruderten.

„Sie kommen heran," rief Anton freudig.

„Sie wiſſen, daß ich etwas für ſie in der Taſche habe," ſagte ſeine Begleiterin und löſte die Kette eines Kahns. — „Steigen Sie ein, mein Herr, ich fahre Sie hinüber, dort drüben iſt Ihr Weg."

„Ich darf Sie nicht ſo bemühen," ſagte Anton und zauderte einzutreten.

„Ohne Widerſpruch," befahl das Fräulein, „es geſchieht gern." Sie ſetzte ſich auf die Steuerbank und drückte das Waſſer mit dem leichten Ruder geſchickt hinter den Kahn. So fuhr ſie langſam über den Teich, die Schwäne zogen ihr nach, ſie hielt von Zeit zu Zeit an und warf ihnen einige Biſſen zu.

Anton ſaß ihr ſelig gegenüber. Er war wie verzaubert. Im Hintergrund das dunkle Grün der Bäume, um ihn die klare Fluth, welche leiſe an dem Schnabel des Kahns rauſchte, ihm gegenüber die ſchlanke Geſtalt der Schifferin, die ſtrahlenden blauen Augen, das edle Geſicht, geröthet durch ein liebliches Lächeln, und hinter ihnen her das Volk der Schwäne, das weiße Gefolge der Herrin dieſer Fluth. Es war ein Traum, ſo lieblich, wie ihn nur die Jugend träumt.

Der Kahn ſtieß an das Ufer, Anton ſtieg heraus und rief: „Leben Sie wohl!" und unwillkürlich ſtreckte er ihr die Hand

entgegen. „Leben Sie wohl," ſagte die Kleine und berührte ſeine Hand mit den Fingerſpitzen. Sie wandte den Kahn und fuhr langſam zurück. Anton ſprang über den Raſen bis auf den erhöhten Weg und ſah von dort auf das Waſſer. Der Kahn landete an einer Baumgruppe, das Fräulein wandte ſich noch einmal nach ihm um, dann verſchwand ſie hinter den Bäumen. Durch eine Oeffnung des Parkes ſah Anton das Schloß vor ſich liegen, hoch und vornehm ragte es über die Ebene. Luſtig flatterte die Fahne auf dem Thürmchen, und kräftig glänzte im Sonnenſchein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen.

„So feſt, ſo edel!" ſagte Anton vor ſich hin.

„Wenn du dieſem Baron aufzählſt hunderttauſend Thalerſtücke, wird er dir doch nicht geben ſein Gut, was er hat geerbt von ſeinem Vater," ſprach eine ſcharfe Stimme hinter Antons Rücken. Dieſer wandte ſich zornig um, das Zauberbild verſchwand, er ſtand in dem Staube der großen Landſtraße. Neben ihm lehnte an einem Weidenſtamm ein junger Burſche in ärmlichem Aufzuge, welcher ein kleines Bündel unter dem Arme hielt und mit ruhiger Unverſchämtheit unſern Helden anſtarrte.

„Biſt du's, Veitel Itzig!" rief Anton, ohne große Freude über die Zuſammenkunft zu verrathen. Junker Itzig war keine auffallend ſchöne Erſcheinung; hager, bleich, mit röthlichem krauſem Haar, in einer alten Jacke und defecten Beinkleidern ſah er ſo aus, daß er einem Gensdarmen ungleich intereſſanter ſein mußte als andern Reiſenden. Er war aus Oſtrau, ein Kamerad Antons von der Bürgerſchule her. Anton hatte in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, durch tapfern Gebrauch ſeiner Zunge und ſeiner kleinen Fäuſte den Judenknaben vor Mißhandlungen muthwilliger Schüler zu bewahren und ſich das Selbſtgefühl eines Beſchützers der unterdrückten Unſchuld zu verſchaffen. Namentlich einmal in einer düſtern Schulſcene, in welcher ein Knackwürſtchen benutzt wurde, um

verzweifelte Empfindungen in Itzig hervorzurufen, hatte Anton so wacker für Itzig plaidirt, daß er selbst ein Loch im Kopfe davontrug, während seine Gegner weinend und blutrünstig hinter die Kirche rannten und selbst die Knackwurst aufaßen. Seit diesem Tage hatte Itzig eine gewisse Anhänglichkeit an Anton gezeigt, welche er dadurch bewies, daß er sich bei schweren Aufgaben von seinem Beschützer helfen ließ und gelegentlich ein Stück von Antons Butterssemmel zu erobern wußte; Anton aber hatte den unliebenswürdigen Burschen gern geduldet, weil ihm wohlthat, einen Schützling zu haben, wenn dieser auch im Verdacht stand, Schreibfedern zu mausen und später an Begüterte wieder zu verkaufen. In den letzten Jahren hatten die jungen Leute einander wenig gesehen, gerade so oft, daß Itzig Gelegenheit erhielt, die vertraulichen Formen des Schulverkehrs durch gelegentliche Anreden und kleine Spöttereien aufzufrischen.

„Die Leute sagen, daß du gehst nach der großen Stadt, um zu lernen das Geschäft," fuhr Veitel fort. „Du wirst lernen, wie man Düten dreht und Syrup verkauft an die alten Weiber; ich gehe auch nach der Stadt, ich will machen mein Glück."

Anton antwortete unwillig über die freche Rede und über das vertrauliche Du, das der Kamerad aus der Elementarschule immer noch gegen ihn wagte: „So gehe deinem Glück nach und halte dich nicht bei mir auf."

„Es hat keine Eil'," entgegnete Veitel nachlässig, „ich will warten, bis auch du gehst, wenn dir meine Kleider nicht sind zu schlecht." Diese Berufung auf Antons Humanität hatte die Folge, daß Anton sich schweigend die Gegenwart des unwillkommenen Gefährten gefallen ließ. Er warf noch einen Blick nach dem Schlosse und schritt dann stumm auf der Landstraße fort, Itzig immer einen halben Schritt hinter ihm. Endlich wandte sich Anton um und frug nach dem Eigenthümer des Schlosses.

Wenn Veitel Itzig nicht ein Hausfreund des Gutsbesitzers war, so mußte er doch zum wenigsten ein vertrauter Freund seines Pferdejungen sein; denn er war bekannt mit vielen Verhältnissen des Freiherrn, der in dem Schlosse wohnte. Er berichtete, daß der Baron nur zwei Kinder habe, dagegen eine ausgezeichnete Schafheerde auf einem großen schuldenfreien Gut. Der Sohn sei auswärts auf einer Schule. Als Anton mit lebhaftem Interesse zuhörte und dies durch seine Fragen verrieth, sagte Itzig endlich: „Wenn du willst haben das Gut von diesem Baron, ich will dir's kaufen."

„Ich danke," antwortete Anton kalt; „er würde es nicht verkaufen, hast du mir eben gesagt."

„Wenn Einer nicht will verkaufen, muß man ihn dazu zwingen," rief Itzig.

„Du bist der Mann dazu," sprach Anton.

„Ob ich bin der Mann, oder ob es ist ein Anderer: es ist doch zu machen, daß man kauft von jedem Menschen, was er hat. Es giebt ein Recept, durch das man kann zwingen einen Jeden, von dem man etwas will, auch wenn er nicht will."

„Muß man ihm einen Trank eingeben," frug Anton mit Verachtung, „oder ein Zauberkraut?"

„Tausendgüldenkraut heißt das Kraut, womit man Vieles kann machen in der Welt," erwiederte Veitel, „aber wie man es muß machen, daß man auch als kleiner Mann kriegen kann so ein Gut, wie des Barons Gut, das ist ein Geheimniß, welches nur Wenige haben. Wer das Geheimniß hat, wird ein großer Mann, wie der Rothschild, wenn er lange genug am Leben bleibt."

„Wenn er nicht vorher festgesetzt wird," warf Anton ein.

„Nichts eingesteckt!" antwortete Veitel. „Wenn ich nach der Stadt gehe zu lernen, so gehe ich zu suchen die Wissenschaft, sie steht auf Papieren geschrieben. Wer die Papiere finden kann, der wird ein mächtiger Mann: ich will suchen diese Papiere, bis ich sie finde."

Anton sah seinen Reisegefährten von der Seite an, wie man einen Menschen ansieht, dessen Verstand in der Irre lustwandelt, und sagte endlich mitleidig: „Du wirst sie nirgend finden, armer Veitel."

Itzig aber fuhr fort, sich vertraulich an Anton drängend: „Was ich dir sage, das erzähle Keinem weiter. Die Papiere sind gewesen in unsrer Stadt, Einer hat sie gekriegt von einem alten sterbenden Bettler, und ist geworden ein mächtiger Mann; der alte Schnorrer hat sie ihm gegeben in einer Nacht, wo der Andere hat gebetet an seinem Lager, ihm zu vertreiben den Todesengel."

„Und kennst du den Mann, der die Papiere hat?" frug Anton neugierig.

„Wenn ich ihn weiß, so werde ich es doch nicht sagen," antwortete Veitel schlau, „aber ich werde finden das Recept. Und wenn du haben willst das Gut des Barons, und seine Pferde und Kühe und seinen bunten Vogel, und den Backfisch, seine Tochter, so will ich dir's schaffen aus alter Freundschaft und weil du ausgehauen hast die Bocher in der Schule für mich."

Anton war entrüstet über die Frechheit seines Gefährten. „Hüte dich nur, daß du kein Schuft wirst, du scheinst mir auf gutem Wege zu sein," sagte er zornig und ging auf die andere Seite der Straße.

Itzig ließ sich durch diesen guten Rath nicht anfechten, sondern pfiff ruhig vor sich hin. So schritten die beiden Reisenden in langem Schweigen, welches Itzig unbefangen beim nächsten Dorfe unterbrach, indem er seinem Begleiter wieder Namen und Vermögensverhältnisse des Rittergutes angab. Und diese belehrende Unterhaltung wiederholte sich bei jedem Dorf, bis Anton ganz betroffen wurde über die ausgebreiteten statistischen Kenntnisse seines Gefährten. Endlich verstummten Beide und legten die letzte Meile ohne ein Wort zu sprechen neben einander zurück.

3.

Der Freiherr von Rothſattel gehörte zu den wenigen Menſchen, welche nicht nur von aller Welt glücklich geprieſen werden, ſondern auch ſich ſelbſt für glücklich halten. Er ſtammte aus einem ſehr alten Hauſe. Ein Rothſattel war ſchon in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande geritten. Wenigſtens wurde in der Familie ein Rococo-Flacon von buntem Glas als orientaliſches Fläſchchen aufbewahrt, zum Beweis für die Exiſtenz des Ahnherrn und zur Erinnerung an die fromme Zeit der Kreuzzüge. Ein anderer Rothſattel hatte einen Haufen Bergleute gegen die Huſſiten geführt und war mit dem ganzen Haufen zu ſeiner und des Herrn Ehre erſchlagen worden. Wieder einer war Fähnrich in dem Heere des Moritz von Sachſen geweſen, er galt für den Stifter der Linie Rothſattel-Steigbügel, und ſein kriegeriſches Bildniß hing noch im Thurmzimmer des Schloſſes. Ein anderer hatte ſich im dreißigjährigen Kriege bei verſchiedenen Armeen und auf eigene Fauſt gerührt; die Familienſage meldete von ihm, er ſei ein ſehr dicker Herr und ein großer Trinker geweſen, von kräftiger Suade und etwas freien Sitten. Er war als Erſter des Geſchlechtes in die Gegend gekommen, in welcher dieſe Erzählung verlaufen ſoll, und hatte eine Anzahl Landgüter auf irgend eine Weiſe in Beſitz genommen. Unter den Kinderfrauen der Familie beſtand ſeit alter Zeit die düſtere Ueberzeugung, daß dieſer dicke Herr zuweilen im Keller auf einer großen Krauttonne zu ſehen ſei, wo er als ruheloſer Geiſt ſitze und ächze, zur Strafe für ſchauderhafte Vergehungen gegen die Tugend ſeiner weiblichen Zeitgenoſſen. Wieder ein anderer Vorfahr war kaiſerlicher Rath zu Wien geweſen; der Urgroßvater des gegenwärtigen Beſitzers war von dem großen König der Preußen ſtarr angeſehen und darauf mit Wohlwollen angeredet worden. Auch der Großvater war zu ſeiner Zeit ein unternehmender und vielbeſprochener Cavalier geweſen,

der in der Armee keine Lorbeeren gefunden und ſich reſignirt hatte, dieſelben im Boudoir galanter Damen und am grünen Tiſch zu ſuchen. Leider waren ihm dabei ſeine Güter läſtig geworden und aus den Händen geglitten. Sein Sohn endlich, der Vater des gegenwärtigen Beſitzers, war ein einfacher Landedelmann von mäßigem Geiſte, der nach langen Proceſſen das eine ſtattliche Gut aus den Trümmern des Familienvermögens rettete und ſein Leben damit zubrachte, daſſelbe für ſeine Nachkommen ſchuldenfrei zu machen. Die Rothſattel haben von je in dem Rufe geſtanden, ſtarke Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, und alle ältern Damen aus der Familie erklärten dieſe Eigenheit — ſo höchſt achtungswerth ſie auch ſonſt ſei — doch für den einzigen Grund, daß das berühmte Haus nicht dazu gekommen war, die neunzinkige Grafenkrone oder gar den geſchloſſenen Reif eines Titularfürſtenthums auf dem Wappenhelm ſeines Seniors zu ſehen. Gegenüber dem alten Brauch ſeines Hauſes erwies der Vater auch dadurch ſeinen beſcheidenen Sinn, daß er nur einen Sohn hinterließ.

Der gegenwärtige Beſitzer des Gutes hatte in einem Garderegiment gedient, wie dem Sproß eines ſo kriegeriſchen Hauſes ziemte. Er hatte dort den Ruf eines vollendeten Edelmanns erworben. Er war brauchbar im Dienſt und ein vortrefflicher Kamerad geweſen, wohlbewandert in allen ritterlichen Uebungen, zuverläſſig in Ehrenſachen. Er hatte bei Hofbällen ſtets ſchicklich dageſtanden, und ſo oft er von einer Prinzeß befohlen wurde, mit guter Haltung getanzt. Auch als Mann von Charakter hatte er ſich gezeigt, da er aus wirklicher Neigung ein armes Hoffräulein heiratete, eine liebenswürdige junge Dame, deren Abgang aus den Quadrillen des Hofes lebhafte Betrübniß in allen Männerherzen hervorrief. Mit ſeiner Gemahlin hatte ſich der Freiherr als verſtändiger Mann in die Provinz zurückgezogen, hatte durch eine Reihe von Jahren faſt ausſchließlich für ſeine Familie gelebt und dadurch den Vortheil errungen, daß ſeine Regimentsſchulden ſämmtlich bezahlt

und ſeine Ausgaben nicht größer waren, als ſeine Einnahmen. Sein Haus war vortrefflich eingerichtet; die geringe Ausſteuer ſeiner Frau war dazu benützt worden, ihr durch Einrichtung des Parks eine große Freude zu machen. Der Freiherr hielt einen Weinkeller von guten Tiſchweinen, hatte zwei prächtige Wagenpferde und zwei elegante Reitpferde, ging jeden Morgen durch die Wirthſchaft und ritt jeden Nachmittag auf's Feld, hielt viel auf ſeine Schafheerde und ſetzte einen Stolz darein, ſeine feine Wolle gut waſchen zu laſſen. Er war ein durchaus ehrlicher Mann, noch jetzt eine imponirend ſchöne Geſtalt, verſtand würdig zu repräſentiren und einen gaſtfreien Wirth zu machen, und liebte ſeine Frau wo möglich noch mehr als in den erſten Monaten nach ſeiner Vermählung. Kurz er war das Muſterbild eines adligen Rittergutsbeſitzers. Er war kein übermäßig reicher Herr, ungefähr das, was man einen Fünftauſendthalermann nennt, und hätte ſein ſchönes Gut in günſtigen Zeiten wohl um vieles höher verkaufen können, als der ſcharfſinnige Itzig annahm. Er hätte das aber mit Recht für eine große Thorheit gehalten. Zwei geſunde und fähige Kinder vollendeten das Glück ſeines Haushaltes, der Sohn war im Begriff als Militär die Familiencarriere zu beginnen, die Tochter ſollte noch einige Jahre unter den Flügeln der Mutter leben, bevor ſie in die große Welt trat.

Wie alle Menſchen, welchen das Schickſal Familienerinnerungen aus alter Zeit auf einen Schild gemalt und an die Wiege gebunden hat, war auch unſer Freiherr geneigt, viel an die Vergangenheit und Zukunft ſeiner Familie zu denken. An ſeinem Großvater war die trübe Erfahrung gemacht worden, daß ein einziger ungeordneter Geiſt hinreicht, das auseinander zu ſtreuen, was emſige Vorfahren an Goldkörnern und Ehren für ihre Nachkommen geſammelt haben. Er hätte deßhalb gern ſein Haus für alle Zukunft vor dem Herunterkommen geſichert, hätte gern ſein ſchönes Gut in ein Majorat verwandelt und dadurch leichtſinnigen Enkeln erſchwert, zwar nicht

Schulden zu machen, aber dieſelben zu bezahlen. Doch die Rückſicht auf ſeine Tochter hielt ihn von dieſem Schritte ab, es kam ſeinem ehrlichen Gefühl ungerecht vor, dies geliebte Kind wegen künftiger ungewiſſer Rothſattel zu enterben. Und er empfand mit Schmerz, daß ſein altes Geſchlecht in der nächſten Generation in dieſelbe Lage kommen werde, in der die Kinder eines Beamten oder eines Krämers ſind, in die unbequeme Lage, ſich durch eigene Anſtrengung eine mäßige Exiſtenz ſchaffen zu müſſen. Er hatte oft verſucht, von ſeinen Erträgen zurückzulegen, indeß die Gegenwart war dazu wirklich nicht geeignet; überall fing man an mit einer gewiſſen Reichlichkeit zu leben, mehr auf elegante Einrichtung und den zahlloſen kleinen Schmuck des Daſeins zu halten. Und was er in günſtigen Jahren etwa geſpart hatte, das war auf kleinen Badereiſen, welche die zarte Geſundheit ſeiner Frau nach der Behauptung des Arztes nothwendig machte, immer wieder ausgegeben worden. Der Gedanke an die Zukunft ſeiner Familie beſchäftigte den Freiherrn auch heut, als er auf ſeinem Halbblut durch die große Kaſtanienallee dem Schloſſe zuſprengte. Es war eine ſehr kleine Wolke, welche unter dem Sonnenſchein ſeiner Seele dahinfuhr, ſie verſchwand im Nu, als er Gewänder vor ſich flattern ſah und ſeine Gemahlin erkannte, welche mit der Tochter ihm entgegeneilte. Er ſprang vom Pferde, küßte ſein Lieblingskind auf die Stirn und ſagte vergnügt zu ſeiner Frau: „Wir haben vortreffliches Wetter zur Heuernte, es wird nach Kräften eingefahren, der Amtmann behauptet, wir hätten noch nie ſo viel Futter gemacht.“

„Du haſt Glück, Oscar,“ ſagte die Baronin zärtlich zu ihm aufblickend.

„Wie immer ſeit ſiebzehn Jahren, ſeit ich dich heimgeführt habe,“ antwortete der Gemahl mit einer Artigkeit, die vom Herzen kam.

„Heut ſind es ſiebzehn Jahr,“ rief die Baronin, „ſie ſind vergangen, wie ein Sommertag. Wir ſind ſehr glücklich ge-

weſen, Oscar.“ Sie ſchmiegte ſich an ſeinen Arm und ſah dankend zu ihm auf.

„Geweſen?“ frug der Freiherr; „ich denke, wir ſind's noch. Und ich ſehe nicht ein, weßhalb es nicht weiter ſo fortgehen ſoll.“

„Berufe es nicht,“ bat die Baronin. „Mir iſt manchmal, als könnte ſo viel Sonnenſchein nicht ewig währen; ich möchte demüthig entbehren und faſten, um den Neid des Schickſals zu verſöhnen.“

„Nun,“ ſagte der Freiherr gutmüthig, „das Schickſal läßt uns auch nicht ungezauſt. Die Donnerwetter fehlen uns nicht, aber dieſe kleine Hand erhebt ſich zur Beſchwörung und ſie ziehn vorüber. Haſt du nicht Aerger genug mit dem Haushalt, den Tollheiten der Kinder, und zuweilen mit deinem Tyrannen, daß du dir mehr erſehnſt?“

„Du lieber Tyrann!“ rief die Baronin. „Dir danke ich dies Glück. Und wie fühle ich es! Nach ſiebzehn Jahren bin ich immer noch ſtolz darauf, einen ſo ſtattlichen Hausherrn zu haben, ein ſo ſchönes Schloß und ein ſo großes Gut, wo jeder Fußtritt des Bodens auch mir gehört. Als du mich, das arme Fräulein, mit meinen Fähnchen und dem Schmuckkäſtchen, das ich der Gnade der Herrſchaften verdanke, in dein Haus führteſt, da erſt lernte ich erkennen, welche Seligkeit es iſt, im eigenen Hauſe als Herrin zu regieren und dem Willen keines Andern zu gehorchen, als dem des geliebten Mannes.“

„Du haſt doch Vieles aufgegeben um meinetwillen,“ ſagte der Freiherr. „Oft habe ich gefürchtet, daß unſer Landleben dir, dem Günſtling der verſtorbenen Prinzeß, zu einſam und klein erſcheinen würde.“

„Dort war ich Dienerin, hier bin ich Herrin,“ ſagte die Baronin lachend. „Außer meiner Toilette hatte ich nichts, was mir ſelbſt gehörte. Immer in den langweiligen Stuben der Hoffräulein umherziehen, an allen Abenden zu der letzten Rolle verurtheilt ſein, und dabei die Angſt haben, daß das immer ſo fortgehen ſoll, bis man alt wird in ewigen Zer-

ſtreuungen, ohne eigenes Leben! Du weißt, daß mich das oft traurig gemacht hat. Hier ſind die Ueberzüge unſerer Möbeln nicht von ſchwerem Seidenſtoff und in unſerm Saal ſteht keine Tafel aus Malachit, aber was im Hauſe iſt, gehört mir." Sie ſchlang ihren Arm um den Freiherrn: „Du gehörſt mir, die Kinder, das Schloß, unſere ſilbernen Armleuchter."

„Die neuen ſind nur Compoſition," warf der Freiherr ein.

„Das ſieht Niemand," erwiederte ſeine Gemahlin fröhlich. „Und wenn ich das Porcellan anſehe und am Rande dein und mein Wappen erblicke, ſo ſchmecken mir unſere zwei Schüſſeln zehnmal ſo gut, als die vielen Gänge der Hofküche. Und vollends die großen Hoftage und unſere Marſchallstafel, wo Jeder den Andern zum Verzweifeln genau kannte, und Jeder dem Andern zum Verzweifeln gleichgültig war."

„Du biſt ein glänzendes Beiſpiel von Genügſamkeit," ſagte der Freiherr. „Um deinetwillen und wegen der Kinder wollte ich, dies Gut wäre zehnmal ſo groß, und unſere Einnahme ſo, daß ich dir einen Pagen halten könnte, Frau Marquiſe, und außer der Wirthſchafterin ein Paar Hoffräulein."

„Nur kein Fräulein," bat die Baronin, „und was den Pagen betrifft, ſo braucht man keinen, wenn man einen Cavalier hat, der ſo aufmerkſam iſt wie du."

So ſchritt der Freiherr behaglich zwiſchen den beiden Frauen dem Schloſſe zu. Lenore hatte ſich unterdeß der Zügel ſeines Reitpferdes bemächtigt und redete dem Pferde freundlich zu, ſo wenig Staub als möglich zu machen.

„Dort hält ein fremder Wagen, iſt Beſuch gekommen?" frug der Freiherr, als ſie ſich dem Hofe näherten.

„Es iſt nur Ehrenthal," antwortete die Baronin, „er wartet auf dich und hat bereits ſeinen ganzen Vorrath von ſchönen Redensarten an uns verſchwendet; Lenore ließ ihrem Uebermuth die Zügel ſchießen, und es war hohe Zeit, daß ich ſie wegführte; dem drolligen Manne wurde angſt bei der Koketterie des unartigen Kindes."

Digitized by Google

Der Freiherr lächelte. „Mir ist er immer noch der liebste aus dieser Klasse von Geschäftsleuten," sagte er; „sein Benehmen ist wenigstens nicht abstoßend, und ich habe ihn in dem langen Verkehr stets zuverlässig gefunden. — Guten Tag, Herr Ehrenthal, was führt Sie zu mir?"

Herr Ehrenthal war ein wohlgenährter Herr in seinen besten Jahren mit einem Gesicht, welches zu rund war, zu gelblich und zu schlau, um schön zu sein; er trug Gamaschen an den Füßen, eine diamantene Busennadel auf dem Hemd, und schritt mit großen Bücklingen und tiefen Bewegungen des Hutes durch die Allee dem Baron entgegen.

„Ihr Diener, gnädiger Herr," antwortete er mit ehrerbietigem Lächeln; „wenn mich auch nichts herführt von Geschäften, so werde ich Sie doch bitten, Herr Baron, daß Sie mir manchmal erlauben, herumzugehen in Ihrer Wirthschaft, damit ich in meinem Herzen eine Freude habe. Es ist mir eine Erholung von der Arbeit, wenn ich komme in Ihren Hof. Alles so glatt und wohlgenährt, und Alles so reichlich und gut eingerichtet in den Ställen und in den Scheunen. Die Sperlinge auf dem Dach sehen bei Ihnen lustiger aus, als die Sperlinge von andern Leuten. Wenn man als Geschäftsmann so Vieles erblicken muß, was einen nicht erfreut, wo die Menschen durch ihr Verschulden in Unordnung kommen und Verfall, da thut's einem wohl, wenn man ein Leben sieht wie das Ihre; keine Sorgen, keine großen Sorgen zum wenigsten, und so Vieles, was das Herz erfreut."

„Sie sind so artig, Herr Ehrenthal, daß ich glauben muß, etwas recht Wichtiges führt Sie her. Wollen Sie ein Geschäft mit mir machen?" frug der Freiherr gutmüthig.

Mit einem Kopfschütteln, wie es dem biedern Mann ansteht, wenn er einen ungerechten Verdacht von sich abweisen will, antwortete Herr Ehrenthal: „Nichts vom Geschäft, Herr Baron! Die Geschäfte, die ich mit Ihnen mache, sind solche, wo man sagt keine Artigkeiten. Gute Waare und gutes Geld,

ſo haben wir es immer gehalten, und ſo wollen wir's mit Gottes Hülfe auch ferner halten. Ich kam nur herein im Vorbeifahren" — dabei bewegte er nachläſſig die Hand, um pantomimiſch zu bekräftigen, daß er nur im Vorbeifahren ſei, — „ich wollte fragen wegen des Pferdes, das der Herr Baron zu verkaufen haben. Es iſt Einer im Dorfe daneben, dem ich habe verſprochen zu fragen nach dem Preis. Ich kann's eben ſo gut mit dem Amtmann abmachen, wenn der Herr Baron keine Zeit haben für mich."

„Kommen Sie mit, Ehrenthal," ſagte der Freiherr, „ich führe mein Pferd ſelbſt in den Stall."

Herr Ehrenthal machte den Frauen viele Bücklinge, welche von Lenore durch eben ſo viele Knixe erwiedert wurden, und folgte dem Freiherrn zur Stallthür. Dort blieb er reſpectvoll ſtehen und beſtand darauf, daß das Pferd des Barons und der Baron ſelbſt vor ihm eintraten. Nach kurzer Beſichtigung und den üblichen Reden und Gegenreden führte der Freiherr Herrn Ehrenthal auch in den Kuhſtall, worauf Herr Ehrenthal den leidenſchaftlichen Wunſch ausſprach, auch die Kälber zu ſehen, und endlich die Bitte zufügte, auch bei den Zuchtböcken zur Audienz zugelaſſen zu werden. Er war ein erfahrener Geſchäftsmann, und wenn das Entzücken, welches er ausſprach, auch etwas handwerksmäßig und überſchwänglich klang, ſo war das, was er lobte, doch wirklich lobenswerth, und der Freiherr hörte das Lob mit Wohlgefallen an.

Nach Beſichtigung der Schafe mußte eine Pauſe gemacht werden, denn Ehrenthal war zu ſehr ergriffen von der Feinheit und Dichtigkeit ihres Pelzes. „Nein, dieſer Stapel!" ſeufzte er in träumeriſcher Begeiſterung; „ſchon jetzt kann man ſehen, was er ſein wird im nächſten Frühjahr." Er wiegte den Kopf hin und her und zwinkerte mit den kleinen Augen nach der Sonne. „Wiſſen Sie, Herr Baron, daß Sie ſind ein glücklicher Mann! Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn?"

„Danke, lieber Ehrenthal, er hat geſtern geſchrieben und ſeine Zeugniſſe geſchickt," antwortete der Freiherr.

„Er wird werden, wie ſein Herr Vater," rief Herr Ehrenthal aus, „ein Cavalier von erſter Qualität, und ein reicher Mann, der Herr Baron weiß zu ſorgen für ſeine Kinder."

„Ich erſpare nichts, lieber Ehrenthal," erwiederte der Baron nachläſſig.

„Was erſparen!" rief der Händler mit Verachtung gegen eine ſo plebeje Thätigkeit; „was wollen Sie ſparen? wenn ich mir erlauben darf, das zu bemerken als ein Geſchäftsmann, der ſchon lange die Ehre hat Sie zu kennen. Was brauchen Sie zu ſparen? Sie werden doch dereinſt, wenn der alte Ehrenthal nicht mehr ſein wird, auch ohne Sparen hinterlaſſen dem jungen Herrn das Gut, welches unter Brüdern werth iſt ein und ein halbes Hunderttauſend, und dem gnädigen Fräulein Tochter außerdem eine Ausſteuer von — was ſoll ich ſagen — von funfzigtauſend Thaler baar."

„Sie irren," ſagte der Freiherr ernſt, „ich bin nicht ſo reich."

„Nicht ſo reich?" rief Herr Ehrenthal mit ſittlicher Entrüſtung gegen jeden Menſchenſohn (den Baron ausgenommen), der ſo etwas behaupten könnte. „Es hängt doch nur von Ihnen ab, jeden Augenblick ſo reich zu ſein. Wer ein Vermögen hat, wie der Herr Baron, der kann in zehn Jahren verdoppeln ſein Capital ohne Gefahr. — Warum wollen Sie nicht Pfandbriefe der Landſchaft auf Ihr Gut nehmen?"

Die „Landſchaft" der Provinz war damals ein großes Creditinſtitut der Rittergutsbeſitzer, welches Capitalien zur erſten Hypothek auf Rittergüter auslieh. Die Zahlung erfolgte in Pfandbriefen, welche auf den Inhaber lauteten und überall im Lande für das ſicherſte Werthpapier galten. Das Inſtitut ſelbſt zahlte die Intereſſen an die Beſitzer der Obligationen und erhob von ſeinen Schuldnern außer den Zinſen noch einen geringen Zuſchlag für Verwaltungskoſten und zu allmählicher Tilgung der aufgenommenen Schuld.

„Ich mache keine Geldgeschäfte," antwortete der Freiherr stolz, aber in seiner Brust klang die Saite fort, welche der Händler angeschlagen hatte.

„Die Geschäfte, welche ich meine, sind so, wie sie heut zu Tage macht jeder Fürst," fuhr Herr Ehrenthal mit Feuer fort. „Wenn der gnädige Herr Pfandbriefe der Landschaft aufnimmt auf sein Gut, so kann er jede Stunde erhalten funfzigtausend Thaler in gutem Pergament. Sie zahlen dafür der Landschaft vier vom Hundert, und wenn Sie die Pfandbriefe liegen lassen in Ihrer Casse, so erhalten Sie davon Zinsen drei und ein halb vom Hundert. Dann zahlen Sie ein halbes Procent zu an die Landschaft, und durch das halbe Procent wird noch amortisirt das Capital."

„Das heißt Schulden machen, um reich zu werden," warf der Gutsherr achselzuckend ein.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ein Herr wie Sie funfzigtausend Thaler liegen hat, welche ihn jährlich kosten ein halbes Procent, so kann er damit kaufen die halbe Welt. Immer giebt es Gelegenheit, Güter zu erwerben zu einem Spottpreise, wenn man baar Geld oder Pfandbriefe hat zu rechter Zeit. Da sind Rittergüter, da sind Waldungen, die man kann kaufen, oder Antheile von Bergwerken, oder Actien von einer soliden Societät. Oder der Herr Baron können selbst anlegen ein Etablissement auf Ihrem Gut, wenn Sie wollen schaffen Zucker aus Rüben, wie der Herr v. Bergen am Gebirge, oder amerikanisches Mehl, wie der Herzog von Löbau, oder bairisches Bier, wie Ihr Nachbar, der Graf Horn. Was ist dabei für eine Gefahr? Sie werden einnehmen zehn, zwanzig, ja funfzig Thaler vom Hundert des Capitals, das Sie geliehen haben von der Landschaft zu vier vom Hundert."

Der Freiherr sah nachdenklich vor sich hin. Was ihm der Händler sagte, war durchaus nichts Neues und Unerhörtes, er selbst hatte oft Aehnliches gedacht. Es war gerade die Zeit, wo eine Menge von neuen industriellen Unternehmungen aus

dem Ackerboden aufſchoſſen, wo durch die hohen Schornſteine der Dampfmaſchinen, durch neuentdeckte Kohlen- und Erzlager, durch neue landwirthſchaftliche Culturen große Summen erworben und noch größere Reichthümer gehofft wurden. Die vornehmſten Grundbeſitzer der Landſchaft ſtanden an der Spitze ausgedehnter Actienunternehmungen, welche auf einer Verbindung moderner Induſtrie und des alten Ackerbaues beruhten. Es war nichts Neues und Auffallendes in den Worten des Händlers, und doch ſchlugen ſie als zündender Blitz in die Seele des Freiherrn. Sie kamen im rechten Augenblick. Herr Ehrenthal bemerkte die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, und ſchloß mit der Gemüthlichkeit, welche ſeine Lieblingsſtimmung war: „Wo habe ich das Recht, einem Herrn, wie Sie ſind, einen Rath zu geben? Aber jeder Gutsbeſitzer muß ſagen daſſelbe, daß ein ſolches Geſchäft mit Pfandbriefen in unſerer Zeit die ſolideſte Art iſt, wie ein vornehmer Herr kann ſorgen für ſeine Kinder. Wenn einſt das Gras wachſen wird über dem Grabe des alten Ehrenthal, dann werden Sie an mich denken und bei ſich ſagen: der Ehrenthal war nur ein einfacher Mann, aber er hat mir gerathen, was gut war und ein Segen für die Familie."

Der Freiherr ſah immer noch vor ſich hin. Was er lange in ſich herumgetragen hatte, das war auf einmal zum feſten Entſchluß geworden. Dem Händler ſagte er mit einer Leichtigkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Ich will mir's überlegen." Ehrenthal war damit zufrieden und bat um die Erlaubniß, ſich den Damen empfehlen zu dürfen, was er als Mann von Welt und Gemüth ſelten unterließ.

Es war Schade, daß der Freiherr nicht das Geſicht des Geſchäftsmannes ſah, als dieſer in ſeinen Wagen ſtieg und mechaniſch die Bourbonroſe ins Knopfloch ſteckte, welche ihm Lenore beim Abſchiede mit ſchalkhafter Artigkeit überreicht hatte. Auch Herr Ehrenthal machte ein luſtiges Geſicht, aber nicht aus Freude über die volle Roſe. Er ließ den Kutſcher lang-

ſam durch die Feldmark fahren und ſah wohlgefällig auf die Ackerſtücke, welche mit reifender Frucht zu beiden Seiten des Weges lagen. In langem Zuge kamen die Heuwagen des Gutes ihm entgegen. So oft er ſtill hielt, um einen Rieſenwagen vorbeizulaſſen, berupften ſeine Pferde das Heu, und ſein Kutſcher drehte ſich um und rief ſchnalzend: „Schönes Futter!“

„Ein ſchönes Gut,“ ſagte dann Herr Ehrenthal in tiefem Nachdenken.

Unterdeß ſaß die Baronin in einer Gartenlaube und blätterte in den neuen Journalen, welche der Buchhändler aus der nächſten Kreisſtadt zugeſchickt hatte. Sie betrachtete prüfend die Modekupfer und genoß die kleinen Nippes der Tagesliteratur: Geſchichten von Menſchen, welche auf außerordentliche Weiſe reich geworden, und von andern, welche auf ſchauderhafte Weiſe ermordet ſind, Tigerjagden aus Oſtindien, ausgegrabene Moſaikböden, rührende Schilderungen von der Treue eines Hundes, hoffnungsreiche Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele, und was ſonſt das flüchtige Auge eleganter Damen zu feſſeln vermag. Die ſchöne Gemahlin des Freiherrn ſchaukelte während des Leſens die geſtickte Fußbank, ihre Seele war nur halb in den Blättern, ſie ſah oft über den Raſenplatz nach ihrer Tochter, welche wieder mit dem Pony beſchäftigt dieſem aus Blumen und Zeitungspapier eine groteske Halskrauſe und eine gehörnte Mütze zurecht machte, was der Pony vergebens dadurch zu vereiteln ſuchte, daß er ſo viel Blüthen und Zeitungspapier wegfraß, als er mit dem Maul erreichen konnte. Als die junge Dame, ſtolz auf ihr Werk, den Kopf nach der Laube wandte und das Auge der Mutter auf ſich gerichtet ſah, überließ ſie das Pferd dem herzueilenden Bedienten und flog wie eine Libelle zu den Füßen der Mutter. Sie ſetzte ſich auf die Fußbank, zog die Journale auf das Knie der Baronin, und fing an, ſich poſſenhaft mit

den Herren und Damen der Modekupfer zu unterhalten. Da die Gesichter dieser Ideale, wie bekannt, den Vorzug haben, allen Menschen ähnlich zu sehen, von denen sie sich durch einzelne charakteristische Eigenheiten, durch merkwürdig kleine Lippen und zuweilen durch ein auf der Stirn oder den Wangen sitzendes Auge unterscheiden, so wurde der jungen Dame nicht schwer, zahlreiche Aehnlichkeiten mit Bekannten des Hauses aufzufinden und die Bilder danach zu behandeln. Die Mutter lächelte über die kindischen Scherze der Tochter und sagte endlich, ihre Gedanken laut fortsetzend: „Lenore, du wirst jetzt ein großes Mädchen und bist noch so sehr Kind. Wir haben dich aufwachsen lassen bei dem Unterricht der Bonne und des Candidaten; es wird Zeit, daran zu denken, daß du etwas Ordentliches lernst, mein armes Kind."

„Ich dachte, das Lernen sollte jetzt aufhören," antwortete Lenore schmollend.

„Deine französische Aussprache ist noch schlecht, und dein Vater will, daß du dich im Zeichnen übst, du hast Anlage dazu."

„Ich zeichne nur Karrikaturen," rief Lenore, „die sind am leichtesten, man macht eine lange Nase oder kurze Beine, und das Kerlchen sieht lächerlich aus."

„Du sollst nicht Karrikaturen zeichnen," sprach die Mutter, „das verdirbt deinen Geschmack und macht dich spöttisch." Lenore ließ das Köpfchen hängen. „Und wer war der junge Mann, mit dem du vorhin durch den Garten gingst?" fuhr die Mutter strafend fort. „Du hast ihm die Erdbeeren des Vaters gegeben."

„Schilt nur nicht immer, liebe Mutter," rief die Tochter erröthend. „Der Fremde war ein hübscher, artiger Junge, er geht nach der Hauptstadt; er hat weder Vater noch Mutter, das that mir leid. Und so bescheiden war er! Sei mir nicht böse," schmeichelte sie und flog an den Hals der Mutter, in deren Augen mehr Liebe als Zorn zu lesen war.

Die Mutter küßte das Kind auf den Mund und ſagte gütig: „Du biſt mein gutes, wildes Mädchen, ſuche mir jetzt den Vater, ſein Kaffe wird kalt.“

Als der Freiherr in die Laube trat, noch voll von ſeiner Unterredung mit Ehrenthal, legte die Baronin ihre Hände in die ſeinen und ſagte: „Oscar, ich habe Sorge um Lenore!“

„Iſt ſie krank?“ frug der Vater betroffen.

„Sie iſt geſund und von Herzen gut, aber ſie iſt kecker und ungebundener, als ſich für ihre Jahre paßt.“

„Sie iſt auf dem Lande aufgewachſen und eine tüchtige Dirne geworden,“ erwiederte der Freiherr beruhigend.

„Es fehlt ihr aber an Form und an Zartgefühl im Umgange mit Fremden,“ fuhr die Mutter fort. „Ich fürchte, ſie iſt in Gefahr, ein Original zu werden.“

„Nun, das Unglück wäre nicht ſo groß,“ ſagte der Freiherr lachend.

„Es giebt kein größeres für ein Mädchen aus unſerm Kreiſe. — Was in der Geſellſchaft auffällt, wird auch lächerlich; ein kleiner Zug von bizarrem Weſen kann ihre ganze Zukunft verderben. Sie muß genöthigt werden, mehr auf ſich zu achten, und ich fürchte, hier auf dem Lande wird ſie das nicht lernen.“

„Wir ſollen das Kind von uns thun, vielleicht auf Jahre, und unter fremden Menſchen aufblühen laſſen?“ ſagte der Freiherr unwillig.

„Und doch muß es ſein,“ ſagte die Baronin ernſt, „und es koſtet mich viel, dir das zu ſagen. Sie iſt unartig gegen Mädchen ihres Alters, rückſichtslos gegen Frauen, und Männern gegenüber viel zu dreiſt. — Kannſt du dir ein Mädchen von Lenorens Weſen am Hofe denken?“ frug die Baronin nach einer Pauſe.

Der Gemahl konnte ſich das nicht denken, vielleicht deßhalb nicht, weil ein Fürſtenhof überhaupt nicht der Ort iſt,

wo ſchnell aufgeſchoſſene Fräulein die Schulbücher umhertragen und Katze und Maus ſpielen.

„Sie wird ſich ändern," warf er endlich ein.

„Sie wird ſich nicht ändern," entgegnete die Baronin ſanft, die Hand auf ſeine Schulter legend, „ſo lange der Liebling mit ſeinem Vater zu Pferde über Gräben ſetzt und ihn ſogar auf den Pürſchgang begleitet."

„Ich kann mich nicht darein finden, beide Kinder zu entbehren," ſprach der Vater gutmüthig. „Das wäre ſehr hart für uns, am ſchwerſten für dich, du ſtrenge Hausfrau."

„Vielleicht!" ſagte die Baronin leiſe, und ihre Augen wurden feucht. „Aber wir dürfen nicht an uns denken, nur an die Zukunft der Kinder."

Der Freiherr ſah die Bewegung der geliebten Frau, er zog ſie an ſich und ſprach entſchloſſen: „Höre, Elsbeth, wenn wir in früheren Jahren von dieſer Zeit ſprachen, da dachten wir uns Lenorens Erziehung anders. Wir wollten die Winter über ſelbſt in der Stadt leben; unter deinen Augen ſollte das Kind den letzten Unterricht erhalten und in die Geſellſchaft treten. Du ſollſt dich nicht von ihr trennen. Wir ziehen ſchon dieſen Winter nach der Hauptſtadt."

Ueberraſcht erhob ſich die Baronin. „Guter Oscar!" rief ſie gerührt aus. „Aber — verzeih die Frage, würde ein ſolcher Aufenthalt nicht in anderer Hinſicht für dich ein großes Opfer ſein?"

„Nein," ſagte der Freiherr fröhlich, „ich habe Pläne, die auch für mich wünſchenswerth machen, den Winter in der Stadt zuzubringen."

Er erzählte; der Umzug nach der Hauptſtadt wurde beſchloſſen.

4.

Schon ſtand die Sonne niedrig am Himmel, als die beiden Wanderer bei den erſten Häuſern der Hauptſtadt ankamen. Erſt einzelne kleine Gebäude, dann zierliche Sommerwohnungen mitten in blühenden Gärten; dann rückten die Häuſer dichter zuſammen, die Straße ſchloß ſich auf beiden Seiten, und mit dem Staube und dem Wagengeraſſel legte ſich bange Sorge um die Bruſt unſeres Helden. In dem Geflecht großer und kleiner Straßen wäre Anton rathlos geweſen, wenn ihn nicht ſein Begleiter, der aus Achtung vor dem beſſern Rock Antons hinter ihm geblieben war, durch laute Rechts und Links an den Straßenecken gelenkt hätte. Veitel Itzig aber hatte eine merkwürdige Vorliebe für krumme Seitengaſſen und ſchmale Trottoirs. Hier und da winkte er hinter dem Rücken ſeines Reiſegefährten mit frecher Vertraulichkeit geputzten Mädchen zu, die an den Thüren ſtanden, oder jungen Burſchen mit krummer Naſe und runden Augen, welche, die Hände in den Hoſentaſchen, auf der Straße lungerten. Zuweilen wurde ſein Gruß mit nachläſſigem Kopfnicken erwiedert, welches ungefähr bedeutete: „er iſt ein gutes Geſchöpf, aber er hat kein Geld"; in der Regel ward ſeine Zuvorkommenheit mit kalter Verachtung hingenommen, welche der Pflaſtertreter der ſchmutzigen Nebenſtraße da, wo nichts zu gewinnen iſt, eben ſo gut zu äußern weiß, als der ſchnurrbärtige Held der Granitplatten im eleganten Stadttheil. Endlich bogen die jungen Männer in eine Hauptſtraße, wo große Häuſer mit Säulenportalen, elegante Kaufläden und ein Gewühl gut gekleideter Menſchen verriethen, daß hier der Wohlſtand einen entſchiedenen Sieg über die Armſeligkeit davongetragen hatte. In dieſer Straße hielten ſie vor einem hohen Hauſe an. Itzig wies auf das Thor mit einer gewiſſen ſcheuen Achtung und ſagte kurz: „Hier wohnt er, hier wirſt du werden bald ſo ſtolz, wie dieſe Gojim ſind; wenn du willſt

wiſſen, wo ich zu finden bin, ſo kannſt du nachfragen im Geſchäft bei Ehrenthal auf der Gerbergaſſe. Gute Nacht!“ Er pfiff vor ſich hin und ſchlenderte die Straße hinab, ohne ſich umzuſehen.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief ſeines Vaters in der Bruſttaſche. Er war ſehr kleinmüthig geworden und ſein Kopf war ſo ſchwer, daß er ſich am liebſten einen Augenblick hingeſetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe ſah es in dem Hauſe nicht aus. Vor der Thüre ſtand ein großer Frachtwagen, in dem Hauſe mächtige Fäſſer und Ballen, und rieſengroße, breitſchultrige Männer mit Lederſchürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fäſſer und ſchnürten dicke Stricke durch künſtliche Knoten zuſammen; dazwiſchen eilten Commis, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in blauen Blouſen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fäſſer mit der geſchäftlichen Würde in Empfang, welche die Thätigkeit aller verantwortlichen Menſchen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton ſtieß an einen Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgeſehen!“ welches ihm zwei Enakſöhne mit Lederſchürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schickſal bewahrt, unter einer großen Oeltonne platt gedrückt zu werden.

Im Centrum der Bewegung, gleichſam als Sonne, um welche ſich die Fäſſer und Arbeiter und Fuhrleute herum drehten, ſtand ein junger Herr aus dem Geſchäft, ein Herr mit entſchloſſener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen ſeiner Herrſchaft einen großen ſchwarzen Pinſel in der Hand hielt, mit dem er bald rieſige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Anfladern ihre Bewegungen vorſchrieb. Dieſen Herrn frug Anton mit klangloſer Stimme nach dem Prinzipal des Geſchäftes und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinſelſtiels in den hintern Theil des Hausflurs nach

dem Comptoir gewieſen. Zögernd trat er an die Thür, es koſtete ihn einen großen Entſchluß, den Griff mit der Hand zu drehen — er hat ſich ſpäter oft daran erinnert — und als die Thür geräuſchlos aufging und er in das Dämmer der großen Arbeitsſtube ſah, da wurde ihm ſo angſt, daß er kaum über die Schwelle ſchreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufſehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhr haſtig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Comtoirs und der Poſt zu thun. Nur einer der Herren, welcher zunächſt der Thüre ſaß, erhob ſich und frug in kühlem Geſchäftston: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?“

Auf die ſchüchterne Erklärung Antons, daß er Herrn Schröter zu ſprechen wünſche, trat aus dem zweiten Comtoir ein großer Mann mit faltigem Geſicht, mit ſtehendem Hemdkragen, von ſehr engliſchem Ausſehen. Anton ſah ſchnell auf das Antlitz, und dieſer erſte Blick, ſo ängſtlich, ſo flüchtig, gab ihm einen guten Theil ſeines Muthes wieder. Er erkannte Alles darin, was er in den letzten Wochen ach ſo oft erſehnt hatte, ein gütiges Herz und einen redlichen Sinn. Und doch ſah der Herr ſtreng genug aus, und ſeine erſte Frage klang kurz und entſchieden. Anton faßte ſchnell nach ſeinem Brief, nannte ſeinen Namen und erzählte haſtig und mit ſtockender Stimme, daß ſein Vater geſtorben ſei und daß er den Herrn von ſeinem Todtenbette grüßen laſſe.

Wie ein freundliches Licht flog es über das Auge des Kaufmanns, er öffnete den Brief ſchweigend, las ihn langſam durch, reichte dem bewegten Anton die Hand und ſagte: „Seien Sie mir willkommen.“ Darauf wandte er ſich zu einem von den ſchreibenden Herren, welcher einen grünen Rock trug und einen grauen Ueberziehärmel um den rechten Arm gebunden hatte: „Herr Anton Wohlfart tritt von heut in unſer Geſchäft.“ Einen Augenblick hörten die ſechs Federn auf zu rennen, und ihre Lenker ſahen im Tempo nach Anton hin;

der Chef aber fuhr zu Anton gewandt fort: „Sie werden müde sein, Herr Jordan wird Ihnen Ihr Zimmer anweisen; ruhen Sie heut aus, morgen das Weitere.“

Nach diesen Worten wandte er sich mit leichtem Kopfnicken ab und ging nach dem zweiten Comtoir zurück, wo ebenfalls sechs Federn über das blaue Papier fuhren, und jetzt mit solcher Schnelligkeit, daß sich der Federbart vor Aufregung sträubte, denn die alte Wanduhr hatte zum Schlage bereits ausgehoben.

Nur der Herr im grünen Rock streifte den grauen Aermel ab, strich ihn sorgfältig glatt, schloß ihn mit einem Haufen Papiere in das Pult und lud Anton ein, ihm auf das Zimmer zu folgen. Wieder schritt Anton durch die Thür des Comtoirs, in welchem er nur zehn Minuten gewesen war; aber er war ein anderer Mann geworden, sein Schicksal war entschieden, er hatte jetzt eine Heimat, er gehörte in das Geschäft. Deßhalb schlug er im Vorbeigehen herzhaft auf einen großen Ballen, wie man auf die Schulter eines guten Bekannten schlägt, wobei der grüne Herr sich umwandte und mit wohlwollender Herablassung zu ihm sagte: „Baumwolle“; und drei Schritt weiter klopfte Anton Einlaß fordernd an ein riesiges Faß, welches wohlhäbig in einer Ecke stand, wie ein dicker Pächter in seinem hellen Sommerrock, worauf sich wieder der grüne Herr umwandte und ebenso wohlwollend sagte: „Corinthen.“ Jetzt stieß unsern Anton kein Hebebaum mehr, ja er selbst schob den einen mit kräftiger Fußbewegung bei Seite, und einen Riesen mit lederner Schürze, der ihm begegnete, grüßte er mit sicherer Vertraulichkeit und fühlte sich behaglich, als der Riese ihm artig dankte, besonders als der grüne Herr wieder herablassend äußerte: „der oberste Auflader.“

Durch den Hofraum gingen sie auf gewundenen Pfaden in ein Hintergebäude und stiegen drei ausgetretene Treppen hinauf. Dort öffnete Herr Jordan ein Zimmer und bemerkte gegen Anton, daß dieß wahrscheinlich seine künftige Wohnung

ſein werde, es ſei die frühere Behauſung eines guten Freundes von ihm, der aus dem Geſchäft geſchieden ſei und ſich ſelbſt etablirt habe. Es war ein ſehr kleines Zimmer, die Möbeln einfach und nicht neu, aber ſaubere weiße Gardinen und weiße Rouleaux vor den Fenſtern, und auf dem Schreibtiſch eine ſchöne Katze von Gips, mit gelblicher Lederfarbe lackirt, ſo daß ſie ausſah wie eine lebende. Dieſe Katze hatte der etablirte College zum Beſten ſeines Nachfolgers in der Stube zurückgelaſſen.

Herr Jordan eilte in das Comtoir zurück, in dem er der Erſte und Letzte ſein mußte, weil ihm ein Theil der Schlüſſel anvertraut war, und Anton blieb allein. Mit Hülfe eines freundlichen Bedienten, welcher ihm ſchnell das Zimmer wohnlich zu machen ſuchte, ordnete er ſeinen Anzug und war eben damit fertig, als zahlreiche Tritte auf den Treppen verkündeten, daß ſeine Collegen aus dem Geſchäft in ihre Zimmer eilten.

Wieder erſchien der grüne Herr und theilte ihm mit, Herr Schröter ſei zu einer Conferenz und heut nicht mehr zu ſprechen. Dagegen ſei ſeine Anſicht, daß der Ankömmling den einzelnen Herren Beſuch machen müſſe, um die Bekanntſchaft mit ihnen auf anſtändige Weiſe einzuleiten. Ein Frack ſei nicht nöthig.

Anton ſtieg mit ſeinem Begleiter einige Treppen herunter, und Herr Jordan war im Begriff an eine Thür anzuklopfen, als der Bewohner des Zimmers ihm entgegentrat, ein ſchöner ſchlanker Mann, von mäßiger Größe und einem Weſen, welches unſerm Helden ſehr imponirte. Er hatte ſeinen Anzug gewechſelt, trug kurze Beinkleider und Stolpenſtiefeln, eine Jokeimütze auf dem Kopf und eine Reitgerte in der Hand, die er unternehmend ſchwenkte.

„Führen Sie Ihr Füllen ſchon an der Leine?“ ſagte der Junker in den Stolpenſtiefeln lächelnd zu dem Führer. Herr Jordan ſtellte ſich feierlich auf und präſentirte: „Herr Wohlfart, der neue Lehrling, ſoeben angekommen. — Herr von Fink, Sohn der großen Firma Fink und Becker in Hamburg.“

„Erbe des größten Thranvorraths von der Welt und so weiter," unterbrach ihn Herr von Fink nachläſſig. „Jordan, geben Sie mir zehn Thaler, ich will den Reitknecht bezahlen. Schreiben Sie's zu dem Uebrigen." Jordan holte bereitwillig ein Caſſenbillet aus ſeiner Brieftaſche und überreichte es dem Jokei, der es zuſammenknitterte und in die Weſtentaſche ſteckte; worauf er mit einiger Höflichkeit zu Anton ſagte: „Wenn Sie mich beſuchen wollen, wie ich aus dem feſtlichen Geſicht Ihres Mercurs merke, ſo bedaure ich, heut nicht zu Hauſe zu ſein, ich will ein neues Pferd kaufen. Ihren Beſuch nehme ich als geſchehen an, ich danke Ihnen in aller Feierlichkeit dafür und gebe Ihnen meinen Segen zu Ihrem Eintritt." Er nickte gleichgültig mit dem Kopf und ſchritt klirrend die Stufen hinab und über die Steinplatten des Hofes.

Antons Behagen erlitt durch das kühle Benehmen des Herrn einen großen Stoß, und er dachte verſchüchtert: wenn die andern Herren vom Geſchäft eben ſo ſind, ſo wird es mir ſehr ſchwer werden mit ihnen umzugehen. Auch Herr Jordan fand nöthig, das auffallende Benehmen des Jokei zu erklären, und ſagte mit vertraulicher Wichtigkeit: „Fink gehört nur halb in unſer Geſchäft, er iſt erſt ſeit kurzer Zeit hier, von ſeinem Vater aus New-York gezogen und hierher verſandt worden, um bei uns vernünftig zu werden."

„Iſt er denn nicht vernünftig?" frug Anton neugierig.

„Nur zu wild, liebt den Sport, iſt aber ſonſt ein guter Geſellſchafter," ſagte Herr Jordan. „Die andern Herren habe ich zu mir auf die Stube gebeten, um Sie mit Allen bekannt zu machen; wir werden dort eine Taſſe Thee trinken. Morgen machen Sie den Einzelnen Beſuch auf ihren Zimmern."

Die Stube des Herrn Jordan war die größte unter den kleinen Wohnungen des Hinterhauſes, in welchem die Herren vom Comtoir einzeln oder zu zweien hauſten, und wurde deßhalb und wegen der anſprechenden Gemüthsart ihres Bewohners zuweilen als Salon benutzt; ſie genoß die Auszeichnung,

ein Fortepiano und einige Armstühle zu besitzen. An den Fenstern hingen zahlreiche Biscuitbilder, in denen edle Weiblichkeit durch mittelalterliche Kirchengängerinnen, Loreleys und Madonnen vertreten war. In diesem Zimmer saßen und standen die Herren und erwarteten die Ankunft des Neulings. Anton machte die Massenvorstellung mit Erfolg durch, indem er jedem Einzelnen die Hand schüttelte und hinterdrein Alle zusammen um ihr Wohlwollen und freundliche Hülfe bat, weil er im Geschäft ganz unerfahren und noch gar nicht in der Welt und wenig unter Menschen gewesen sei. Diese Offenheit verfehlte nicht, einen guten Eindruck hervorzubringen. Darauf ging eine friedfertige Unterhaltung an, gewürzt mit kleinen Scherzen und Anspielungen, welche für einen Neuling so unverständlich als möglich waren. Anton verhielt sich schweigend und mühte sich, das Wesen der einzelnen Herren zu erkennen. Da war der Buchhalter, Herr Liebold, ein ältlicher kleiner Mann mit einer feinen Stimme und einem bescheidenen Lächeln, durch welches er die Welt um Vergebung bat, daß er sich die Freiheit nehme vorhanden zu sein. Er sprach wenig, hatte aber die Eigenschaft, im Nachsatz das zurückzunehmen, was er im Vordersatz behauptete; z. B.: „ich glaube fast, daß dieser Thee zu schwach ist, aber freilich ist starker Thee sehr ungesund.“ Ferner war da Herr Pix, der tyrannische Führer des schwarzen Pinsels in dem Hausflur, ein entschlossener Mann, welcher geneigt schien, alle menschlichen Verhältnisse wie Detailgeschäfte zu betrachten, vielleicht respectabel, aber kleinlich. Als ein Stuhl im Zimmer fehlte, rückte er verächtlich einen kleinen Tisch in die Nähe des Thee's, schwang sich darauf und blieb den ganzen Abend rittlings darauf sitzen. Ferner war da ein Herr Specht, welcher viel sprach und stark in Behauptungen war, die von Jedermann bestritten wurden. Er behauptete, China werde durch eine Constitution regiert, die von der englischen nur wenig verschieden sei, und verfocht mit Leidenschaft die Ansicht, daß

Schneckenſuppe das Lieblingsgericht des ſeligen Kaiſers Napoleon geweſen ſei. Ferner war da ein ſchmächtiger Herr Baumann mit kurz geſchorenem Haar und ſinnigem Weſen, welcher jeden Sonntag in die Kirche ging, allen Miſſionsvereinen Beiträge zahlte und, wie ſeine Collegen ihm auf den Kopf zuſagten, die Abſicht hatte, ſpäter einmal Miſſionär zu werden. Er ſchob das noch auf aus einer gewiſſen kindlichen Gewöhnung an Deutſchland und die Firma, zu deren Nutzen er gegenwärtig arbeitete. Anton bemerkte mit Freuden, daß im Ganzen ein artiger und rückſichtsvoller Ton unter den Herren herrſchte. Da er ermüdet war, empfahl er ſich in Kurzem, und weil er Niemandem widerſprochen hatte und gegen Alle zuvorkommend geweſen war, ſo wurde nach ſeinem Abgange erklärt, er verſpreche ein guter College zu werden.

Underdeß ſchritt Veitel Itzig mit der Gleichgültigkeit eines Herumtreibers und der Sicherheit eines Eingeborenen durch das Gewirr der Menſchen und Straßen. Das röthliche Licht der Abendſonne war von den Steinen der Straße an den Häuſern hinaufgeſtiegen, von einem Fenſterſims zu dem andern bis hoch auf die Dächer, und das Dunkel des Abends erfüllte die engen Gaſſen des alten Stadttheils, welcher am Fluſſe liegt. In einer ſolchen Gaſſe ſtand ein großes Haus mit breiter Front. Die untern Fenſter waren durch Eiſenſtäbe vergittert, im erſten Stockwerk glänzten die weißen Rahmen, welche große Spiegelſcheiben einfaßten, unter dem Dach waren die Fenſter blind, ſchmutzig, hier und da eine Scheibe zerſchlagen. Es war kein guter Charakter in dem Hauſe, wie eine alte Zigeunerin ſah es aus, die über ihr bettelhaftes Coſtüm ein neues buntes Tuch geworfen hat.

In dieſes Haus trat Veitel Itzig, indem er einem geputzten Dienſtmädchen an der Thür ſchnalzend einen Kuß zuwarf, den dieſe wie eine heranfliegende Weſpe pantomimiſch

mit der Hand fortſcheuchte. Die unſaubere Treppe führte zu einer weißlackirten Entreethür, auf welcher in großem Meſſingſchild der Name: „Hirſch Ehrenthal“ zu leſen war. Veitel faßte den dicken Porcellangriff der Klingel und ſchellte, ein ältliches Frauenzimmer mit zerknitterter Haube öffnete einen ſchmalen Spalt und frug, die Naſe hinausſteckend, nach ſeinem Begehr, dann riß ſie die Stubenthür auf und rief in das Zimmer: „Es iſt Einer da, Itzig Veitel heißt er, aus Oſtrau, er will den Herrn Hirſch Ehrenthal ſprechen.“ Aus der Stube ſcholl die Stimme des Hausherrn: „Warten ſoll er!“ und das Geklirr von Tellern verrieth, daß der Geſchäftsmann erſt das Familienglück des Abendeſſens genießen wollte, bevor er dem künftigen Millionär Audienz gab. Die aufwartende Perſon warf mit mißtrauiſchen Blicken auf den Ankömmling die Thür wieder zu und ſperrte ihn aus.

Veitel ſetzte ſich auf die Treppe und ſah mit ſtarrem Auge auf das Meſſingſchild und die weiße Thür, bewunderte die abgeſchrägten Ecken der Meſſingplatte und verſuchte ſich vorzuſtellen, wie der Name Itzig auf einer eben ſolchen Platte an einer ähnlichen weißen Thüre ausſehen würde. Darauf kam er auf geradem Wege zu der Betrachtung, wie viel ihm noch fehle, um ſo reich zu ſein wie Hirſch Ehrenthal; er fühlte nach einem halben Dutzend Ducaten, welche ihm ſeine alte Mutter mit einem Lederfleck in das Futter ſeiner Weſte eingenäht hatte, und überlegte, wie viel er alle Tage dazu ſparen könnte, vorausgeſetzt, daß ihm der reiche Mann Gelegenheit ließe, etwas zu verdienen. Er war tief in Betrachtungen verſunken über den Werth von zwei Phantaſieſtiefeln, welche er ſich auf den Beinen eines jungen Elegants vorſtellte, und welche nach ſeiner Annahme den dreifachen Werth des Viergroſchenſtücks haben mußten, das er dem eleganten Herrn dafür bieten wollte; da wurde die Entreethür mit ſtarker Hand aufgemacht, und Herr Ehrenthal ſtand vor dem armen Bocher. Das war nicht mehr der Mann von heut Nachmittag, die

anſchmiegende Freundlichkeit war verſchwunden, wie der Duft einer Roſe am Ende des heißen Tages, er war ganz Majeſtät, Selbſtgefühl, Despotismus; kein aſiatiſcher Kaiſer kann ſo ſtolz auf die Creatur vor ſeinen Füßen herunterſehen, als er auf das Kind von Oſtrau zu blicken verſtand. Itzig fühlte das Bedeutende in der Stellung des großen Mannes und ſeine eigene Nichtswürdigkeit trotz der ſechs Ducaten im Lederſäckchen, er ſchnellte in die Höhe und ſtand demüthig vor ſeinem Meiſter. „Hier iſt ein Brief von Baruch Goldmann, bei welchem der Herr Ehrenthal mich hat verſchrieben für ſein Geſchäft," begann Veitel und hielt dem großen Mann einen Brief entgegen.

„Ich habe dem Goldmann geſchrieben, er ſoll mir einen Menſchen ſchicken, den ich mir anſehe, ob ich ihn brauchen kann; abgemacht iſt noch nichts," ſprach Ehrenthal vornehm und öffnete das Schreiben.

„Ich bin doch gekommen, damit Sie mich anſehen," entgegnete Veitel.

„Und was kommſt du ſo ſpät, junger Itzig? Es iſt keine Zeit mehr zur Rede vom Geſchäft," ſchnarrte ihn der Hausherr an.

„Ich wollte mich melden bei meinem Herrn Hirſch Ehrenthal zum Dienſt noch heut Abend, wenn er mir hat zu geben einen Auftrag für morgen früh."

Davon iſt zu reden morgen früh," antwortete gereizt der Herr, welcher es für vortheilhaft hielt, dem Neuling zu zeigen, wie wenig ihm an ſeiner Perſon gelegen ſei. Itzig begriff vollkommen das Zweckmäßige dieſes Benehmens, und da er ſah, daß ſeine Stellung bei dem abzuſchließenden Geſchäftsvertrage bis jetzt keine günſtige war, ſuchte er ſie dadurch zu verbeſſern, daß er tiefer auf die Sache einging und entgegenwarf: „Ich kann vielleicht leiſten einen Dienſt morgen früh, wo Markttag iſt, weil ich kenne die meiſten Kutſcher von den Herren, welche hereinkommen mit Raps."

„Was Raps! Was thue ich mit Raps? Was will er reden vom Geſchäft?“ ſchleuderte ihm Hirſch Ehrenthal noch grimmiger entgegen.

Aber unerſchüttert fuhr Veitel fort ſich herauszuſtreichen, wie ein ſeidenes Halstuch: „Ich bin auch ſonſt bekannt in der Stadt, ich kenne die Makler und die kleinen Leut', und kann dem Herrn helfen bei jedem Geſchäft, das er machen will im Haus und außer dem Haus.“ Und um ſeinen Selbſtverkauf dem Abſchluß näher zu bringen, fügte er mit reſignirter Miene hinzu: „Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich will wohnen in dem Hauſe bei Herrn Hirſch Ehrenthal; wenn der Herr Ehrenthal für mich nicht hat ein Bett in ſeinem Hauſe, ſo will ich mir ſuchen mein Lager in der Nähe bei einem Wirth.“

Herr Ehrenthal wurde durch dieſe Anſpruchsloſigkeit ſo weit gerührt, daß er den Burſchen noch einmal von oben bis unten anſah und mit mehr Herablaſſung frug: „Sind deine Papiere in Ordnung, daß du mich in keine Unannehmlichkeiten bringſt mit der Polizei?“

Veitel beruhigte ihn über dieſen wichtigen Punkt; eine uralte große Brieftaſche flog plötzlich auf geheimnißvolle Weiſe aus den Falten ſeiner ſchlottrigen Jacke; aus ihr ſuchte er ſeine Legitimation heraus.

Herr Ehrenthal faßte das Papier mit einem geſchickt angenommenen Widerwillen gegen die gelbliche Farbe deſſelben und ſah es genau durch, Unterſchrift, Siegel und Alles, indem er es ſogar gegen das Licht hielt. Veitel wartete geſpannt, ob er das Document behalten würde; wenn er es in der Hand behielt, ſo war das Geſchäft zum Abſchluß reif.

Als Herr Ehrenthal das Document nachläſſig in der Hand wiegte, verſuchte Itzig mit unterwürfiger Vertraulichkeit zu lächeln. „Wenn ich dich in meinen Dienſt nehme,“ ſprach der Hausherr, „ſo wirſt du machen Alles in meinem Hauſe, was ich dir werde auftragen, oder Madame Ehrenthal, oder mein Sohn Bernhard Ehrenthal; du wirſt putzen die Stiefeln

am Morgen und die Schuhe meiner Frau, du wirst holen in die Küche, was dir die Köchin sagen wird, in meinem Geschäft wirst du machen alle Gänge, die ich habe zu machen, und wirst ausrichten alle Bestellungen."

„Ich will, Herr Ehrenthal," sagte Veitel demüthig, „ich will Alles thun, daß Sie seien zufrieden mit mir."

„Frühstück und Mittagessen wird dir geben die Köchin, am Abend von sieben Uhr kannst du sein dein eigener Herr." — Veitel nahm mit derselben Bereitwilligkeit auch diese Bedingung an und bemerkte nur: „Kann ich nicht haben am Morgen ein bis zwei Stunden für mich?"

„Nein," sprach Ehrenthal ungnädig; „ich kann es nicht leiden, wenn Einer in meinen Diensten ist und macht Geschäfte für eigene Rechnung."

Da Veitel beschlossen hatte, unter allen Umständen Geschäfte für eigene Rechnung zu machen, und Herr Ehrenthal das eben so gut wußte, wie Veitel, so wurde auf diesen zarten Punkt nicht weiter eingegangen.

„Dafür sollst du erhalten alle Monat zwei Thaler, und wenn ich mit deiner Hülfe ein Geschäft mache, erhältst du deinen Antheil davon."

„Wie groß soll sein dieser Antheil?" rief Veitel schnell.

„Wie groß er soll sein?" frug Herr Ehrenthal unwillig, „was ich dir werde geben, wird sein groß genug."

„Groß genug für den Herrn, aber nicht für mich," antwortete Veitel dreist, denn er fühlte, daß bei diesem Hauptpunkt Entschlossenheit nöthig sei.

„Das wird sich finden, wenn du wirst abgedient haben deine Probezeit. Vier Wochen dienst du auf Probe, nach der Zeit werde ich mit dir reden über deinen Verdienst."

Das war Alles, was Veitel billigerweise verlangen konnte, er hob sein Bündel von den Treppenstufen auf und sagte unterwürfig: „Ich bin's zufrieden, wenn der Herr Ehrenthal

mir noch will ſchenken eine alte Hoſe und Rock, daß ich ihm keine Schande mache vor den Leuten."

„Keinen Rock und keine Hoſe," antwortete der Herr entſchieden.

„Dann geben Sie mir Hoſe und Rock in vier Wochen, wenn meine Probezeit zu Ende iſt." Dieſe Forderung war nach dem Cours der Trödlerbörſe gleich einem Geſchenk von drei bis vier Thalern, und Ehrenthal fand die Forderung mit Recht hoch; er warf noch einen prüfenden Blick auf den Burſchen, auf die Demuth ſeiner Stellung und die ungewöhnliche Frechheit ſeiner Augen, er ſchloß, daß der Menſch brauchbar ſein werde, und fühlte ſich bewogen, Großmuth zu zeigen. „So mag es ſein," ſchloß er, „in vier Wochen. Dein Nachtquartier kannſt du nehmen bei Löbel Pinkus an der Ecke, damit ich weiß, wo du biſt zu finden." Darauf öffnete Herr Ehrenthal die Entreethüre und rief hinein: „Frau, Bernhard, Roſalie, kommt heraus." Zwei Stubenthüren und die Küchenthür öffneten ſich, und die Familie des Hausherrn wurde ſichtbar, dahinter die zerknitterte Köchin.

Madame Ehrenthal war eine volle Frau in ſchwarzer Seide, mit ſtarken Augenbrauen und rabenſchwarzen Hängelocken; ſie machte noch große Anſprüche zu gefallen und gefiel auch. Wenigſtens verſicherten ihr das mit mehr oder weniger Anſtand junge Herren vom Adel, welche zuweilen in den Morgenſtunden Herrn Ehrenthal beſuchten, um mit ihm Geſchäfte zu machen; und obgleich dieſe Verſicherungen um ſo wärmer zu ſein pflegten, je kühler Ehrenthal ſich gegen das abzuſchließende Geſchäft verhielt, ſo galt doch, die Wahrheit zu ſagen, Madame Ehrenthal auch bei ſolchen Leuten, welche keine Sola-Wechſel zu prolongiren wünſchten, für eine ſehr ſtattliche Dame. Ihre Tochter aber war in der That eine Schönheit, eine große, edle Geſtalt mit glänzenden Augen, dem reinſten Teint und einer nur ſehr wenig gebogenen Naſe. Wie aber kam der Sohn in dieſe Familie? Er war faſt klein,

mit einem bleichen, faltigen Geſicht und gebückter Haltung; daß er noch ein Jüngling war, ſah man nur an ſeinem Munde und dem hellen Blick; auch war er nachläſſiger gekleidet, als einem Sohn des Herrn Ehrenthal geziemte, und in dem braunen Haar hingen noch jetzt am Abend einige Federn. Die Familie und Veitel ſahen einander ſtumm an, während Herr Ehrenthal mit Selbſtgefühl bemerkte: „Dieſes iſt der Veitel Itzig, ich habe ihn genommen in unſern Dienſt.“ Der vornehme Stolz der Mutter, der mißfällige Blick der Tochter und das zerſtreute Auge des Sohnes wurden von dem armen Bocher eben ſo gewandt aufgefangen, wie die bunten Strahlen eines Prismas von einem beobachtenden Naturforſcher; er beſchloß auf der Stelle, gegen die Mutter ſehr, ſehr unterwürfig zu ſein, ſich in die Tochter zu verlieben und Bernhards Stiefel ſchlecht zu putzen und in den Rocktaſchen deſſelben beim Ausbürſten nachzuſehen, ob nicht ein Geldſtück durch Nachläſſigkeit des Beſitzers in den Falten ſitzen geblieben.

Nach dieſer Vorſtellung erklärte Herr Ehrenthal, Veitel könne gehen und ſolle am nächſten Morgen um ſechs Uhr im Hauſe ſein. Die Entreethüre ſchloß ſich hinter dem Burſchen, auch er ſtand auf der Treppe, ins Geſchäft aufgenommen, ein angehender Kaufmann. Er lächelte vergnügt, als er die Treppe hinunter ging, offenbar war er mit ſeinem Handel zufrieden. Hatte er ſich doch gemeſſen mit dem großen Herrn im Geſchäft und hatte einen Vortheil davongetragen. Denn da er ſich auf jede Bedingung auch ohne Garderobenzulage engagirt haben würde, ſo betrachtete er den alten Rock und Hoſen zahlbar in vier Wochen mit Recht als eine angenehme Uebervortheilung ſeines neuen Prinzipals. Die Ueberlegung: „Es wird nur ein Sommerrock ſein,“ flog wie ein düſterer Schatten über ſeine Seele; „aber die Hoſe wird ſein von ſeinem Bernhard, welcher trägt Tuchhoſen auch heut am heißen Sommertage.“ So trug er beruhigt ſein Bündel um die Ecke zu Löbel Pinkus.

Löbel Pinkus war Hausbesitzer und hielt zu ebener Erde einen kleinen Branntweinladen, welcher zahlreiche Kunden hatte. Doch war ersichtlich, daß weder die starke, wie fettig glänzende Figur des ehrsamen Pinkus selbst, noch die dicke Halskette seiner Frau ihre solide Pracht aus dem Branntweingeschäft allein herleiteten, und die Nachbarn zerbrachen sich manchmal den Kopf darüber, wie Frau Pinkus es durchsetzen könne, immer die theuersten Gänse zu braten, ja zuweilen sogar Truthühner. Indeß da ihr Gemahl ein Mann von Charakter war, in allen seinen Reden grob und entschieden, da er Branntwein verkaufte, was immer für ein Zeichen volksthümlicher Gesinnung gelten wird, und da er außerdem Geld gegen ungewöhnliche Procente auszuleihen wußte, so war er unter den kleinen Handwerkern in der Nachbarschaft doch sehr respectirt und gefürchtet. Sein Lenmund war gut. Die Straßenpolizei trank im Vorbeigehen gern in seinem Laden einen Liqueur, für den er das Geld zu nehmen stets verweigerte, er zahlte seine Abgaben pünktlich und galt für einen Freund, ja Vertrauten der executiven Macht. In Wahrheit aber war Herr Pinkus eine von den glücklichen Naturen, welche Honig aus allen Blumen zu saugen wissen, auch aus übelriechenden. Er hielt in dem ersten Stock seines Hauses eine stille Herberge für Männer mit und ohne Bart, welche einen Haß gegen Alles, was von dem Geschlecht der Schweine stammt, nicht überwinden konnten. Diese Männer von uralter Familie schätzten zuweilen ein billiges und verborgenes Nachtlager, bei welchem der Wirth keine hohen Rechnungen machte und keinen Paß abforderte; sie kamen in der Regel am späten Abend in die Herberge und schlichen am frühen Morgen wieder hinaus in die Gassen der Stadt oder auf die Landstraße, bescheidene Trödler und Schacherer, welche ihren Gewinn nach Groschen und Pfennigen berechneten. Außer diesen Gästen erschienen ab und zu noch andere, unregelmäßig wie Kometen, von jedem Alter, Geschlecht und Glauben, sie verhandelten in größter

Stille mit dem Hausherrn und konnten es nicht vertragen, wenn man bei Nacht in der Nähe ihres Gesichtes ein Schwefelholz anzündete. Alte Gastfreunde des Pinkus hatten über solche Eigenthümlichkeit allerdings ihre Ansichten, aber sie fanden es nicht gerathen, darum viele Worte zu verlieren.

In diesem Hause tappte Itzig im Finstern eine Treppe hinauf und unsaubere Wände entlang, stieß an eine schwere eichene Thür mit großem Schloß und trat, als er diese durch einen starken Druck geöffnet hatte, in einen wüsten Raum, der fast die ganze Länge des Hauses einnahm. In der Mitte stand ein alter Tisch mit einer schlechten Oellampe, einige Schemel darum; gegenüber der Thürseite war ein großer Wandverschlag mit vielen kleinen Thüren, welche zum Theil offen standen und verriethen, daß der ganze Verschlag aus schmalen, von einander getrennten Abtheilungen mit hölzernen Kleiderhaken und Fächern bestand. Vor den kleinen Fenstern, welche auf die Straße führten, waren verblichene Rouleaux heruntergelassen, auf der gegenüberliegenden Langseite fiel durch eine offene Thür das Abendlicht in das Zimmer, diese Thür führte auf eine hölzerne Galerie, welche längs der Gaststube an der Außenseite des Hauses fortlief.

Itzig warf sein Bündel in einen Wandschrank und trat auf die Galerie hinaus. Da er auch hier keinen zweiten Gast vorfand, fing er an von der Galerie die Aussicht zu bewundern mit demselben Grad von Theilnahme, welchen ein niederländischer Architekturmaler gehabt haben würde, nur nicht ganz zu derselben Absicht. Unten am Fuß des Hauses wälzte ein Fluß sein lehmiges Wasser eilig vorwärts und bildete eine schmale Wasserstraße, welche auf beiden Seiten mit verfallenen hölzernen Häusern eingefaßt war. Fast an jedem Hause, an jedem Stockwerk waren ähnliche hölzerne Galerien herausgebaut und durch gebräunte Balken gestützt. Manchmal liefen drei, vier Galerien übereinander, dann war der Fußboden der obern das Regendach der untern. In alter Zeit hatte die

achtbare Zunft der Gerber dieſe Straße bewohnt, damals war das Holzwerk glatt und neu geweſen, und helle Lämmer- oder Ziegenfelle hatten an den Geländern gehangen, bis ſie weich und geſchmeidig geworden waren, um Handſchuhe für die Patrizier und Ledertaſchen für ihre Frauen zu geben. Jetzt waren die Gerber nach entfernteren Stadttheilen hinabgezogen, und ſtatt der Thierfelle hing die Wäſche armer Leute an den hölzernen Balconen, über dem zerbrochenen Schnitzwerk und den wurmſtichigen Balkenköpfen. Noch ſtach die weiße, rothe und blaue Farbe der Wäſche im Abendlichte ſeltſam ab von dem ſchwarzen Holzwerk, und das Licht brach ſich auf wunderliche Weiſe an den Säulen und Vorſprüngen der Galerien, an rohen Arabesken der Einfaſſung und an den dunkeln Pfählen, welche hier und da aus dem Waſſer hervorragten. Es war ein unheimlicher Aufenthalt für jedes Geſchöpf, außer für Maler, Katzen oder arme Teufel.

Junker Itzig war ſchon früher ein und das andere Mal in dem Hauſe geweſen, aber immer in größerer Geſellſchaft. Heut bemerkte er, daß eine lange bedeckte Treppe vom Ende ſeiner Galerie bis hinunter an das Waſſer führte; er ſah, daß unweit von dieſer Treppe eine ähnliche am Nachbarhauſe hinablief, und ſchloß daraus, daß es möglich ſein müſſe, die eine Treppe hinunter und die andere hinauf zu ſteigen, ohne ſich mehr als die Schuhe naß zu machen; er entdeckte ferner, daß es bei dem niedrigen Waſſerſtand des Sommers möglich war, längs der Häuſerreihe am Waſſer weit hin fortzugehen, und er überlegte, ob es Menſchen geben könnte, welche bei Tag oder Nacht einen ſolchen Spaziergang für nützlich hielten. Nachtwächter und Polizeidiener wenigſtens waren dort nicht zu befürchten. Durch dieſe Betrachtungen wurde ſeine Phantaſie ſo aufgeregt, daß er in das Gaſtzimmer zurücklief, in die Wandſchränke kroch, welche offen ſtanden, und die Holzwände derſelben durch Klopfen und Schütteln unterſuchte. Mit Erſtaunen entdeckte er, daß auch die Rückwand von Holz

war und hohl klang. Da an dieser Seite die Mauer laufen mußte, welche dies Haus vom Nachbargebäude trennte, so fand er den hohlen Ton auffällig und nicht in der Ordnung, und war eben im Begriff, einen verschlossenen Wandschrank anzugreifen und zu sehen, ob nicht ein Ritz in dem Holze der Rückwand weiteren Aufschluß gäbe, als ein dumpfes Knurren seine Hand von der Schrankthür zurückhielt. Er sah sich um und erkannte — ohne große Beschämung — daß er nicht mehr allein war. In einer Ecke des Zimmers lag in seinen Kaftan gewickelt, das schwarze Käppchen im Haar, ein galizischer Handelsmann zusammengekauert auf dem Strohsack. Er hatte seine Sachen in dem angegriffenen Wandschrank verschlossen und hielt für nöthig, gegen die Untersuchung des Wißbegierigen zu protestiren. Itzig versuchte ein Gespräch mit dem Fremden anzuknüpfen; da dieser aber mehr Lust zum Schlafen als zur Unterhaltung zeigte, setzte sich Itzig in die gegenüberliegende Ecke auf einen andern Strohsack und saß dort mit seinem rastlosen Geiste rechnend und Geschäfte ausdenkend, wobei er zuweilen in lebhaftem Sinnen mit Händen und Beinen schlenkerte, bis die Dunkelheit der Nacht durch die Thür eindrang, und die kleine Oellampe zu kniftern anfing und Miene machte auszugehen. Noch kam Pinkus der Wirth selbst herauf, ein Licht in der Hand; er untersuchte den Bestand seiner Gäste, setzte einen Krug Wasser auf den Tisch und schloß beim Hinausgehen die Thür von außen ab. Im Finstern holte Itzig ein Stück trockenes Brod aus der Tasche und schlief endlich unter dem Schnarchen seines Stubengenossen ein, den Strohsack unter sich, zugedeckt mit seiner alten Jacke.

Zu derselben Stunde wickelte sich sein Reisegefährte im Patrizierhause in die gesteppte Decke seines Lagers, sah noch einmal mit müden Augen in der Stube umher und bemerkte schlaftrunken, daß die gelbe Katze auf dem Schreibtisch ihre

Beinchen bewegte, ſich mit der Pfote zu ſtrählen anfing und ihm zuletzt ſogar mit beiden Pfoten Kußhändchen zuwarf. Bevor er Zeit hatte, über dieſe ungewöhnliche Freundlichkeit des Gipſes nachzudenken, war er eingeſchlafen. Vor beiden Jünglingen ſenkte ſich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem die Traumgöttin ihre bunten Bilder zu zeigen pflegt. Anton ſah ſich ſelbſt auf einem großen Waarenballen ſitzen und durch die Luft fliegen, während eine gewiſſe junge Dame die Arme nach ihm ausſtreckte; und Veitel Itzig entdeckte mit Behagen, daß er ein Baron geworden war, welcher von Hirſch Ehrenthal um ein Almoſen angeredet wurde. Er ſah, wie er dem alten Ehrenthal ſeine ſechs Ducaten als Geſchenk gab und wie dieſer ſich kläglich bedankte. Ueber dieſe Großmuth erſchrak er im Traume ſo, daß er mit Händen und Beinen um ſich ſchlug.

Am nächſten Morgen begann jeder der beiden Jünglinge ſeine Thätigkeit. Anton ſaß auf ſeinem Platze im Comtoir und copirte Briefe, und Veitel ſtand, nachdem er ſämmtliche Stiefeln und Schuhe der Familie Ehrenthal gebürſtet und die Kleidertaſchen Bernhards unterſucht hatte, als Aufpaſſer vor dem größten Hotel der Stadt, um einen fremden Herrn vom Lande zu beobachten, welcher mit Herrn Ehrenthal unzufrieden geworden war und im Verdacht ſtand, ſich andere Geſchäftsfreunde auf ſein Zimmer beſtellt zu haben. Anton bekam durch das Copiren der Briefe Einſicht in Stil und Sprache ſeines Geſchäfts, und Veitel hatte während ſeines Lauerns vor dem Gaſthofe das Glück, die Adreſſe eines vorübergehenden Studenten zu erhalten, welcher es für zeitgemäß hielt, ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen.

In ſeinen erſten Mußeſtunden zeichnete Anton das Schloß, die Kletterpflanzen, den Balcon und die Thürmchen aus dem Gedächtniß auf das beſte Papier, das ihm die große Stadt liefern konnte. Er ließ das Bild in einen Goldrahmen faſſen und hing es über ſeinem Sopha auf.

5.

Anton hatte in den ersten Wochen Mühe, sich in der neuen Welt zurecht zu finden, in die er versetzt war. Das Gebäude, der Haushalt, das Geschäft waren so alterthümlich, solid und großartig, daß sie auch einem Weltbürger von mehr Erfahrung imponiren mußten.

Das Geschäft war ein Waarengeschäft, wie sie jetzt immer seltener werden, jetzt, wo Eisenbahnen und Telegraphen See und Inland verbinden, wo jeder Kaufmann aus den Seestädten durch seine Agenten die Waaren tief im Lande verkaufen läßt, fast bevor sie im Hafen angelangt sind, so selten, daß unsere Nachkommen diese Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden, als wir den Marktverkehr zu Timbuctu oder in einem Kaffernkral. Und doch hatte dies alte weit bekannte Binnengeschäft ein stolzes, ja fürstliches Ansehen, und, was mehr werth ist, es war ganz gemacht, bei seinen Theilhabern feste Gesinnung und ein sicheres Selbstgefühl zu schaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Conjuncturen waren seltener und größer, so mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, seine Speculation selbständiger sein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Massen der Waaren, welche sie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorräthig hielt. Auf den Packhöfen am Flusse lag in langen Speichern ein großer Theil der fremden Waaren aufgestapelt, ein kleinerer Theil in den Kellern und Gewölben des alten Hauses selbst, viele Vorräthe in Speichern und Remisen der Nachbarschaft. Zahlreiche Kaufleute in der Provinz versorgten sich aus den Magazinen der Handlung mit Colonialwaaren und den tausend guten Erzeugnissen der Fremde, welches uns ein tägliches Bedürfniß geworden sind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Osten, bis an die türkische Grenze, saßen die Agenten des Hauses, und dieser Theil des

Geſchäftes, vielleicht weniger regelmäßig und ſicher, galt zur Zeit für die gewinnreichſte Thätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine Menge der verſchiedenſten Eindrücke, Menſchen und Verhältniſſe aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche faſt täglich Waarenproben brachten, und außer den Senſalen der Börſe, welche die Geldgeſchäfte des Hauſes vermittelten, Wechſel anboten und verkauften, zog durch das vordere Comtoir vom Morgen bis zum Abend eine bunte Proceſſion von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväteriſche Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverläſſigkeit; ſie kauften, drückten die Hände, und verlangten als alte Freunde des Geſchäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbeſitzer jedes Standes aus der Landſchaft, welche die angebauten Handelsgewächſe, Farbekräuter, Gewürze u. ſ. w. anboten; dann polniſche Juden, ſchwarzlockige Geſellen im langen ſeidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Erzeugniſſe ihrer Länder, Wolle, Hanf, Potaſche, Talg verkaufen wollten. Mit ihnen war der Verkehr am wenigſten geſchäftsmäßig, ihr Kommen erregte jedesmal unter den jüngern Leuten des Comtoirs ſtille Heiterkeit. Dazwiſchen kamen Bettler, Hülfeſuchende aller Art, Geſchäftsfreunde des Hauſes, Fuhrleute, welche ihre Frachtbriefe forderten, Auflader und Hausknechte, welche Aufträge erhielten oder die Aufträge anderer Geſchäfte ausrichteten. Anton fand es ſehr ſchwer, bei dieſem ewigen Thüröffnen und Durcheinanderſprechen ſeine Gedanken zuſammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden.

Eben war Herr Braun eingetreten, der Agent eines befreundeten Hauſes in Hamburg, und hatte aus ſeiner Taſche eine Anzahl Kaffeeproben hervorgeholt. Während dieſe vom Prinzipal beſichtigt wurden, geſticulirte der kleine behende Agent mit ſeinem goldenen Stockknopf in der Nähe von Antons Augen umher und berichtete von einem Seeſturme und

Digitized by Google

dem Schaden, den er angerichtet haben ſollte. Da knarrte die Thür, und eine ärmlich gekleidete Frau trat herein. Herr Specht erhob ſich und frug: „Was wollen Sie?“ Man hörte klägliche Töne, welche mit dem Gepiep eines kranken Huhns Aehnlichkeit hatten, der Kaufmann griff ſchnell in die Taſche und das Piepen verwandelte ſich in ein behagliches Glucken. „Haushohe Wellen,“ ruft der Agent. — „Gott vergelt' es tauſendmal,“ glucſt die Frau. — „Macht 550 Mark zehn Schilling,“ ſagt Herr Baumann zum Prinzipal.

Jetzt wird die Thür heftig aufgeriſſen, ein ſtarker Mann, mit einem Geldſacke unterm Arm, tritt ein, er ſetzt den Geldſack triumphirend auf den Marmortiſch und ruft mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine gute That vollbringt: „Hier bin ich, und hier iſt Geld!“ Sogleich erhebt ſich Herr Jordan und ſagt vertraulich: „Guten Morgen, Herr Stephan, wie geht's in Wolfsburg?“ — „Ein furchtbares Loch,“ klagt Herr Braun. — „Wo?“ frägt Fink. — „Es iſt keine ſchlechte Stadt, aber wenig Nahrung,“ ſagt Herr Stephan. — „Natürlich im Rumpfe des Schiffes,“ antwortet Herr Braun. — „Fünfundſiebzig Sack Cuba,“ bemerkt der Prinzipal als Antwort auf die Frage eines Commis.

Während nun Herr Stephan die Neuigkeiten ſeiner Stadt erzählt, darunter die traurige Geſchichte eines Lehrjungen, der ſich mit Hülfe einer Schlüſſelbüchſe erſchoſſen hat, und während Jordan dieſe nothwendige Einleitung zu dem bevorſtehenden Einkauf geduldig durchmacht, öffnet ſich wieder die Thür, ein Bedienter tritt ein und ein Jude aus Brody. Der Diener bringt dem Kaufmann die Einladung zu einem Diner, und der Jude ſchleicht an die Ecke, wo Fink ſitzt.

„Wozu kommt ihr wieder, Schmeie Tinkeles?“ frägt Fink kalt, „ich habe euch ſchon geſagt, daß wir kein Geſchäft mit euch machen wollen.“

„Kein Geſchäft?“ ruft der unglückliche Tinkeles krächzend in abſcheulichem Deutſch, ſo daß Anton ihn nur mit Mühe

verſteht. „Solche Wolle, wie ich bringe, iſt noch nicht geweſen im Lande.“

„Wie hoch der Centner?“ frägt Fink ſchreibend, ohne den Juden anzuſehen.

„Was ich doch habe geſagt,“ antwortet der Jude.

„Ihr ſeid ein Narr,“ ſagt Fink, „fort mit euch!“

„Kein Lootſe kann ihm helfen,“ ſagt Herr Braun.

„Meine Empfehlung an Herrn Commerzienrath,“ ſagt der Kaufmann.

„Mit einem Schwefelhölzchen hat er den Schlüſſel angezündet,“ ruft Herr Stephan zum Himmel blickend.

„Wai!“ ſchreit der Mann im Kaftan, „was iſt das: fort mit euch? Mit fort kann man machen keine Geſchäfte.“

„Was wollt ihr alſo haben für eure Wolle?“

„41 2/3,“ ſagt Tinkeles.

„Hinaus!“ bemerkt Fink.

„Sagen Sie doch nicht immer hinaus!“ bittet der Jude in Verzweiflung, „ſagen Sie, was wollen Sie geben?“

„Wenn ihr ſo unverſchämt fordert, gar nichts,“ ſagt Fink, eine neue Seite ſeines Briefes beginnend.

„Sagen Sie doch nur, was wollen Sie geben?“ bittet der Jude wieder.

„Nur wenn ihr wie ein anſtändiger Mann redet,“ antwortet Fink den Juden anſehend.

„Ich bin anſtändig,“ ſagt der Jude leiſe, „was wollen Sie geben?“

„39,“ ſagt Fink.

Jetzt geräth Schmeie Tinkeles außer ſich, ſchüttelt ſeine ſchwarzen Locken und verſchwört ſich bei ſeiner Seele Seligkeit mit lautem Geſchrei, er könne nicht unter 41; worauf Fink ihm bedeutet, er werde ihn von einem Hausknecht hinausführen laſſen, wenn er ſolchen Lärm mache. Darauf geht der Jude

entrüſtet vor die Thüre, ſteckt den Kopf wieder herein und ruft: „Alſo was wollen Sie geben?“

„39,“ ſagt Fink und ſieht der aufgeregten Mimik des Händlers ungefähr mit demſelben Intereſſe zu, mit dem ein Phyſiker die galvaniſchen Zuckungen eines Froſches betrachtet. Die Zahl 39 bewirkt in der Seele des Juden eine neue Exploſion, er tritt wieder vor, verſchwört ſeine Seele in den tiefſten Abgrund der Hölle und erklärt ſich ſelbſt für das nichtswürdigſte Scheuſal der Welt, wenn er für weniger als 41 ablaſſen könne. Als er ſich auf wiederholte Ermahnungen Finks, ruhig zu werden, dazu nicht entſchließen kann, wird der Hausknecht gerufen. Das Erſcheinen deſſelben wirkt ſo weit beruhigend, daß Herr Tinkeles erklärt, er könne allein gehen und werde allein gehen, worauf er ſtill ſteht und 40½ ſagt. Der Agent, der Provinziale und das Comtoir ſind ſtill und hören der Verhandlung neugierig zu, während Fink dem armen Schmeie mit einer gewiſſen Herzlichkeit den Vorſchlag macht, er ſolle ſich ohne Weiteres entfernen, er ſei völlig Narr und mit ihm kein Geſchäft zu machen. Darauf wendet ſich der Jude trotzig ab und geht hinaus. Und wieder fährt Herr Braun fort: „Dieſer Sturm war ein ſeltenes Unglück, der Kaffe muß ſteigen“; und Herr Stephan beweiſt, daß die Selbſtmorde und andere Unthaten ſeit Erfindung der Schwefelhölzer zugenommen haben; und Fink ſagt zum Prinzipal, der einen unterdeß erhaltenen Brief durchlieſt: „Er wird's laſſen, wenn ich ihm noch einen halben Thaler zulege. Wollen Sie mit 39½ abmachen?“

„Wie viel?“ fragt der Kaufmann.

„120 Centner,“ ſagt Fink.

„Nehmen Sie,“ ſagt der Kaufmann und lieſt weiter.

Von Neuem wird die Thür aufgeriſſen, das Geſchwirr geht fort, und Anton müht ſich vergebens zu verſtehen, wie man die Wolle kaufen könne, nachdem der Verkäufer in ſo entſchiedener Weiſe gegangen iſt. Da öffnet ſich, gerade als wieder

drei bis vier Stimmen durcheinander sprechen, ganz leise die Thür, Tinkeles schleicht auf den Zehen herein bis hinter Finks Platz und sagt, diesem die Hand auf die Schulter legend, wehmüthig und vertraulich: „Was wollen Sie noch geben?"

Fink wendet sich um und sagt ebenfalls mit vertraulichem Lächeln: „Weil ihr es seid, Tinkeles, 39½, aber nur unter der Bedingung, daß ihr kein Wort weiter sprecht, sonst nehm' ich das Gebot zurück."

„Ich spreche nichts," antwortet der Jude, „sagen Sie 40."

Fink macht eine Bewegung der Entrüstung und weist schweigend nach der Thür. Der Händler geht und dreht an der Thür um.

„Jetzt kommt's," sagt Fink. Darauf kehrt der Händler zurück und spricht mit mehr Haltung: „39½, wenn Sie es dafür wollen nehmen."

Nach einigem Zögern bemerkt Fink wie gelegentlich: „Es mag sein." Worauf Schmeie Tinkeles ganz umgewandelt ist, sich als liebenswürdigen Freund der Handlung erweist und angelegentlich nach dem Befinden des Prinzipals erkundigt.

Und wieder knarrte nach diesem Intermezzo die Thür, neue Käufer und Verkäufer kamen, die Menschen sprachen und Federn knisterten, das Geld rollte unaufhörlich.

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erschien ihm sehr fremdartig und mächtig.

Das Haus selbst war ein altes unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäusern, voll von Mauern und kleinen Treppen, von geheimnißvollen Durchgängen, wo kein Mensch welche vermuthete, von Corridoren, Nischen, tiefen Wandschränken und Glasverschlägen. Es war ein durchaus künstlicher Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für späte Enkel so schwierig und unverständlich als irgend möglich zu machen. Und doch sah er im Ganzen betrachtet behaglich aus und umfaßte mit seinen

Mauern eine große Welt voll Menſchen und Intereſſen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter ſeinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbgurte mit Waaren gefüllt; das ganze Parterre gehörte der Handlung und enthielt außer den Comtoirzimmern faſt nichts als Waarenräume. Darüber lagen im Vorderhauſe die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr ſelbſt wohnte. Herr Schröter war nur kurze Zeit verheiratet geweſen, in einem Jahre hatte er Frau und Kind verloren; ſeit dem Tode ſeiner Eltern war eine Schweſter Alles, was er von Familie beſaß.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch ſeiner Handlung. Alle Herren des Comtoirs, welche nicht verheiratet waren, wohnten in ſeinem Hauſe, gehörten ſeinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt ein Uhr an dem Tiſche des Prinzipals. Am Morgen nach Antons Eintritt hatte Herr Schröter nur wenige Worte mit ihm gewechſelt und ihn darauf Herrn Jordan und dem Provinzialgeſchäft übergeben. Jetzt, einige Minuten vor der Mittagsſtunde, war Anton in die Zimmer des erſten Stocks beſtellt, um der Dame des Hauſes vorgeſtellt zu werden. Erwartungsvoll ſtieg er die Teppichſtufen der breiten Treppe hinauf, der Bediente öffnete und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern in das Empfangzimmer. Anton ſah auf ſeinem Wege mit Erſtaunen den ruhigen und ſoliden Glanz der Einrichtung, die großen Wandſpiegel, ſchwere Stoffe, Gemälde, Blumentiſche, zahlreiche Vaſen und Fruchtſchalen von Stein und gemaltem Porcellan. Der Diener ſchlug eine Portiere zurück, und Anton machte auf dem glatten Parquetboden eine tiefe Verbeugung, als der Prinzipal ihn einer jungen Dame vorſtellte und dazuſetzte: „Meine Schweſter Sabine.“

Fräulein Sabine zeigte über dem eleganten Sommerkleide ein feines bleiches Geſicht, von rabenſchwarzem Haar eingefaßt. Sie war nicht älter als Anton, aber ſie hatte die Würde und Haltung einer Hausfrau. Sie nöthigte Platz zu nehmen

und frug ihn theilnehmend, wie er sich eingerichtet habe und ob er noch irgend etwas vermisse.

„Meine Schwester regiert uns alle," sagte der Kaufmann mit einem freundlichen Blick auf die Dame, „machen Sie hier Ihre Bekenntnisse, wenn Sie irgend einen wirthschaftlichen Wunsch haben; sie ist die gute Fee, welche den Haushalt in Ordnung hält."

Anton sah zu der Fee auf und antwortete schüchtern: „Ich habe bis jetzt Alles weit glänzender gefunden, als ich von Hause aus gewöhnt bin."

„Ihr Leben wird Ihnen bei alle dem mit der Zeit einförmig erscheinen," fuhr der Kaufmann fort, „es ist eine strenge Regelmäßigkeit in unserm Hause, Sie haben viele Arbeit und wenig Zerstreuung zu erwarten; meine Zeit ist sehr in Anspruch genommen, auch nach dem Schluß des Comtoirs. Wenn Sie aber in irgend einer Angelegenheit Rath oder Hülfe wünschen, so bitte ich, sich vor Allen an mich zu wenden."

Nach dieser kurzen Audienz erhob er sich und führte Anton nach dem Speisezimmer. Auf dem Wege setzte er ihm die Stellung eines Lehrlings im Geschäft auseinander. Anton fand seine Collegen bereits aufgestellt und in bescheidener Toilette das Mahl erwartend; Sabine trat ein und mit ihr eine ältliche Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, welche dem Fräulein in der Wirthschaft half und sehr gutmüthig aussah. Die Herren vom Comtoir machten den Damen ihre Verbeugung und Anton erhielt seinen Platz am Ende einer langen Tafel, zwischen den jüngsten seiner Collegen. Ihm gerade gegenüber saß Sabine, neben dieser ihr Bruder, auf der andern Seite die Verwandte, neben dieser Herr von Fink und dahinter alle Uebrigen genau nach Rang und Alter im Geschäft. Es war im Ganzen ein stilles Diner, welches eingenommen wurde, Antons Nachbarn sprachen nur wenig und mit gedämpfter Stimme, das Gespräch wurde fast aus-

ſchließlich von dem Prinzipal geleitet. Nur der Jokei von geſtern benahm ſich mit größter Unbefangenheit, erzählte kleine lächerliche Geſchichten, wußte andere Leute vortrefflich in Stimme und Haltung nachzunahmen und bewies ſeiner Nachbarin, der gutmüthigen Tante, eine faſt übertriebene Aufmerkſamkeit. Kurz Anton, deſſen Herz bereits voller Pietät und Ehrfurcht war, ſah mit einer Art von frommem Entſetzen, daß Fink den ganzen Tiſch ſo behandelte, als wäre die Tafel nur ſeinetwegen gedeckt und als hätte der Kaufherr nur deßhalb ein Geſchäft, damit Fink, ſein Volontair, leichtſinnige Scherze machen und alle Anweſenden dreiſt anreden könnte. Dabei glaubte er wahrzunehmen, daß der Kaufherr ſelbſt den jungen Herrn mit Kälte behandelte, und ferner, daß Fink ſich ſehr wenig um dies zurückhaltende Weſen des Kaufherrn kümmerte. Der Diener im ſchwarzen Frack ſervirte mit größter Accurateſſe, und als ſich die Herren vom Geſchäft mit einer Verbeugung erhoben und ihre Stühle wegrückten, nahm Anton aus dem Speiſeſaal die Ueberzeugung mit hinaus, daß er noch nie ſo vornehm und feierlich ſein Mittagsbrod verzehrt habe.

„Mit Allen werde ich zurechtkommen, nur mit dieſem Herrn Fink nicht," ſagte ſich Anton den Tag über, „er iſt zu dreiſt und zu ſtolz. Auch ſitzen blieb er, als Alle von unſerem Geſchäft aufſtanden. Er paßt nicht hierher," entſchied der neue Ankömmling mit einer Weisheit, in welcher mehr Inſtinct als Erfahrung war. Seit der Zeit ſah Anton mit einiger Scheu auf Herrn von Fink, er mußte aber oft nach ihm hinſehen und ſich viel um ihn kümmern, denn das Weſen des Gentlemans imponirte ihm doch ſehr: der edel geformte Kopf, ein ſchmales Geſicht mit feinen Zügen, die ſichere Haltung und die kurze Entſchloſſenheit in Bewegungen und Worten. Anton getraute ſich kaum ihn anzureden, und Fink gab ihm keine Veranlaſſung dazu, denn er ſchien von der Anweſenheit des neuen Lehrlings nichts mehr zu wiſſen. Nur einmal, als Anton zufällig vor Fink die Treppe des Hinterhauſes hinauf

ging, redete ihn dieſer an: „Nun Maſter Wohlfart, wie gefällt es Ihnen in dieſem Hauſe?“

Anton blieb ſtehen und ſagte, wie ſich für einen guten Jungen ſchickt: „Ausgezeichnet! Ich ſehe und höre ſo viel Neues, daß ich noch gar nicht zu mir ſelbſt kommen kann.“

„Sie werden das alles gewohnt werden,“ lachte Fink; „wie an einem Tage geht es das ganze Jahr ohne Veränderung fort. Am Sonntage ein Gericht mehr und ein Glas Wein vor jedem Couvert, und Sie werden gut thun, dazu Ihren Leibrock anzuziehen. Sie ſind jetzt als Rad eingefügt in die Maſchine, und es wird von Ihnen erwartet, daß Sie das ganze Jahr regelmäßig abſchnurren.“

„Ich weiß, daß ich fleißig arbeiten muß, um das Vertrauen Herrn Schröter's zu erwerben,“ antwortete der kleine Philiſter gereizt durch die rebelliſche Geſinnung des Volontairs.

„Eine tugendhafte Bemerkung,“ ſpottete dieſer; „in wenigen Wochen werden Sie ſehen, mein armer Junge, welch ein himmelweiter Unterſchied iſt zwiſchen dem Herrn des Geſchäfts und den Leuten, welche ſeine Briefe ſchreiben und ſeine Kunden abfertigen. Kein Fürſt auf Erden lebt ſo ſtolz und einſam unter ſeinen Vaſallen, als dieſer Kaffebeherrſcher in ſeinem Reiche. Laſſen Sie ſich übrigens durch meine Rede nicht ſtören,“ fügte er mit etwas mehr Gutmüthigkeit zu, „das ganze Haus wird Ihnen ſagen, daß ich unzurechnungsfähig bin. Da Sie mir aber ausſehen wie ein hoffnungsvoller Comtoriſt, ſo will ich Ihnen noch einen ehrlichen Rath geben. Kaufen Sie ſich einen engliſchen Sprachlehrer und machen Sie, daß Sie fortkommen, bevor Sie hier einroſten. Alles, was Sie hier lernen, wird Sie noch nicht zu einem tüchtigen Mann machen, wenn Sie anders das Zeug haben, überhaupt einer zu werden. Guten Abend!“ Mit dieſen Worten drehte Fink unſerm Anton den Rücken und ließ dieſen wieder ärgerlich über den hohen Ton, den der Jokei angenommen hatte, zurück.

Wohl empfand unſer Held nach einiger Zeit mitten in dem Rauſchen des Geſchäftslebens die ewige Gleichförmigkeit der Stunden und Tage; wohl ermüdete ihn das zuweilen, aber es machte ihn nicht unglücklich; denn durch ſeine Eltern war er an Ordnung und regelmäßigen Fleiß gewöhnt, und dieſe beiden Tugenden halfen ihm über manche langweilige Stunde hinweg.

Herr Jordan gab ſich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimniſſe der Waarenkunde einzuweihen, und die Stunde, in welcher Anton zuerſt in das Magazin des Hauſes trat und hundert verſchiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen perſönlich mit allen Kunſtausdrücken kennen lernte, wurde für ſeinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigenthümlichen Poeſie, die wenigſtens eben ſo viel werth war, als manche andere poetiſche Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltſame und Fremde in der Seele des Menſchen hervorbringt.

Es war ein großes dämmriges Gewölbe im Parterre des Hauſes, durch Fenſter mit Eiſenſtäben nothdürftig erhellt, in welchem die Waarenproben und kleinen Vorräthe für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kiſten und Ballen ſtanden auch hier maſſenhaft durcheinander, und nur ſchmale gewundene Pfade führten dazwiſchen durch. Faſt alle Länder der Erde, alle Racen des Menſchengeſchlechts hatten gearbeitet und eingeſammelt, um Nützliches und Werthvolles vor den Augen unſeres Helden zuſammenzuthürmen. Der ſchwimmende Palaſt der oſtindiſchen Compagnie, die fliegende amerikaniſche Brigg, die alterthümliche Arche der Niederländer hatten die Erde umkreiſt, ſtarkrippige Walfiſchfänger hatten ihre Naſen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, ſchwarze Dampfſchiffe, bunte chineſiſche Dſchonken, leichte malaiiſche Kähne mit einem Bambus als Maſt, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Dieſe Baſtmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiſte

war von einem fleißigen Chineſen mit roth und ſchwarzen Hieroglyphen bemalt worden, dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger aus Congo im Dienſt des virginiſchen Pflanzers über den Ballen geſchnürt; dieſer Stamm Farbeholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikaniſchen Meerbuſens angeworfen haben, jener viereckige Block von Zebra- oder Jacarandaholz hatte in dem ſumpfigen Urwald Braſiliens geſtanden, und Affen und bunte Papageien waren über ſeine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffebaumes faſt aus allen Theilen der Erde, in rohen Baſtkörben breiteten ſich die gerollten Blätter der Tabakpflanze, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Kryſtalle aus dem ſüßen Rohr der Plantagen. Hundert verſchiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knospen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieſer Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Geſtalten ragten wie Ungethüme aus dem Chaos hervor: dort hinter dem offenen Faß gefüllt mit oranger Maſſe — es iſt Palmöl von der Oſtküſte Afrikas — ruht ein unförmiges Thier — es iſt Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelaſſen iſt; — daneben liegen, zuſammengedrückt in rieſigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eiſernen Bändern, fünfhundert Stockfiſche, und in der Ecke gegenüber erheben ſich über einem Haufen Elephantenzähne die Barten eines rieſigen Wals.

Anton ſtand noch ſtundenlang, nachdem die Erklärungen ſeines Lehrmeiſters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, die Gurte der alten Wölbung und die Pfeiler an der Wand verwandelten ſich ihm in großblättrige Palmen, das Summen und Geräuſch auf der Straße erſchien ihm wie das entfernte Rauſchen der See, die er nur aus ſeinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Tact an die Küſte ſchlagen, auf welcher er ſo ſicher ſtand.

Digitized by Google

Dieſe Freude an der fremden Welt, in welche er ſo gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn ſeit dem Tage nicht mehr. Wenn er ſich Mühe gab, die Eigenthümlichkeiten der vielen Waaren zu verſtehen, ſo verſuchte er auch durch Lectüre deutliche Bilder von der Landſchaft zu bekommen, aus welcher ſie herkamen, und von den Menſchen, die ſie geſammelt hatten.

So vergingen ſchnell die erſten Monate ſeines Lebens in der Hauptſtadt, und es war gut für ihn, daß er in ſeinen Freiſtunden dieſe lebhafte Unterhaltung mit der ganzen Welt zu führen hatte; denn in Einem hatte Fink Recht gehabt: Anton blieb trotz dem täglichen Mittagstiſch in dem parketirten Speiſezimmer doch dem Chef des Hauſes und der Familie ſehr fremd und fühlte bald, daß eine Schranke gezogen ſei zwiſchen den Herren vom Comtoir und den Perſonen des Hauſes, die, ſo unbemerkbar ſie für Fremde ſein mochte, doch eiſenfeſt ſtand. Er war ſo verſtändig, daß ihm nicht einfiel darüber zu murren, aber er wurde doch manchmal dadurch gedrückt, denn mit dem Enthuſiasmus der Jugend war er ſchnell bereit, ſeinen Prinzipal als das Ideal eines Kaufmanns zu verehren. Die Klugheit, Sicherheit und energiſche Kürze des Mannes und ſeine ſtolze Redlichkeit begeiſterten ihn; er hätte ſich gar zu gern mit ſchwärmeriſcher Innigkeit an ihn geſchloſſen, aber er ſah außer den Geſchäftsſtunden wenig von ihm. Wenn der Kaufmann am Abend nicht in Verſammlungen oder im Club war, ſo lebte er nur für ſeine Schweſter, an der er mit einer rührenden Zärtlichkeit hing. Für ſeine Schweſter hielt der Kaufmann Wagen und Pferde, die er ſelbſt ſelten benutzte, ihr zu Liebe beſuchte er auch Abendgeſellſchaften und gab ſelbſt welche, zu denen Anton und ſeine Collegen nicht zugezogen wurden. Dann rollten die Equipagen vor das Haus, galonnirte Bediente flogen Trepp auf Trepp ab, und bunte Schatten ſchwebten an den erleuchteten Fenſtern des Vorderhauſes vorüber, während Anton in ſeiner Dachſtube ſaß und mit Sehnſucht auf das

glänzende Leben des Haushaltes sah, zu dem er doch auch gehörte: mit heißer Sehnsucht, denn unser Held war kaum neunzehn Jahr alt und kannte die geschmückte Geselligkeit eleganter Kreise nur aus den trügerischen Schilderungen der Bücher, welche er gelesen hatte. Dann sagte ihm zwar immer sein Verstand, daß er nicht in das Vorderhaus gehöre, und was daraus werden solle, wenn er mit seinem Dutzend Collegen, die so verschieden an Bildung waren, bei solchen Gesellschaften sich ausbreiten wolle. Aber was der Verstand, dieser alte Herr, sagt, wird von der jungen Dame Begehrlichkeit nicht immer ehrerbietig angehört, und Anton schlich manchmal mit einem leisen Seufzer vom Fenster zu seiner Lampe und den Büchern zurück und bemühte sich die lockende Musik der Quadrille zu vergessen, indem er auf das Geschrei des Löwen und das Gurgeln des Brüllfrosches in irgend einem tropischen Lande lauschte.

6.

Der Freiherr von Rothsattel hatte sein Quartier in der Hauptstadt selbst eingerichtet. Es war nur von mäßiger Größe, aber die Form der Möbeln, die Arabesken der einfachen Wandmalerei, die Zeichnung auf Vorhängen und Teppichen waren so geschmackvoll zusammengepaßt, daß das Ganze in der guten Gesellschaft als ein Muster von Eleganz und Wohnlichkeit gerühmt wurde. Recht in der Stille hatte er das alles vorbereitet. Endlich hielt der neugekaufte Wagen vor der Wohnung, der Freiherr hob seine Gemahlin heraus und führte sie durch die Reihe der Zimmer bis zu ihrem kleinen Boudoir, das ganz mit weißer Gaze decorirt war, die Decke eine Sonne von weißen Falten, und an allen Wänden weiß gefältelte Sterne. Da flog ihm die Baronin entzückt über so viel Aufmerksamkeit in die Arme, und der gute Herr fühlte sich zu-

Digitized by Google

ſrieden und ſtolz wie ein König. Schnell war die Familie eingelebt, die Ackerpferde führten vom Gute die unvermeidlichen Kiſten, Truhen und Vorräthe von Lebensmitteln herbei, und nachdem einige Tage hindurch Strohhalme von Treppen, Fußböden und Teppichen abgefegt worden waren, konnte man daran denken, ſich außerhalb des Hauſes umzuſehen und die nöthigen Beſuche zu machen.

Ein großer Theil des Landadels pflegte die Wintermonate in der Hauptſtadt zuzubringen, und die Rothſattel trafen mehre Gutsnachbarn, viele Bekannte und Verwandte. Ueberall war man erfreut, die angeſehene Familie in der Stadt zu begrüßen, und nach wenigen Wochen fanden ſie ſich mitten in einem großen Kreiſe zu fröhlicher Geſelligkeit eingelebt. Der niedere Adel mit all ſeinen Titeln, welche ihm von den deutſchen Regenten freigebig ertheilt worden ſind, bildete eine ſtattliche, ziemlich abgeſchloſſene Geſellſchaft, und wenn in dem Völkchen auch nicht gerade ein Ueberfluß von geiſtreicher Bildung vorhanden war, ſo war doch das geſellige Behagen, mit dem ſie untereinander verkehrten, vielleicht um ſo größer. Die Barouin wurde durch ihre ſichere Liebenswürdigkeit eine Hauptgröße der Frauenwelt; auch ihr Gemahl, der in den erſten Wochen manchmal die Wanderungen durch den Wirthſchaftshof und die Spazierritte in ſeinen Wald vermißt hatte, befand ſich bald unter ſeinen Jugendfreunden nicht weniger wohl. Er wurde Mitglied einer adeligen Reſſource, ſuchte ſeine alte Meiſterſchaft auf dem Billard hervor, ſpielte mit Anſtand Whiſt und L'hombre und trieb in müßigen Stunden etwas Politik und ein wenig Kunſt. So verlebte die Familie eine behagliche und heitere Winterſaiſon, und der Freiherr und ſeine Gemahlin äußerten einander ihre Verwunderung, warum ſie ihrem Leben nicht ſchon in frühern Jahren dieſe beſcheidene und anſtändige Abwechslung gegönnt hätten.

Nur Lenore war mit dem Umzug nicht ganz zufrieden. Sie fuhr fort die Befürchtung ihrer Mutter zu rechtfertigen,

daß ſie ein Original werden könnte. Es wurde ihr ſchwer, den zahlreichen ältlichen Tanten der Familie eine annuthige Ehrerbietung zu bezeigen, und noch ſchwerer wurde ihr, luſtige Herren aus der Nachbarſchaft, gute Freunde ihres Vaters, die ſie vom Gut her kannte, hier in der Stadt nicht zuerſt anzureden, wenn ſie ihnen auf der Straße begegnete. Auch das Behältniß war ihr peinlich, in dem ſie die Bildung aus dem Mädcheninſtitut nach Hauſe tragen mußte. Es war ein Zwitter von Taſche und Mappe, voll von langweiligen Heften und Lehrbüchern. Da die Mutter nicht gern ſah, wenn der Bediente ihr die Schulbücher nachtrug, ſo ſchlenkerte ſie das Ding verächtlich am Arm, ſo oft ſie auf der Straße ging, blieb dabei von Zeit zu Zeit ſtehen und ſah wie eine Juno mit dreiſtem Blick auf die Gruppen der Marktleute, auf Eckenſteher, die ſich prügelten, und auf andere Menſchenknäuel, welche ſich in den Straßen einer großen Stadt zuſammenballen. Einſt, als ſie ſo auf der Straße ſtand, die Mappe als Zeichen ihrer Sklaverei am Arme und einen kleinen Regenſchirm in der Hand, ſiehe, da kam ihr auf dem Trottoir der junge Herr entgegen, den ſie im Garten umhergeführt und über den Teich gefahren hatte. Sie freute ſich darüber; er war ihr eine freundliche Erinnerung an das Gut, an ihren Pony und an das Volk der Schwäne. Noch war er eine Strecke entfernt, als ihre Falkenaugen ihn beobachteten. Er kam näher und ſah ſie nicht. Da ihr die Mutter verboten hatte, irgend einen Herrn auf der Straße anzuſprechen, ſo blieb ſie in ſeinem Wege ſtehen und ſtampfte ihren Schirm befehlend vor ihm auf die Steine. Anton, der im Geſchäftstrott war, blickte auf und ſah mit der höchſten Freude, daß das ſchöne Fräulein vom See vor ihm ſtand. Er zog erröthend ſeinen Hut, und das Fräulein erkannte aus ſeinem ſtrahlenden Geſicht mit Befriedigung, daß trotz der Büchertaſche ihre Erſcheinung noch eben ſo gewaltig auf ihn wirkte, als früher.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ frug ſie würdevoll, das Köpfchen zurückwerfend.

„Sehr gut,“ ſagte Anton; „wie bin ich glücklich, Sie hier in der Stadt zu ſehen.“

„Wir wohnen jetzt hier,“ ſprach das Fräulein weniger vornehm, „für den Winter Bärenſtraße Nr. 20.“

„Darf ich fragen, wie ſich der Pony befindet?“ ſagte Anton ehrfurchtsvoll.

„Denken Sie, er hat zu Hauſe bleiben müſſen,“ klagte die Dame; „und was treiben Sie hier?“

„Ich bin in der Handlung von T. O. Schröter,“ antwortete Anton mit einer Verbeugung.

„Alſo Kaufmann?“ ſagte das Fräulein, „und womit handeln Sie?“

„Colonialwaaren und Producte; es iſt das größte Geſchäft in dieſer Branche hier am Platz,“ antwortete Anton mit Selbſtgefühl.

„Und haben Sie gute Menſchen gefunden, die auch für Sie ſorgen?“

„Mein Prinzipal iſt ſehr gütig gegen mich,“ antwortete Anton, „in Kleinigkeiten muß ich für mich ſelbſt ſorgen.“

„Haben Sie auch Freunde hier, mit denen Sie ſich unterhalten?“ ſetzte das Fräulein ihr Examen fort.

„Einige Bekannte. Ich habe aber viel zu thun, und in den Freiſtunden muß ich für mich lernen.“

„Sie ſehen auch etwas bleich aus,“ ſagte das Fräulein, ihn mit mütterlichem Wohlwollen betrachtend. „Sie müſſen ſich mehr Bewegung machen und fleißig ſpazieren gehen. — Es iſt mir angenehm geweſen, Sie hier zu treffen; ich werde mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohlgeht,“ fügte ſie, wieder in Majeſtät übergehend, hinzu. Sie ſah ihn noch einen Augenblick an, grüßte mit dem Kopf und verſchwand in dem Menſchenſtrom, während Anton ihr mit abgezogenem Hut nachſah.

Lenore fand nicht für nöthig, über das zufällige Zuſammentreffen viele Worte zu verlieren. Nur als einige Tage darauf die Baronin ihren Gemahl frug: „Aus welcher Handlung wollen wir die Waaren nehmen, die der Haushalt braucht?“ da ſah Lenore von ihrem Buche auf und ſagte: „Die größte Handlung hier am Platz iſt von T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte.“

„Woher weißt du das?“ frug der Vater lachend, „du ſprichſt ja wie ein gelernter Kaufmann.“

„Das kommt Alles von dieſem Mädcheninſtitut,“ antwortete Lenore trotzig.

Ueber den geſelligen Freuden vergaß der Freiherr nicht den Hauptzweck ſeines Aufenthaltes in der Stadt. Er zog ſorgfältige Erkundigungen ein über die techniſchen Gewerbe, welche andere Gutsbeſitzer eingerichtet hatten, er beſuchte die Fabriken der Stadt, und bemühte ſich gebildete Techniker kennen zu lernen. Er bekam eine Maſſe von Nachrichten und erwarb einige Kenntniſſe in Maſchinen und Fabrikanlagen. Aber die Nachrichten, welche er erhielt, waren ſo widerſprechend, und die Anſchauungen, welche er ſelbſt gewann, ſo unvollſtändig, daß er zuletzt für das Beſte hielt, nichts zu übereilen, und abzuwarten, bis ſich ein geſchäftliches Unternehmen von beſonderer und möglichſt ſicherer Rentabilität fände.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß zu dieſer Zeit auch der Familienſchatz durch ein ſchönes mit vergoldetem Meſſing beſchlagenes Käſtchen vermehrt wurde. Es war von geflaſertem Holz mit Arabesken von mattem Metall und mit einem ſehr künſtlichen Schloß, welches für einen Spitzbuben gar nicht zu öffnen war und den Dieb in die Nothwendigkeit verſetzte, das ganze Käſtchen zu ſtehlen. In dieſem Behältniß lagen fünfundvierzigtauſend Thaler in neuen weißen Pfandbriefen der Landſchaft. Der Freiherr betrachtete die Pfandbriefe mit vieler Zärtlichkeit. Er ſaß in den erſten Tagen ſtundenlang

vor dem geöffneten Käſtchen und wurde nicht müde, die Pergamentblätter nach den Nummern zu ordnen, ſich über den reinlichen weißen Glanz derſelben zu freuen und die Tilgungspläne für das Capital zu entwerfen. Auch als er das Käſtchen der Sicherheit wegen wieder ins Depoſitum der Landſchaft gegeben hatte, war der Gedanke daran eine von den kleinen Freuden, welche der ritterliche Freiherr im Stillen hatte. Ja, der Geiſt dieſes Käſtchens ſpukte in ſeinem Haushalt fort. Die Baronin war verwundert, wenn ihr Gemahl zuweilen anfing, da zu ſparen, wo er es ſonſt nicht gethan hatte, wenn er einige Male von Logenbilleten abrieth, weil man gute Wirthſchaft treiben müſſe, oder wenn er ihr mit einer gewiſſen Freude erzählte, daß er am vergangenen Abend zehn Louisd'or im Spiel gewonnen habe. Die verſtändige Dame wurde ernſtlich beſorgt, ob ihr Gemahl nicht durch einen Unfall in Geldverlegenheit gekommen ſei; indeß beruhigten ſie ſeine Verſicherungen vom Gegentheil und ein zufriedenes Lächeln, welches in ſolchen Stunden über ſeinem Geſicht ſchwebte, ſehr bald wieder. In der That waren die kleinen Anfälle von Sparſamkeit nicht conſequent und nichts Anderes, als eine unſchuldige Laune, denn in allen größeren Dingen hielt der Freiherr in gewohnter Weiſe auf anſtändige Repräſentation, und ſein Auftreten war durchaus ſeiner Familie und ſeinem Wohlſtande entſprechend.

Auch war es in der That nicht möglich, gerade jetzt zurückzulegen. Das Leben in der Stadt, die Einrichtung der Wohnung und die unvermeidlichen geſelligen Anſprüche verringerten natürlich die Ausgaben nicht.

So kam es, daß der Freiherr, als er zur Abnahme der Winterrechnungen auf ſein Gut gereiſt war, ſehr verſtimmt nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte große Rechnung gemacht, er hatte geſehen, daß die Ausgaben des letzten Jahres größer geweſen waren als die Einnahmen, daß der Revenüenanſchlag des nächſten Jahres keine Deckung des Deficits

verſprach, daß faſt zweitauſend Thaler fehlten, welche geſchafft werden mußten. Der Gedanke griff ihm an das Herz, daß er dies Geld von den weißen Pergamenten nehmen ſollte, und dem Manne, welcher mit dem größten Anſtand einen feindlichen Kugelregen ausgehalten hätte, wurde ſiedend heiß, wenn er dachte, daß er in dieſem Falle einige Tauſend Thaler wirklicher Schulden auf ſeinem Gute haben würde. Er war verſtändig genug einzuſehen, daß in ſeiner Speculation ein Fehler geweſen war. Wenn man ein Vermögen durch jährliche kleine Erſparniſſe erwerben will, muß man ſeine Ausgaben einſchränken; er aber hatte ſeine Ausgaben bedeutend vermehrt. Ohne Zweifel war dieſe Vermehrung ſehr nothwendig geweſen, aber es war ein unglücklicher Zufall, daß das ſo zuſammentraf. Seit ſeinen Lieutenanttagen hatte der gute Herr keine ſo peinliche Unruhe empfunden. Aus der Stadt zurück konnte er nicht, dafür gab es tauſend Gründe; er hatte die Wohnung auf eine Reihe von Jahren gemiethet, was würden die Bekannten zu einer plötzlichen Abreiſe geſagt haben, wie hätte er ſeiner geliebten Frau und Lenoren das Opfer zumuthen können? So verſchloß er den Aerger in ſich. Er entſchuldigte gegenüber den beſorgten Fragen der Baronin ſeine Verſtimmung durch eine Erkältung auf der Reiſe, aber tagelang nagte der Gedanke an ihm, daß er einen Verluſt erlitten habe, daß er zurückgekommen ſei; und je ſanguiniſcher er vorher geweſen war, deſto niedergeſchlagener wurde er jetzt. Ja es geſchah, daß er auf einem Spaziergange durch die Stadt bei einem Lotterieeinnehmer eintrat und ein Lotterielos kaufte, damit ein gütiges Geſchick das gut machen möge, was ſchadhaft war. Zuweilen, beſonders am Abend, wenn er aus heiterer Geſellſchaft kam, lächelte er ſelbſt über dieſe Verſtimmung und ſchalt ſie thöricht. Das ganze Unglück war ſo unbedeutend, es war ja keine Lebensfrage; in wenigen Jahren konnten ſeine Angelegenheiten wieder auf's Beſte arrangirt ſein. Nur an den nüchternen Morgen kam ihm der

langweilige Gedanke wieder, und er konnte ihn nicht los werden.

An einem solchen Morgen wurde Herr Ehrenthal gemeldet, der ihm eine Summe für gekauftes Getreide zu zahlen hatte. Den Freiherrn überkam ein peinliches Gefühl, als der Bediente den Namen Ehrenthal aussprach; der Mann hatte ihm den Rath gegeben, Pfandbriefe aufzunehmen. Freilich sagte er sich im nächsten Augenblick, daß derselbe Mann ihm nicht den Rath gegeben hatte, nach der Stadt zu ziehen; aber er grollte ihm doch, und sein Gruß mochte wohl kälter klingen als gewöhnlich. Herr Ehrenthal war ein zu guter Geschäftsmann, um auf die Launen seiner Kunden viel zu geben. Er zählte sein Geld auf und war dabei freigebig mit den Versicherungen seiner Ergebenheit. Der Freiherr blieb unzugänglich, bis Ehrenthal im Abgehen frug: „Und sie sind gekommen, die Pfandbriefe, gnädiger Herr Baron?"

„Ja", sagte der Herr mürrisch.

„Es ist jammerschade," rief Ehrenthal, „daß fünfundvierzigtausend Thaler liegen sollen so todt, als ob sie nicht vorhanden wären in der Welt. Dem Herrn Baron ist's gleich, ob er einmal gewinnt ein Paar tausend Thaler oder nicht, aber unser Einem ist es nicht gleich. Ich kann in diesem Augenblick machen ein solides Geschäft und ein sicheres, und mein Geld ist versteckt, ich muß mir entgehen lassen einen baaren Gewinn von viertausend Thalern."

Der Freiherr hörte aufmerksam zu, der Händler fuhr mit größerm Muthe fort: „Herr Baron, Sie kennen mich seit Jahren als einen ehrlichen Mann, Sie wissen auch, daß ich nicht ohne Mittel bin; ich will Ihnen einen Vorschlag thun: leihen Sie mir zehntausend Thaler Pfandbriefe auf drei Monat; ich gebe Ihnen für das Capital einen Wechsel auf mich selbst, welcher ist wie baar Geld. Es sind zu gewinnen viertausend Thaler bei dem Geschäft; was gewonnen wird, das theile ich mit dem Herrn Baron statt der Zinsen

zu gleichen Theilen. Sie ſollen kein Riſico haben, und wir machen das Geſchäft zuſammen. Wenn verloren wird, trage ich's allein, und zahle in drei Monaten dem gnädigen Herrn die zehntauſend Thaler zurück."

Dieſe Worte des Händlers, ſo wenig aufregend ſie wahrſcheinlich in das Ohr des Leſers dringen, klangen dem Freiherrn wie ein Alarmſignal beim unbehaglichen Bivouac. Eine heftige Spannung, eine wilde Freude arbeitete in ihm. Kaum hatte er Ruhe genug, zu ſagen: „Vor Allem muß ich wiſſen, von welcher Art das Geſchäft iſt, das Sie mit meinem Gelde machen wollen."

Der Geldmann ſetzte das auseinander. Es war ihm der Antrag gemacht, eine große Quantität Holz zu kaufen. Das Holz lag auf einem Flößplatz im obern Theile der Provinz. Der Händler holte die Berechnung der Holzmaſſe, der Transportkoſten bis zur Hauptſtadt und des Werthes, den das Holz in der Hauptſtadt haben würde, aus ſeiner Taſche und bewies dem Freiherrn, daß dabei in ſechs bis acht Wochen ein ſicherer Gewinn von bedeutender Größe zu machen ſei.

Der Freiherr ſah mit Aufmerkſamkeit die Menge der Zahlen durch; wenn die Berechnung richtig war, ſo war der Gewinn ſonnenklar; er that aber doch die bedächtige Frage: „Wie kommt es, daß der Eigenthümer des Holzes das Geſchäft nicht ſelbſt macht, und daß er ſich einen ſo ſichern Gewinn entgehen läßt?"

Der Händler zuckte die Achſeln. „Wer ein Geſchäft macht, kann nicht immer fragen: warum läßt der Andere die Waare ſo billig? Wer in Verlegenheit iſt, kann nicht warten zwei bis drei Monat, das Eis liegt auf dem Fluß, der Mann braucht das Geld binnen hier und zwei Tagen."

„Sind Sie ſicher, daß das Eigenthumsrecht des Verkäufers unbeſtreitbar iſt?" frug der Freiherr.

„Der Mann iſt mir ſicher," ſagte der Händler; „wenn ich ihm das Geld bis morgen Abend ſchaffe, iſt das Holz mein."

Dem Edelmann war es peinlich, die Verlegenheit eines Andern zu benutzen, so sehr sich auch sein Herz nach dem Gewinn sehnte. Er sagte mit Würde: „Ich halte es für unpassend, auf den Verlust eines Andern zu rechnen.“

„Warum soll er haben Verlust?“ rief Ehrenthal eifrig. „Er ist Speculant, jetzt braucht er Geld; vielleicht will er machen ein größeres Geschäft; so muß er den Vortheil am kleinern überlassen einem Andern. Er hat sich erboten, gegen Zehntausend baar den ganzen Vorrath zu übergeben. Es ist nicht meine Sache, zu fragen, ob er mehr gewinnen kann mit meinem Gelde, als ich gewinnen kann durch sein Holz.“

Was Herr Ehrenthal sagte, war richtig; er verschwieg nur Einiges. Der Verkäufer des Holzes war ein unglücklicher Speculant, der, von seinen Gläubigern gedrängt, eine Auspfändung fürchtete und die unbescheidenen Hoffnungen derselben dadurch beendigen wollte, daß er seine Vorräthe an einen Fremden schnell und heimlich verkaufte und mit der erhaltenen Summe unsichtbar wurde. Vielleicht wußte Herr Ehrenthal das; vielleicht ahnte auch der Freiherr, daß es bei einem so leichten Gewinn eine Bewandtniß haben müsse, wenigstens sagte sein Kopfschütteln, daß ihm die Sache keineswegs ganz klar war. Und doch hatte er wenig zu wagen und nichts zu verantworten; er lieh sein Geld an einen sichern Mann, den er seit vielen Jahren als wohlhabend und pünktlich kannte, und gewann dadurch die Aussicht, in kurzer Zeit einen bösen Geist los zu werden, der ihn rastlos quälte. Er war zu unruhig um zu überlegen, daß er vielleicht einen Teufel vertreibe durch Beelzebub, der Teufel Obersten. Er klingelte nach seinem Wagen und sagte vornehm: „In einer Stunde sollen Sie das Geld haben.“

Ehrenthal dankte in seiner feurigen Weise für diese große Gefälligkeit, schrieb auf der Stelle einen wohlverclausulirten Sola-Wechsel über die Pfandbriefe und empfahl sich mit einer Unterthänigkeit, die sehr gegen das stolze Kopfnicken des Freiherrn abstach.

Seit dieſem Tage lebte der Freiherr in banger Erwartung. Immer mußte er an die Unterredung mit dem Händler denken. Wenn er am Theetiſch neben ſeiner Gemahlin ſaß und über Theater und Concert geplaudert wurde, irrte ſeine Seele ruhelos zwiſchen den Lücken der Holzklaftern umher oder wurde von langen rollenden Maſtbäumen gedrückt; und wenn er die Arbeitsbücher ſeiner Tochter durchſah, ſo ſtarrten ihm auf dem Deckel und am Rande zahlreiche Geſichter Ehrenthals entgegen, und jedes lachte ihn höhniſch an. So oft er auf ſeinem Jagdpferd ausritt, richtete ſich der Kopf des Pferdes nach dem Strom, und mit finſterm Blick ſah der Reiter auf die gefrorene Fläche hinab, ſah die Eisſchollen ſtromabwärts treiben und das hohe Frühlingswaſſer bis an die Steine des Randes fluthen.

Ehrenthal hatte ſich lange nicht ſehen laſſen. Endlich, an einem ſonnigen Morgen erſchien er mit ſeinen unvermeidlichen Bücklingen, zog ein großes Packet aus der Taſche und rief triumphirend: „Herr Baron, das Geſchäft iſt gemacht! Hier ſind die Pfandbriefe zurück und hier ſind zweitauſend Thaler als der Gewinn, welcher auf Sie fällt.“

Die Hand des Freiherrn griff haſtig nach dem Packet. Es waren dieſelben weißen Pergamente, die er mit ſchwerem Herzen aus der Caſſette hervorgeholt hatte, und außerdem ein Bündel Caſſenſcheine. Diesmal hörte der Freiherr kaum auf den Wortſchwall des Händlers, eine Laſt fiel ihm vom Herzen, er hatte ſeine Pfandbriefe wieder, und der Ausfall in ſeinen Finanzen war gedeckt. Ehrenthal wurde gnädig entlaſſen, die Pergamente eingeſchloſſen, und der Freiherr durfte ſich heute keinen Zwang anthun, um ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein. Noch an demſelben Tage kaufte er der Baronin einen Schmuck von Türkiſen, den ſie lange im Stillen gewünſcht hatte.

Seit dem Tage war im Hauſe des Freiherrn heller Sonnenſchein, und wenn es eine Erinnerung an die letzten Wochen

gab, ſo äußerte ſie ſich nur in Kleinigkeiten. Der Kopf des Halbblutes vermied ſeit dieſem Tage den Strom eben ſo ſehr, als er ihn früher geſucht hatte, und wenn der Reiter auf der Straße von Herrn Ehrenthal gegrüßt wurde, ſo regte ſich wieder ein lebhafter Widerwille gegen den glücklichen Geſchäftsmann in ſeiner Seele, und ſehr nachläſſig war der Gegengruß, welchen er von der Höhe des Roſſes zurückgab.

Aber noch ein dunkler Schatten aus der letzten Vergangenheit ſollte über den Freiherrn fallen. Er las in dem Zimmer ſeiner Frau die Zeitung, als ſein Auge auf einen Steckbrief fiel, durch welchen ein verſchwundener Holzhändler wegen betrügeriſchen Bankerotts verfolgt wurde. Er legte das Blatt weg, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und er, der furchtloſe Cavalier, nahm das Zeitungsblatt vom Tiſch fort und verſteckte es tief unter die Bücher ſeines Arbeitstiſches. Wenn der Betrüger derſelbe Mann war — Ehrenthal hatte ihm keinen Namen genannt — aber wenn er, der Edelmann, durch ſein Geld und ſeinen Gewinn fremde wohlbegründete Anſprüche verkürzt hatte, wenn er Gehülfe eines Betrugs geworden war und wenn er für dieſe Hülfe bezahlt worden war — dieſe Gedanken waren fürchterlich für ſein ſtolzes Herz. Der Herr ging in der Stube auf und ab und rang die Hände; er eilte zum Schreibtiſch, um den Gewinn einzupacken und fortzuſchaffen, er wußte ſelbſt nicht wohin, ſich von der Seele, weit weg aus ſeinem Hauſe. Mit Beſtürzung ſah er, daß nur noch ein kleiner Theil des Gewinns vorhanden war. Wie gelähmt ſetzte er ſich an den Tiſch und legte den Kopf auf ſeine Hände. Es war etwas in ihm entzwei gegangen, das fühlte er, und er fürchtete, für immer. Heftig ſprang er wieder auf, riß an der Klingel und ließ Ehrenthal zu ſich fordern.

Zufälliger Weiſe war der Händler verreiſt. Unterdeß ſprachen dem Freiherrn die freundlichen Stimmen, welche in der Menſchenbruſt mit klugen und gewählten Worten alles

Bedenkliche in ein gutes Licht zu ſetzen wiſſen. Wie war die ganze Angſt ſo thöricht! Es gab viele hundert Leute am Oberlauf des Stromes, die mit Holz handelten, es war ja ſehr unwahrſcheinlich, daß gerade jener Betrüger der Mann Ehrenthals ſein ſollte. Und ſelbſt in dieſem Fall, wie groß war ſein eigenes Unrecht bei dem ganzen Ereigniß? Klein, ſehr klein, für einen Geſchäftsmann nicht zu erkennen. Ja ſelbſt Ehrenthal, was konnte er dafür, wenn der Verkäufer das Geld zu einem Betrug verwandt hatte? Es war doch Alles ehrlich und geſetzlich gekauft worden. — So ſprach es fortwährend begütigend in dem Freiherrn, ach, und welche Mühe gab ſich der Herr, all dieſe Stimmen recht deutlich zu hören.

Als Ehrenthal endlich ankam und haſtig zum Freiherrn eilte, trat ihm dieſer mit einem Geſicht entgegen, das den Händler wirklich erſchreckte. „Wie heißt der Mann, von dem Sie das Holz gekauft haben?“ frug der Freiherr heftig an der Thür.

Ehrenthal ſtand betroffen, auch er hatte jene Zeitung geleſen und verſtand, was in der Seele des Edelmanns vorging. Er nannte einen beliebigen Namen.

„Und wie hieß der Ort, wo das Holz lag?“ klang die zweite Frage etwas ruhiger. Herr Ehrenthal nannte einen beliebigen Ort.

„Iſt das Wahrheit, was Sie mir ſagen?“ frug der Freiherr tief aufathmend zum dritten Mal.

Da Herr Ehrenthal ſah, daß er einen Kranken vor ſich hatte, ſo behandelte er ihn mit der Milde, welche dem Arzt ſo gut anſteht. „Was ſich der Herr Baron für Sorge machen!“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ich glaube, der Mann, mit dem ich habe gemacht das Geſchäft, hat ſeinen guten Vortheil dabei gehabt. Es ſind große Eichenlieferungen ausgeſchrieben, dabei ſind für Einen, der dort oben wohnt, hundert Procent zu verdienen. Ich glaube, er wird ſie haben verdient. Das Geſchäft, welches ich mit ihm gemacht habe, iſt geweſen gut und

ſicher, wie es kein Kaufmann von der Hand weiſen wird. Und wenn er auch ein ſchlechter Menſch wäre, was haben Sie, gnädiger Herr, darum zu ſorgen? Ich habe keinen Grund gehabt, Ihnen den Namen des Mannes und des Ortes zu verbergen, ich habe Ihnen doch Beides damals nicht geſagt, weil nicht Sie gemacht haben das Geſchäft, ſondern ich. Ich bin geweſen Ihr Schuldner, und ich habe Ihnen zurückgezahlt das Geld mit einer Proviſion. Mit einer guten Proviſion, das iſt wahr. Ich habe ſeit Jahren Vieles bei Ihnen verdient, warum ſoll ich nicht zuerſt Ihnen den Vortheil gönnen, den ich jedem Andern auch gegeben hätte? Was machen Sie ſich Sorgen, Herr Baron, um Dinge, die nicht ſind!"

„Das verſtehen Sie nicht, Ehrenthal," ſagte der Gutsherr freundlicher; „es iſt mir lieb, daß die Sache ſo ſteht. Wäre der Betrüger jener Mann geweſen, mit dem Sie gehandelt haben, ſo hätte ich unſer Verhältniß abgebrochen, ich hätte Ihnen nie verziehen, daß Sie mich wider meinen Willen zum Mitſchuldigen eines Betrugs machten."

Ehrenthal wurde entlaſſen, und der Freiherr war von einer ſchweren Sorge befreit. Er beſchloß, ſich näher nach jenem beliebigen Namen und dem unbekannten Dorfe zu erkundigen. Er erkundigte ſich aber nicht darnach; durch die überſtandene Angſt war ihm die Erinnerung an das Geldgeſchäft ſehr peinlich geworden, und er mühte ſich, gar nicht mehr daran zu denken.

Er war ein zartfühlender, guter Herr, und Ehrenthal war derſelben Meinung, denn als er die Treppe hinunterging, murmelte er vor ſich hin: „Er iſt gut, der Baron, er iſt gut!"

7.

Anton ſtand unter der gemeinſamen Oberhoheit der Herren Jordan und Pix und entdeckte bald, daß er die Ehre hatte,

kleiner Vaſall eines großen Staatskörpers zu ſein. Was die unerfahrene Außenwelt höchſt oberflächlich unter dem Namen Commis zuſammenfaßt, das waren für ihn, den Eingeweihten, ſehr verſchiedene, zum Theil Ehrfurcht gebietende Aemter und Würden. Der Buchhalter, Herr Liebold, thronte als geheimer Miniſter des Hauſes an einem Fenſter des zweiten Comtoirs in einſamer Majeſtät und geheimnißvoller Thätigkeit. Unaufhörlich ſchrieb er Zahlen in ein ungeheures Buch, und ſah nur ſelten von ſeinen Ziffern auf, wenn ſich ein Sperling auf die Gitterſtäbe des Fenſters ſetzte, oder wenn ein Sonnenſtrahl die eine Fenſterecke mit gelbem Glanze überzog. Herr Liebold wußte, daß der Sonnenſtrahl nach den alterthümlichen Geſetzen des Univerſums in keiner Jahreszeit weiter dringen durfte, als bis zur Spitze des Fenſterbrets, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, ihm plötzliche Ueberfälle auf das Hauptbuch zuzutrauen, und beobachtete ihn deßhalb mit argwöhniſchen Blicken.

Mit der Ruhe ſeiner Ecke contraſtirte die ewige Rührigkeit in der entgegengeſetzten. Dort waltete in beſonderem Verſchlage der zweite Würdenträger, der Caſſirer Purzel, umgeben von eiſernen Geldkaſten, ſchweren Geldſchränken und einem großen Tiſch mit einer Steinplatte. Auf dieſem Tiſche klangen die Thaler, klirrte das goldene Blech der Ducaten, flatterte geräuſchlos das graue Papiergeld vom Morgen bis zum Abend. Wer die Pünktlichkeit als allegoriſche Figur in Oel malen wollte, der mußte ohne Widerrede Herrn Purzel abmalen und durfte höchſtens das antike Coſtüm dadurch andeuten, daß er mit künſtleriſcher Licenz Herrn Purzel die Strümpfe über die Stiefeln und das weiße Oberhemd über den Comtoirrock herüber malte. Alles hatte in der Seele des Herrn Purzel eine eiſenfeſte unveränderliche Stellung, unſer Herrgott, die Firma, der große Geldkaſten, der Wachsſtock, das Petſchaft. Jeden Morgen, wenn der Caſſirer in ſeinen Verſchlag getreten war, begann er ſeine Amtsthätigkeit damit, daß er die Kreide er-

griff und einen weißen Punkt auf den Tisch malte, um der Kreide selbst die Stelle zu bezeichnen, wo sie sich den Tag über aufzuhalten hatte. Er stand nicht allein in seiner wichtigen Amtsthätigkeit. Ein alter Hausdiener war seine Ordonnanz, die als Ausläufer mit Geldsäcken und Papiergeld den Tag über nach allen Richtungen der Stadt trabte. Es ist wahr, daß die Ordonnanz an der Eigenthümlichkeit litt, gegen Abend sehr feurig auszusehen und in einer persönlichen Abhängigkeit von starkem Getränk zu stehen. Aber diese Eigenschaft vermochte nicht ihre Treue und Besonnenheit zu erschüttern, ja sie schärfte die Erfindungskraft der Ordonnanz, denn nie hat eines Menschen Gewand so viele geheime Taschen mit Knöpfen und Schnallen gehabt, als der Rock des Ausläufers, und nach jedem Glase, das er getrunken, steckte er die Banknoten in einen noch geheimeren Verschluß.

In dem vordern Comtoir war Herr Jordan die erste Person, der Generalstatthalter seiner kaiserlichen Firma. Er war der Aristo der Correspondenten, erster Commis des Hauses, hatte die Procura und wurde von dem Prinzipal zuweilen um seine Ansicht befragt. Er blieb für Anton, was er ihm schon am ersten Tage gewesen war, ein treuer Rathgeber, ein Muster von Thätigkeit, der gesunde Menschenverstand in Person.

Von den Correspondenten des Comtoirs, welche unter Anführung des Herrn Jordan Briefe schrieben und Bücher führten, war für Anton neben Herrn Specht, dem Sanguiniker, am interessantesten Herr Baumann, der künftige Apostel der Heiden. Der Missionär war nicht nur ein Heiliger, sondern auch ein sehr guter Rechner. Er war untrüglich in allen Reductionen von Maß und Gewicht, warf die Preise der Waaren aus und besorgte die Calculatur des Geschäftes. Er wußte mit Bestimmtheit anzugeben, nach welchem Münzfuß die Mohrenfürsten an der Goldküste rechneten, und wie hoch der Curs eines preußischen Thalers auf den Sandwichinseln

war. Herr Baumann war Antons Stubennachbar und fühlte ſich durch die gute Art unſeres Helden ſo angezogen, daß er ihm in kurzer Zeit ſeine Neigung zuwandte und in den Abendſtunden zuweilen ſeinen Beſuch gönnte. Den Uebrigen ſtand er fern und ertrug mit chriſtlicher Geduld ihre Spöttereien über ſeine Pläne.

Auch außerhalb des Hauſes hatte die Firma noch einige Würdenträger. Da war Herr Birnbaum, der Zollcommis, welcher nur ſelten im Comtoir ſichtbar wurde und nur des Sonntags am Tiſche des Prinzipals erſchien, ein exacter Mann, der draußen auf dem Packhof herrſchte. Er hatte die Zoll-Procura für die Geſchäfte nach dem Auslande, das gewichtige Recht, den Namen T. O. Schröter unter die Begleitſcheine des Hauſes zu ſetzen. Wenn einer von den Herren der Handlung den Namen eines Beamten verdiente, ſo war es dieſer Herr, er trug auch ſeinen Rock ſtets zugeknöpft, wie ſeine Freunde die Steuerofficianten. Ferner war da der Magazinier des Geſchäftes, der die Controle über die verſchiedenen Magazine in der Stadt hatte, die Aſſecuranzen beſorgte und auf dem Markte die großen Einkäufe in Landesproducten machte. Herr Balbus war durchaus kein feiner Mann, er war von Haus aus ſehr arm und ſeine Schulbildung war mangelhaft, aber der Prinzipal behandelte ihn mit großer Achtung. Anton erfuhr, daß er ſeine Mutter und eine kranke Schweſter durch ſeinen Gehalt erhielt.

Aber die größte Thätigkeit unter Allen, eine kriegeriſche, wahrhaft abſolute Feldherrnthätigkeit entwickelte Herr Pix, erſter Disponent des Provinzialgeſchäfts. An der Thür des vordern Comtoirs begann ſeine Herrſchaft und erſtreckte ſich durch das ganze Haus, bis weit hinaus auf die Straße. Er war der Gott aller Kleinkrämer aus der Provinz, die ihre laufenden Rechnungen hatten, galt bei ihnen für den Chef des Hauſes und erwies ihnen dafür die Ehre, ſich um ihre Frauen und Kinder zu bekümmern. Er hatte die ganze Spe-

dition der Handlung unter ſich, regierte ein halbes Dutzend Hausknechte und eben ſo viele Auflader, ſchalt die Fuhrleute, kannte und wußte Alles, war immer auf dem Platz und verſtand es, in demſelben Augenblick einer Krämersfrau zur Entbindung ihrer Tochter zu gratuliren, einen Bettler gröblich anzufahren, einem Hausknecht Ordre zu geben und das Zünglein an der großen Wage zu beobachten. Wie alle hohen Herren, konnte auch er keinen Widerſpruch vertragen und verfocht ſeine Anſicht ſelbſt gegen den Prinzipal mit einer Hartnäckigkeit, welche unſerm Anton einige Male Entſetzen erregte. Außerdem beſaß Herr Pix als Geſchäftsmann zwei Eigenſchaften von wahrhaft wiſſenſchaftlicher Bedeutung: er konnte von jedem Häufchen Kaffeebohnen angeben, in welchem Lande daſſelbe gewachſen war, und vermochte leere Räume im Hauſe und deſſen Umgegend eben ſo wenig zu vertragen, wie die Luft und die Philoſophie einen leeren Raum vertragen wollen. Wo ein Winkel, eine kleine Kammer, ein Treppenverſchlag, ein Kellerloch aufzuſpüren war, da ſiedelte ſich Herr Pix mit Tonnen, Leiterbäumen, Stricken und allen erdenklichen Stoffen an, und wo er und ſeine Bande, die Rieſen, ſich einmal feſtgeſetzt hatten, vermochte ſie keine Gewalt der Erde zu vertreiben, ſelbſt der Prinzipal nicht.

„Wo iſt Wohlfart?" rief Herr Schröter aus der Thür des vordern Comtoirs in den Hausflur.

„Auf dem Boden," antwortete Herr Pix kaltblütig.

„Was thut er dort?" frug der Prinzipal verwundert. — In demſelben Augenblick hörte man oben im Hauſe lebhafte Stimmen, und Anton polterte die Treppe herunter, gefolgt von einem Hausknecht, beide beladen mit Cigarrenkiſten, hinter ihnen die Tante, ein wenig erhitzt und ſehr ärgerlich.

„Sie wollen uns oben nicht leiden," ſagte Anton eifrig zu Herrn Pix.

„Jetzt kommen ſie uns ſchon auf den Wäſchboden," ſagte die Tante eben ſo eifrig zum Prinzipal.

„Die Cigarren dürfen hier unten nicht ſtehn bleiben," erklärte Herr Pix dem Prinzipal und der Tante.

„Unter den Wäſchleinen dulde ich keine Cigarren!" rief die Tante; „kein Ort im Hauſe iſt mehr ſicher vor Herrn Pix. Auch in die Kammern der Dienſtmädchen hat er Cigarren räumen laſſen; die Mädchen klagen, daß ſie es vor Tabakgeruch nicht mehr aushalten."

„Es iſt trocken dort oben," ſagte Herr Pix zum Prinzipal.

„Können Sie die Cigarren nicht irgend anderswo unterbringen?" frug der Prinzipal Herrn Pix rückſichtsvoll.

„Es iſt unmöglich," antwortete Herr Pix beſtimmt.

„Haben Sie den ganzen Bodenraum zur Wäſche nöthig, liebe Tante?" frug der Prinzipal die Dame.

„Ich glaube, die Hälfte wäre genug," warf Herr Pix dazwiſchen.

„Ich hoffe, Sie werden ſich mit einer Ecke begnügen," entſchied der Prinzipal lächelnd. „Laſſen Sie ſogleich den Tiſchler einen Verſchlag machen."

„Wenn Herr Pix erſt einmal auf dem Boden iſt, ſo wird er unſere Wäſche ganz verdrängen," klagte die erfahrene Tante.

„Es ſoll die letzte Bewilligung ſein, die wir ihm machen," beruhigte ſie der Prinzipal.

Herr Pix lachte ſtill, wie die Tante ſpäter behauptete, mit einem rebelliſchen Grinſen, und gab unſerm Helden, ſobald ſich die beiden Autoritäten entfernt hatten, ſofort den Befehl, mit den Kiſten wieder hinauf zu ziehen.

Am größten aber war Herr Pix, ſo oft ſeine Vertrauten, die reiſenden Commis des Geſchäftes, auf kurze Zeit in die Handlung zurückkehrten. Dann ſetzte ſich das Provinzialgeſchäft im Hinterhauſe zuſammen und verarbeitete die Neuigkeiten des Landes. Dann entfaltete Herr Pix ſeine genaue Bekanntſchaft mit allen Geſchäftsleuten der Provinz, mit ihren Vermögensverhältniſſen und ihrer Gemüthsart, und verfügte in kurzen, aber gewichtigen Worten, wie viel an Vertrauen

und Credit den kleinen Handlungen zu ſchenken ſei. Dann wurde Punſch getrunken und Solo geſpielt, welches Spiel ſeines monarchiſchen Charakters wegen von Herrn Pix am meiſten geſchätzt wurde; doch behandelte er auch hier alle Compagniegeſchäfte mit Verachtung.

Was aber Herrn Pix in dem Auge der Mitwelt das größte Anſehen gab, das waren die Rieſen, welche um die große Wage herum nach ſeinem Befehle ſchalteten, hohe breitſchultrige Männer mit herkuliſcher Kraft. Wenn ſie die großen Tonnen zuſchlugen und rollten, und mit Centnern umgingen wie gewöhnliche Menſchen mit Pfunden, ſo erſchienen ſie dem neuen Lehrling wie die Ueberreſte eines alten Volkes, von dem die Märchen erzählen, daß es einſt auf deutſchem Boden gehauſt und mit thurmhohen Felsblöcken Märmel geſpielt habe. Bald merkte Anton, daß ſie ſelbſt nicht einem Stamme angehörten. Da waren zuerſt ſechs Hausknechte, alle von der Natur aus zähem Holz über Lebensgröße ausgeführt. Sie gehörten ganz der Handlung an, waren die regelmäßigen Untergebenen des ſchwarzen Pinſels, ja mehre von ihnen wohnten im Hauſe ſelbſt und hatten allnächtlich der Reihe nach die Wache. Von neun Uhr ab ſaß dann Pluto, der Newfoundländer des Fräuleins, neben einer rieſigen Geſtalt ſchweigend im Schatten eines großen Faſſes. Dieſe Hausknechte, wie groß ſie auch waren und wie ſtark, ſahen doch den Söhnen ſterblicher Menſchen noch in manchen Stücken ähnlich. Daneben aber bildeten die Auflader der Kaufmannſchaft eine beſondere Corporation, welche auf dem Packhof vor dem Thore ihr Hauptquartier hatte und von dort aus die Ladungen nach den großen Waarenhandlungen der Stadt ſchaffte oder abholte. Dieſe waren die mächtigſten unter den Rieſen, und einzelne unter ihnen von einer Körperkraft, wie ſie in anderm Berufe nicht mehr gefunden wird. Sie hatten mit vielen Handlungen der Stadt zu thun, aber das alte angeſehene Haus von T. D. Schröter war die irdiſche Stätte,

auf der ſie ſich am liebſten herabließen, mit der kleinen Gegenwart zu verkehren. Seit mehr als einem Menſchenalter war der Chef dieſes Hauſes der erſte Vorſtand ihrer Corporation geweſen. So hatte ſich ein Clientenverhältniß zu der Firma gebildet. Herr Schröter empfing am Neujahr als erſter ihren Glückwunſch und wurde Pathe ſämmtlicher Rieſenkinder, welche im Lauf des Jahres bei ihrer Taufe die Arme der dienſtthuenden Hebamme auf das Taufbecken hinunterdrückten und den Geiſtlichen durch ihre ungeheuren Köpfe ſo beunruhigten, daß er ſeine Stimme zur Stärke des Donners erhob, um den Teufel aus ihnen herauszutreiben.

Unter dieſen Lederſchürzen war Sturm, ihr Oberſter, wieder der größte und ſtärkſte, ein Mann, der enge Hintergaſſen vermied, um ſeine Kleider nicht auf beiden Mauerſeiten zu reiben. Er wurde gerufen, wenn eine Laſt ſo ſchwer war, daß ſeine Kameraden ſie nicht bewältigen konnten, dann ſtemmte er ſeine Schulter an und ſchob die größten Fäſſer weg wie Holzklötzchen. Es ging von ihm die Sage, daß er einmal ein polniſches Pferd mit allen vier Beinen in die Höhe gehoben hätte, und Herr Specht behauptete, es gebe für ihn nichts Schweres auf der Erde. Ueber ſeinem großen Körper glänzte ein breites Geſicht von natürlicher Gutherzigkeit, welche nur durch die Würde gebändigt wurde, die ein Mann von ſeiner Stellung beſitzen mußte.

Er ſtand zur Firma in einem beſonders freundſchaftlichen Verhältniß und beſaß ein einziges Kind, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing. Der Knabe hatte ſeine Mutter früh verloren, und der Vater hatte ihn als funfzehnjährigen Burſchen in der Handlung von T. O. Schröter untergebracht in einer eigenthümlichen Stellung, die er ſelbſt für ihn ausgedacht. Karl Sturm war unter den Hausknechten ungefähr daſſelbe, was Fink im Comtoir war, ein Volontair, er trug ſeine Lederſchürze und ſeinen kleinen Haken wie der Vater, und war durch eignes Verdienſt zu einem ausgedehnten Wirkungskreis

gekommen. Er genoß das Vertrauen aller Mitglieder der Handlung, wußte in jedem Winkel des Hauses Bescheid, sammelte alle Bindfaden und Schnüre, alle Nägel und alle Faßdauben, hob alles Packpapier auf, fütterte den Pluto und unterstützte den Bedienten beim Stiefelputzen. Er konnte genau angeben, wo irgend eine Tonne, ein Bret, ein alter Waarenrest lag. Wenn ein Nagel einzuschlagen war, so wurde Karl gerufen; so oft ein Stemmeisen verlegt war, Karl wußte es zu schaffen; wenn die Tante den Wintervorrath von Schinken und Würsten aufhob, so verstand Karl am besten diese Schätze einzupacken, und wenn Herr Schröter eine schnelle Bestellung auszurichten hatte, so war Karl der zuverlässigste Bote. Zu Allem auftellig, immer guter Laune und nie um Auskunft verlegen, war er ein Günstling aller Parteien, die Aufladen nannten ihn „unser Karl", und der Vater wandte sich oft von seiner Arbeit ab, um einen heimlichen Blick voll Stolz auf den Knaben zu werfen.

Nur in einem Punkte war er nicht mit ihm zufrieden: Karl gab keine Hoffnung, seinem Vater in Größe und Stärke gleich zu werden. Er war ein hübscher Bursch mit rothen Wangen und blondem Kraushaar, aber nach dem Gutachten aller Riesen war für seine Zukunft keine andere als eine mäßige Mittelgröße zu erwarten. So kam es, daß der Vater ihn als eine Art Zwerg behandelte, mit unaufhörlicher Schonung und nicht ohne Wehmuth. Er verbot seinem Sohne, beim Aufladen schwerer Frachtgüter anzugreifen, und wenn er plötzlich von einem Vatergefühl ergriffen wurde, so legte er die Hand vorsichtig auf den Kopf seines Karls, in der unbestimmten Furcht, daß die Köpfe von Zwergen nur die Dicke einer Eierschale hätten und bei einem kräftigen Druck zerbrechen müßten.

„Es ist einerlei, was das Ding lernt," sagte er zu Herrn Pix, als er den Knaben nach der Confirmation im Geschäft einführte, „wenn er nur Zweierlei lernt: ehrlich sein und

praktiſch ſein.“ Dieſe Rede war ganz nach dem Herzen des Herrn Pix. Und der Vater fing ſeine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräthe führte und zu ihm ſagte: „Hier ſind die Mandeln, und hier die Roſinen; dieſe in dem kleinen Faß ſchmecken am beſten, koſte einmal.“

„Sie ſchmecken gut, Vater,“ rief Karl vergnügt.

„Ich denk's, Liliputer,“ nickte der Vater. „Sieh, aus allen dieſen Fäſſern kannſt du eſſen, ſo viel du willſt, kein Menſch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, Herr Pix erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt ſollſt du probiren, wie lange du vor dieſen Tonnen ſtehen kannſt ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältſt, deſto beſſer für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannſt, kommſt du zu mir und ſagſt: es iſt genug. Das iſt gar kein Befehl für dich, es iſt nur wegen dir ſelber und wegen der Ehre.“ So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er ſeine große dreiſchalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiſte neben ihn gelegt hatte. „Verſuch's zuerſt mit einer Stunde,“ ſagte er im Weggehen, „geht's nicht, ſo ſchadet's auch nicht. Es wird ſchon werden.“ Der Junge ſteckte trotzig die Hände in die Hoſentaſchen und ging zwiſchen den Fäſſern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er die Uhr in der Hand zum Vater heraus und rief: „Es iſt genug.“

„Zwei und eine halbe Stunde,“ ſagte der alte Sturm und winkte vergnügt Herrn Pix zu. „Jetzt iſt's gut, Kleiner, jetzt brauchſt du den übrigen Tag nicht mehr in das Gewölbe zu gehen. Komm her, du ſollſt dieſe Kiſte zuſammenſchlagen; hier iſt ein neuer Hammer für dich, er koſtet zehn Groſchen.“

„Er iſt nur acht werth,“ ſagte Karl den Hammer betrachtend, „du kaufſt immer zu theuer.“

So wurde Karl eingeführt. Am erſten Morgen, nachdem Anton gekommen war, ſagte Karl zu ſeinem Vater im Hausflur: „Es iſt ein neuer Lehrling da.“

„Was ist's für einer?" frug der Alte.

„Er hat einen grünen Rock und graue Hosen, es ist Mitteltuch; er ist nur wenig größer als ich. Er hat schon mit mir gesprochen, es scheint ein guter Kerl. Gieb mir dein Taschenmesser, ich muß ihm einen neuen Holznagel in seinen Kleiderschrank schneiden."

„Mein Messer, du Knirps?" rief Sturm auf seinen Sohn herunterſehend mit tadelnder Stimme, „du hast ja dein eigenes."

„Zerbrochen," sagte Karl unwillig.

„Wer hat's gekauft?" frug Sturm.

„Du hast's gekauft, Vater Goliath; es war ein erbärmliches Ding, wie für ein Wickelkind."

„Ich konnte dir doch kein schweres kaufen für deine kleine Hand?" frug der Vater gekränkt.

„Da haben wir's," sagte Karl, sich vor den Vater hinstellend; „wenn man dich hört, muß man glauben, ich wäre eine Kaulquabbe von Gassenjungen, die ihre Hosen noch an die Jacke knöpft und hinten ein weißes Schwänzchen trägt."

Die Auflader lachten. „Sei nicht auffätzig gegen deinen Vater," sagte Sturm und legte seine Hand behutsam auf den Kopf seines Sohnes.

„Sieh, Vater, da ist der Lehrling," rief Karl und betrachtete Anton, der jetzt für ihn zum Inventarium des Hauses gehörte, mit prüfenden Blicken.

Herr Pix stellte Anton dem Riesen vor, und Anton sagte wieder mit Achtung zu dem Riesen aufsehend: „Ich war noch nie in einem Geschäft, ich bitte auch Sie, mir zu helfen, wo ich nicht Bescheid weiß."

„Alles Ding will gelernt sein," erwiederte der Riese mit Würde. „Da ist mein Kleiner hier, der hat in einem Jahre schon hübsch etwas losgekriegt. Also Ihr Vater ist nicht Kaufmann?"

„Mein Vater war Beamter, er ist gestorben," erwiederte Anton.

„Oh, das thut mir leid," ſagte der Auflader mit betrübtem Geſicht. „Aber Ihre Frau Mutter kann ſich doch über Sie freuen."

„Sie iſt auch geſtorben," ſagte Anton wieder.

„Oh, oh, oh!" rief der Rieſe bedauernd und ſann erſtaunt über das Schickſal Antons nach. Er ſchüttelte lange den Kopf und ſagte endlich mit leiſer Stimme zu ſeinem Karl: „Er hat keine Mutter mehr."

„Und keinen Vater," erwiederte Karl ebenſo.

„Behandle ihn gut, Liliputer," ſagte der Alte, „du biſt gewiſſermaßen auch eine Waiſe."

„Na," rief Karl, auf die Schürze des Aufladers ſchlagend, „wer einen ſo großen Vater hat, der hat Sorge genug."

„Weißt du, was du biſt? Du biſt ein kleines Ungethüm," ſagte der Vater und ſchlug luſtig mit dem Schlägel auf die Reifen eines Faſſes.

Seit der Zeit ſchenkte Karl dem neuen Lehrling ſeine Gunſt. Wenn er am Morgen auf die Stiefelſohlen deſſelben Nr. 14 geſchrieben hatte, ſo ſtellte er die Stiefeln mit beſonderer Sorgfalt zurecht; er nähte ihm abgeriſſene Knöpfe an die Kleider und war, ſo oft Anton an der Wage zu thun hatte, dienſtbefliſſen an ſeiner Seite, ihm etwas zuzureichen und die kleineren Gewichte auf die Wage zu heben. Anton vergalt dieſe Dienſte durch freundliches Weſen gegen Vater und Sohn, er unterhielt ſich gern mit dem aufgeweckten Burſchen und wurde der Vertraute von manchen kleinen Liebhabereien des Praktikers. Und als die nächſte Weihnacht herankam, veranſtaltete er bei den Herren vom Comtoir eine Geldſammlung, kaufte einen großen Kaſten mit gutem Handwerkszeug und machte dadurch Karl zum glücklichſten aller Sterblichen.

Aber auch mit allen gebietenden Herren der Handlung ſtand Anton auf gutem Fuß. Er hörte die verſtändigen Urtheile des Herrn Jordan mit großer Achtung an, bewies Herrn Pix einen aufrichtigen und unbedingten Dienſteifer, ließ ſich von

Herrn Specht in politiſchen Combinationen unterrichten, las die Miſſionsberichte, welche ihm Herr Baumann anvertraute, erbat ſich von Herrn Purzel niemals Vorſchüſſe, ſondern wußte mit dem Wenigen auszukommen, was ihm ſein Vormund ſenden konnte, und ermunterte oft durch ſeine lebhafte Beiſtimmung Herrn Liebold, irgend eine unzweifelhafte Wahrheit auszuſprechen und dieſelbe nicht durch ſofortigen Widerruf zu vernichten. Mit ſämmtlichen Herren der Handlung ſtand er auf gutem Fuß, nur mit einem einzigen wollte es ihm nicht glücken, und dieſer war der Volontair des Geſchäfts.

An einem Nachmittage ſah das Comtoir in der Dämmerung grau und unheimlich aus, melancholiſch tickte die alte Wanduhr und jeder Eintretende brachte eine Wolke feuchter Nebelluft in das Zimmer, welche den Raum nicht anmuthiger machte. Da gab Herr Jordan unſerm Helden den Auftrag, in einer andern Handlung eine ſchleunige Beſorgung auszurichten. Als Anton an das Pult des Procuriſten trat, um den Brief in Empfang zu nehmen, ſah Fink von ſeinem Platz auf und ſagte zu Jordan: „Schicken Sie ihn doch gleich einmal zum Büchſenmacher, der Tangenichts ſoll ihm mein Gewehr mitgeben.“

Unſerm Helden ſchoß das Blut ins Geſicht, er ſagte eifrig zu Jordan: „Geben Sie mir den Auftrag nicht, ich werde ihn nicht ausrichten.“

„So?“ frug Fink und ſah verwundert auf, „und warum nicht, mein Hähnchen?“

„Ich bin nicht Ihr Diener,“ antwortete Anton erbittert. „Hätten Sie mich gebeten, den Gang für Sie zu thun, ſo würde ich ihn vielleicht gemacht haben, aber einem Auftrage, der mit ſolcher Anmaßung gegeben iſt, folge ich nicht.“

„Einfältiger Junge,“ brummte Fink und ſchrieb weiter.

Das ganze Comtoir hatte die ſchmähenden Worte gehört, alle Federn hielten ſtill, und alle Herren ſahen auf Anton.

Dieſer war in der größten Aufregung, er rief mit etwas bebender Stimme, aber mit blitzenden Augen: „Sie haben mich beleidigt, ich dulde von Niemandem eine Beleidigung, am wenigſten von Ihnen. Sie werden mir heut Abend darüber eine Erklärung geben.“

„Ich prügele Niemanden gern,“ ſagte Fink friedfertig, „ich bin kein Schulmeiſter und führe keine Ruthe.“

„Es iſt genug,“ rief Anton totenbleich, „Sie ſollen mir Rede ſtehen,“ ergriff ſeinen Hut und ſtürzte mit dem Briefe des Herrn Jordan hinaus.

Draußen rieſelte ein kalter Regen herunter, Anton merkte es nicht. Er fühlte ſich vernichtet, gehöhnt von einem Stärkeren, tödlich gekränkt in ſeinem jungen, harmloſen Selbſtgefühl. Sein ganzes Leben ſchien ihm zerſtört, er kam ſich hülflos vor auf ſeinen Wegen, allein in einer fremden Welt. Gegen Fink empfand er etwas, was halb glühender Haß war und halb Bewunderung; der freche Menſch erſchien ihm auch nach dieſer Beleidigung ſo ſicher und überlegen. Es wurde ihm ſchwer um's Herz, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. So kam er an das Haus, wo er ſeinen Auftrag auszurichten hatte. Vor der Thür hielt der Wagen ſeines Prinzipals, er huſchte mit niedergeſchlagenen Augen vorbei und hatte kaum Faſſung genug, in dem fremden Comtoir ſein Unglück zu verbergen. Als er wieder herauskam, traf er an der Hausthür mit der Schweſter ſeines Prinzipals zuſammen, welche im Begriff war in den Wagen zu ſteigen. Er grüßte und wollte neben ihr vorbeiſtürzen, Sabine blieb ſtehen und ſah ihn an. Der Bediente war nicht zur Stelle, der Kutſcher ſprach vom Bock nach der anderen Seite hinab laut mit einem Bekannten. Anton trat herzu, rief den Kutſcher an, öffnete den Schlag und hob das Fräulein in den Wagen. Sabine hielt den Schlag zurück, den er zuwerfen wollte, und blickte ihm fragend in das verſtörte Geſicht. „Was fehlt Ihnen, Herr Wohlfart?“ frug ſie leiſe.

„Es wird vorübergehen," erwiederte Anton mit zuckender Lippe und einer Verbeugung und ſchloß die Wagenthür. Sabine ſah ihn noch einen Augenblick ſchweigend an, dann neigte ſie ſich gegen ihn und zog ſich zurück, der Wagen fuhr davon.

So unbedeutend der Vorfall war, er gab doch den Gedanken Antons eine andere Richtung. Sabinens Frage und ihr Gruß waren in dieſem Augenblick eine Beſchwörung ſeiner Muthloſigkeit. In ihrer dankenden Verbeugung lag Achtung, und ein menſchlicher Antheil in ihren Worten. Die Frage, der Gruß, der kleine Ritterdienſt, den er der jungen Herrin des Hauſes geleiſtet hatte, erinnerten ihn, daß er kein Kind ſei, nicht hülflos, nicht ſchwach und nicht allein. Ja auch in ſeiner beſcheidenen Stellung genoß er die Achtung Anderer, und er hatte ein Recht darauf, und er hatte die Pflicht, ſich dieſe Achtung zu bewahren. Er erhob ſein Haupt, und ſein Entſchluß ſtand feſt, lieber das Aeußerſte zu thun, als den Schimpf zu ertragen. Er hielt die Hand in die Höhe, wie zum Schwur.

Als er in das Comtoir zurückkam, richtete er mit entſchiedenem Weſen ſeine Beſorgung aus, ging ſchweigend und unbekümmert um die neugierigen Blicke der Herren an ſeinen Platz und arbeitete weiter.

Nach dem Schluß des Comtoirs eilte er auf Jordans Zimmer. Er fand bereits die Herren Pix und Specht daſelbſt vor, in dem gemüthlichen Eifer, welchen jede ſolche Scene bei Unbetheiligten zu erzeugen pflegt. Die drei Herren ſahen ihn zweifelhaft an, wie man einen armen Teufel anſieht, der vom Schickſal mit Fäuſten geſchlagen iſt, etwas verlegen, etwas mitleidig, ein wenig verächtlich. Anton ſagte mit einer Haltung, die in Betracht ſeiner geringen Erfahrung in Ehrenſachen anerkennenswerth war: „Ich bin von Herrn von Fink beleidigt worden und habe die Abſicht, mir dieſe Beleidigung nicht gefallen zu laſſen. Sie Beide, Herr Jordan und Herr Pix, ſind im Geſchäft meine Vorgeſetzten, und ich habe große Achtung vor

Ihrer Erfahrung. Von Ihnen wünſche ich vor Allem zu wiſſen, ob Sie in dem Streite ſelbſt mir vollkommen Recht geben."

Herr Jordan ſchwieg vorſichtig, aber Herr Pix zündete entſchloſſen eine Cigarre an, ſetzte ſich auf den Holzkorb am Ofen und erklärte: „Sie ſind ein guter Kerl, Wohlfart, und Fink hat Unrecht, das iſt meine Meinung."

„Meine Meinung iſt es auch," ſtimmte Herr Specht bei.

„Es iſt gut, daß Sie ſich an uns gewendet haben," ſagte Herr Jordan; „ich hoffe, der Streit wird ſich beilegen laſſen; Fink iſt oft rauh und kurz angebunden, aber er iſt nicht malitiös."

„Ich ſehe nicht ein, wie die Beleidigung ausgeglichen werden kann, wenn ich nicht die nöthigen Schritte thue," rief Anton finſter.

„Sie wollen den Streit doch nicht vor den Prinzipal bringen?" frug Herr Jordan mißbilligend; „das würde allen Herren unangenehm ſein."

„Mir am meiſten," erwiederte Anton; „ich weiß, was ich zu thun habe, und wünſche nur vorher noch von Ihnen die Erklärung, daß Fink mich unwürdig behandelt hat."

„Er iſt Volontair," ſagte Herr Jordan, „und hat kein Recht, Ihnen Aufträge zu geben, am wenigſten in ſeinen Privatgeſchäften mit Haſen und Rebhühnern."

„Das genügt mir," ſagte Anton, „und jetzt bitte ich Sie, Herr Jordan, mich einen Augenblick unter vier Augen anzuhören." Er ſagte das mit ſo viel Ernſt, daß Herr Jordan ſtillſchweigend die Thür ſeiner Schlafkammer aufmachte und mit ihm eintrat. Hier ergriff Anton die Hand des Procuriſten, drückte ſie kräftig und ſprach: „Ich bitte Sie um einen großen Dienſt, gehen Sie hinab zu Herrn von Fink und fordern Sie von ihm, daß er mir morgen, in Gegenwart der Herren vom Comtoir, das abbittet, was er von beſchimpfenden Ausdrücken gegen mich gebraucht hat."

„Das wird er ſchwerlich thun," ſagte Herr Jordan kopfſchüttelnd.

„Wenn er es nicht thut," ſagte Anton heftig, „ſo fordern Sie ihn von mir auf Degen oder Piſtolen."

Wenn vor Herrn Jordan plötzlich aus ſeiner Tintenflaſche ein ſchwarzer Rauch geſtiegen wäre, wenn dieſer Rauch ſich zu einem fürchterlichen Geiſte zuſammengeballt hätte, wie in jenem alten Märchen, und wenn dieſer Geiſt die Abſicht ausgeſprochen hätte, Herrn Jordan zu erdroſſeln, ſo hätte dieſer Herr nicht beſtürzter daſtehen können, als er jetzt unſerm Helden gegenüberſtand. „Sie ſind des Teufels, Wohlfart," rief er endlich, „Sie wollen ſich mit Herrn von Fink duelliren, er iſt ein toller Piſtolenſchütz, und Sie ſind Lehrling und erſt ſeit einem halben Jahr im Geſchäft, das iſt ja unmöglich!"

„Ich bin Primaner geweſen, und habe mein Abiturientenexamen gemacht, und wäre jetzt Student, wenn ich nicht vorgezogen hätte Kaufmann zu werden! — Verwünſcht ſei das Geſchäft, wenn es mich ſo erniedrigt, daß ich meinen Feind nicht mehr fordern darf. Ich gehe dann noch heut zu Herrn Schröter und erkläre ihm meinen Austritt," rief Anton mit flammenden Augen.

Herr Jordan ſah mit größtem Erſtaunen auf ſeinen gutmüthigen Schüler, der auf einmal ein phantaſtiſcher Rieſe vor ihm umher flackerte. „Seien Sie nur nicht ſo heftig, lieber Wohlfart," bat er begütigend, „ich werde zu Fink hinuntergehen, vielleicht läßt ſich Alles im Guten ausgleichen."

„Ich verlange Abbitte vor dem Comtoir," rief Anton wieder, „Abbitte oder Satisfaction."

Es war wohlthuend, unterdeß die beiden Herren in der Nebenſtube zu beobachten. Pix hatte als kluger Feldherr mit einem Ruck ſeinen Holzkorb in die Nähe der Kammerthür geſchoben und ſaß ſcheinbar gleichgültig da, nur mit ſeiner Cigarre beſchäftigt, während Herr Specht ſich nicht enthalten konnte, das Ohr an die Thür zu legen. „Sie ſchießen ſich," flüſterte Herr Specht, entzückt über die großen Empfindungen, welche dieſer Streit hervorzurufen verſprach. „Paſſen Sie auf, Pix,

es wird ein furchtbares Unglück; wir alle müſſen zum Begräbniß gehen, keiner darf fehlen. Ich wirke die Erlaubniß aus, daß wir Junggeſellen die Leiche tragen dürfen."

„Weſſen Leiche?" frug Herr Pix verwundert.

„Wohlfart muß daran glauben," rief Herr Specht wieder in dumpfem Flüſterton.

„Unſinn," ſagte Herr Pix, „Sie ſind ein Narr!"

„Ich bin kein Narr, und ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten," rief Herr Specht wieder flüſternd und nach dem Beiſpiel Antons entſchloſſen, ſich nichts gefallen zu laſſen.

„Schreien Sie mir nicht ſo ins Ohr," ſagte Herr Pix unbewegt, „man kann nichts verſtehen." In dem Augenblick öffnete ſich die Thür, Herr Specht ſprang an ein Fenſter und ſtarrte angelegentlich in die finſtere Regennacht, während Pix unſerm Anton die Hand ſchüttelte und ihm erklärte, er ſei ein tüchtiger Mann und das Provinzialgeſchäft ſei ganz auf ſeiner Seite. — Herr Jordan ging zu Fink hinab und kam bald wieder herauf; Herr von Fink war nicht zu Hauſe. Wahrſcheinlich ſaß der Jokei ahnungslos in irgend einer Weinſtube. Anton ſagte darauf: „Ich laſſe die Sache nicht bis morgen ruhen, ich werde ihm ſchreiben und den Brief durch den Bedienten auf ſeinen Tiſch legen laſſen."

„Thun Sie das nicht," bat Herr Jordan, „Sie ſind jetzt zu zornig."

„Ich bin ſehr ruhig," erwiederte Anton mit heißen Wangen; „ich werde ihm nur das Nöthige ſchreiben. Sie, meine Herren, bitte ich, daß Sie über Alles, was Sie hier gehört haben, gegen die Andern ſchweigen."

Das verſprachen die Herren. Darauf ging er auf ſein Zimmer und ſchrieb einen Brief, in dem er Herrn von Fink ſein Unrecht vorhielt und ihm ſchließlich die Wahl ließ, ob er durch Schläger oder Piſtolen das verletzte Selbſtgefühl Antons ausbeſſern wollte. Der Brief war für einen jungen Gentleman gut genug geſchrieben und wurde neben den Wachsſtock

des Herrn von Fink in deſſen Stube niedergelegt, nachdem Herr Specht dem Bedienten noch auf der Treppe eingeſchärft hatte, mit Kreide drei große Ausrufungszeichen auf den Tiſch zu malen; wahrſcheinlich ſollten ſie die Stelle der Späne vertreten, welche die Boten der heiligen Vehme aus dem Burgthor der Angeklagten zu hauen pflegten. Anton blieb den Reſt des Abends auf ſeinem Zimmer, wo er unruhig auf und ab ſchritt, bald die Scene der Beleidigung, bald die zu erwartende Scene dramatiſch auseinander legte und jede Art von Gefühlen durcharbeitete, welche bei einem armen Jungen vor dem erſten Duell unvermeidlich ſind.

Unterdeß wurde im Zimmer des Herrn Jordan große Sitzung des geſammten Geſchäfts gehalten. Da Herr Pix und Herr Specht verſprochen hatten zu ſchweigen, beſchränkten ſie ſich auf ſo myſteriöſe und finſtere Andeutungen, daß bei einem Theil der Herren die Anſicht entſtand, ein Mord ſei entweder ſchon vollbracht, oder doch jeden Augenblick zu fürchten, bis endlich Herr Jordan das Wort ergriff: „Da die Differenz doch kein Geheimniß iſt, und die Sache uns alle angeht, ſo iſt es am beſten, wenn wir ſie unter einander beſprechen und uns ſämmtlich Mühe geben, die nachtheiligen Folgen zu verhüten. Ich werde aufbleiben, bis Fink zurückkommt, und ſogleich mit ihm reden. Unterdeß muß ich Wohlfart das Zeugniß geben, daß er ſich ſo gewandt benommen hat, wie bei einem jungen Mann ohne Erfahrung nur möglich iſt.“ Alle ſtimmten eifrig bei. Darauf geriethen der Zollcommis Herr Birnbaum und Herr Specht in eine lebhafte Erörterung über die verſchiedenen Arten der Duelle, und Herr Specht behauptete, beim Schießen über das Schnupftuch würden den Duellanten mit einem ſeidenen Taſchentuch die Augen verbunden, und dieſelben auf ihren Standorten ſo lange im Kreiſe herumgedreht, bis der Kampfrichter mit ſeinem Stock aufklopfe, worauf ihnen frei ſtehe hinzuſchießen, wohin ſie wollten. Herr Baumann ſtahl ſich zuerſt aus der Geſellſchaft fort und ging zu Anton, drückte

dieſem herzlich die Hand und bat ihn dringend, nicht um rauher Worte willen zwei Menſchenleben auf das Spiel zu ſetzen. Nachdem er Abſchied genommen hatte, fand Anton auf ſeinem Tiſch ein kleines Exemplar des Neuen Teſtaments aufgeſchlagen und darin durch ein großes Ohr den heiligen Spruch bezeichnet: „Segnet, die euch fluchen.“ Anton war gerade nicht in der Stimmung, den Sinn dieſer Worte zu befolgen. Aber er ſetzte ſich doch vor das Buch und las darin die Sprüche, welche er als Kind ſeiner guten Mutter ſo oft aufgeſagt hatte. Er wurde weicher und ruhiger und ging in dieſer Stimmung zu Bette.

Unterdeß drang das Gerücht von einem furchtbaren Ereigniß durch alle Schlüſſellöcher, Ritze und Kammern des alten Hauſes.

Sabine war in ihrer Schatzkammer. Dies war ein Raum, unwohnlich für einen Gaſt, aber für jede Hausfrau ein heimliches, herzerhebendes Zimmer. An den Wänden ſtanden mächtige Schränke von Eichen- und Nußbaumholz mit ſchöner eingelegter Arbeit, in der Mitte ein großer Tiſch mit geſchnörkelten Beinen, darum einige alte Lehnſtühle. Aus den geöffneten Schränken glänzten im Lampenlicht unzählige Gedecke von Damaſt, hohe Terraſſen von Wäſche, Linnen und bunten Stoffen, Kryſtallgläſer, ſilberne Pocale, Porcellan und Fayence im Geſchmack von mehr als drei Generationen. Die Luft war mit einem kräftigen Duft erfüllt, der aus uraltem Lavendel, Eau de Cologne und friſcher Wäſche aufſtieg. Hier herrſchte Sabine allein. Nur ungern ſah ſie einen fremden Fuß eintreten; was aus den Schränken genommen wurde und wieder hineinkam, hob ſie mit eigenen Händen; nur der treue Diener hatte das Vorrecht, ihr an ſchweren Tagen zu helfen, und zuweilen Karl Sturm, ſein Adjutant, der gewiſſe roſafarbene Pappkarten zum Zeichnen der Wäſche anfertigte und prachtvolle Zahlen darauf ſchrieb.

Heute ſtand Sabine noch ſpät vor dem Tiſch, der mit weißer Wäſche belaſtet war; ſie ſuchte die Nummern des

ſeinen Damaſts zuſammen, zählte und ſortirte Tiſchdecken und Servietten, band große Bündel mit roſa Bändern zuſammen und hing die Nummerkarten daran. Zuweilen hielt ſie ein Stück näher an das Licht und ſah mit Behagen auf die weißen Arabesken, welche die Kunſt des Webers hineingewirkt hatte. Da flog ein dunkler Schatten über ihr Antlitz und traurig ſah ſie auf einige wunderfeine Servietten, in welche zahlreiche kleine Löcher geſtochen waren, je drei oder vier in einer Reihe. Endlich rief ſie den Bedienten. „Es iſt nicht mehr auszuhalten, Franz, auch in No. 24 ſind wieder drei Servietten mit der Gabel durchſtochen. Einer der Herren ſticht in das Tiſchzeug! Das iſt bei uns doch nicht nöthig.“

„Nein,“ ſagte der Vertraute kummervoll; „ich ſelbſt habe ja das Silberzeug unter mir, ich weiß am beſten, daß es nicht nöthig iſt.“

„Wer von den Herren iſt ſo rückſichtslos?“ frug Sabine ſtreng. „Es muß einer der neuen ſein.“

„Herr von Fink iſt es,“ klagte der Diener, „er ſticht vor jedem Eſſen zweimal mit der Gabel durch die Serviette; es giebt mir jedesmal einen Stich durch's Herz, Fräulein Sabine. Aber Herrn von Fink kann ich doch nichts ſagen.“

Sabine hing den Kopf über die zerſtochenen Servietten. „Ich wußte, daß er es war,“ ſeufzte ſie. — „Aber das darf nicht ſo fortgehen. Ich werde Ihnen für Herrn von Fink eine beſondere Nummer herausgeben, die müſſen wir opfern, bis ſich eine Gelegenheit findet, ihn zu bitten, daß er von ſeinen Angriffen abläßt.“ Sie trat zu dem Schrank und ſuchte lange. Es war eine ſchwere Wahl. Zwar von den groben konnte ſie ohne Schmerz einige Dutzend miſſen, von den feinen aber war ihr jedes Gedeck ans Herz gewachſen. Eines freilich mehr als das andere. — „Dieſes mag hingehen,“ ſagte ſie endlich betrübt, „hier fehlt ohnedies eine Serviette.“ Sie ſah noch einmal auf das Muſter, kleine Pfauen, welche kunſtvoll durch Blumengewinde ſchritten, und legte die Nummer

auf den Arm des Dieners. „Herr von Fink bekommt keine andern Servietten als dieſe," befahl ſie.

Franz zögerte zu gehen. „Er hat auch in ſeiner Schlafſtube eine Gardine angebrannt," ſagte er unruhig. „Der Flügel wird nicht mehr zu brauchen ſein."

„Und ſie war ganz neu," klagte Sabine. „Morgen früh nehmen Sie die Gardine ab. — Was haben Sie noch, Franz? Iſt etwas vorgefallen?" —

„Ach, Fräulein," erwiederte der Diener geheimnißvoll, „drüben bei den Herren geht Alles durcheinander. Herr von Fink hat Herrn Wohlfart ſehr beleidigt, Herr Wohlfart iſt wüthend, es wird ein Duell geben, ſagt Herr Specht, die Herren fürchten ein großes Unglück."

„Ein Duell," rief Sabine, „zwiſchen Fink und Wohlfart?" — Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie haben wohl Herrn Specht mißverſtanden," fügte ſie lächelnd hinzu.

„Nein, Fräulein Sabine, diesmal iſt es ernſthaft. — Es wird ein Unglück geben, Herr Wohlfart ging im größten Zorn an mir vorüber, und er hat ſeinen Thee nicht angerührt."

„Iſt mein Bruder noch nicht zurück?"

„Er kommt heut ſpät nach Hauſe, er iſt im Comité."

„Es iſt gut," ſchloß Sabine. „Sie ſchweigen gegen Jedermann, Franz, hören Sie?"

Sabine ſetzte ſich wieder an den Tiſch, aber ihr Damaſt war vergeſſen. Sie blickte ſtarr hinaus in den dunkeln Hof nach den Fenſtern des Volontairs. „Er ſticht durch die Servietten," klagte ſie leiſe, „er wird ſich auch kein Gewiſſen daraus machen, eine Menſchenbruſt zu durchbohren! Das alſo war der Schmerz des armen Wohlfart! — Er kam zu uns, der wilde Gaſt, wie ein Wirbelwind über den blühenden Buſch; wo er anſchlägt, fallen die Blüthen zur Erde. Sein Leben iſt Wirrwarr, Aufregung, Getöſe. Was ihm nahe kommt, zieht er in ſeinen tollen Tanz. Auch mich! auch mich! Du ſtolzer und verwegener Geiſt, auch mir haſt du die Seele aufgeregt. Ich

mühe mich, ich ringe Tag für Tag, aber immer wieder erfaßt mich sein Zauber. So schön, so glänzend, so seltsam ist er! Er ärgert mich täglich und alle Tage muß ich an ihn denken um ihn sorgen, über ihn trauern. O meine Mutter, hier war's, wo ich zum letzten Mal zu deinen Füßen saß, hier übergabst du mir die Schlüssel des Hauses! Du hieltest die Hände segnend auf mein Herz. „Der Himmel behüte dir jeden Schlag," sagtest du unter Thränen und Küssen. Jetzt schütze die Tochter, Geliebte, du mein Vorbild für alle Ueberlegung, für die Ordnung deines Hauses, für sicheres Pflichtgefühl, behüte mir das laut pochende Herz. Mache mich fest gegen ihn, gegen sein verführerisches Lachen, gegen seinen übermüthigen Spott."

So betete Sabine. Lange saß sie in feierlicher Berathung mit den guten Geistern des Hauses, dann fuhr sie mit dem Tuch über die Augen, trat entschlossen an den Tisch und fuhr fort den Damast zu zählen und aufzuheben.

Anton war bereits ausgekleidet und im Begriff, sein Licht auszulöschen, als kräftig an die Thür geklopft wurde und der Mann eintrat, den er in diesem Augenblick am wenigsten von allen Sterblichen erwartete. Es war Herr von Fink mit seiner Reitpeitsche und seinem nachlässigen Wesen.

„Ah, Sie sind schon zu Bett," sagte der Jokei und setzte sich rittlings auf einen Stuhl in der Nähe, „lassen Sie sich nicht stören! Sie haben mir einen gefühlvollen Brief geschrieben, und Jordan hat mir das Uebrige erzählt; ich komme, Ihnen mündlich zu antworten." Anton schwieg und sah von seinem Kopfkissen finster auf den Gegner. „Ihr seid hier alle sehr tugendhafte und sehr empfindliche Leute," fuhr Fink fort und schlug mit seiner Peitsche an das Stuhlbein. „Es thut mir leid, daß Sie sich meine Reden so zu Herzen genommen haben. Es freut mich aber, daß Sie so entschlossen sind. Sie haben den ehrlichen Jordan in einen wahren Wärwolf verwandelt," fügte er lächelnd hinzu.

„Bevor ich Sie weiter anhöre," ſagte Anton grollend, „muß ich wiſſen, ob Sie die Abſicht haben, mir für Ihre Beleidigung eine Erklärung vor den übrigen Herren zu geben. Ich weiß nicht, ob nach der ſchweren Kränkung, die Sie mir zugefügt haben, ein Anderer, der mehr Erfahrung in Ehrenſachen hat, ſich mit einer ſolchen Erklärung begnügen würde. Ich habe das Gefühl, daß ich damit zufrieden ſein müßte."

„Da fühlen Sie richtig," ſagte Fink kopfnickend; „Sie können damit zufrieden ſein."

„Wollen Sie mir morgen dieſe Erklärung geben?" frug Anton.

„Warum denn nicht?" ſagte Fink gleichgültig; „ich habe keine Luſt, mich mit Ihnen zu ſchießen, ich will Ihnen gern vor ſämmtlichen Correſpondenten und Procuriſten der Firma die Erklärung ausſtellen, daß Sie ein verſtändiger und hoffnungsvoller junger Mann ſind, und daß ich Unrecht gethan habe, Jemanden zu kränken, der jünger, und verzeihen Sie den Ausdruck, um Vieles grüner iſt als ich."

Unſer Held hörte dieſe Worte mit gemiſchten Empfindungen: es wurde ihm doch leichter um's Herz; aber die Manier Finks ärgerte ihn wieder ſehr und er ſagte ſich im Bette aufrichtend entſchloſſen: „Ich bin mit dieſer Erklärung noch nicht zufrieden, Herr von Fink."

„Ei," ſagte Fink, „was verlangen Sie noch?"

„Sie gefallen mir auch in dieſem Augenblick nicht," ſprach Anton, „Sie ſind wieder rückſichtsloſer gegen mich, als gegen einen Fremden ſchicklich iſt. Ich weiß, daß ich noch jung bin und wenig von der Welt kenne, und ich glaube, daß Sie mich in vielen Dingen überſehen; aber eben deshalb wäre es hübſcher von Ihnen, wenn Sie freundlich und gütig gegen mich wären." Anton ſagte dies mit einer Bewegung, welche ſeinem Gegner nicht entging. Fink ſtreckte ſeine geöffnete Hand gutmüthig über das Bett und ſprach: „Seien Sie nur nicht wieder böſe und geben Sie mir Ihre Hand."

„Ich möchte gern," rief Anton mit hervorbrechender Rührung, „aber ich kann noch nicht; ſagen Sie mir zuvor, daß Sie den Streit mit mir nicht deswegen ſo leicht behandeln, weil Sie mich für zu jung und zu gering halten, oder weil Sie von Adel ſind und ich nicht."

„Hört, Maſter Wohlfart," ſagte Fink, „ihr ſetzet mir das Meſſer verzweifelt an die Kehle. Weil ihr aber in eurem reinen weißen Hemdchen ſo unſchuldig vor mir liegt, ſo will ich ein Uebriges thun und wegen dieſer Punkte mit euch capituliren. Was meinen deutſchen Adel betrifft, ſo viel darauf!" — hier ſchnalzte er mit den Fingern, — „er hat für mich ungefähr denſelben Werth, wie ein Paar gute Glanzſtiefeln und neue Glacéhandſchuhe. Was aber meine Scheu vor Ihrer Jugend und der hoffnungsvollen Würde eines Lehrlings betrifft, ſo will ich mich wenigſtens zu dem Bekenntniß verſtehen, daß ich nach dem, was ich heut Abend an Ihnen kennen gelernt habe, Ihnen fortan bei jedem neuen Zank, in den wir gerathen werden, mit jedem Mordwerkzeug, das Sie vorſchlagen, jede mögliche Genugthuung geben will. Damit können Sie ſich begnügen." — Nach dieſem Troſt hielt ihm Fink zum zweiten Mal die Hand hin und ſagte: „Jetzt ſchlagen Sie ein, es iſt jetzt Alles in Ordnung."

Anton legte ſeine Hand in die dargebotene, und der Jokei ſchüttelte ſie ihm kräftig und ſagte: „Wir ſind heut ſo offenherzig gegen einander geweſen, daß es gut ſein wird, wenn wir eine Pauſe machen, ſonſt haben wir einander gar nichts mehr zu erzählen. Schlafen Sie wohl, morgen mehr davon." Dabei ergriff er ſeine Mütze, nickte mit dem Kopf und ſchritt klirrend zur Thür hinaus.

Anton war, die Wahrheit zu geſtehen, über dieſen unerwartet friedlichen Ausgang ſo vergnügt, daß er lange nicht einſchlafen konnte. Herr Baumann, der in ſeiner Schlafkammer das Bett an derſelben Wand hatte, konnte ſich nicht enthalten, nach Finks Abgang ſeinen Glückwunſch durch Klopfen an der

Wand auszudrücken, und Anton beantwortete das Signal sofort durch ein ähnliches Klopfen, welches seinen Dank für die Theilnahme anzeigen sollte.

Am andern Morgen war das Comtoir eine Viertelstunde vor der Ankunft des Prinzipals vollzählig versammelt. Fink erschien als Letzter und sagte mit lauter Stimme: „Mylords und Gentlemen aus dem Export- und Provinzialgeschäft, ich habe gestern Herrn Wohlfart von hier in einer Weise behandelt, die mir jetzt, nach dem, was ich von ihm kennen gelernt habe, aufrichtig leid thut. Ich habe ihm gestern bereits meine Erklärung gemacht und bitte ihn heute in Ihrer Gegenwart freiwillig nochmals um Verzeihung. Zu gleicher Zeit bemerke ich, daß unser Wohlfart sich bei diesem Streit durchaus respectabel benommen hat, und daß ich mich freue, mit ihm in Geschäftsverbindung getreten zu sein.“ Das Comtoir lächelte, Anton ging auf Fink zu und schüttelte ihm wieder die Hand, Herr Jordan that mit beiden Parteien dasselbe, und die Sache war abgemacht.

Doch blieb sie nicht ohne Folgen. Auch die Kunde von der ehrlichen Sühne, welche Fink dem Lehrling gab, und von der freundlichen Ausgleichung gelangte in das Vorderhaus. Und als Anton zusammen mit Fink beim Mittagtisch erschien, ruhten die Blicke der Damen mit Theilnahme und Neugier auf ihm, und der Prinzipal verbarg nicht ein freundliches Lächeln. Aber auch auf Fink fiel Sabinens Auge mit freudigem Glanz, und so oft sie zu ihm aufsah, war ihr, als hätte sie ihm etwas Großes abzubitten.

Bei den Herren vom Comtoir war die Stellung Wohlfarts auf einmal eine ganz andere geworden, er wurde von Allen mit einer Achtung behandelt, welche ein Lehrling sonst nicht durchzusetzen pflegt; Herr Specht erklärte ihn bei sämmtlichen Commis seiner Bekanntschaft — und seine Bekanntschaft war groß — für einen modernen Bayard, für den letzten Ritter

Europa's, für einen furchtbaren Haudegen im Reiche der Conti-currenten; Herr Liebold wurde wahrhaft kühn in seinen Behauptungen, wenn er merkte, daß Anton auf seiner Seite stand, und sogar Herr Pix gönnte seinem Zögling von diesem Tage an augenscheinliche Hochachtung, er vertraute den Beobachtungen, welche Anton am Zünglein der großen Wage machte, eben so fest wie seinen eigenen, und überließ ihm zuweilen sogar den schwarzen Pinsel, seinen geliebten Scepter, das Zeichen seiner Herrschermacht.

Die größte Veränderung aber wurde in Antons Verhältniß zu Fink hervorgebracht. Denn einige Tage nach dem Streit, als Anton hinter dem Jokei die Treppe des Hinterhauses hinaufstieg, hielt Fink auf den Stufen an und frug: „Wollen Sie nicht bei mir eintreten? Sie sollen mir heut Ihren Besuch machen und meine Cigarren probiren."

Zum ersten Mal überschritt Anton die Schwelle des Volontairs und blieb verwundert an der Thür stehen, denn das Zimmer sah sehr fremdartig aus. Elegante Möbel standen unordentlich umher, ein dicker Teppich, weich wie Moos, bedeckte den Fußboden, und der ordentliche Anton sah mit Betrübniß, wie rücksichtslos die Cigarrenasche auf die prächtigen Blumen desselben geworfen war. An der einen Wand stand ein großer Gewehrschrank, darüber hing ein ausländischer Sattel und pfundschwere silberne Sporen; die andere Wand verdeckte ein eben so großer Bücherschrank aus kostbarem Holz, voll von Büchern in braunem Lederband, und über dem Schrank reichten riesige Flederwische, die schwarzen Flügel eines ungeheuren Vogels, von einer Stubenwand bis zur andern.

„Welche Menge von Büchern Sie haben!" rief Anton erfreut.

„Es sind Erinnerungen an eine Welt, in der ich nicht mehr lebe," sagte Fink.

„Und diese Flügel, gehören sie auch zu Ihren Erinnerungen?"

„Ja, Herr, es ſind die Fittige eines Condors; Sie ſehen, ich bin ſtolz auf dieſe Jagdbeute," antwortete Fink und hielt unſerm Anton ein Packet mit Cigarren hin. „Setzen Sie ſich, Wohlfart, laſſen Sie uns plaudern, und zeigen Sie, ob Herr Specht Recht hat, wenn er Sie als liebenswürdigen Geſellſchafter rühmt." Er ſchob unſerm Helden mit dem Fuße einen großen Fauteuil zu. Anton ſank behaglich in die weichen Kiſſen und blies blaue Wolken nach der Decke, während Fink die Lampe des ſilbernen Theekeſſels anzündete. „Sie haben mir neulich gefallen, Wohlfart," ſagte Fink, ſich der Länge nach auf dem Sopha ausſtreckend; „verſtehen Sie ſich auf Pferde?"

„Nein," ſagte Anton.

„Sind Sie Jäger?"

„Auch nicht."

„Treiben Sie Muſik?"

„Nur wenig," ſagte Anton.

„Nun alſo, in Teufels Namen, welche menſchliche Eigenſchaft haben Sie denn?"

„In Ihrem Sinne keine," antwortete Anton ärgerlich. „Ich kann die Leute lieben, welche mir gefallen, und ich glaube, ich kann ein treuer Freund ſein; wenn mich aber Jemand übermüthig behandelt, ſo empöre ich mich."

„Schon gut," ſagte Fink, „von der Seite kenne ich Sie. Für einen Anfänger war Ihr Debut gar nicht übel. Ich ſehe, es iſt Race in Ihnen. Laſſen Sie hören, wer Sie ſind. Von welchem Volke der ſterblichen Menſchen ſtammen Sie, und welches Schickſal hat Sie hierher geſchleudert in dieſes traurige Mühlwerk, wo Jeder zuletzt voll Staub und Reſignation wird, wie Liebold, oder im beſten Fall wie der pünktliche Jordan?"

„Es war doch ein gutmüthiges Schickſal," antwortete Anton und begann von ſeiner Heimat und ſeinen Eltern zu erzählen. Mit Wärme ſchilderte er den kleinen Kreis, in dem

er aufgewachsen war, die Abenteuer seiner Schulzeit und einige närrische Leute aus Ostrau, mit denen er verkehrt hatte. „Und so ist für mich ein großes Glück, was Sie für ein Unglück halten," schloß er, „daß ich hierher gekommen bin."

Fink nickte beistimmend und sagte: „Zuletzt ist der größte Unterschied zwischen uns beiden, daß Sie Ihre Mutter gekannt haben und ich die meine nicht. Uebrigens ist es ziemlich gleichgültig, in welchem Nest Einer aufwächst, man kann fast unter allen Umständen ein tüchtiger Gesell werden. — Ich habe Leute gekannt, die weniger Liebe in ihrem Vaterhause gefunden haben als Sie."

„Sie haben so viel von der Welt gesehen," sagte Anton rücksichtsvoll, „ich bitte Sie, mir zu sagen, wie Sie dazu gekommen sind."

„Sehr einfach," begann Fink. „Ich besitze einen Onkel in Newyork, der dort einer von den Aristokraten der Börse ist. Dieser schrieb meinem Vater, als ich vierzehn Jahr war, ich solle eingepackt und herübergeschickt werden, er habe die Absicht, mich zu seinem Erben zu machen. Mein Vater ist sehr Kaufmann, ich wurde emballirt und abgeschickt. In Newyork wurde ich bald ein gottverdammter kleiner Schuft und Taugenichts, ich trieb jede Art von Unsinn, hielt einen Stall von Racepferden in einem Alter, wo bei uns ehrliche Jungen noch auf offener Straße ihre Butterfemmel verzehren und mit einem Papierdrachen spielen. Ich bezahlte Sängerinnen und Tänzerinnen und mißhandelte meine weißen und schwarzen Domestiken so sehr durch Fußtritte und Haarraufen, daß mein Oheim genug zu thun hatte, um Entschädigungsgelder an diese freien Bürger zu bezahlen. Sie hatten mich aus meiner Heimat fortgerissen, ohne sich um meine Gefühle zu bekümmern; ich bekümmerte mich jetzt den Teufel um die ihren. Uebrigens je toller ich's trieb, desto mehr Geld bekam ich in die Hände. Ich war bald der verrufenste unter den jungen Bengeln, welche die vornehmen Unarten jenseit des Wassers

cultiviren. Einſt an meinem Geburtstage kam ich um ſechs Uhr früh von einem kleinen Souper, bei dem ich aus Caprice den Spröden gegen einige zuvorkommende Damen geſpielt hatte, und unterwegs fiel mir ein, daß dieſe Wirthſchaft ein Ende nehmen müſſe, oder ich ſelbſt würde ein Ende nehmen. Ich ging nach dem Hafen ſtatt nach Hauſe, ſteckte mich in grobe Matroſenkleider, die ich unterwegs kaufte, und bevor es Mittag war, fuhr ich als Schiffsjunge auf einem dickbäuchigen Engländer zum Hafen hinaus. Wir ſegelten einige tauſend Meilen um Cap Horn herum und auf der andern Seite des Feſtlandes wieder hinauf. Als wir in Valparaiſo ankamen, erklärte ich dem Capitän, daß ich ihm für die Ueberfahrt dankbar ſei, tractirte die ganze Mannſchaft und ſprang ans Land, um mit den zwanzig Dublonen, die ich noch in der Taſche hatte, auf eigene Fauſt mein Glück zu machen. Ich traf bald einen verſtändigen Mann, der mich auf ſeine Hazienda brachte, wo ich als Ochſenhirt und Reinkünſtler nicht geringe Lorbeeren erntete. Ich war etwa anderthalb Jahr dort oben und befand mich ſehr wohl, ich wurde als eine Art dienſtthuender Gaſtfreund behandelt, ich war verliebt, ich war bewundert als Jäger und tummelte mich tüchtig im Sattel, was fehlte mir? — Doch alle Freude iſt vergänglich. Wir hatten gerade großes Rinderſchlachten, und ich war fleißig beſchäftigt, von meinem Pferd die Kühe in den Schlachthof zu escortiren, als plötzlich zwei Regierungsbeamte in unſer Feſt hineinritten. Dieſe behandelten mich ſelber mit vieler Artigkeit wie ein junges Rind, nahmen mich ſammt meinem Pferd in die Mitte und führten mich zwiſchen ihren Steigbügeln Trott und Galopp nach der Hauptſtadt. Dort wurde ich beim amerikaniſchen Conſul abgeliefert, und da mein Oheim Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt hatte, mich auszuſpüren, und ich aus einem langen Briefe meines Vaters erkannte, daß dieſer Herr ſich wirklich über mein Verſchwinden ängſtigte, ſo beſchloß ich, ihm den Gefallen zu thun und zu-

rückzukehren. Ich unterhandelte mit dem Consul und reiste mit dem nächsten Schiff nach Europa ab. Als ich auf diesem bejahrten Erdhaufen ankam, erklärte ich meinem Vater, daß ich nicht Kaufmann werden wolle, sondern Landwirth. Darüber gerieth die Firma Fink und Becker außer sich, aber ich blieb fest. Endlich kam ein Vertrag zu Stande. Ich ging zunächst auf zwei Jahr in eine norddeutsche Wirthschaft, dann sollte ich einige Jahr in einem Comtoir arbeiten, dadurch hoffte man meine Capricen zu bändigen. So bin ich jetzt hier in Clausur. Aber alle Mühe ist umsonst. Ich thue meinem Vater den Gefallen, hier zu sitzen, weil ich merke, daß sich der Mann viel unnützen Kummer um mich macht, aber ich bleibe nur so lange hier, bis er sich überzeugt, daß ich Recht habe. Dann werde ich Landmann."

„Wollen Sie bei uns ein Gut kaufen?" frug Anton neugierig.

„Nein, Herr," antwortete Fink, „das will ich nicht. Ich würde es vorziehen, vom frühen Morgen bis gegen Mittag zu reiten, ohne an einen Grenzstein meines Landes zu stoßen."

„Sie wollen also wieder nach Amerika zurück?"

„Oder anderswohin, ich bin in Erdtheilen nicht wählerisch. Unterdeß lebe ich in diesem Kloster als Mönch, wie Sie sehen," sagte Fink lachend und goß aus einer großen Flasche eine Menge Rum unter ein geringeres Maß anderer Substanzen, rührte das Getränk um und trank zum geheimen Schreck Antons die feurige Mischung behaglich hinunter. „Frisch, Mann," rief er, Anton die Flasche zuschiebend, „macht euren Trank zurecht, und jetzt laßt uns lustig plaudern, wie sich für gute Gesellen und versöhnte Feinde schickt."

Seit diesem Abend behandelte Fink unsern Helden mit einer Freundlichkeit, welche sehr verschieden war von dem nachlässigen Wesen, das er den übrigen Herren vom Geschäft gönnte. In Kurzem wurde Anton der Liebling des Mönchs in der Clausur, oft rief ihn Fink in sein Zimmer, ja er ver-

Digitized by Google

ſchmähte ſogar nicht, drei Treppen hoch in das Heiligthum der lederfarbenen Katze hinauf zu ſteigen, wenn er gerade gelaunt war einen Abend im Hauſe zu verleben. Allerdings war das nicht oft der Fall. Anton merkte bald, daß ſein neuer Freund eine in der Stadt ſehr bekannte und vielbeſprochene Perſon war, daß er unter der eleganten Jugend mit einem wahren Despotismus herrſchte, und bei Herrenreiten, Jagdpartien und anderen nützlichen Thätigkeiten Anführer und vielbegehrte Autorität war. Er war jung, gewandt, von Adel, galt für unermeßlich reich und beſaß eine Meiſterſchaft in allen Dingen, die mit einem Pferdehuf, einem Gewehrlauf und einem vergoldeten Theelöffel irgend in Verbindung gedacht werden können, und was über Allem ſtand, er behandelte Jeden, der in ſeine Nähe kam, mit der leichten Suffiſance, welche von je bei dem großen Haufen unſelbſtändiger Menſchen als Zeichen von überlegener Kraft gegolten hat. Fink war deshalb viel in Geſellſchaft und kam oft erſt gegen Morgen nach Hauſe. Anton hörte ihn zuweilen ankommen, wenn er bereits vor ſeinem Buche ſaß; er bewunderte die Lebenskraft ſeines Freundes, der dann nach einer oder zwei Stunden Ruhe ſeinen Platz im Comtoir einnahm und während des ganzen Vormittags keine Spur von Mattigkeit zeigte. Gegen die ſtrenge Ordnung des Hauſes ſtach Fink auch dadurch ab, daß er ſich die unerhörte Freiheit herausnahm, zuweilen eine Stunde nach Eröffnung des Comtoirs zu erſcheinen und ſich vor dem Schluß zu entfernen. Anton konnte nicht errathen, ob ſein Prinzipal dieſe gelegentliche Selbſtändigkeit für ein großes oder für ein kleines Verbrechen hielt. Jedenfalls ſchwieg er dazu.

So verging der Winter, und Anton merkte an untrüglichen Zeichen, daß der Frühling und der Sommer über das Land daherzogen. Die Fuhrleute brachten nicht mehr Schneeflocken ins Comtoir, ſondern Regentropfen und braune Fußtapfen, zuweilen wagte ſich ein Mädchen mit Veilchenſträußen

in die Nähe der unermüdlichen Wanduhr; dann schien die Sonne Herrn Liebold kriegslustig auf seine Fensterecke, dann kamen die Mäkler und erzählten von der gelben Blüthe der Oelfrucht draußen im Freien, und endlich erschien Herr Braun und trug die erste Rose in der Hand. Ein Jahr war vergangen, seit Anton mit den Schwänen über den See gefahren war. Er hatte das ganze Jahr hindurch an die Fahrt gedacht.

8.

Noch immer besaß Veitel Itzig seine Schlafstube in der stillen Caravanserei, wo er sich am Tage seiner Ankunft einquartirt hatte. Wenn nach den Behauptungen der Polizei jeder Mensch irgendwo zu Hause sein muß, und nach der Ansicht aller verständigen Frauen vorzugsweise da zu Hause ist, wo sein Bett steht, so war Veitel merkwürdig wenig zu Hause. So oft er aus dem Geschäft des Herrn Ehrenthal entschlüpfen konnte, trieb er sich auf den Straßen umher, sah lauersam auf jeden jungen Herrn, welcher ihm geneigt schien etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und wußte aus der Haltung des Vorübergehenden genau zu erkennen, ob derselbe für die Reize eines kleinen Handels empfänglich sei oder nicht. Stets hatte er einige Paradethaler in der Tasche, mit welchen er in anmuthiger Nachlässigkeit so lockend zu klappern verstand, daß nur ein fühlloser Mensch gleichgültig gegen diese Zahlungsfähigkeit sein konnte. Er wußte mit einem einzigen schnellen Blick die geheimsten Fehler eines Rockes oder einer Weste zu erkennen, er hatte für seine Kunden eine bezaubernde Fülle von verbindlichen Redensarten, er sprach aus Grundsatz zu keinem halbwüchsigen Primaner anders als: „Wenn der gnädige Herr mir allergnädigst erlauben," er verstand, was ewig für das Höchste in diesem Geschäft gelten wird, seiner Unterthänigkeit einen scurrilen Anstrich zu geben, und war Meister

darin, die allerabgeſchmackteſten Bücklinge zu machen. Er beſaß die Wiſſenſchaft, altes Meſſing durch Katzenſilber blendend zu machen und altem Silber den allerhöchſten Glanz zu geben; er war ſtets bereit, abgelegte ſchwarze Fracke zu kaufen, — was von allen Eingeweihten als Symptom einer kühnen und waghalſigen Natur betrachtet wird, — er wußte das faſrige Tuch derſelben durch einen eigenthümlichen Bürſtenſtrich mit einem Schein von Neuheit zu überziehen, der gerade lange genug dauerte, um ſeine Käufer zu verblenden, welche er in armen Schulmeiſtern, hoch aufgeſchoſſenen Confirmanden und freigeſprochenen Lehrlingen zu finden bemüht war. Mit jedem Gange, welchen er für Herrn Ehrenthal that, ſuchte er einen andern zu ſeinem eigenen Nutzen zu verbinden, und erwarb dadurch ſchnell eine Kundſchaft, welche den Neid graubärtiger Trödler erregte. Er beſchränkte ſein Geſchäft aber nicht auf gebrauchte Gegenſtände, obgleich er hierin ſeine erſten und zahlreichſten Erfolge durchgeſetzt hatte. Er wurde Agent von Pferdehändlern, trat in Verbindung mit verſchwiegenen Geldverleihern und trieb ſolchen Ehrenmännern Kunden zu; ja er lieh ſein eigenes Geld aus und hatte das ungewöhnliche Zartgefühl, nie mehr als fünfzig vom Hundert zu nehmen; er lieh aber nur auf kurze Friſten und nahm am Zahlungstermin ſtatt des baaren Geldes mit großer Bereitwilligkeit jede Art von verkäuflichen Dingen zu einer Taxe, welche er als Sachverſtändiger am beſten ſelbſt machte. Dabei hatte er die Tugend, nie zu ermüden, er war den ganzen Tag auf den Beinen, lief um wenige Groſchen zehnmal denſelben Weg, freute ſich wie ein König um einen eroberten Thaler, ſchüttelte jedes rauhe Wort — und er mußte oft welche hören — ab, wie der Pudel ſeine Schläge. Er gönnte ſich ſelbſt keine Stunde des Genuſſes, ſeine einzige Erquickung war, an den Fingern die Geſchäfte abzählen, welche er gerade im Gange hatte, und ſeinen Gewinn berechnen. Es war merkwürdig, wie wenig er brauchte, er aß am Abend ein Stück Brod, welches er zu

Mittag aus Ehrenthals Küche in seine Tasche prakticirt hatte; ein Glas Dünnbier gönnte er sich im ersten Jahre nur einmal, und zwar an einem heißen Tage, wo er einem Gutsbesitzer behülflich gewesen war, einen Wagen zu verkaufen, und durch eine Thätigkeit von zwei Stunden eben so viele Thaler verdient hatte. Seine Kleider gewährte ihm sein Geschäft. Sommer und Winter ging er deshalb in schwarzem Frack und den entsprechenden Pantalons; ja er fand es nützlich, über einer schwarzen Sammetweste eine vergoldete Kette zu tragen, und erschien stets als Gentleman unter seines Gleichen, weil er mit Recht behauptete, jeder Geschäftsmann müsse so auftreten, daß sich kein Mensch zu schämen brauche mit ihm ein Geschäft zu machen. Aus allen diesen Gründen genoß er schon nach Ablauf des ersten Jahres die Freude, seine sechs Ducaten um das Dreißigfache vermehrt zu sehen.

Im Geschäft des Herrn Ehrenthal war er schnell ein unentbehrliches Mitglied geworden, seinem Scharfsinn entging keine Person, kein Pferd, kein Getreidewagen; jedes Gesicht, das er einmal gesehen, erkannte er wieder, jeden Tag wußte er den Courszettel der Börse auswendig, als ob er selbst vereideter Sensal gewesen wäre. Noch bekleidete er die mehr nützliche als erhabene Stelle eines Laufburschen, noch putzte er Bernhards Stiefeln und aß vor der Küchenthür; aber es war ersichtlich, daß ihm ein Schreibepult und ein Lederstuhl in dem kleinen Comtoir, welches Herr Ehrenthal der Form wegen hielt, nicht fehlen würden. Dieser Stuhl war das Ziel seiner Sehnsucht, es war für ihn ein Sitz im Paradiese. Denn noch war er nicht eingeweiht in die Tiefen des Geschäftes, noch wurde er weggeschickt, so oft irgend ein wichtiger Kunde mit Herrn Ehrenthal verhandelte. Sehr bald sah er ein, daß ihm selbst noch Einiges fehle, um dies Glück zu verdienen; er gebrauchte die deutsche Sprache mit vieler Fertigkeit, aber es war ein östlicher Hauch darin, mehr Kehlkopf als höhere Grammatik; er schrieb wohl auch Geschäftsbriefe und

Rechnungen, aber es war keine Glätte, kein Strich dabei, die Buchstaben waren so zu sagen widerhaarig, und die Perioden waren löchrig und geflickt; und was vollends die Geheimnisse der Buchhaltung betraf, so war er darin wie ein unschuldiges Kind. Dieser Mangel drückte ihn sehr.

In seiner Herberge war er unterdeß ein angesehener Mann geworden, selbst Löbel Pinkus behandelte ihn mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit. Dies schöne Verhältniß verdankte Veitel seinem Scharfblick. Jene Bretterwand in der Gaststube und der hohle Klang des Holzes hatten ihn seit dem Tage seines Einzugs beunruhigt, wochenlang hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, seine Untersuchungen fortzusetzen. Endlich an einem Sonnabend schützte er Unwohlsein vor und blieb zu Hause, als der Hauswirth und seine Gäste mit würdigem Schritt nach der Synagoge zogen. Da endlich glückte ihm, einen Ritz in der Hinterwand seines Schrankes zu erweitern und etwas zu erblicken, was ihn auf's Höchste überraschte. Er sah in eine große, schmutzige Stube, welche ganz angefüllt war mit Koffern und Kisten und einem Chaos begehrenswerther Artikel. Herren- und Damenkleider, Betten, Wäsche, Stoffe, bunte Vorhänge lagen in großen Haufen durcheinander, auch metallene Geräthe, ein Crucifix, Kelche, Kronleuchter glänzten in dem Halbdunkel und noch andere lockende Speculationen, welche auch sein scharfes Auge nicht erkennen konnte. Als Aladdin den ersten Schritt in die Zauberhöhle that, gerieth er schwerlich in so große Aufregung, als Junker Itzig bei seiner Entdeckung. Er lief immer wieder zu dem Ritz zurück und starrte in das staubige Dämmerlicht der geheimnißvollen Niederlage, bis die Gäste aus der Synagoge nach Hause kamen. Er behielt die Entdeckung für sich, aber er lag seit dem Tage auf der Lauer, wie das Wiesel vor einem Mauseloch. Einigemal hörte er bei Nacht Geräusch in der geheimnißvollen Stube des Nebenhauses; einmal gelang es ihm, ein Geflüster zu vernehmen, bei welchem die tiefe Stimme des

würdigen Pinkus unverkennbar war; einst, als er spät nach Hause kam, sah er am Nachbarhause Fässer, Kisten und Bündel in eine kleine Britschka laden, welche schamhaft mit weißer Leinwand verhüllt war, eine Maßregel, welche schon Sulamith im Hohen Liede Salomonis als nützlich empfiehlt, damit man nicht von den Wächtern des Königs in den Weinbergen angehalten werde. In derselben Nacht verschwanden zwei schweigsame Gäste seines Herbergvaters, welche offenbar aus Polen stammten, und kamen nicht wieder. Aus alledem zog er den Schluß, daß sein Wirth eine Art Commissions- und Speditionsgeschäft von allerlei merkwürdigen Waaren hielt, welche er aus guten Gründen lieber am Abend als bei Tage fortschaffte. — Wie ein Licht ging es unserm Veitel auf. Die Waaren fuhren nach dem Osten, wurden über die Grenze geschmuggelt und verbreiteten sich bis tief in das russische Reich, bis an die asiatische Grenze, wo zuletzt der strebsame Kirgise die Hemden und Schnürröcke aufträgt, welche vom deutschen Schneider genäht sind. Alles nach dem Grundsatz, was in Deutschland defect wird, fällt den Russen zu. Veitel benutzte seine Entdeckung mit der Mäßigung eines Geschäftsmannes und machte seinem Hauswirth gerade nur so viel Andeutungen, daß Pinkus sich bewogen fühlte, ihn mit besonderer Rücksicht zu behandeln.

Nach einem thatenreichen Tage schritt Veitel nachdenkend in seine Herberge zurück und betrat mit dem üblichen Gruß die Gaststube. Er setzte sich still in eine Ecke und suchte in seinen Gedanken nach einem Schriftgelehrten, welcher geeignet war, ihn in die Geheimnisse eines guten Stils und der Buchführung einzuweihen, gegen möglichst geringes Honorar, ja vielleicht gegen einen schwarzen Frack, den er durchaus nicht los werden konnte, weil die Schöße desselben — er hatte einem riesigen Leichenbitter gehört — bis auf den Boden hingen, wie die Aeste einer Trauerweide. Als Veitel nach fruchtlosem Ueberlegen aufsah, erblickte er am Tische einen

fremden Gaſt, welcher eine Feder in der Hand hielt und dieſe zuweilen in ein Tintenfaß tauchte; der Mann ſprach leiſe mit einem Händler und beugte ſich von Zeit zu Zeit auf das Papier, wahrſcheinlich um die Beſchlüſſe der geheimen Unterhaltung zu verewigen. Veitel ſah ſich den Schreiber ahnungsvoll an. Es war klar, daß die Großväter dieſes Mannes nicht unter Moſes durch das rothe Meer gezogen waren. Der Herr war ſtark und klein, er hatte eine röthliche aufgeregte Naſe und ein rundes ältliches Geſicht, verworrenes Haar und eine alte Stahlbrille, die er zuweilen an den Ohren feſtdrückte, weil es ihr trotz ihrer langen Dienſtzeit ganz unmöglich war, auf der Stumpfnaſe Schluß zu gewinnen. Veitel bemerkte, daß dieſer Mann mit der Brille einen ungewöhnlich ſchlechten Rock anhatte und zuweilen aus einer Zinndoſe ſchnupfte, wobei er jedesmal den Händler mit einem eigenthümlichen Schielblick anſah, mit einer Art von inquiſitoriſchem Blinzeln, welches ſeinem Geſicht einen gutmüthigen Ausdruck geben ſollte, dies aber nicht that. Offenbar war der Mann ein Schriftgelehrter, und Veitel beſchloß abzuwarten, ob er an ihn kommen könne. Endlich war die Verhandlung geſchloſſen, der Händler empfing ein Papier und legte dafür ein Geldſtück, vor Veitels Adleraugen ein Achtgroſchenſtück, auf den Tiſch, welches von dem Herrn mit der Brille nachläſſig in die Taſche des Beinkleides verſenkt wurde. Der Händler entfernte ſich, der Fremde blieb, wie es ſchien, in gemüthlicher Stimmung ſitzen und goß ſich aus einer kleinen Flaſche Branntwein den letzten Reſt in das Glas. Veitel trat auf ihn zu, der kleine Herr blickte mißtrauiſch auf, aber als er die verbindliche Stellung Veitels ſah, fuhr ein vertrauliches Lächeln über ſein rothes Geſicht, und eine ſcharfe Stimme ſprach: „Nur näher, mein junger Freund, Sie wollen mich conſultiren, ich ſtehe zu Dienſten.“

Veitel begann zögernd: „Wenn der Herr bekannt iſt am Orte, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen um etwas.“

„Immer heraus, mein Sohn," ermunterte der Andere, indem er sein Glas austrank und Veitel mit seinem gutmüthigen Blick ansah.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht Jemand wüßten, der gegen eine billige Vergütung einem Manne von meiner Bekanntschaft Unterricht geben würde im Schreiben und in den Aufsätzen, wie man sie braucht zum Geschäft."

„So?" frug der schäbige Herr, „wie man sie braucht zum Geschäft? — und dieser Mann von Ihrer Bekanntschaft sind Sie selbst, mein Sohn?"

„Was soll ich daraus machen ein Geheimniß?" antwortete Veitel aufrichtig, „ja, ich bin es selbst; aber ich bin noch ein Anfänger und bin nicht im Stande, mehr zu geben als wenig."

„Wer wenig giebt, erhält wenig, mein Lieber — wie war doch der Name?" frug der Alte gleichgültig dazwischen und drehte die Dose.

„Veitel Itzig heiße ich."

„Also lieber Itzig," fuhr der Alte fort, „guter Unterricht kostet gutes Geld. Und was treiben Sie für ein Geschäft?" forschte er mit väterlicher Miene weiter.

„Ich bin im Comtoir bei Hirsch Ehrenthal," erklärte Veitel mit Selbstgefühl.

Der Fremde wurde aufmerksam. „Herr Ehrenthal ist ein reicher Mann, ein kluger Mann, ich habe seiner Zeit viel mit ihm zu thun gehabt, er hat eine schöne Gesetzkenntniß. Wenn Sie den Geschäftsstil erlernen wollen und bei Herrn Ehrenthal sind," fuhr er überlegend fort, „vielleicht kann da Rath werden. Welches Honorar würden Sie zahlen, wenn sich Jemand fände?"

Veitel fand es gewissenlos, etwas zu bieten, er bemerkte zurückhaltend: „Ich weiß doch noch nicht, was er fordern wird für solchen Unterricht."

„So will ich's euch gerade herausſagen," erklärte der Herr mit der Brille. „Ich selbst könnte euch vielleicht den Unter-

richt geben, vielleicht auch nicht: man giebt ſolche Anweiſung nicht Jedem, ich müßte mich erſt näher nach euch erkundigen. Wenn ich euch aber den Gefallen thue, ſo will ich euch den Unterricht ertheilen in Erwägung, daß ihr ein Anfänger ſeid, in Erwägung, daß ihr arm ſeid, und in Erwägung, daß ich jetzt gerade einige freie Zeit habe und aufgelegt bin, mehr Theorie als Praxis zu treiben, wenn ihr mir funfzig Thaler zahlt: fünfundzwanzig Thaler vor der erſten Lection und fünfundzwanzig Thaler in einem Schuldſchein, den ich ſelbſt euch ſchreiben werde, binnen vier Wochen."

„Funfzig Thaler!" rief Veitel entſetzt und ſank wie vom Schlag gerührt auf einen Schemel, „funfzig Thaler!" wiederholten mechaniſch ſeine Lippen, als das Räderwerk ſeines Geiſtes bereits ins Stocken gerathen war.

„Iſt euch das zu viel," frug der Herr mit der Brille in ſcharfem Ton, „ſo laßt euch ſagen, junger Itzig: erſtens, daß ich mit keinem Gelbſchnabel handle, zweitens, daß ich meine Hülfe Andern noch nie ſo billig gegönnt habe, und drittens, daß ich mich den Teufel mit euch befaſſen würde, wenn ich nicht große Luſt hätte, einige Wochen in dieſer Stube zu verweilen."

„Funfzig Thalerſtücke!" rief Itzig außer ſich, „ich habe geglaubt, es würde nicht koſten mehr als zwei, drei Thaler, wenn ich noch vielleicht wollte zugeben eine Weſte und ein Paar gute Stiefeln." Der alte Herr fuhr heftig nach ſeiner Brille — „und einen Hut, der noch iſt wie neu," fügte Veitel ſchnell hinzu, weil er einen Sturm herannahen ſah und bemerkt hatte, daß der Hut auf dem Tiſche ſehr ſchadhaft war.

„Scher' dich zum Henker, du Dummkopf," fuhr ihn der Alte mit einer Ueberlegenheit an, welche Veitel nur von jungen Herren mit großen däniſchen Doggen zu ertragen gewohnt war. „Suche dir einen Schulmeiſter bei der Armenſchule."

„So iſt der Herr kein Schreiber?" frug Itzig gedrückt, aber beharrlich.

„Nein, du Narr," brummte der Alte. „Wie konnte ich denken, daß der Ehrenthal in seinem Geschäft einen solchen Strohkopf hat," fügte er in lautem Monologe hinzu. „Er hält mich für einen Schreiblehrer."

„Was sind Sie denn sonst?" frug Itzig gekränkt.

„Etwas, das dich nichts angeht," sprach der fremde Herr entschieden, stand mit einem durchbohrenden Blick auf den armen Veitel von seinem Platz auf und begab sich auf den Söller des Hauses. Dort drückte er sich in eine Ecke, wo er aussah wie ein Kleiderbündel, zog ein Actenstück aus der großen Rocktasche und las eifrig darin.

Veitel stand noch einen Augenblick verdutzt in dem einsamen Zimmer und faßte endlich den Entschluß, sich bei Pinkus Auskunft über den fremden Mann zu holen. Er trat unter einem Vorwande in den Branntweinladen und frug den Wirth mit möglichster Unbefangenheit nach Namen und Geschäft des kleinen Herrn.

„Ihr kennt ihn nicht?" sprach Pinkus mit ironischem Lächeln, von dem Veitel nicht recht wußte, ob es ihm oder dem Fremden galt. „Nehmt euch in Acht, daß ihr diesen Mann nicht mit Schaden kennen lernt. Nach dem Namen fragt ihn selbst, er wird ihn besser wissen als ich."

„Wenn Sie mir auch kein Vertrauen schenken, so will ich es doch haben zu Ihnen," antwortete Veitel und erzählte ihm seine Unterredung mit dem Fremden.

„Also er hat euch Unterricht geben wollen?" fragte Pinkus erstaunt und schüttelte seinen dicken Kopf. „Funfzig Thaler sind viel Geld, aber mancher reiche Mann würde geben hundertmal so viel, wenn er wüßte, was der weiß, das will ich euch sagen. Uebrigens geht's mich nichts an, ob ihr was lernt und bei wem," schloß Pinkus grob und ging zu seinen Liqueurflaschen.

Veitel ging noch verwirrter hinauf, als er herunter gekommen war, und setzte sich wieder grübelnd in seine Ecke,

indem er nachdachte, wie man für eine so gewöhnliche Sache, als der Geschäftsstil ist, so ungewöhnliches Geld fordern könne. Unterdeß war der Wirth heraufgekommen, hatte das Licht auf den Tisch gesetzt und eine einfache Abendkost für den Fremden mitgebracht. Ganz gegen seine Natur war er diesem gegenüber von großer Leutseligkeit, ließ sich von ihm auf den Altan führen und hatte dort im Finstern eine kurze Unterredung, deren Gegenstand, wie Veitel merkte, seine Person war.

Als Pinkus mit dem Fremden wieder in die Stube trat, sagte er zu Veitel: „Dieser Herr wird einige Wochen hier wohnen und will nicht, daß man darüber spricht. Ihr werdet gegen Niemanden sagen, daß er hier ist, wer euch auch deswegen ausfragen mag."

„Weiß ich doch gar nicht, wer der Herr ist," sprach Veitel, „wie kann ich Jemandem sagen, daß er hier wohnt?"

„Sie können sich auf den jungen Menschen verlassen," bemerkte Pinkus gegen den Fremden, worauf dieser gleichgültig mit dem Kopfe nickte. Der Wirth ließ diesmal das Licht brennend in der Stube zurück und schied mit einem Nachtgruß. Der Herr setzte sich behaglich nieder, aß mit unangenehmem Schmatzen die Abendkost und sah dabei von Zeit zu Zeit auf Veitel, ungefähr wie ein alter Rabe auf das gelbe Küchlein sieht, welches sich mit dem Leichtsinn der Jugend in seine Nähe gewagt hat.

Während der Alte zwinkernd auf seine Beute sah, fuhr dem jungen Itzig plötzlich der Gedanke durch den Kopf: diese geheimnißvolle Person mit den ungeheuren Forderungen ist vielleicht einer von den Auserwählten, ein Besitzer der Recepte, durch welche ein armer Handelsmann unfehlbar Glück, Gold und alle Güter der Erde erwerben kann. Ihm wurde glühend heiß bei dem Gedanken. Zwar sah der Fremde durchaus nicht reich und glücklich aus, aber war es nicht möglich, daß er den alten Rock nur incognito trug, oder daß er übermäßig geizig war, oder daß er selbst aus irgend einem Grunde

von den Recepten keinen Gebrauch machen durfte? Vielleicht waren die funfzig Thaler der Preis für das Geheimniß. Veitel hatte jetzt Weltbildung genug um einzusehen, daß weder durch eine Salbe, noch durch einen Zauberstein solche Wirkungen hervorgebracht werden, sondern daß Wissenschaft dazu nöthig sei. Er merkte, daß es darauf ankomme, schlauer zu sein als andere Leute, und daß solche Schlauheit auch für den Inhaber nicht ohne Bedenken sei; ja es kam ihm allerdings so vor, als ob man durch die Benutzung derselben in Gefahr gerathe, sich dem Satan zu verschreiben. Aber seine Begier, etwas Näheres zu erfahren, war übermächtig. Seine Hände zitterten wie im Fieber, und sein bleiches Gesicht glühte, als er aus seiner Ecke wieder zu dem Fremden trat und mit großem Eifer sagte: „Ich wollte mir noch erlauben eine Frage zu thun an den Herrn. Ich habe gehört, daß man kann lernen die Kunst, wodurch man Glück hat in allen Geschäften, womit man kann machen jede Art von Kauf und Verkauf zu dem besten Preise. Wenn es giebt eine solche Kunst, wie mich hat versichert einer von unsern Leuten, so wollte ich den Herrn nur fragen, ob das dieselbe Wissenschaft ist, die der Herr mich könnte lehren, wenn er wollte."

Der Alte schob den Teller von sich und sah mit außerordentlichem Augenzwinkern auf den Burschen. „Du bist der merkwürdigste Mensch, der mir in praxi vorgekommen. Du bist entweder sehr dumm, oder der abgefeimteste Schauspieler, den ich je gesehen habe."

„Nein, ich bin nur dumm, aber ich möchte werden klug," sagte Veitel Itzig.

„Ein merkwürdiger Kerl," bemerkte der alte Herr rücksichtslos und rückte an seiner Brille, um Veitel genau anzusehen, dem bei dem kalten Glanz der Brillengläser sehr unheimlich wurde. Nach langer Prüfung sprach der Alte, indem er eine Gönnermiene annahm: „Was du Kunst nennst, mein Sohn, ist weiter nichts, als die Gesetzkenntniß und die Weisheit, das

Geſetz zum eignen Vortheil zu benutzen. Wer das verſteht, der wird auf Erden ein großer Mann; es hindert ihn nichts daran, denn er kann nicht gehangen werden.“ Bei dieſen Worten lachte der Alte in einer Weiſe, die ſelbſt unſerm Veitel einen bänglichen Eindruck machte, obgleich dieſer auf die mechaniſchen Bewegungen der Geſichtsmuskeln ſonſt nicht viel gab.

„Dieſe Kunſt, mit den Geſetzen umzugehen,“ fuhr der kleine Herr fort, „iſt nicht leicht zu lernen, mein Sohn, es gehört lange Uebung dazu und ein anſchlägiger Kopf und Entſchloſſenheit im richtigen Augenblick, und vor Allem das, was die Gelehrten Charakter nennen.“ Dabei lächelte er wieder.

Veitel merkte, daß er bei einem wichtigen Punkt ſeines Lebens angelangt ſei, er fuhr mit der Hand in die Jacke nach ſeiner alten Brieftaſche und hielt ſie einen Augenblick in der bebenden Hand. Was in dieſem Moment durch ſeine arme Seele fuhr — und es war nur ein Moment —, das waren wilde und ſchmerzhafte Empfindungen. Schnell wie Blitze zuckten ſie durcheinander. Er dachte in dieſem Augenblick an ſeine alte Mutter in Oſtrau, ein ehrliches Weib, wie ſie ihre goldene Kette verkauft hatte, um ihm die ſechs Ducaten in die Ledertaſche zu nähen; er ſah ſie vor ſich, wie ſie ihn beim Abſchiede mit Thränen gebenſcht hatte und zu ihm geſagt: „Veitel, es iſt eine arge Welt, verdiene dir ehrlich dein Brod, Veitel!“ — Er ſah ſeinen grauen Vater vor ſich auf dem Totenbret liegen, wie ihm der weiße Bart herunterhing über den magern Leib — und tief holte er Athem. Auch an die funfzig Thaler dachte er, wie viel Mühe es ihm gekoſtet hatte, ſie im Schacher zu erwerben, wie oft er darum gelaufen war, wie oft man ihn geſchmäht, ja als Ueberläſtigen mit Schlägen bedroht hatte. Als ihm der letzte Gedanke durch die Seele flog, riß er heftig die Brieftaſche aus der Jacke, warf ſie auf den Tiſch, ſetzte die geballte Fauſt darauf und rief mit blitzenden Augen: „Hier iſt Geld!“ — und während er das ausſprach, fieberhaft erregt, in leidenſchaftlicher Haſt, ſelbſt in

dieſem Augenblick fühlte er deutlich, daß er daran ſei, etwas Böſes zu thun, und er fühlte, wie eine Laſt ſich unſichtbar auf ſeine Bruſt ſenkte. Aber er war entſchloſſen. Schwerlich hatten die jungen Herren, welche den zudringlichen Judenknaben die Treppe hinunterwieſen, daran gedacht, daß ihre höhnenden Worte in der armen verwilderten Menſchenſeele einen Dämon erwecken würden, der ihnen ſelbſt in ſpätern Jahren Elend und Verderben heraufbeſchwören ſollte.

Nach einigen Stunden war das Licht tief herabgebrannt, und bei dem rothen Schein ſaß in dem wüſten Raume noch immer Veitel mit offenem Munde, glänzenden Augen und gerötheten Wangen dem Vortrage des alten Mannes lauſchend. Und der Alte ſprach doch über Dinge, von denen zu hören den meiſten Sterblichen ſehr langweilig iſt, über gewöhnliche Schuldverſchreibungen.

Das Licht war verloſchen, der kleine Herr hatte die neugefüllte Branntweinflaſche geleert und war ermüdet vom langen Sprechen auf ſeinem Strohſack eingeſchlafen, und noch immer ſaß Veitel auf dem Schemel. Heute dachte er nicht an ſeine Kunden, nicht an ſein gezahltes Geld, ſondern er ſchrieb Schuldſcheine an die ſchwarzen Wände, in denen ſich der Ausſteller mit vielen Worten zu ſo wenig als möglich verpflichtete, und ſchrieb Empfangſcheine über geliehenes Geld, in denen er durch unſcheinbare Zuſätze die Rückzahlung der Summe von ſeinem Belieben abhängig machte. So ſaß er lange in bleiſchwarzer Finſterniß, und große Schweißtropfen rannen von ſeinen Schläfen. Dann öffnete er die Thür zur hölzernen Galerie, lehnte ſich auf das Geländer und ſah durch das Dämmerlicht hinunter in das Waſſer, welches wie ein rieſiger Strom von Tinte vorbeifluthete. Und wieder ſchrieb er Schuldſcheine in die ſchwarzen Schatten der gegenüberliegenden Häuſer und ſchrieb Quittungen auf die dunkle Waſſerfläche, bis ſein müder Leib erſchöpft zuſammenbrach und er in einer Ecke einſchlief, das heiße Haupt an die Holzwand gelehnt. In kaltem

Zuge fuhr der Nachtwind über das Waſſer und unten gurgelte die Fluth klagend an den Holzpfählen und Vorſprüngen der alten Häuſer. Was er in die Schatten gezeichnet, das verrückte ſich, und was er auf das Waſſer geſchrieben, das zerrann, und doch hatte ſeine Seele einen Schuldſchein ausgeſtellt in dieſer Nacht, der einſt von ihm eingefordert werden ſollte mit Zins und Zinseszins. Der Wind heulte und der Sturm klagte, wilde Mahner an die Schuld, rächende Boten des Gerichts.

Seit dieſer Nacht eilte Veitel alle Abende mit ſchnellem Schritt nach ſeiner Herberge, der Unterricht im Geſchäftsſtil wurde regelmäßig fortgeſetzt. Der Herr mit der Brille war ein gründlicher Lehrer, die tiefſten Geheimniſſe des Wechſelrechts und der Hypothekenordnung waren ihm offenbar, er kannte jeden Schlupfwinkel, welchen das Geſetz dem gewandten Mann offen läßt, er war mit jedem Schleichwege vertraut, auf welchem man eine geſetzliche Verpflichtung umgehen kann. Seine Methode des Unterrichts war vortrefflich. Er ging bei allen auszuſtellenden Urkunden und bei jeder geſchäftlichen Verpflichtung von der gewöhnlichen Form aus, lehrte ſeinen Schüler die betreffenden Geſetze kennen und machte ſeine Lehre durch Beiſpiele deutlich und angenehm. Dann erſt gab er bei jedem Geſetz, bei jedem einzelnen Fall die kleinen Hülfsmittel an, durch welche man gegenüber der Verpflichtung einen freien Standpunkt gewinnen konnte. Jeden Abend nahm Veitel einige koſtbare Recepte in ſeine Brieftaſche auf, Formulare zu Documenten, welche zu nichts verpflichteten, und wieder ſolche, welche zu weit mehr verpflichteten, als ſie den Anſchein hatten. Zuweilen ſchrieb der Alte ſelbſt ein ſolches Kunſtwerk vor, und ließ es den Schüler abſchreiben, worauf er ſeine eigene Handſchrift ſorgfältig am Licht verbrannte. Wenn fremde Gäſte in der Herberge waren, zogen ſich Lehrer und Schüler in eine Ecke zurück und verhandelten in einem Flüſterton, welcher von

den Anwesenden mit vieler Achtung angehört wurde, denn Veitel pflegte dann zu erklären, daß er von dem Herrn Unterricht in der Buchführung und anderen nützlichen Dingen erhalte.

Was Veitel nach und nach über die Person seines Lehrers erfuhr, Namen und Schicksal, sei hier in Kürze berichtet. Herr Hippus hatte bessere Tage gesehen. Er war einst ein vielgesuchter Rechtsanwalt der Hauptstadt gewesen, der es durchgesetzt hatte, in wenig Jahren eine ausgebreitete Praxis zu erwerben. Bei dem Geschäfte treibenden Publicum einer großen Stadt erhält jeder Advocat sehr bald einen bestimmten Ruf, einen Ruf, welcher eben so unsicher sein mag als der Ruhm einer Sängerin oder Tänzerin, der aber auch durch eine große Classe von Menschen als anziehender Stoff der Unterhaltung benutzt wird. Bei dieser Classe galt Herr Hippus für sehr gewandt und zuvorkommend im Verkehr mit den Parteien und für den entschiedensten und kühnsten Mann, um ein mißliches Recht in ein gutes Recht zu verwandeln. Im Anfang hatte er so wenig, wie der gewissenhafteste Staatsanwalt, den Trieb, seine Carriere dadurch zu machen, daß er Unrecht in Recht verdrehte. Auch er hatte ein peinliches Gefühl von Unsicherheit, wenn er eine Partei vertrat, deren Sache er für schlecht hielt, er war von den ehrenwerthesten seiner Collegen nur sehr wenig verschieden, er hatte einige kleine Scrupel weniger und trank etwas zu gern guten Rothwein. Diese letzte so löbliche Eigenschaft wurde bald eine Schwäche. Er war ein Mann, der mit Geschmack zu frühstücken wußte, ein Herr von kaustischem Witz und ein vortrefflicher Gesellschafter bei der Tafel. Er hatte einen subtilen Geist, freute sich über geistreiche Paradoxien und liebte es die Haare zu spalten, die er seinen Gegnern ausriß. Mit Hülfe des Rothweins erlangte er die Fertigkeit, viel Geld auszugeben, und gerieth in die Lage, viel einnehmen zu müssen. Die eitle Freude an Spitzfindigkeiten verlockte ihn einigemal, die ganze Energie seines glänzenden Geistes einer schlechten Sache dienstbar zu machen und diese

zum Siege zu führen. So erlebte er den Fluch, der häufig Advocaten trifft, welche Glück in verzweifelten Processen gehabt haben, es liefen ihm Alle zu, welche eine schlechte Sache zu vertheidigen hatten. Lange Zeit ärgerte er sich darüber, und es fehlte ihm nur ein klein wenig Kraft, um diese Spitzbubenpraxis, wie er selbst sie nannte, los zu werden; allmählich, ganz allmählich wurde er durch die schlechten Sachen, an denen er sein nicht gemeines Talent geltend zu machen suchte, selbst schlecht. Immer größer wurden seine Bedürfnisse, immer lockender die Verführung, immer kleiner sein Gewissen. So war er schon lange von innen ausgehöhlt und mit Giftstaub gefüllt wie ein Bovist, von außen sah er noch stattlich und glänzend aus, und oft wurde ihm prophezeit, daß er mit der größten Praxis in der Stadt als einer der reichsten Männer seine Laufbahn beschließen werde. Da begegnete ihm, dem Schlauen, dem Gesetzkundigen, das Unglück, daß er in eine Untersuchung gerieth, weil er bei einer Sache, welche nur durch verzweifelte Mittel zu halten war, dem Gesetz eine Blöße gegeben hatte. Er wurde verurtheilt, mit Schimpf cassirt und verschwand als ein gefallener Stern aus dem Kreise seiner Amtsgenossen. Was er noch von Bedenken und Rücksichten gehabt hatte, ging seit der Zeit mit reißender Schnelligkeit verloren. Er hatte in Wirklichkeit wenig Vermögen gesammelt, fast nur schlechte Ansprüche an den Besitz Anderer, verzweifelte Schuldverschreibungen und hoffnungslose Documente, deren Erwerb ihm allerdings sehr wenig gekostet hatte. Die Beitreibung derselben machte er jetzt zur Aufgabe seines Lebens, denn noch immer hatte er das Bedürfniß viel auszugeben. Deshalb war er durch mehre Jahre als ewiger Kläger und Querulant eine den Gerichtshöfen wohlbekannte Person. Was er durch Prozessiren erwarb, vergeudete er mit roher Sinnlichkeit in schlechter Gesellschaft, er wurde ein Trunkenbold, ein liederlicher Schlemmer. Aber auch diese unsicheren Einnahmen hörten endlich auf, sein Name verschwand allmählich

aus den Prozeßacten, und seine Person ward auch in den Restaurationen untergeordneten Ranges nicht mehr gesehen. Doch seine Thätigkeit hörte nicht auf. Er sank zum Besucher von Branntweinstuben und zum Winkelconsulenten herab, der andere Leute zu Prozessen aufstachelte und Schwindlern und Gaunern gute Rathschläge ertheilte. In dieser stillen Thätigkeit verlebte er einige Jahre und stiftete so viel Unheil, als nöthig war, um seinen Grimm gegen nicht gefallene irdische Größen und seinen Durst, der sehr gemeiner Natur wurde, zu befriedigen. Leider glückte ihm noch nicht, ganz aus dem Auge des Gesetzes zu verschwinden. Gerade jetzt wurde ihm wegen unbefugter Praxis nachgestellt, und er fand für nöthig, unter dem Vorwand einer längeren Reise auf einige Zeit unsichtbar zu werden. Deshalb hatte er sich bei Herrn Pinkus, dessen Kunde und Rechtsbeistand er zuweilen gewesen war, einquartiert und so Muße gewonnen, den jungen Itzig seine Receptirkunst zu lehren.

Uebrigens verfuhr Herr Hippus nicht ohne Vorsicht. So oft er seinem Schüler irgend eine Schurkerei beibrachte, welche wie eine Arabeske an die gewöhnliche gerade Linie des Geschäftsstils angehängt wurde, verfehlte er nie mit einem häßlichen Lächeln zu bemerken: „Dies alles sage ich dir nur, damit du dich in Acht nimmst.“ Diese Phrase wurde stehend und eine anmuthige Quelle der Heiterkeit für Lehrer und Schüler, auch nachdem Veitel einen ungewöhnlichen Scharfsinn gezeigt hatte und alle Erfordernisse des Charakters, welche für einen Apostel dieser Geheimlehre nöthig waren.

Der Unterricht wurde für den alten Mann sehr bald ein Bedürfniß des Herzens. Ja, seines Herzens. Denn er war allerdings ein schlechter Mensch geworden, an dem etwas Gutes nur schwer aufzufinden gewesen wäre, aber die schwarze Schlacke, welche er statt eines warmblütigen Menschenherzens in der Brust trug, war doch noch nicht ganz ausgeglüht; er hatte sehr das Bedürfniß zu hassen, aber eben so sehr das Be-

dürfniß anerkannt zu werden. Nach vielen Jahren fand er jetzt Gelegenheit, ſein Wiſſen in längerer Rede zu entwickeln, Geiſt zu zeigen und einem andern Menſchen eine Art von Verehrung einzuflößen. Einſt war er ein gebildeter und ſcharfſinniger Juriſt geweſen; das Gebäude ſeines Wiſſens war bei dem wüſten Leben ſehr zerfallen, aber es war noch genug vorhanden, was dem jungen Wilden imponiren konnte, und mit einer melancholiſchen Freude, dem edelſten Gefühl, das der verworfene Mann ſeit Jahren gehabt hatte, öffnete er vor dem Jünglinge die verſchütteten Thüren ſeines Geiſtes. Die Aufmerkſamkeit Veitels ſchmeichelte ihm ſehr, er fing an ihn für ſein Geſchöpf zu halten, und faßte allmählich eine Zuneigung zu dem Judenknaben, über die er ſelbſt cyniſche Witze machte. Und doch war ſie ein Schatz für den Elenden. Denn die Güte der menſchlichen Natur iſt unzerſtörbar, und die größte Corruption eines Menſchen vermag nicht Alles in ihm zu verderben. Immer ſucht ſeine Lebenskraft die Stellen, wo ſie ſich geſund und zum Guten entwickeln kann, aber der Fluch einer verderbten Seele iſt, daß auch ein gutes menſchliches Empfinden ſich ihr zu Unheil und Sünde verkehrt.

Schnell wurde dem alten Mann ſein Schüler wichtiger als irgend eine andere Perſon auf Erden. Mit Ungeduld wartete er auf die Abendſtunde, in welcher der geſchäftige Bocher zur Vorleſung kam; ja es begegnete ihm, daß er von ſeiner Abendkoſt und ſeinem Branntwein einige Reſte für Veitel übrig ließ, und wenn das Judenkind bei dem trüben Lichte vor ihm ſaß und mit großem Appetit das kalte Fleiſch verzehrte, ſo konnte der Alte ihn ſchweigend anſehen und ſich darüber freuen. Und einſt als Veitel ſich bei rauher Witterung verkältet hatte und fiebernd unter dünner Decke auf dem Strohſack lag, da ereignete ſich das Unglaubliche, daß der Alte ein Federbett, welches er als privilegirte Perſon durch den Wirth erhalten hatte, von ſeinem eigenen Lager trug und über den Burſchen

breitete; und als Veitel ihn dankbar anlachte, freute ſich das alte Geſchöpf wieder.

Veitel verdiente dieſe Funken von Freundſchaft, welche in dem Alten aufſtiegen, denn er bezeigte ihm eine Verehrung, wie ſie nur irgend ein Schüler gegen ſeinen berühmten Lehrer gefühlt hat. Er erbot ſich, ihm eine neue Garderobe zum Einkaufspreiſe zu beſorgen, und handelte ſtierköpfig um einen paſſenden Oberrock, weil er ihn dem alten Mann ſo billig als möglich verſchaffen wollte; er war ſtets zu der Verſchwendung bereit, die Branntweinflaſche zu füllen, weil er wußte, daß dies die Schwäche ſeines würdigen Lehrers war; er machte ihn zum Vertrauten ſeiner kleinen Geſchäfte, ja er brachte ihm zuweilen am Abend Geſchenke mit und lief nach einem glücklichen Geſchäftstage ſogar in einen Fleiſchladen, um für Herrn Hippus eine verhaßte Zungenwurſt einzukaufen. Allerdings war auch dieſe Herzensfreundſchaft nicht ohne kleine Stacheln. Der Alte konnte es nicht laſſen, ſeine gallige Laune an dem Schüler zu üben, und Itzig nannte den Alten, wenn dieſer dem Branntwein zu viel einräumte, mit höchſt unzierlichen Namen, welche bewieſen, daß das Gefühl der Hochachtung in ihm nicht unerſchütterlich war. Im Ganzen aber ſtimmten die beiden Ehrenmänner doch vortrefflich zuſammen und wurden einander unentbehrlich.

Veitel lernte in den Monaten, welche der Alte in ſeinem Verſteck zubrachte, auch noch Anderes als ſchlechte Handwerksknifſe: er lernte das Deutſche richtiger ſprechen und ſchreiben, ja er las zuweilen in den Büchern, welche er für Hippus aus einer kleinen Leihbibliothek holen mußte; er las mit Vergnügen Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, die Eroberung Amerikas und andere aufregende Unternehmungen, an welche ſeine Phantaſie allerlei Geſchäfte knüpfen konnte. Durch ſeinen Lehrer erhielt er viele Aufſchlüſſe über das Leben der Menſchen und Völker, auch über den Staat, in dem er ſelbſt exiſtirte und von dem er bis dahin ſehr wenig gewußt hatte. So machte er

in wenigen Monaten Veränderungen durch, welche dem Blick des Herrn Ehrenthal nicht entgingen.

Dieſer bemerkte nach und nach, daß Veitel weniger grotesk ausſah, daß er richtiger ſprach und ſchrieb, und vor Allem, daß er in Geſchäften unwillkürlich eine Sicherheit und juriſtiſche Kenntniß entwickelte, die an einem Lehrling ſeiner Art ſehr ungewöhnlich waren. Herr Ehrenthal beſprach dieſe Veränderung in ſeiner Familie ungefähr ſo, wie ein Landwirth das viel verſprechende Ausſehen eines Zuchtſtiers lobt, und kündigte am Ende des Vierteljahrs dem Burſchen freiwillig an, daß das Stiefelputzen und das Eſſen vor der Thür aufhören ſolle, und daß er bereit ſei, ihm einen Platz im Geſchäftslocal und außer dem Koſtgelde einen kleinen Gehalt zu bewilligen.

Veitel empfing die Ankündigung, auf die er ſo lange gewartet hatte, mit großer Selbſtbeherrſchung, er dankte demüthig und verſprach alles Mögliche für die Gegenwart und Zukunft: „Noch eine Bitte habe ich an den Herrn, eine große Bitte, die Sie nicht ungünſtig aufnehmen möchten. Wenn ich die Ehre haben könnte, einmal in der Woche am Tiſch des Herrn Ehrenthal zu eſſen. Da Sie mir ſo viele Güte erweiſen, ſo haben Sie auch dieſe Rückſicht auf mich, damit ich kann ſehen in guter Geſellſchaft, wie man ſich benimmt, wenn man ißt mit vornehmen Leuten. Sie können mir's abrechnen von meinem Koſtgeld, das Sie mir geben wollen."

Ehrenthal ſchüttelte den Kopf und ſagte erſtaunt über dies Verlangen: „Zuerſt muß ich ſprechen mit meiner Frau, ob's ihr wird recht ſein, daß du dich bildeſt in meinem Hauſe. Du kannſt warten, bis ich geſprochen habe." Er ging zu ſeiner Frau und trug ihr Veitels Wunſch vor, mit einem kühlen Weſen, welches andeuten ſollte, daß ihm als einem Mann von Welt die Forderung ungehörig erſcheine. Im Innern freilich meinte er, daß Itzigs Wunſch zu gewähren ſei, denn er hielt es für wichtig, den anſtelligen Mann ſeinem Geſchäft zu erhalten. Aber er wagte nicht ſeiner Hausfrau gegenüber dieſen Wunſch

zu äußern, denn Madame Ehrenthal hatte noch viel mehr Welt und Bildung als er selbst, und war ihm in allen Dingen, welche vornehmes Wesen betrafen, eine große Autorität. Sie war die Tochter eines großen Schnittwaarengeschäftes aus der Residenz und hatte Geschmack für das Neueste und einen sehr energischen Willen in Theetrinken, Stutzuhren, Möbelstoffen und anderen Eigenschaften, durch welche sich ein gebildeter Mensch von einem ungebildeten unterscheidet. Wider Erwarten nahm Madame Ehrenthal Veitels Wunsch ohne Ueberraschung auf. Diese Ueberraschung wäre auch unnatürlich gewesen, da Veitel durch wahrhaft unmäßigen Diensteifer, durch Verschwiegenheit in einzelnen kleinen Fällen und durch die größte Höflichkeit das Wohlwollen der vornehmen Dame zu erwerben gewußt hatte: „Wenn der junge Mann sich bilden will in unserer Familie, so kann er keinen bessern Ort finden. Da er brauchbar ist im Geschäft, wie du sagst, so wird es dir von Nutzen sein, wenn er auch zu essen und zu reden weiß mit den Leuten."

Nach dieser Entscheidung wurde Veitel am nächsten Sonntage, dem Tage einer gebratenen Gans, aufgefordert, in der Familie zu erscheinen. Und als er zu dem gedeckten Tische trat, angethan mit dem besten unter den sechs Leibröcken, welche er auf seinem Lager hatte, einen neuen weißen Hut in der Hand und ein baumwollenes Hemd mit stehendem Kragen unter der ausgeschnittenen Weste, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten eingeführt: „Der junge Itzig ist aufgenommen in mein Geschäft als Buchhalter. Es ist nicht mehr anständig für ihn, in der Wirthschaft zu helfen, und es wird jetzt anständig sein, daß wir ihn als einen gebildeten Menschen behandeln. Sie können Platz nehmen dort unten am Tisch, lieber Itzig."

9.

An einem warmen Sommerabend ſprach Fink nach dem Schluß des Comtoirs zu Anton: „Wollen Sie mich heut begleiten? Ich will auf dem Fluß ein Boot probiren, das ich hier habe bauen laſſen.“ Anton war bereit. Die Jünglinge ſprangen in einen Wagen und fuhren an den Fluß oberhalb der Stadt, wo eine Colonie von Schiffern und Fiſchern in ärmlichen Hütten wohnte. Fink wies auf ein rundes Fahrzeug, welches auf dem Waſſer ſchwamm, wie eine große Kürbisſchale, und ſagte melancholiſch: „Da liegt das Gefäß, es iſt ein Scheuſal! Ich ſelbſt habe dem Kahnbauer das Modell geſchnitzt, denn ein Kielboot bauen iſt hier zu Lande etwas Unerhörtes; ich habe dem Strohkopf alle Verhältniſſe angegeben, und er hat ein ſolches Mövenei zur Welt gebracht.“

„Es iſt ſehr klein,“ erwiederte Anton mit trüben Ahnungen.

„Ich ſage euch,“ rief Fink ſtrafend dem Kahnbauer zu, welcher herantrat und reſpectvoll die Mütze abnahm, „daß unſere Seelen auf euer Gewiſſen kommen, wir werden in dem Dinge da unfehlbar ertrinken, und euer Mangel an Witz wird ſchuld ſein.“

„Herr,“ ſagte der Kahnbauer kopfſchüttelnd, „ich habe das Boot ganz nach Ihrer Anweiſung gemacht.“

„Den Teufel habt ihr,“ ſchalt Fink; „zur Strafe ſollt ihr mitfahren. Ihr werdet einſehen, daß es billig iſt, wenn ihr mit uns ertrinkt.“

„Nein, das thue ich nicht, lieber Herr,“ antwortete der Mann entſchieden, „bei dem Winde will ich's nicht wagen.“

„So bleibt am Lande und kocht euren Kindern Brei von Hobelſpänen. Gebt Maſt und Segel her.“ Fink ſetzte den kleinen Maſt ein, ſah nach, ob die Schoten der Segel glatt durch die Löcher liefen und ob das Geitau anzog. Sämmtliche nautiſche Erfindungen erwieſen ſich als befriedigend. Dann hob er Maſt und Segel wieder aus, legte ſie der Länge nach

in das Boot, warf einige Eisenstücke als Ballast auf den Boden, hakte das Steuer ein, ergriff zwei lange Streichruder und wies unserm Helden seinen Platz an. Darauf legte er die Ruder aus und fuhr mit der Kraft eines Matrosen im Doppelschlag vom Ufer ab. Er ließ den Kürbis auf der Wasserfläche tanzen zur großen Belustigung des Zimmermanns und sämmtlicher Nachbarn am Ufer, und äußerte seine Zufriedenheit, daß Anton ihm so zuversichtlich gegenüber saß. „Es ist möglich, in einem Kielboot gegen den Strom zu kommen," sagte er, „das war's, was ich diesen Nachtmützen beweisen wollte." Darauf setzte er den Mast wieder ein, löste die Segel, gab seinem Schüler die Schote des Klüvers in die Hand und unterrichtete ihn, wie er anziehen und loslassen sollte. Der Wind blies in unregelmäßigen Stößen, bald blähten sich die kleinen Segel und neigten den Rand des Bootes dem Wasser zu, bald schlugen sie unthätig und rathlos an den Mast. „Es ist ein elender Seelenverkäufer," rief Fink ärgerlich, „wir treiben unvermeidlich ab und werden nächstens umwerfen."

„Wenn das ist, so schlage ich vor umzukehren," sagte Anton mit erheuchelter Leichtigkeit.

„Es thut nichts," versetzte Fink kaltblütig, „ich werde uns schon wieder ans Land bringen, so oder so. Sie können doch schwimmen?"

„Wie Blei," antwortete Anton; „wenn wir umwerfen, gehe ich sicher auf den Grund. Sie werden Mühe haben, mich herauszuziehen."

„Fassen Sie nur in keinem Falle nach meinem Körper, wenn Sie im Wasser liegen," belehrte ihn Fink, „das wäre das beste Mittel, uns beide unten festzuhalten; warten Sie ruhig ab, bis ich Sie in die Höhe hebe. Uebrigens wird es nicht schaden, wenn Sie sich Rock und Stiefeln ausziehen, es ist gemüthlicher im Wasser, wenn man im Negligé ist." Anton that willig, wie ihm befohlen war.

„So ist's recht," sprach Fink. „Im Grunde ist's ein er-

bärnliches Vergnügen, hier herum zu fahren. Keine Wellen, kein Wind und zuletzt auch kein Waſſer. — Da ſitzen wir wieder auf dem Grund. Stoßen Sie ab. — He, Bootsmaat, was werden Sie ſagen, wenn dies garſtige Ufer plötzlich verſinkt, und wir auf einem anſtändigen Meere ſchaukeln, Waſſer bis an den Horizont, Wellen wie der Baum dort und ein herzhafter Wind, der die Ohren abbläſt und die Naſe ſchräg an die Backen legt."

„Ich kann nicht ſagen, daß ich es angenehm fände," erwiederte Anton beſorgt.

„Je nachdem," ſagte Fink, „es gibt wenig Lagen, die nicht noch viel ſchlechter ſein könnten. Bedenken Sie, es wäre auch in dieſem Fall immer noch ein glückliches Loos, daß wir dieſe nichtsnutzigen Faßdauben zwiſchen uns und dem Waſſer haben. Wie aber, wenn wir ſelbſt mit unſerm Leibe in der Fluth lägen, ohne Kahn, ohne Ufer, zwiſchen haushohen Wellen?"

„Wenigſtens ich wäre verloren," rief Anton mit aufrichtigem Entſetzen.

„Ich ſage euch aber, ich habe einen Freund, einen guten Freund, auf den ich mich in einer Kriſis gern verlaſſe, dem iſt ſo etwas begegnet. Der Mann ſchlendert am Strande der See an einem glorreichen Abend, er beſchließt zu baden, wirft ſeine Kleider ab und geht ins Waſſer. Luſtig ſchwimmt er in die See hinein. Die Wellen heben ihn und werfen ihn zu Thal, das Waſſer iſt wohlig warm, um ihn glitzert in der Abendſonne die Fluth von zehntauſend bunten Farben, und über ihm lodert das goldene Licht des alten Himmels. Der Mann jauchzt vor Vergnügen."

„Und Sie ſelbſt waren der Mann?" frug Anton.

„Meinetwegen ja. — So ſchwamm ich eine Weile fort, bis ich an dem matten Schein des Himmels merkte, daß es Zeit war, mich aus der Waſſerſchaukel ans Land zu verſetzen. Ich wandte mich um und hielt auf das Land zu, und was meint ihr, Maſter Wohlfart, das ich ſah?"

„Ein Schiff," rief Anton, „einen Fiſch."

„Nein," ſagte Fink, „nichts ſah ich, das Land war verſchwunden. Ich ſpähte nach allen Seiten in die Dämmerung hinein, ich hob mich aus den Wellen, ſo hoch ich konnte; nichts war zu erblicken als Waſſer und Himmel. Die Strömung, die vom Lande abwärts zog, hatte mich heimtückiſch fortgeführt, ich trieb in der hohen See. Ich lag im atlantiſchen Ocean zwiſchen Amerika und England. Inſofern wußte ich, wo ich war, aber dieſe geographiſche Kunde erwies ſich in meiner Lage als unbefriedigend. Es wurde dunkler am Himmel, die Thäler der Wellen füllten ſich mit ſchwarzen ungemüthlichen Schatten, die Waſſerberge hoben ſich höher, ein kalter Luftzug fuhr über mein Haupt. Und nichts war zu ſehen als das röthliche Grau des Himmels und die wilde rollende Fluth."

„Das war ſchrecklich!" rief Anton.

„Es war ein Augenblick, wo kein Pfaff einer armen Seele verwehren kann, den Teufel um Hülfe zu bitten. Wo das Land zulag, erkannte ich natürlich am Himmel. Jetzt entſtand die Frage, wer ſtärker war, die Strömung des Meeres oder mein Arm. Ein mörderiſches Ringen mit dem perfiden Schurken von Waſſergott begann. Durch die Stöße eurer Schwimmſchule wäre ich nicht weit gekommen: ich rollte wie die Seekälber und die Wilden und griff Hand um Hand vorwärts. So konnte ich's im Nothfall ein paar Stunden aushalten. Und jetzt arbeitete ich. Es war ein harter Kampf, der mächtigſte meines Lebens. Unterdeß wurde es finſter, die ſmaragdgrünen Wellen verwandelten ſich in eine Fluth von ſchwarzem flüſſigem Pech, nur ihre Häupter ſchimmerten noch von weißem Giſcht; wie Totenſchädel ſtiegen ſie um mich auf und ſpuckten mich an. Der Himmel hing bleigrau über mir, zuweilen blinzte ein einzelner Stern hinter dem Wolkenrauch, das war mein einziger Troſt. So ſchwamm ich zwiſchen Schwarz und Grau ins Endloſe hinein, noch immer kein Land zu ſehen. Ich wurde matt und die teufliſche Schwärze um mich herum gab

mir zuweilen den Gedanken ein, die unnütze Arbeit aufzugeben. Die Wolkenbank ſtieg höher, die Sterne verſchwanden, die Richtung wurde zweifelhaft und meine Lage durchaus unhaltbar. Ich merkte, daß die Sache zum Ende kam; meine Bruſt keuchte, vor den Augen tanzten unzählige Funken, wie Leuchtkäfer auf dem Wege zur Hölle. Da, mein Junge, als ich halb beſinnungslos mit einer Welle hinabgeglitten war, da fühlte ich mit dem Fuße etwas, was nicht mehr Waſſer war."

„Es war Grund," rief Anton.

„Ja," nickte Fink, „es war feſter Sand. Ich kam eine Meile nördlich von meinen Kleidern ans Ufer und fiel dort hin wie eine erſchlagene Robbe." Er brach ab und ſah prüfend auf Anton. „Und jetzt macht ihr euch fertig, Maat," rief er, „nehmt eure Beine unter der Bank hervor, ich werde einen Schlag machen und zum Ufer wenden. Nur ruhig!"

In dieſem Augenblick fuhr ein ſtarker Windſtoß über die Waſſerfläche, der Maſt knarrte, das Boot neigte ſich auf die Seite und hörte mit der Schwankung nicht eher auf, bis ſein Kiel in die Höhe ſtand, wie die Rückenfloſſe eines Fiſches. Anton ſank ſeinem Verſprechen getreu ohne weitere Bemerkungen in die Tiefe. Blitzſchnell tauchte Fink in die Strömung, ſtieß ebenfalls, wie er verſprochen hatte, ſeinen Gefährten über ſich nach der Oberfläche des Waſſers und ſchob ihn mit großer Anſtrengung auf eine ſeichte Stelle, wo es möglich war, watend das Ufer zu erreichen. „Zum Henker, faſſen Sie doch meinen Arm!" rief Fink keuchend.

Anton aber, der gegen die Abrede eine ziemliche Maſſe Waſſer verſchluckt hatte, beſaß nicht mehr allzu viel Beſinnung und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich glaube, er will noch einmal hinunter," rief Fink ärgerlich, faßte den Kraftloſen um den Leib und ſchleppte ihn ans Ufer.

Eine Menge Menſchen hatte ſich hier verſammelt und ſtürzte jetzt an den Rand des Waſſers, wo Fink den jungen Matroſen im Arme hielt und ihm lebhaft zuredete, doch wieder zu ſich zu kommen. Endlich öffnete Anton die Augen und bezeugte dadurch und durch einige andere Bewegungen die Abſicht, ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nicht aufzugeben. Wie geht's, Wohlfart?" ſagte Fink und ſah ihm beſorgt in das bleiche Antlitz. „Sie haben ſich die Sache ſehr zu Herzen genommen! Poncho y Ponche!" rief er heftig den Leuten zu, „einen Mantel und ein Glas Rum für den Herrn. Das wird Sie am ſchnellſten curiren."

Ein Leiermann zog bereitwillig ſeinen alten Soldatenmantel vom Leibe, unſer Held wurde hineingewickelt und wie ein verwundeter Krieger nach dem Hauſe des Zimmermanns geführt. Dort ſetzte man ihn auf einen Lehnſtuhl.

„Da geht der Kürbis hin, Segel, Streichruder und Alles," ſagte Fink im Abgehen ſtrafend zum Schiffszimmermann, „und unſere Röcke obendrein. Habe ich's euch nicht geſagt, daß das Ding nichts taugte?"

Eine Stunde lang pflegte Fink ſein Opfer mit der größten Zärtlichkeit, er rührte ihm eigenhändig den Zucker in einem Glas Grog und drückte ihm zuweilen die kalte Hand. Es war bereits dunkel, als Anton ſo weit hergeſtellt war, daß er nach Hauſe gehen konnte. Sie vervollſtändigten ihre Toilette durch Kleider und Schuhe des Kahnbauers und lachten auf dem Rückwege über ihre Ausrüſtung. Fink hatte wieder ſein gewöhnliches kühles Weſen angenommen, und unſer Held ſtolperte bleich aber luſtig in hohen Thranſtiefeln neben ihm her. „Hören Sie, Fink," ſagte er ermahnend, „wenn Sie mich das nächſte Mal zu einer Partie auffordern, ſo möchte ich Ihnen andeuten, daß ich manches Andere lieber trinke als dies lehmige Waſſer. Ich bin noch voll davon."

„Wie konnte ich denken," antwortete Fink, „daß Sie mit ſolcher Vehemenz den halben Fluß einſchlucken würden, Sie

Unſchuld! Ich habe in meinem Leben noch keinen Menſchen mit ſolcher Kindlichkeit auf den Grund gehen ſehn. Sie ſind ein märchenhafter Kerl!"

Der nächſte Tag war ein Sonntag und der Geburtstag des Prinzipals. An dieſem wichtigen Tage blieben die Herren nach dem Diner einige Stunden in den Zimmern des erſten Stockes, der Bediente präſentirte dann Kaffe und Cigarren. Als man ſich zu Tiſche ſetzte, ſagte die Tante zu Fink: „Die ganze Stadt iſt voll davon, daß Sie und Herr Wohlfart geſtern in einer ſchrecklichen Gefahr geweſen ſind."

„Es war nicht der Rede werth, gnädige Frau," antwortete Fink leichtſinnig, „ich wollte nur unterſuchen, wie ſich Maſter Wohlfart beim Ertrinken benehmen würde. Ich warf ihn ins Waſſer, und er wäre um ein Haar auf dem Grunde liegen geblieben, weil er es für indiscret hielt, mich durch ſeine Rettung zu beläſtigen. Einer ſolchen höflichen Reſignation iſt nur ein Deutſcher fähig."

„Aber Herr von Fink," rief die Tante erſchrocken, „das heißt ja das Schickſal herausfordern! Es iſt ſchauderhaft, nur daran zu denken."

„Schauderhaft war nur die Unſauberkeit dieſer Lehmrinne, die man hier Fluß nennt. Es müſſen ſehr ſchmutzige Nixen ſein, die auf dem Grunde dieſes Waſſers leben. Aber Wohlfart ließ ſich durch ihren Lehm nicht ſtören. Er fiel ihnen begeiſtert in die Arme, gerade wie es in dem berühmten Liede Sr. Excellenz heißt: „Halb zogen ſie ihn, halb ſank er hin." Er warf beide Beine über den Rand des Kahns, noch bevor es nöthig war."

„Sie hatten mich's ſo gelehrt, Sir!" rief Anton zu ſeiner Entſchuldigung von unten dazwiſchen.

„Ja," fuhr Fink gegen die Tante fort, „ich habe als Freund an ihm gehandelt. Ich trage keine Schuld, wenn er ſo viel Waſſer geſchluckt hat, daß der Waſſerſtand heut uner-

hört niedrig iſt, und die Zinkkähne der Handlung oben im Fluſſe auf einer Sandbank liegen bleiben. Ich habe ihm vorher noch jede Art von gutem Rath gegeben. Ich habe ihm eine lange Geſchichte erzählt, wie man ſich im Waſſer zu benehmen hat, ich habe ihn darauf aufmerkſam gemacht, welche Toilette man braucht, um mit Anſtand ins Waſſer zu fallen. Man kann gegen einen Bruder nicht ſorgſamer ſein. Aber es half Alles nichts. Er fuhr wie aus einer Piſtole geſchoſſen auf den Grund und bohrte ſich dort mit der Behendigkeit eines Karpfens ein. Ich verſichere Sie, es war eine mühſame Arbeit, ihn im Schlamm wieder aufzufinden. Ich glaube, er war bereits in zärtlicher Unterhaltung mit einigen Waſſergeſchöpfen, als ich ihn auffand, denn er winkte mir unwillig mit der Hand, als wollte er ſagen: Störe mich nicht, ich gehe hier meinem ſtillen Vergnügen nach."

„Der arme Herr Wohlfart," rief die Tante verwundert. „Aber Ihre Röcke! Heute früh begegnete ich im Hauſe einem Polizeidiener, der das naſſe Bündel auf dem Arm trug, von ihm erfuhr ich zuerſt das Unglück."

„Die Röcke ſind heute früh unterhalb der Stadt aufgefiſcht worden," ſagte Fink, „Karl zweifelt daran, ſie je wieder zu trocknen. Unterdeß machen Wohlfarts Stiefeln eine Vergnügungsreiſe nach dem Weltmeer."

Anton erröthete vor Aerger über die Weiſe des Freundes und ſah verſtohlen nach dem oberen Ende des Tiſches. Der Kaufmann blickte finſter auf den gemüthlichen Fink, und Sabine ſaß bleich mit geſenkten Augen, nur die Tante war wortreich in aufrichtigem Bedauern der durchnäßten Röcke.

Das Mittageſſen war noch feierlicher als gewöhnlich. Nach dem Braten erhob ſich Herr Liebold und verrichtete das ſchwere Stück Arbeit, wozu er durch ſeine hohe Stellung verpflichtet war, er brachte die Geſundheit des Prinzipals aus. Er gab ſich redlich Mühe, die entſchiedenen Wünſche des Vorderſatzes nicht durch einen ſchüchternen Nachſatz zurückzu-

nehmen. Aber ſelbſt ſein Toaſt vermochte nicht, eine gewiſſe Spannung in den oberen Regionen des Tiſches zu beſeitigen.

Nach aufgehobener Tafel ſtanden die Herren Kaffe trinkend in Gruppen um den Prinzipal herum, wobei kühne Naturen, wie Herr Pix, auch eine Cigarre anzubrennen wagten. Unterdeß trieb Anton in größter Muße durch die geöffnete Zimmerreihe, bewunderte die Bilder an der Wand, blätterte in einem Album und hielt ſich durch ſolche Thätigkeit die drohende Langeweile tapfer vom Halſe. Er beobachtete gerade das Muſter eines Teppichs und hoffte im Stillen, daß ſich hier oder da ein keckes Fünfeck von dem Zwange des Muſters losmachen und eigenwillig an einer unpaſſenden Stelle erſcheinen könnte. So war er an den Eingang des letzten Zimmers gelangt und blieb betroffen ſtehen. Wenige Schritte vor ihm ſtand Sabine an einem Blumentiſch und hielt ſich mit beiden Händen an der Tiſchplatte feſt, während große Thränentropfen aus ihren Augen auf die Blumen herunterfielen. Es war ein lautloſes Schluchzen; wie von innerm Krampfe wurde die ſchlanke Geſtalt erſchüttert; ſie bekämpfte den Ausbruch eines tiefen, lange unterdrückten Schmerzes mit einer Energie, welche ihn doppelt rührend machte. Anton war beſtürzt über den Zufall, der ihm einen ſolchen Anblick geſtattete, und fühlte doch wieder eine ſo warme Theilnahme, daß er darüber vergaß ſich zurückzuziehen. Als er ſich umwandte, blickte Sabine nach dem Geräuſch hin. Sich ſchnell faſſend, drückte ſie das Tuch an die Augen und kehrte ſich ſogleich zu Anton. „Hüten Sie ſich, Herr Wohlfart," ſagte ſie herzlich, „daß die Tollkühnheit Ihres Freundes Sie nicht in neue Gefahren bringt; meinem Bruder würde es ſehr leid thun, wenn der Verkehr mit Herrn von Fink Ihnen Nachtheil brächte."

„Fräulein Sabine," erwiederte Anton und ſah der Dame mit inniger Hochachtung in die feuchten Augen, „Fink iſt eben ſo edel als rückſichtslos. Er hat mich mit eigener Gefahr aus dem Waſſer herausgeholt."

„O ja," rief Sabine mit einem Ausdruck, den Anton nicht ganz verstand, „Herr von Fink liebt es, mit Allem zu spielen, was anderen Menschen heilig ist."

In diesem Augenblicke eilte Herr Jordan herzu und bat das Fräulein, an den Flügel zu kommen. So rauschte sie an Anton vorüber.

Anton war in mächtiger Aufregung. Sabine Schröter stand bei den Herren des Comtoirs in einem Ansehen, welches sie über den Bereich der gewöhnlichen Discussion stellte und in die glückliche Lage brachte, daß im Hinterhaus nur selten von ihr gesprochen ward. Die meisten der Jüngeren waren, wie sich aus den Neckereien ihrer Collegen und gelegentlichen Geständnissen merken ließ, während der ersten Monate ihres Aufenthalts leidenschaftlich in das Fräulein des Hauses verliebt gewesen. Und als die Flamme aus Mangel an Nahrung nach und nach heruntergebrannt war, hatte jeder ein Häuflein glühender Kohlen vor den Spöttereien der Collegen in den geheimsten Winkel seines Herzens geschoben, wo die Kohlen noch lagen und fortglimmten. Sämmtliche Herren waren bereit, für die Tochter ihres Hauses gegen jeden Feind loszurennen. Allen galt sie für eine kalte Heilige, deren Herz einer leidenschaftlichen Schwäche unzugänglich war Aber ihre ruhige Haltung that Allen sehr wohl, und wenn Herr Pix sie stolz nannte, so verfehlte er nie, dazuzusetzen: „Aber sie hat ein gutes Herz, sie ist eine tüchtige Wirthin."

Ob Sabine ganz so war, wie das Comtoir einstimmig annahm, darüber hatte auch Anton kein Urtheil. Auch ihm war die junge Herrin bekannt, und doch fern, wie der Mond, den wir immer nur von einer Seite sehen. Alle Tage saß er ihr gegenüber und sah aus der Ferne auf das feine Oval ihres Gesichts, auf das dunkle Haar und den tiefen Glanz ihrer schönen Augen, täglich hörte er ihre Stimme in dem gleichförmigen Tischgespräch, weiter kannte er nichts von ihr.

Jetzt merkte er plötzlich, daß die Heilige nicht so ruhig und so gefühllos lebte, als das Hinterhaus annahm; durch einen Zufall war er Vertrauter eines ſtillen Weheſ geworden. Ihr Schmerz, ſo lautlos und ſo ſchön getragen, ſteigerte ſeine Theilnahme zu leidenſchaftlicher Höhe. Er hatte nie eine Schweſter gehabt, und ſich wohl zuweilen danach geſehnt; heut empfand er eine wahrhaft brüderliche Zärtlichkeit für die Trauernde; er hätte ſein Leben hingeben können, um ſie von dieſem Schmerz zu befreien; er hätte es für das höchſte Glück gehalten, ihre Hand zu ergreifen, ihren Kopf an ſeine Bruſt zu legen und ihr die weinenden Augen zu küſſen. Es wurde ihm auf einmal deutlich, daß ihr Kummer mit Fink in irgend einer Verbindung ſtand, es war ihm ſchon lange unzweifelhaft geweſen, daß dieſe beiden Geſtalten zu einander in einer geheimnißvollen Beziehung ſtehen mußten, und oft hatte er prüfend nach Sabineus Geſicht hingeſehen, wenn Fink bei Tiſch etwas Liebenswürdiges erzählte. Er hatte nie etwas Anderes entdeckt, als daß ihr Auge den Platz vermied, an welchem Fink ſaß, und daß ſie den Jokei vielleicht noch ſeltener anredete als einen der anderen Herren. Jetzt ahnete er allerlei Schmerzliches für die Gebieterin des erſten Stocks, er ſah im Geiſt wilde Leidenſchaften über den ruhigen Glanz des Hauſes T. O. Schröter heraufſtürmen. Wohl empfand er für Fink die hingebende Neigung, welche eine unverdorbene Jugend ſo gern dem kühnen und erfahrenen Genoſſen weiht; aber in dieſem Falle nahm ſeine Seele entſchieden Partei gegen den Freund, er beſchloß, Fink genau zu beobachten und dem Fräulein irgend etwas zu werden, ein brüderlicher Schutz, ein Vertrauter, Alles, was dazu helfen konnte, ſie von einem Schmerz zu befreien, der ihn mit Rührung und heißem Mitgefühl erfüllte.

Einige Stunden darauf ſaß Sabine in der Fenſterniſche. Die Hände über das Knie gefaltet, ſah ſie ſtill vor ſich hin.

Das röthliche Abendlicht goß über ihr Antlitz einen Schimmer von froher Laune, die in ihrem Herzen nicht war. Der Bruder hatte die Zeitung weggelegt und blickte von seinem Armstuhl sorgenvoll auf die Regungslose, endlich trat er leise zu ihr und legte seine Hand auf ihr Haupt. Sabine erhob sich und umschlang den Bruder fest mit beiden Armen. So standen die Geschwister eines an das andere gelehnt, zwei Freunde, welche sich so in einander hineingelebt haben, daß jeder ohne Worte versteht, was den andern bewegt. Der Kaufmann strich zärtlich die Locken seiner Schwester zurecht und sagte bekümmert: „Du weißt, wie groß die geschäftlichen Verpflichtungen sind, welche wir gegen den Vater Finks haben."

„Ich weiß," erwiederte Sabine aufblickend, „daß du mit dem Sohne nicht zufrieden bist."

„Ich konnte nicht vermeiden, die fremdartige Gestalt in unsern Kreis aufzunehmen, aber ich bereue die Stunde, wo dies geschah."

„Sei nicht hart gegen ihn," bat die Schwester und küßte die Hand des Kaufmanns. „Denke auch daran, wie viel Edles in seinem Wesen liegt."

„Ich thue ihm nicht Unrecht. Aber ob sein Leben zum Heil für Andere werden wird oder zum Unheil, das steht noch dahin. Sein Selbstgefühl, die großen Anlagen, die trotzige Kraft seines Egoismus, das zusammen ist Stoff genug, um einen großen Charakter zu bilden. Aber wozu wird er seine Kraft gebrauchen? Ungeordnet, in wilden Thorheiten hat er bis jetzt seine Tage verbracht, der Zwang unseres Hauses empört ihn innerlich. Noch ist wahrscheinlich, daß ein schlechter Aristokrat aus ihm wird, der seine Lebenskraft in raffinirtem Genuß vergeudet, oder auch ein wucherischer Geldmann, wie sein Verwandter in Amerika, der zum letzten aufregenden Spielzeug das Geld erwählt und mit frevelhaftem Witz die Schwächen Anderer benutzt, um aus den Trümmern ihres Glücks seine Paläste zu bauen."

„Er iſt nicht herzlos," murmelte Sabine, „auch ſein Verhältniß zu Wohlfart beweiſt das."

„Er ſpielt mit ihm, er wirft ihn ins Waſſer und zieht ihn wieder heraus."

„Nein," rief Sabine, „er achtet den verſtändigen Sinn Wohlfarts, er fühlt, daß dieſer trotz ſeinem Mangel an Erfahrung ein reicheres Gemüth hat als er ſelbſt."

„Täuſche dich und mich nicht," entgegnete der Kaufmann finſter, „ich weiß, wie es gekommen iſt, wie ſeine Sicherheit, die Gabe, ſchön zu ſprechen und ſich in leichtem Scherz über ſeine Umgebung zu erheben, dich gefeſſelt haben. Nicht ohne brüderliche Eiferſucht erkannte ich den Zauber, den der fremde Mann auf dich ausübte. Ich ſchwieg, denn ich konnte dir vertrauen. War ich doch ſelbſt hingeriſſen von Manchem, was an ihm ungewöhnlich iſt. Auch als ich ſeine Härten unangenehm empfand, ſchwieg ich, denn ich bemerkte, wie du dich von ihm zurückzogſt. Jetzt aber, wo ich ſehe, wie ſehr ſeine Art dich noch immer aufregt, ja unglücklich macht, jetzt muß ich ſeine Entfernung für wünſchenswerth halten. Er ſoll fort aus unſerm Hauſe, fort auch aus deiner Nähe."

„O mein Gott!" rief Sabine, die Hände ringend. — „Nein, Traugott, das ſoll, das darf nicht geſchehen. Um meinetwillen ſoll ein Verhältniß nicht gelöſt werden, welches zu ſeinem Nutzen beſchloſſen wurde. Wenn es ein Mittel gibt, ihn vor den Gefahren zu behüten, die ſeine Vergangenheit über ihn bringt, ſo iſt es das Leben in deiner Nähe. Deine raſtloſe Thätigkeit, die hohe Ehre deines Geſchäfts, die zu ſehen, daran ſich zu gewöhnen, das iſt Heilung für ſeine Seele. Ja, Traugott," fuhr ſie fort und faßte ſeine Hand, „ich habe kein Geheimniß vor dir! Du haſt eine thörichte Schwäche meines Gefühls vielleicht eher erkannt als ich ſelbſt. Aber ich verſpreche dir, dies Gefühl ſoll ſein wie die Erinnerung an ein Buch, das ich geleſen habe. Durch keine Miene, durch kein Wort will ich verrathen, daß ich ſchwach

war. O, zürne ihm nicht, löse ihn nicht aus deinem Kreise, nicht im Zorn, und nicht um meinetwillen."

„Und darf ich zugeben, daß seine Nähe dich zu einem aufreibenden Kampfe verurtheilt?" frug der Bruder. „Unser Verhältniß zu ihm ist ohnedies schwer genug. Er gilt für eine glänzende Partie in jedem Sinne des Wortes. Es ist wahrscheinlich, daß sein Vater bestimmte Pläne mit ihm hat; es ist sicher, daß er selbst für weit hinaus phantastisch über seine Zukunft geträumt hat. Mir hat sein Vater die Aufsicht über ihn, den schwer zu Lenkenden, gegeben, weil er vertraut, daß ich in seinem Sinn handeln werde. Es wäre ein Verrath gegen den Vater, wenn ich eine Annäherung zwischen euch beiden auch nur durch Stillschweigen zuließe. Leicht wird man uns auch die harmlose Zuvorkommenheit so auslegen, als hätten wir einen Wunsch, den reichen Erben an uns zu fesseln. Und er selbst, der Uebermüthige, an leichte Siege Gewöhnte, er wird zuerst einem solchen Gedanken Raum geben und geneigt sein, über das zu triumphiren, was er deine Schwäche und meine Berechnung nennen mag. Ich höre ihn darüber lachen und witzeln, und sieh, Sabine, dagegen empört sich mein Stolz."

„Traugott," rief Sabine mit gerötheten Wangen, „vergiß nicht, daß ich deine Schwester bin. Ich bin ein Bürgerkind, und er wird nie ganz zu uns gehören. Ich bin so stolz wie du. Immer habe ich das Gefühl, daß zwischen ihm und mir eine Kluft liegt, so weit und tief, daß alle Liebe sie nicht auszufüllen vermöchte. Vertraue mir," bat sie unter Thränen, „ich werde dich nicht mehr durch meine Mienen betrüben. Und gegen ihn, den du nicht liebst, sei gütiger. Ertrage auch du das Lästige in seinem Wesen. Bedenke, wie sein Schicksal war. In der Welt herumgeschleudert, in Lagen, welche jedem Gelüst schmeichelten, immer unter Fremden, ohne Liebe und ohne Heimat, so ist er aufgewachsen, in Manchem verdorben, aber im Grunde seiner Seele hochsinnig und ein Feind jeder

Gemeinheit.“ Wieder ſchlang ſie den Arm um den Hals ihres Bruders und ſah bittend zu ihm auf. „Vertraue mir und gegen ihn ſei gütiger.“

„Er ſoll hier bleiben,“ ſagte der Kaufmann und blickte gerührt in die feuchten Augen der Schweſter. „Aber außer meinem Liebling iſt noch Jemand in unſerm Hauſe, der ſich vor dem Einfluß ſeines Weſens zu bewahren hat.“

„Wohlfart,“ rief Sabine heiter. „Für den bürge ich.“

„Du übernimmſt viel, du Vormund unſerer Herren. Alſo auch er iſt ein Günſtling?“

„Er iſt zartfühlend und ehrlich, er hängt mit ganzer Seele an dir. Wie treuherzig ſah er heut darein, als der Andere ſo ruchlos ſcherzte. Und er hat Muth! Verlaß dich darauf, er wird auch mit Fink fertig. Zufällig ſah ich ihn damals, als ihn Fink ſo gekränkt hatte. Er ſah ordentlich rührend aus. Seit der Zeit habe ich ihn ins Herz geſchloſſen.“

„Was hat alles in dieſem Herzen Raum!“ rief der Kaufmann ſcherzend. „Zuerſt und vor Allem die große Vorrathsſtube, die Nußbaumſchränke der Großmutter und viele Schock weiße Leinwand. Dann in beſcheidener Seitenkammer der geſtrenge Bruder, dann“ —

„Dann im Vorzimmer alles Uebrige,“ unterbrach ihn Sabine.

„Ja, und jetzt finde ich ſogar unſern Lehrling dort einquartiert,“ fuhr der Bruder fort.

Sabine nickte. „Er iſt ja auch mein Lehrling, er iſt ja ſchon von ſeinem Vater her ein Kind unſrer Handlung. Jetzt wünſcht er ſich ein Dutzend feiner Oberhemden, Karl hat mir's zugetragen. Die Tante und ich wollen ſie beſorgen, du mußt ſie ihm bei erſter Gelegenheit durch die Poſt ſenden. Er iſt von Haus aus an ſolche Ueberraſchungen gewöhnt. Die Tante ſoll ihm einen geheimnißvollen Brief dazu ſchreiben.“ Sie lachte herzlich bei dem Gedanken an den Brief der Tante, zog

an der Theeſerviette und rückte die Taſſen zurecht, bis alle drei in einer Reihe ſtanden.

„So iſt's recht," rief der Kaufmann, „jetzt biſt du wieder du ſelbſt. Die Linie iſt untadelhaft und die Symmetrie der Serviettenzipfel iſt außerordentlich."

„Man muß doch ſeine Freude haben," ſagte Sabine. „Ihr Männer thut doch nichts Anderes als uns ängſtigen."

Zu derſelben Zeit trat Fink in Antons Zimmer, ein Lied trällernd, ohne eine Ahnung des Unwetters im Vorderhauſe, und, die Wahrheit zu geſtehen, ziemlich unbekümmert um die Gefühle, welche er dort erregte. „Ich bin um Ihretwillen in Ungnade gefallen, mein Sohn," rief er luſtig, „der Souverain hat mich heut mit haarſträubender Gleichgültigkeit behandelt, und der Schwarzkopf hat mir den ganzen Tag keinen Blick gegönnt. Reſpectable Leute, aber bis zur Verzweiflung hausbacken! Dieſe Sabine hat im Grunde Feuer, Stolz, gute Qualitäten, aber auch ſie verkümmert in dem ewigen Einerlei. Wenn eine Fliege ſich im Kopfe kraut, ſo erregt das Erſtaunen, und erregt Scrupel, ob es ihr anſtändig ſei, mit dem rechten oder mit dem linken Beine zu kratzen. — Glück zu, Wohlfart, Sie ſind auf dem beſten Wege, der Mignon dieſes Comtoirs zu werden, und mich betrachtet man als Ihren böſen Genius. Thut nichts! Morgen gehen wir zuſammen in die Schwimmſchule."

Und ſo geſchah es. Seit dieſer Zeit fand Fink ein Vergnügen daran, den jüngern Freund in ſeine Künſte einzuweihen. Er ſelbſt lehrte ihn ſchwimmen, er beſtand darauf, daß Anton zuweilen ein Pferd beſtieg, und zwang ihn durch brüderliche Ermahnungen, auf dem Miethgaul Reitkünſte zu üben. Ja, er ging in ſeiner Freundſchaft ſo weit, daß er ſich ſelbſt auf einen Miethklepper ſetzte — wogegen er großen Abſcheu hatte —, und den Lehrling zur Uebung auf ſeinem

eigenen feurigen Pferde reiten ließ. Er ſchoß mit Anton nach der Scheibe, und drohte ſogar, ihm eine Einladung zur Jagd zu verſchaffen, wogegen aber Anton auf das Aeußerſte proteſtirte.

Anton lohnte ſeinem Freunde durch die größte Anhänglichkeit, er war glücklich, einen Genoſſen zu haben, an dem er ſo Vieles verehren und bewundern konnte, und es that ſeinem Selbſtgefühl unendlich wohl, daß er als Vertrauter vor vielen Andern ausgezeichnet wurde. Fink gewann vielleicht nicht weniger dabei; was zuerſt eine Laune geweſen war, wurde ihm ſchnell Bedürfniß. Es waren glückliche Abende für Beide, wenn ſie im Schatten der großen Condorflügel oder in dem beſcheidenen Quartiere der gelblackirten Katze zuſammenſaßen in ſeligem Geplauder über die Eindrücke des Tages, über den Weltlauf, oder über nichts; dann erzählte Fink oder trieb Poſſen, übermüthig wie ein kleiner Knabe, und Anton folgte mit Entzücken den kräftigen Gedanken und dem kühnen Ausdruck des vielerfahrenen Gefährten; dann klang bei offenem Fenſter ihr Lachen bis tief hinab in das Dunkel des Hofes, ſo daß der alte zottige Pluto, der ſich als Vogt des Hauſes betrachtete und von Jedermann als ein angeſehener Aſſocié der Firma betrachtet wurde, aus ſeinem leiſen Schlummer aufwachte und durch ermunterndes Bellen ſeine Billigung ihrer guten Laune ausdrückte. Es war eine glückliche Zeit für Beide; aus ihrer Vertraulichkeit blühte, zum erſten Mal für Beide, eine herzliche Jugendfreundſchaft auf.

Und doch hörte Anton nicht auf, Fink und das Fräulein mit einer leiſen Unruhe zu beobachten; nie ſprach er mit ſeinem Freunde über das, was er ahnend vorausſetzte, immer aber erwartete er, daß ſich im Vorderhauſe etwas ereignen würde, eine Verlobung, oder ein Bruch zwiſchen Fink und dem Kaufmann, oder etwas anderes Außerordentliches. Aber es kam nichts dergleichen, unverändert verliefen die feierlichen Mahlzeiten an der langen Tafel, unverändert blieb das Antlitz

und das Benehmen Sabinens gegen den Freund und gegen ihn. Es ſchien, als wenn die ernſte und emſige Thätigkeit des Geſchäftes jedes ungewöhnliche Familienereigniß, jede Leidenſchaft, jede ſchnelle Veränderung fern hielte von dem Leben der Hausgenoſſen. Verſtimmung und Hader, Genuß und Schwärmerei, Alles wurde niedergehalten durch den unabläſſigen gleichmäßigen Fluß der Arbeit.

10

Wieder war ein Jahr vergangen, das zweite ſeit dem Eintritt des Lehrlings, und wieder blühten die Roſen. Anton hatte beim Schluß des Comtoirs einen großen Strauß rother Centifolien gekauft und klopfte an die Thür von Herrn Jordan, um dieſem, der ein Gefühl für Blumen hatte, den Salon zu ſchmücken. Mit Ueberraſchung ſah er, gerade wie am erſten Tage ſeiner Lehrzeit, alle Collegen in dem Zimmer verſammelt und erkannte auf den erſten Blick, daß bei ſeinem Eintreten eine excluſive Feierlichkeit, welche ihn zurückwies, in den Mienen Aller ſichtbar wurde. Jordan eilte ihm mit einer leiſen Verlegenheit entgegen und bat, er möge auf eine Stunde die Verſammlung ſich ſelbſt überlaſſen, es ſei etwas Wichtiges zu beſprechen, was er als Lehrling nicht hören dürfe. Die gutherzigen Männer hatten ihn bis dahin nur ſelten empfinden laſſen, daß er ihnen an Würden nicht gleichſtand, deshalb demüthigte ihn die Verbannung doch ein wenig. Er trug den Strauß in das eigene Zimmer und ſtellte ihn reſignirt auf den Tiſch, ergriff ein Buch und ſah zuweilen darüber hinweg auf das Büſchel Roſen, welches ſogleich eifrig bemüht war, ſeinen roſigen Schein bis in die Winkel der kleinen Stube auszubreiten.

Unterdeß wurde im Salon feierliche Sitzung gehalten. Der Herr des Salons pochte mit einem Lineal auf den Tiſch und

eröffnete die Verhandlung: „Wie Sie alle wissen, hat einer der Collegen das Geschäft verlassen. Herr Schröter hat mir deshalb heut eröffnet, daß er nicht abgeneigt ist, an Stelle desselben unsern Wohlfart als Correspondenten in das Provinzialgeschäft aufzunehmen. Da aber die herkömmliche Lehrzeit Wohlfarts erst in einem, oder nach dem Uso unserer Handlung sogar erst in zwei Jahren zu Ende geht, so will er eine solche außerordentliche Abweichung von der Ordnung nicht eintreten lassen ohne die Beistimmung des Comtoirs. Deshalb frage ich Sie, wollen Sie die Rechte, welche Sie an Wohlfart als unsern Lehrling haben, zu seinen Gunsten schon jetzt aufgeben und wollen Sie ihn als Collegen in unser Geschäft aufnehmen? Ich ersuche Sie sämmtlich, mir Ihre Meinung mitzutheilen. Noch fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß Herr Schröter selbst unsern Wohlfart für vollkommen geeignet hält, die neue Stellung auszufüllen; auch halte ich es für sehr gentil vom Prinzipal, daß er uns die letzte Entscheidung überläßt."

Nach diesen Worten des Herrn Jordan entstand die imposante Stille, welche jeder Debatte vorhergeht. Nur Herr Pix erhob sich von der Sophalehne, an welcher er gehangen hatte, und sprach: „Vor Allem stimme ich dafür, daß wir ein Glas Grog machen, hole ein Anderer für die Theetrinker den Kessel her, den Grog braue ich." Nach dieser Erklärung zog sich der Sprecher wieder in seine reitende Stellung zurück und brannte eine Manila an, eine Art von Cigarren, welche er in stetem Kampf gegen seine Collegen begünstigte.

Die anderen Herren verharrten in genußreichem Schweigen und sahen feierlich der Bereitung des Thees zu, jeder fühlte die Wichtigkeit seiner bürgerlichen Stellung und seine Würde als Mensch und College.

Als die Spiritusflamme um den Kessel leckte und noch Niemand das Wort ergriff, erkannte der Vorsitzende die Nothwendigkeit, die Debatte auf irgend eine Weise zu fördern, und

frug: „Wie wollen wir abſtimmen? Wünſchen Sie von unten nach oben oder von oben herab?“

„Bei der engliſchen Marine wird, ſo viel ich weiß, der Jüngſte zuerſt gehört,“ bemerkte Herr Baumann.

„Wie bei der engliſchen Marine!“ entſchied Herr Pix.

Specht war der jüngſte der anweſenden Collegen. „Ich muß vor Allem bemerken, daß Herr von Fink nicht anweſend iſt,“ ſprach er und ſah ſich aufgeregt um.

Ein allgemeines Gemurmel entſtand: „Er iſt nicht zu Hauſe! er iſt Volontair.“

„Er gehört nicht zu uns,“ ſagte Herr Pix.

„Er ſelbſt wird es ablehnen mitzuſtimmen,“ ſagte Herr Jordan, „da er keiner von den Engagirten der Handlung iſt.“

„In dieſem Falle bin ich der Meinung,“ fuhr Herr Specht fort, etwas herabgeſtimmt durch die allgemeine Oppoſition, welche ſeine erſte Bemerkung erfahren hatte, „daß Wohlfart die Verpflichtung hat, vier Jahre Lehrling zu bleiben, wie ich ſelbſt, oder doch drei Jahre, wie unſer Baumann bei C. W. Strumpf und Kniehohl. Da er aber ein guter Kerl und nach Aller Anſicht im Geſchäft brauchbar iſt, ſo bin ich auch der Meinung, daß wir einmal eine Ausnahme machen und ihn ſchon jetzt als Collegen anerkennen. Doch bitte ich Sie, dabei vorſichtig zu ſein und ihm bemerklich zu machen, daß er eigentlich noch Lehrling ſein ſollte. Deshalb ſchlage ich vor, daß er verpflichtet wird, uns noch ein Jahr hindurch den Thee zu machen, wie er bis jetzt als Lehrling gethan. Außerdem halte ich für ſchicklich, daß er zur Erinnerung an ſeinen früheren Stand jedem der Collegen alle Quartale eine Feder ſchneidet.“

„Narrheiten,“ brummte Herr Pix; „Sie haben immer überſpannte Einfälle.“

„Wie können Sie meine Einfälle überſpannt nennen!“ rief Herr Specht entrüſtet. „Sie wiſſen, daß ich mir von Ihnen nichts gefallen laſſe.“

„Ich muß um Ruhe bitten," ſagte Herr Jordan.

Die nächſten Collegen gaben in runder Weiſe ihre Einwilligung, Herr Baumann mit vieler Wärme. Endlich griff Herr Pix nach dem Hahn des Theekeſſels und ſprach: „Meine Herren, was ſoll das lange Reden; ſeine Waarenkenntniß iſt nicht ſchlecht, wenn man berückſichtigt, daß er noch ein junger Kauz iſt, ſein Benehmen iſt coulant, die Hausknechte haben Reſpect vor ihm, gegen meine Kunden iſt er noch zu zartfühlend und umſtändlich, aber es iſt nicht allen Leuten gegeben, andere Leute zu behandeln. Solo ſpielt er ſchlecht und ſein Punſchtrinken iſt unbedeutend. So ſteht es mit ihm. Da dieſe letztern Qualitäten aber nicht den Ausſchlag geben dürfen, ſo ſehe ich nicht ein, weshalb er nicht vom heutigen Dato ab College werden ſoll."

Der Caſſirer ſprach: „Es iſt nicht in der Ordnung, daß Einer mit zwei Jahren ſeine Lehrzeit abmacht; da es aber der Prinzipal wünſcht, ſo werde ich nicht widerſprechen, denn ſein Wille muß zuletzt doch reſpectirt werden."

Alle ſahen auf Herrn Liebold, den dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr beunruhigte, weil ſie ihn an die Verantwortlichkeit ſeines Votums erinnerte. Natürlich wollte er beiſtimmen, aber wenn er *nicht* beiſtimmte? wenn er jetzt widerſpräche, welcher Skandal würde daraus entſtehen? wie würde ihn Wohlfart anſehen, und die Collegen und der Prinzipal ſelbſt? So zog er an ſeinem Halskragen, lächelte verbindlich nach beiden Seiten und räusperte ſich wie vor dem Ausbruch einer kräftigen Rede, worauf er verwirrt durch den Gedanken an die möglichen Folgen ſeines Veto zurückſank und ſich mit Allem einverſtanden erklärte, was ſeine Collegen beſchließen würden.

„Abgemacht!" ſagte Herr Jordan, „auch ich ſtimme bei und habe noch den Grund anzuführen, daß Wohlfart bei ſeinem Eintritt älter war als ein Anderer von uns, und daß er an Jahren und Bildung nichts zu wünſchen übrig läßt.

Deshalb freue ich mich über unsere Einstimmigkeit. Herr Schröter hat mir erlaubt, im Falle unserer Einwilligung den Lehrling vorläufig davon zu benachrichtigen. Ich schlage vor, daß dies auf der Stelle geschieht. Wir wollen ihn herunterrufen."

„Ja, ja, gut, das wollen wir!" riefen Alle, und Baumann schickte sich an hinaufzugehen.

Da aber sprang Herr Specht auf und vertrat dem Collegen Baumann den Weg. „Wir sind keine Ferkel," rief er und streckte die Hand abwehrend an der Thür aus, „wir sind keine wilden Thiere, daß wir so ohne Ordnung durcheinander laufen und einen neuen Collegen aufnehmen, wie ein Stück von einer Herde. Ich bitte Sie dringend, denken Sie an die Ehre des Geschäfts. Es ist nothwendig, daß zwei von uns als Deputation hinaufgehen, es muß wenigstens ein Punsch gemacht werden, und Jordan muß ihn mit einer Rede begrüßen."

Dieser Vorschlag fand Beifall, Herr Liebold und Herr Pix wurden erwählt, den Neuling herunterzuführen. Herr Specht aber fuhr mit glänzenden Augen in der Stube umher, er rückte den Tisch zurecht, ordnete die Stühle im Halbkreis zu beiden Seiten, schleppte Gläser und Flaschen herzu und setzte einen grünen Ritter aus Papiermaché, der ein vergoldetes Schwert trug, auf einen Tabakskasten in die Mitte des Tisches. Dann holte er einen Teppich herzu und legte ihn zwischen die Thür und die Versammlung, damit Wohlfart darauf stehe, wie eine Braut vor dem Altare. Darauf erschöpfte er seine ganze Beredtsamkeit, um die Lichter und Lampen aus den Zimmern seiner Collegen auf einen Haufen zu versammeln. Endlich ließ er die Rouleaux herunter, schloß die bunten Gardinen und brachte zunächst eine künstliche Dämmerung und darauf einen ungewöhnlichen Lichterglanz und heftigen Lampengeruch zu Stande. So bewirkte er mit Hülfe der Andern, welche ihm zuerst zusahen und bald,

durch seinen Eifer fortgerissen, thätig beistanden, daß der Salon in der That ein fremdartiges und mysteriöses Aussehen erhielt. Jetzt erst ließ er die Deputation hinaufgehen, und da ihm eine dunkle Erinnerung durch den Kopf fuhr von dem imponirenden Aussehen des römischen Senates, welcher lautlos auf Stühlen saß, als die grimmigen Feinde in Rom einzogen, so beschwor er leidenschaftlich alle Zurückgebliebenen, sich stumm und unbeweglich auf den Stühlen in der Runde festzusetzen. Als sich aber die Thür öffnete, und der erstaunte Wohlfart, der noch nichts ahnte, in der Mitte seiner beiden Führer erschien, von denen Herr Pix in praktischer Umsicht die Zuckerbüchse Antons, Herr Liebold feierlich das große Rosenbouquet getragen brachte, da verblich in der Phantasie des Herrn Specht der römische Senat, und die heiligen drei Könige, welche mit Büchsen und Gaben eintreten, Weihnachtsbescherung und christliche Feierlichkeit wurden in ihm mächtig. Er sprang in Ekstase von seinem Sitze auf und rief: „Alle müssen stehen!“

Durch diese veränderte Anordnung störte er leider sich selbst die Wirkung, denn nur ein Theil der Herren folgte seinem Beispiel, der Rest blieb sitzen, bis Herr Jordan vor Anton trat und ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit sagte: „Lieber Wohlfart, Sie haben zwei Jahre mit uns gearbeitet, Sie haben sich Mühe gegeben, das Geschäft kennen zu lernen, wir alle haben Sie in dieser Zeit lieb gewonnen. Es ist der Wille des Prinzipals und unser aller Wunsch, daß die herkömmliche Lehrzeit bei Ihnen ausnahmsweise abgekürzt werde. Herr Schröter beabsichtigt, Sie morgen als Comtoiristen aufzunehmen, wir haben die Freude, Ihnen dies schon heute mitzutheilen. Wir wünschen Ihnen von Herzen Glück und bitten Sie, uns dieselbe ehrliche Freundschaft als College zu bewahren, die Sie uns bis jetzt bewiesen haben.“ So sprach der gute Herr Jordan und hielt seinem Zöglinge die Hand hin.

Anton ſtand einen Augenblick ſtarr, dann faßte er mit beiden Händen die dargebotene Rechte und fiel glücklich und gerührt Herrn Jordan um den Hals. Die Collegen drängten ſich um ihn, und es entſtand ein Händedrücken und Umarmen, welches in der Geſchichte des Salons beiſpiellos war. Immer wieder ging Anton von dem einen zum andern und faßte ihn mit naſſen Augen beim Arm. Specht ſah ohne Betrübniß ſein Ceremoniell durch die lebhafte Empfindung des Aufgenommenen ruinirt, Baumann ſaß, die Hände über das Knie geſchlungen, vergnügt in der Ecke, und Pix bot unſerm Helden binnen fünf Minuten zweimal ſeine Cigarren an und hielt ihm ſogar das Licht, als Wohlfart endlich eine davon anſteckte. Alles war in beſter Laune, die Collegen freuten ſich, weil ſie mit Selbſtgefühl etwas Bedeutendes ſchenken konnten, und Anton war ſelig, ſo viel Freundlichkeit zu empfangen. Verklärt ſaß er in einem gepolſterten Seſſel, zu dem ihn Freund Specht genöthigt hatte, vor ihm ſtand der Ritter und ſalutirte mit ſeinem goldenen Schwert aus dem Roſenbuſch heraus, und um ihn lagerten ſeine Genoſſen, heut alle bemüht, ihm Fröhliches zu ſagen. Wie ein Heros erhob ſich Herr Pix und brachte die Geſundheit Antons aus. Er ſchilderte mit einer Beredtſamkeit, wie ſie vorher und nachher nie wieder an ihm wahrgenommen wurde, daß Anton gewiſſermaßen als ein Säugling zu ihm gekommen ſei, dem der Unterſchied zwiſchen Pennal und Kanehl ebenſo unbekannt war, als einem Zeiſig das Kaffekochen, und wie mit Hülfe der großen Wage, die als ſeine Wiege betrachtet werden müſſe, und der Auflader, welche Ammendienſte an ihm verrichtet hätten, und unter Mitwirkung einiger anderer Perſonen, die der Sprecher aus Beſcheidenheit nicht nenne, in ſo kurzer Zeit ein ſo auffallendes Wachsthum des Unmündigen hervorgebracht worden ſei. Darauf erhob ſich Anton und brachte die Geſundheit ſeiner Collegen aus. Er erzählte, wie bange ihm damals geweſen war, als er zum erſten Male die Thür des Comtoirs geöffnet hatte.

Er erinnerte Herrn Pix an den ſchwarzen Pinſel, mit welchem er ihm den Weg gewieſen, Herrn Specht an ſeine ſtehende Frage: Was ſteht zu Ihren Dienſten? und Herrn Jordan an den Ueberziehärmel, den er damals eingepackt, um den Neuling in ſein Zimmer zu führen. Dieſe Anſpielung auf die berühmten Attribute der drei Herren fand den höchſten Beifall. Und jetzt folgte ein Toaſt auf den andern, und es ergab ſich zum allgemeinen Erſtaunen, daß der ſtille Herr Birnbaum, der Zollcommis, von der Natur die außerordentliche Begabung erhalten hatte, nach dem dritten Glas zwei, ja ſogar vier Zeilen in Verſen zu ſprechen. Immer fröhlicher wurde die Geſellſchaft, immer feſtlicher glänzten die Lichter, immer röther leuchteten die Wangen und die Roſen auf dem Tiſche.

Erſt ſpät trennten ſich die Collegen. Anton wollte nicht zu Bett gehen, bevor er ſeinem Freunde Fink das Glück berichtet hatte. Er eilte dem ankommenden entgegen und erzählte ihm im Mondſchein auf der Treppe das große Ereigniß. Fink ſchrieb mit ſeiner Reitpeitſche eine luſtige Achte in die Luft und ſagte: „Es iſt brav, daß das Vorderhaus auf den Einfall gekommen iſt, ich hätte einen ſolchen Exceß unſerm Despoten nicht zugetraut. Jetzt kommſt du ein Jahr eher über's Waſſer in die große Welt."

Am nächſten Morgen rief der Prinzipal den neuen Commis in das kleine Zimmer hinter dem letzten Comtoir, in das Allerheiligſte des Geſchäfts, und hörte lächelnd die Dankesworte Antons an. „Ich habe ſo gehandelt," ſagte er, „weil Sie tüchtig ſind, und weil der Brief, den Sie mir bei Ihrem Eintritt in das Geſchäft überbrachten, Ihnen ein Credit bei mir eröffnet hat. Es wird Ihnen Freude machen, daß Sie von jetzt ab durch Ihre eigene Thätigkeit Ihr Leben zu erhalten vermögen. Sie treten von heut in die Stellung, alſo auch in den Gehalt des Ausgeſchiedenen ein."

Zuletzt bei der Mittagstafel gratulirten auch die Damen dem neuen Geſchäftsmann, Sabine kam ſogar bis zum untern

Ende des Tiſches, wo Anton hinter ſeinem Stuhle ſtand, und begrüßte ihn dort mit herzlichen Worten, der Bediente ſetzte jedem der Herren eine Flaſche Wein vor das Couvert, und der Kaufmann erhob das Glas und dem glücklichen Anton zuwinkend, ſagte er mit gütigem Ernſt: „Lieber Wohlfart, dies dem Andenken an Ihren guten Vater!“

Zweites Buch.

1.

An einem Sonntagmorgen las Anton emſig in dem letzten Mohikaner von Cooper, während vor dem Fenſter die erſten Schneeflocken ihren Kriegstanz anfingen und ſich vergeblich bemühten, in das Aſyl der gelben Katze zu dringen. Da trat Fink eilig in das Zimmer und rief ſchon an der Thür: „Anton, zeige mir deine Garderobe.“ Er öffnete den Kleiderſchrank, unterſuchte den Leibrock und die übrigen Stücke mit großem Ernſt, ſchüttelte den Kopf und ſchloß ſeine Muſterung mit den Worten: ‚Ich werde dir meinen Schneider heraufſchicken, laß dir ein neues Gewand anmeſſen.“

„Ich habe kein Geld,“ antwortete Anton lachend.

„Unſinn,“ verſetzte Fink, ‚der Schneider gibt dir Credit, ſo viel du willſt.“

„Ich möchte aber nichts auf Credit nehmen,“ erwiederte Anton und ſetzte ſich behaglich auf dem Sopha zurecht, um gegen ſeinen mächtigen Rathgeber zu Gunſten guter Wirthſchaft zu plaidiren.

„Diesmal mußt du eine Ausnahme machen,“ entſchied Fink, „es iſt Zeit, daß du mehr unter Menſchen kommſt. Du ſollſt in die Geſellſchaft treten, ich werde dich einführen.“

Anton ſtand erröthend wieder auf und rief eifrig: „Das geht nicht, Fink, ich bin hier ganz unbekannt und habe noch keine Stellung, welche mir die Sicherheit gibt in großer Geſellſchaft aufzutreten.“

„Eben deshalb, weil du keine geſellſchaftliche Courage haſt, ſollſt du unter Menſchen,“ ſagte Fink ſtrafend. „Dieſe jammer-

volle Schüchternheit mußt du los werden, so schnell als möglich; sie ist der dümmste Fehler, den ein gebildeter Mensch haben kann. Verstehst du zu walzen? hast du eine Ahnung davon, was eine Tour in der Quadrille ist?"

„Ich habe vor einigen Jahren in Ostrau Tanzstunde genommen," versetzte Anton.

„Einerlei, du sollst noch einmal Tanzstunde nehmen. Frau von Baldereck hat mir gestern vertraut, daß einige Familien für ihre flüggen Märzhühnchen einen Tanzsalon einrichten wollen, damit diese in Sicherheit vor Raubvögeln die Flügel bewegen lernen. Die Tanzstunde soll in dem Hause der gnädigen Frau sein, welche ihr eignes Küchlein darin für den Markt abrichten will. Das ist etwas für dich, ich werde dich dort einführen."

Antons Seele wurde durch diese Zumuthung stark alarmirt, er setzte sich erschrocken wieder auf dem Sopha zurecht und sagte mit aller Ruhe, über die er in diesem Augenblick verfügen konnte: „Fink, das ist einer von deinen tollen Einfällen, es ist unmöglich, daß ich darauf eingehe; Frau von Baldereck gehört zu der hiesigen Aristokratie, und die Tanzgesellschaft bei ihr wird ohne Zweifel aus demselben Kreise sein."

„Ohne Zweifel," nickte Fink, „reines blaues Blut, die Urgroßmütter sämmtlicher Damen haben ohne Ausnahme im deutschen Urwald die Ehre gehabt, der Fürstin Thusnelda die Nachtmütze nachzutragen."

„Siehst du," sagte unser Held, „wie kannst du den Einfall haben, mich in diese Gesellschaft zu bringen; du würdest mir nur das bittere Gefühl bereiten, zurückgewiesen zu werden, oder, was noch schlimmer wäre, eine übermüthige Behandlung zu erfahren."

„Soll man da nicht die Geduld verlieren?" rief Fink entrüstet. „Gerade du und deinesgleichen haben mehr Recht, den Kopf hoch zu tragen, als der größte Theil der Societät, welche dort zusammenkommen wird. Und gerade ihr seid es, die

durch ungeſchicktes Benehmen, bald durch Schüchternheit, bald durch Kriecherei, die Prätenſionen der Landjunkerfamilien erhalten. Wie kannſt du dich ſelbſt für ſchlechter halten als irgend jemand Anderen? Ich hätte nicht gedacht, daß eine ſolche Niedrigkeit auch in deiner Seele Raum findet."

„Du irrſt," erwiederte Anton erzürnt, „ich halte mich nicht für geringer, als ich bin, aber es wäre thöricht und anmaßend, wenn ich mich in die Geſellſchaft Anderer eindrängen wollte, welche mich aus irgend einem Grunde nicht gern ſehen. Gerade mein Selbſtgefühl verbietet mir, mit ſolchen zu verkehren, welche einen Mann deshalb geringer achten, weil er in einem Comtoir arbeitet."

„Ich ſage dir aber, deine Perſon wird den guten Leuten nicht unangenehm ſein, ich ſtehe dir dafür," ſagte Fink überredend. „Du kennſt die Geſellſchaft nicht und denkſt dir Alles viel zu ſchwer. Es iſt Mangel an Herren, ich gelte etwas bei der Frau vom Hauſe — nebenbei geſagt, ich bin nicht ſtolz darauf; — ſie hat mich gebeten, einige junge Männer meiner Bekanntſchaft bei ihr einzuführen; ich führe dich ein, die Sache iſt ganz in der Ordnung. Sieh das Geſchäft doch etwas näher an. Was iſt dieſe Tanzſtunde? Es iſt eine Art Actienverein zur Verbeſſerung der Waden aller Theilnehmer, du bezahlſt deinen Antheil am Stundengeld wie jeder Andere, und ob du eine junge Comteſſe oder ein Bürgermädchen in der Mazurka herumſchwenkſt, Taille iſt Taille, die Bälger tanzen alle gern."

„Es geht doch nicht," antwortete Anton kopfſchüttelnd, „ich habe das Gefühl, daß es unpaſſend wäre, und möchte dieſem gehorchen."

„Ich will dir einen Vorſchlag thun," ſagte Fink ungeduldig; „du ſollſt in dieſen Tagen mit mir einen Beſuch bei Frau von Baldereck machen. Ich werde dich als Anton Wohlfart aus dem Comtoir der Firma „T. O. Schröter" vorſtellen; du ſollſt kein Wort von der Tanzſtunde erwähnen; du wirſt abwarten, wie die gute Dame dich aufnimmt. Wenn dieſe

Tanzmutter etwas Anderes iſt als eitel Liebenswürdigkeit, wenn ſie dir auch nur die geringſte Hauteur zeigt und nicht ſelbſt von der Tanzſtunde anfängt, ſo ſollſt du vollſtändige Freiheit haben, bei deiner Weigerung zu beharren. Dagegen kannſt du nichts Stichhaltiges einwenden."

Anton zauderte und überlegte. Die Sache ſchien ihm keineswegs ſo einfach, wie ſie Fink darſtellte, aber er war nicht mehr der Mann, kaltblütig zu prüfen und zu wählen. Seit Jahren verbarg er einen Wunſch im Grunde ſeiner Seele, die Sehnſucht nach dem freien, ſtattlichen, ſchmuckvollen Leben der Vornehmen. So oft er die Tanzmuſik im Vorderhauſe hörte, ſo oft er von dem Treiben der ariſtokratiſchen Kreiſe las, ſehr oft, wenn er mit ſich allein war, wurde in ihm eine holde Erinnerung lebendig, das hohe Schloß mit Thürmen im Blumenpark und das adlige Kind, das ihn über den Schwanenteich gefahren. Jetzt wieder ſtieg das Bild in ihm auf, in dem goldenen Licht, das ſeine Poeſie in jahrelanger Arbeit dazugethan. Er ſprang auf und willigte in den Vorſchlag des erfahrenen Freundes.

Eine Stunde darauf kam der Schneider, von Fink geführt, und Fink beſtimmte ſelbſt das Detail der neuen Ausſtattung mit einer Sachkenntniß, welche dem Schneider nicht weniger als Anton imponirte.

Am Nachmittag leckte die Novemberſonne den Schnee von den Steinen der Straße. Da ſteckte Fink einige merkwürdig ausſehende Papiere in ſeine Bruſttaſche, ſchlenderte als müßiger Wanderer durch die lebhafteſten Straßen der Stadt und ſah ſich mit ſcharfem Blick um, wie ein Polizeibeamter, der Beute ſucht. Endlich lenkte er mit zufriedenem Geſicht auf das Trottoir der entgegengeſetzten Straßenſeite und ſtieß dort auf zwei elegante Herren, welche, wie er, einſam durch das plebeje Treiben der Sonntagsſpaziergänger zogen. Es war der Lieutnant von Zernitz und Herr von Tönnchen, beide von großem Unternehmungsgeiſt und untadelhaften Allüren.

„Teufel, Fink!“ —

„Guten Tag, ihr Herren!“

„Was treiben Sie so träumerisch auf der Straße?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ich suche Menschen,“ erwiederte Fink melancholisch, „ein paar treue Gesellen, welche verdorben genug sind, an diesem langweiligen Sonntage bei Tageslicht eine Flasche Portwein zu trinken und mir vorher in einem kleinen Geschäft als Zeugen zu dienen.“

„Als Zeugen?“ frug Herr von Zernitz. „Wollen Sie sich hinter der Kirche duelliren?“

„Nein, schöner Cavalier,“ entgegnete Fink, „Sie wissen, ich habe diese Unart verschworen, seit der kleine Lanzau meiner Pistole den Hahn abgeschossen hat. Gerade jetzt bin ich sehr friedfertig, ein geplagter Geschäftsmann, würdiger Sohn der Handlung Fink und Becker. Ich suche Zeugen für eine notarielle Urkunde, welche eiligst ausgestellt werden muß. Ich finde wohl einen Notar, aber die gewöhnlichen Gerichtszeugen sind heut am Sonntag auf den Kegelschub gelaufen. Es wäre menschlich von Ihnen, wenn Sie mir diesen unglücklichen Nachmittag durchbringen hälfen, eine Viertelstunde beim Notar, den Rest beim Italiener.“

Mit Vergnügen waren die Herren bereit. Fink führte sie zu einem bekannten Notar und bat diesen, vor beiden Zeugen eine Abtretungsurkunde auszustellen, da die Cession sofort erfolgen müsse und die Sache von größter Bedeutung sei. Er überreichte ein ehrwürdiges, in englischer Sprache geschriebenes Document, worin der Generaladvocat irgend einer County im Staate New-York urkundlich offenbarte, daß Herr Fritz von Fink Eigenthümer des Territoriums Fowlingfloor, sowohl des Grund und Bodens, als der darauf befindlichen Gebäude, Bäume, Gewässer und aller daran haftenden Nutzungen sei. Darauf erklärte er vor dem Notar, daß er alle nach dieser Urkunde ihm zustehenden Eigenthumsrechte an Herrn Anton

Wohlfart, zur Zeit im Geſchäft von T. O. Schröter, cedire, Zahlung dafür ſei vollſtändig geleiſtet. Endlich bat er den Notar inſtändig, das Document ſchleunigſt auszuſtellen und über die ganze Sache Stillſchweigen zu beobachten. Der Herr verſprach das, und die beiden Zeugen unterſchrieben die Verhandlung. Beim Herausgehen bat er dieſe ebenfalls mit mehr Ernſt, als er ſonſt zu verwenden pflegte, dieſen Act als tiefes Geheimniß zu bewahren und vor Allem gegen Herrn Anton Wohlfart ſelbſt ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Beide gelobten das mit einiger Neugierde, und Herr von Zernitz konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ich will nicht hoffen, Fink, daß Sie hier Ihr Teſtament gemacht haben, in dieſem Falle wäre ich Ihnen dankbar geweſen, wenn Sie mir Ihre Büchſe vermacht hätten.“

„Wenn Sie die Büchſe von dem lebendigen Fink annehmen wollen,“ erwiederte Fink, „ſo werden Sie ihn ſehr glücklich machen.“

„Teufel!“ rief der gutmüthige Lieutnant faſt erſchrocken, „ſo war es nicht gemeint. Ich weiß doch nicht, ob ich das mit gutem Gewiſſen annehmen darf.“

„Thun Sie es immerhin,“ ſagte Fink freundlich, „ich habe das Rohr ſatt, es wird bei Ihnen in guten Händen ſein.“

„Es iſt ein koſtbares Geſchenk,“ warf der Lieutnant mit Gewiſſensbiſſen ein.

„Es iſt ein altes Rohr,“ ſagte Fink, „und morgen müſſen Sie es ohne Widerrede annehmen, denn heut werden Sie mich nicht los, Sie ſollen mit mir zu Feroni. Was aber die geheimnißvolle Abtretung der Güter betrifft, ſo handle ich hier nicht ganz freiwillig. Es iſt eine Art politiſches Geheimniß dabei, das ich auch Ihnen nicht mittheilen kann, ſchon deshalb nicht, weil mir die Sache ſelbſt noch nicht recht klar iſt.“

„Iſt denn das Gut groß, welches Sie abgetreten haben?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ein Gut?“ frug Fink und ſah nach dem Himmel, „es

iſt gar kein Gut. Es iſt eine Bodenfläche, Berg und Thal, Waſſer und Wald, ein freilich kleiner Theil von Amerika. Und ob dieſer Beſitz des Herrn Wohlfart groß iſt? Was nennen Sie groß? Was heißt groß auf dieſer Erde? In Amerika mißt man die Größe des Landbeſitzes nach einem andern Maß als in dieſem Winkel von Deutſchland. Ich für meinen Theil werde ſchwerlich je wieder eine ſolche Beſitzung mein Eigenthum nennen."

„Wer iſt denn aber dieſer Herr Wohlfart?" frug auf der anderen Seite der Lieutnant.

„Sie ſollen nächſtens ſeine Bekanntſchaft machen," antwortete Fink. „Er iſt ein netter Junge aus der Provinz, über dem ein merkwürdiges Schickſal ſchwebt, von dem er ſelbſt zur Zeit noch gar nichts weiß und nichts wiſſen darf. Doch genug von Geſchäften. Ich habe für dieſen Winter etwas mit Ihnen vor. Sie ſind zwei alte Knaben, aber Sie müſſen doch noch einmal Tanzſtunde nehmen."

Bei dieſen Worten traten ſie in die Weinſtube des Italieners, wurden von Feroni mit tiefen Bücklingen empfangen und vertieften ſich ſchnell in Unterſuchungen über die Reize der ſchweren Weine von Portugal.

Frau von Balbereck war eine Hauptſtütze der allerbeſten Geſellſchaft, welche durch die Familien des Landadels, einige höhere Beamte und Offiziere gebildet wurde. Es war ſchwer zu ſagen, welche Vorzüge der Dame eine ſolche Achtung gebietende Stellung verſchafft hatten; ſie war weder ſehr vornehm, noch ſehr reich, noch ſehr elegant, noch ſehr geiſtreich, noch ſehr mediſant, aber ſie beſaß von allen dieſen Eigenſchaften etwas. Sie hatte in ihrem Privatleben ſtets ſo viel als irgend möglich auf Grundſätze gehalten und hatte das Selbſtgefühl gehabt, ſich den Anſpruchsvollen niemals aufzudrängen. Wegen dieſer conſtanten Mäßigung war ſie von der öffentlichen Meinung erhöht worden. Sie beſaß eine ſehr

ausgebreitete Bekanntſchaft, war vertraut mit allen Heiraten und Verwandtſchaften aller Familien der Provinz, ſtand in allen diſtinguirten Häuſern auf der erſten Seite der Einzuladenden und machte als Witwe ſelbſt ein mäßiges Haus, welchem der Hahnfederbuſch eines Jägers und zwei fette Rappen zu anſtändigem Schmuck gereichten. Frau von Baldereck war zu alledem eine regelrechte Dame, welche Perſonen und Ereigniſſe genau nach den Vorurtheilen der Geſellſchaft, in welcher ſie lebte, zu beurtheilen wußte; deshalb wurde ihr Urtheil überall mit großer Achtung angehört. Daß ſie außerdem nicht ohne Gutmüthigkeit war, rechnete ihr die Geſellſchaft, für welche ſie lebte, wahrſcheinlich nicht ſo hoch an als der alte Engel des Gerichts, welcher im Himmel über die Thaten der Menſchen Buch führt, und welcher, nebenbei bemerkt, nach der Uſance ſeines heiligen Geſchäfts oben auf die Seiten des Buches ſtatt des irdiſchen Credit und Debet die Wörter Schaf und Bock zu ſchreiben pflegt und alle Creditpoſten auf die rechte Seite, die Böcke aber auf die linke ſetzt. — Frau von Baldereck hatte eine junge Tochter, welche ihr ſehr ähnlich zu werden verſprach, und bewohnte einen erſten Stock mit großen Zimmern, worin ſeit einer Reihe von Jahren häufig Proben von Aufzügen, dramatiſchen Vorſtellungen und lebenden Bildern abgehalten wurden.

Die einflußreiche Dame war gerade in vertraulicher Berathung mit einer Schneiderin, ſie überlegte, wie tief der Ausſchnitt der Kleider eingerichtet werden dürfe, um die tadelloſe Büſte ihrer Tochter im beſten Lichte zu zeigen, und doch wieder in der Tanzſtunde keinen Anſtoß zu erregen, als Fink, ihr Liebling, gemeldet wurde. Eilig ſchob ſie die Tochter, die Schneiderin und die Kleider bei Seite, und erſchien in dem Beſuchzimmer mit der Gemüthlichkeit einer Hausfrau, welche für ſich ſelbſt nicht mehr übermäßige Anſprüche macht.

Nach den einleitenden Bemerkungen über die Ereigniſſe der letzten Abendgeſellſchaft und die langen Hängelocken der

Comteſſe Pontak, ſagte Fink, indem er angelegentlich einen Fußſchemel maltraitirte, auf welchem ein ſchlafender Pinſcher, von der Tochter des Hauſes geſtickt, unter den Fußbewegungen des Gaſtes ſtöhnte: „Ich habe Ihren Auftrag ausgerichtet, Lady Patroneß, und bringe Ihnen vorläufig drei Herren.“

„Und wer ſind dieſe?“ frug die Dame vom Hauſe erwartungsvoll, vergaß die Leiden des geſtickten Pinſchers und rückte näher an ihren Verbündeten.

„Zuerſt Lieutnant von Zernitz,“ ſagte Fink.

„Eine gute Acquiſition,“ rief die gnädige Frau erfreut, denn der Lieutnant war, was man einen geiſtreichen Offizier nennt, er machte niedliche Verſe in Familienalbums und zu verlorenen Vielliebchen, war unübertrefflich im Arrangement von mimiſchen Darſtellungen und ſtand in dem Ruf, irgend einmal in ein Taſchenbuch eine Novelle geſchrieben zu haben. „Herr von Zernitz iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter.“

„Ja,“ ſagte Fink, „aber Portwein kann er nicht vertragen. Der Zweite iſt Herr von Tönnchen.“

„Eine alte Familie,“ bemerkte die Frau vom Hauſe; „iſt er nicht etwas wild?“ fügte ſie ſchüchtern hinzu.

„Behüte,“ ſagte Fink, „die Familie hat immer viel Grundſatz gehabt; er iſt gar nicht wild, nur zuweilen hat er die Eigenſchaft, Andere wild zu machen.“

„Und der Dritte?“ frug die Dame.

„Der Dritte,“ ſagte Fink, „iſt ein Herr Wohlfart.“

„Wohlfart?“ frug die gnädige Frau befremdet und ſah ihren Beſuch unruhig an, „die Familie kenne ich nicht.“

„Das iſt ſehr möglich,“ erwiederte Fink kaltblütig, „es gibt zu viele Leute mit und ohne Namen, als daß man ſich um alle kümmern könnte. Herr Wohlfart iſt vor einigen Jahren aus der Provinz hierher gekommen, um vorläufig die Geheimniſſe des Handels durch eigene Anſchauung kennen zu lernen; er arbeitet im Geſchäft des Kaufmann Schröter, gerade wie ich.“

„Aber lieber Fink!“ ſchaltete die Dame ein.

Fink ließ ſich nicht ſtören, er legte ſich in den Armſtuhl zurück und blickte nach dem Grau der Arabesken an der Decke. „Herr Wohlfart iſt ein merkwürdiger und intereſſanter Geſell. Es hat mit ihm eine eigene Bewandtniß. Er ſelbſt iſt der beſcheidenſte und bravſte Mann, der mir je vorgekommen, er iſt hier aus einer Ecke der Provinz, aus Oſtrau, der Sohn eines verſtorbenen Beamten. Aber es ſchwebt ein Geheimniß über ihm, von dem er ſelbſt noch nichts weiß.“

„Aber, Herr von Fink,“ verſuchte die Dame wieder einzufallen.

Fink ſah eifrig nach den Schnörkeln der Decke und fuhr fort: „Er iſt bereits in dieſem Augenblick Eigenthümer eines Landgebiets in Amerika, die Beſitzurkunde iſt durch meine Hände gegangen, und im Vertrauen, er ſelbſt hat keine Ahnung von dieſem Beſitz, und die Sache ſoll ihm auch vorläufig ein tiefes Geheimniß bleiben. Wie ich glaube, hat er alle Ausſicht, in Zukunft mehr als Millionen zu beſitzen. — Haben Sie den verſtorbenen Großfürſten, hier nebenbei, gekannt?“ Fink wies mit der Hand bedeutſam nach irgend einer Himmelsgegend.

„Nein,“ ſagte die gnädige Frau neugierig.

„Es gibt Leute,“ fuhr Fink fort, „welche behaupten, daß Anton ihm ſprechend ähnlich ſieht. Was ich Ihnen ſage, iſt übrigens mein Geheimniß, mein Freund ſelbſt lebt in vollſtändiger Unkenntniß aller dieſer Beziehungen, durch welche möglicher Weiſe ſeine Zukunft beſtimmt werden kann. Bekannt iſt nur der Umſtand, daß der verſtorbene Kaiſer bei ſeiner letzten Reiſe durch dieſe Provinz in Oſtrau angehalten und ſich längere Zeit mit dem Geiſtlichen des Ortes leiſe und angelegentlich unterhalten hat.“

Dieſe letzte Mittheilung war in der Hauptſache richtig, denn Anton hatte daſſelbe vor einiger Zeit dem Jokei erzählt, wie man eine Erinnerung aus der Kinderzeit zu erwähnen

pflegt. Er hatte ſogar noch zugeſetzt, daß der Geiſtliche ſeiner Heimat in dem letzten großen Krieg Feldprediger geweſen war, und daß der Kaiſer ihn gefragt: „Sie haben gedient?“ und eine Weile darauf: „Bei welchem Corps?“

Fink hatte nicht für nöthig gefunden, das kleine Ereigniß ſo ausführlich darzuſtellen. Frau von Baldereck aber war durch dieſe perfiden Andeutungen in eine gewiſſe neugierige Stimmung gebracht, ſie erklärte ſich bereit, Herrn Wohlfart in ihrem Hauſe zu empfangen.

„Und jetzt noch eine Bitte,“ ſagte Fink ſich erhebend: „Was ich Ihnen über meinen Freund mitgetheilt habe, gütige Fee“ — die Fee wog über ſieben Stein — „das laſſen Sie ein Geheimniß zwiſchen uns beiden ſein. Ihrem Zartgefühl durfte ich anvertrauen, was ich in jedem fremden Mund als eine Indiscretion gegen mich und Herrn Wohlfart ahnden müßte.“ Er ſprach den Namen ſo ironiſch aus, daß die Dame zu der Anſicht kam, der geheimnißvolle, in einem Comtoir verpuppte Herr werde nächſtens als Prinz der Aleuten und Kurilen oder in irgend einer anderen unerhörten Würde auftreten.

„Wie aber ſoll ich,“ frug ſie beim Abſchied, „den Herrn bei unſerer Bekanntſchaft einführen?“

„Nur als meinen beſten Freund; ich bürge in jeder Hinſicht für ihn und habe die Ueberzeugung, daß unſer Kreis ſich ſelbſt den größten Gefallen thut, wenn er den Herrn mit Zuvorkommenheit aufnimmt.“

Als Fink auf der Straße war, murmelte er reſpectwidrig: „Dieſe alte Perſon fuhr wie eine Ente nach dem Köder und tauchte bis zum Steiß in meine Lügen unter. Als ehrlicher Leute Kind wäre der arme Junge von ihnen über die Achſeln angeſehen worden. Jetzt glauben ſie zu wiſſen, daß irgend ein fremder Potentat, vor dem zu kriechen ſie für eine Ehre halten, an dem Jungen Antheil nimmt. Jetzt werden ſie ihn mit einer Artigkeit behandeln, die meinen Kleinen bezaubern

wird. Ich hätte nie gedacht, daß das alte Sandloch am Strande von Long-Island und die verfallene Vogelhütte darin mir je in meinem Leben zu einem ſolchen Spaß verhelfen würden."

Der Same, welchen Fink ausgeſtreut hatte, war auf empfänglichen Boden gefallen. Frau von Baldereck hatte als kluge Frau bei der Tanzſtunde auch ihre kleinen Privatintereſſen im Auge. Sie war doch einmal vor Allem Mutter und hatte es in der That auf niemand Geringeren als Herrn von Fink ſelbſt abgeſehen. Ihre Tochter war fünfzehn Jahr alt, und Fink beſaß alle Eigenſchaften, welche ihr an dem künftigen Gemahl ihrer Tochter wünſchenswerth erſcheinen mußten; er war eine in jeder Hinſicht ungewöhnliche Partie, und ſie war deshalb überzeugt, daß er ihre Tochter glücklich machen würde. Aus langer Erfahrung wußte ſie, daß ſolche Privattanzſtunden ein vortreffliches Mittel ſind, erfahrenen, etwas blaſirten Herren ſehr junge Damen im beſten Lichte zu zeigen; die Hauptſchwierigkeit dabei iſt nur, dieſe Art Herren überhaupt zur Theilnahme an ſolchen Vergnügungen heranzuziehen. Sie hatte eine durchaus nicht unnatürliche Angſt, daß Fink für die Tanzſtunde kein Herz haben würde. Zu ihrer Ueberraſchung hatte er ſich mit ziemlicher Wärme bereit erklärt, einen ganzen Winter lang in ihrem Hauſe zu walzen, ja er hatte ſogar zur Bedingung gemacht, daß Fräulein Eugenie ihn zum bevorzugten Tänzer im Voraus annehmen ſolle. Und deshalb hatte die triumphirende Mutter ſich gerade ſo ſorgfältig mit dem Schnitt der Tanzkleider beſchäftigt, als Fink ſeinen Schützling Anton bei ihr empfahl. Vielleicht hätte ſie auch ohne ſeine ungewöhnliche Empfehlung ein Opfer gebracht und das Geſchöpf des Comtoirs in ihrer Tanzſtunde zu verantworten geſucht, indeß waren ihr die Andeutungen des Schelms doch ſehr willkommen. Zuverläſſig hegte ſie ſelbſt einige Zweifel über die abenteuerlichen Verhältniſſe, denn Finks Weiſe war ſo, daß man ihm niemals recht trauen konnte; aber ihre

Mutterliebe trieb sie, auch auf das Dunkle und Ungenügende Gewicht zu legen. Sie eilte in die befreundeten Familien, den Gewinn an Herren mitzutheilen und Herrn Wohlfart durch einige geheimnißvolle Andeutungen auszuschmücken. Als das Wenige, was sie sagen konnte, auf einmal von anderer Seite durch ebenso geheimnißvolle Andeutungen zweier Herren von Charakter Bestätigung erhielt, wurde sie selbst in dem Glauben fest, daß hier ein ungewöhnlicher Fall vorliege. Nach wenig Tagen ging ein Summen durch die gute Gesellschaft, daß in der Tanzstunde ein bürgerlicher Herr von ungeheurem Vermögen auftreten werde, für den der Kaiser von Rußland in Amerika unermeßliche Besitzungen gekauft habe.

Einige Tage darauf wurde Anton durch Fink in das Haus der gnädigen Frau geführt, im neuen Frack, in regelrechten Glacéhandschuhen, ein Opferlamm finsterer Mächte, welche im Begriff waren, den Frieden seines Innern zu zerstören. Sie lauerten in dem Hause der gnädigen Frau und schnürten dem eintretenden Anton schon im Hausthor die Brust zusammen. Sie saßen auf der viereckigen Laterne, welche am Gewölbe des Hausflurs baumelte, sie hingen mit ausgebreiteten Händen an dem Holzgeländer der Treppe und steckten durch die großen Bogenlöcher des Geländers ihre Geisterzungen mit höhnischem Lachen gegen ihn aus. Fink sah mit unwilligem Blick, wie sein Opfer den röthlichen Schimmer der Beklommenheit erhielt, er raunte ihm noch zu: „Unterstehe dich nicht, vor diesem Volke roth zu werden," warf dem Diener herablassend seinen Ueberrock zu und führte den Freund unter die Augen der gnädigen Frau. Diese war wirklich, wie Fink prophezeit hatte, eitel Zuvorkommenheit. Mit Neugierde und einem gewissen menschlichen Antheil sah sie auf den hübschen schüchternen Jungen, der mit seinem treuherzigen Gesicht vor ihr stand und vollständig geneigt schien, ihre Macht auf sich wirken zu lassen.

Anton ſagte ihr mit einer tiefen Verbeugung: „Nur die Verſicherung meines Freundes, daß Sie, gnädige Frau, mir nicht zürnen werden, hat mir den Muth gegeben, Ihnen perſönlich meine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Und die Dame lächelte holdſelig, oder wie der Unhold Fink dieſe Thatſache auffaßte, ſie grinſte, und entgegnete: „Herr von Fink hat mir die Hoffnung gemacht, daß Sie dieſen Winter ein regelmäßiger Gaſt bei unſern kleinen Tanzübungen ſein werden.“

Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu erröthen, ſehr glücklich auszuſehen und zu verſichern: „Ich würde mit Vergnügen theilnehmen, wenn ich die Meinung haben könnte, in der fremden Geſellſchaft nicht läſtig zu werden.“

Nachdem dies mit Eifer verneint worden war, trat Fräulein Eugenie herein, Anton wurde auch dieſer vorgeſtellt, erhielt einen ſo ſchnippiſchen Knix, als fünfzehnjährige Damen fremden Herren zu machen pflegen, und ſtieg nach einer Viertelſtunde, ganz entzückt über die Anmuth der Familie, mit ſeinem Mentor Fink die Treppe herab. Der unſchuldige Junge hing ſich vergnügt an den Arm des Freundes und verſicherte dieſem auf der Straße ernſthaft: „Ich habe mir nicht vorgeſtellt, daß es ſo leicht iſt, mit eleganten Leuten zu verkehren.“

Fink brummte etwas in ſich hinein, was ebenſo gut eine Beſtätigung dieſer Anſicht als das Gegentheil ausdrücken konnte, und ſagte: „Im Ganzen bin ich mit dir zufrieden. Du haſt trotz deines neuen Fracks dageſeſſen wie ein nackter kleiner Engel in einem durchſichtigen Batiſtkleide. Indeſſen das nackte Weſen ſteht dir nicht ganz ſchlecht. Nur das verfluchte Erröthen wirſt du dir dieſen Winter abgewöhnen müſſen, bei einer ſchwarzen Cravatte iſt es bekanntlich allenfalls noch zu ertragen, aber über einer weißen Halsbinde ſieht es abſcheulich aus. Du ſiehſt dann aus wie ein apoplektiſcher Amor.“

Frau von Baldereck dagegen fand von ihrem Standpunkt die Anſpruchsloſigkeit des geheimnißvollen Jünglings wahrhaft

rührend, und als ihre Tochter mit Bestimmtheit aussprach: „Fink ist ein ganz anderer Mann und gefällt mir viel besser", da schüttelte sie den Kopf und sagte lächelnd: „Das verstehst du nicht, mein Kind, es ist ein Adel und eine natürliche Grazie in den Bewegungen des Fremden, ein gewisser Charme, der ganz bezaubernd ist."

Der große Tag, an welchem die Tanzstunde feierlich eröffnet werden sollte, war gekommen. Hastig kleidete sich Anton nach dem Schluß des Comtoirs an und trat in Finks Zimmer, diesen abzuholen. Der Mentor untersuchte mit prüfendem Blick dem Anzug des Novizen. „Zeige dein Taschentuch," sagte er. „Bunte Seide? Schäm' dich. Hier ist eines von meinen. Gieß dir etwas Parfüm darauf. Wo sind deine Handschuhe?"

Mit solchen Lehren führte er den Freund vor das erleuchtete Haus der Baronin.

Als Anton die Treppe des Hinterhauses hinabschritt, öffnete sich die Thür von Jordans Zimmer, und Herr Specht steckte seinen Kopf am Ende eines langen Halses über die Treppe und sandte dem Collegen seinen neugierigsten Blick nach.

„Er geht," rief er in die Stube zurück, „es ist unerhört. So etwas hat sich noch nicht ereignet, so lange die Welt steht. Es sind lauter Adlige dort. Das wird eine schöne Geschichte werden."

„Zuletzt, warum soll er nicht gehen, wenn sie ihn einladen?" sprach der gutmüthige Herr Jordan, um den stummen Vorwürfen der Collegen zu begegnen. Keiner wußte etwas dagegen zu sagen, nur Herr Pix rief ärgerlich vom Sopha: „Mir aber gefällt's nicht, daß er eine solche Einladung annimmt. Er gehört in das Comtoir und zu uns. Etwas Gutes wird er unter den Schwadronirern nicht lernen. Fensterglas ins Auge kneifen und Süßholz raspeln, und das wird noch nicht das Schlechteste sein."

„Es ſoll merkwürdig bei dieſen Tanzgeſellſchaften zugehen,“ rief Specht. „Aeußerſt frivol, Liebesgeſchichten und Duelle jeden Tag. Aber Wohlfart hat immer einen Tik auf ſolche Dinge gehabt. Nächſtens wird er an einem Morgen mit ſeinen Piſtolen unterm Arm ausgehen, und wie er zurückkommen wird, das will ich gar nicht ſagen. Auf ſeinen Füßen nicht, das iſt ſicher.“

„Unſinn,“ erwiederte Pix ärgerlich, „es gibt dort nicht mehr Händel als bei andern Leuten.“

„Und franzöſiſch muß er ſprechen,“ fuhr Specht unaufhaltſam fort.

„Warum nicht ruſſiſch?“ rief Herr Pix.

Hier geriethen Herr Pix und Herr Specht in einen Streik über die Sprache, durch welche man ſich im Salon der Frau von Baldereck verſtändlich mache. Aber alle Collegen waren darin einig, daß dieſer Beſuch der Tanzſtunde für Wohlfart ein äußerſt gewagter und verhängnißvoller Schritt ſei, der unausſprechliches Unheil bereite und die geſammte menſchliche Ordnung ſtöre.

„Er iſt gegangen,“ rief die Tante, von einer Conferenz mit dem Bedienten zurückkehrend.

„Das iſt wieder ein Streich ſeines Freundes Fink,“ ſagte der Prinzipal.

Sabine ſah auf ihre Arbeit nieder. „Mich freut's,“ ſagte ſie endlich, „daß Fink ſeinen Einfluß dazu benutzt, dem Freunde ein Vergnügen zu machen. Er ſelbſt tanzt nicht gern, und ihm perſönlich iſt dies Kränzchen gewiß eher ein Opfer als eine Freude.“ Der Bruder ſah die Schweſter prüfend an, ſie nickte ihm leiſe zu. „Und wie gönne ich's Wohlfart, daß er unter Menſchen kommt! Er iſt am meiſten von allen Herren zu Haus. Faſt jeden Abend, wenn ich zu Bett gehe, ſehe ich bei ihm die Lampe brennen. Die andern haben Verwandte oder gute Freunde von früher her, er iſt ganz allein,

er hat nichts, als was dieſes Haus einſchließt. Es iſt hart, das ganze Jahr ſo zu leben."

„Er hat ſich bis jetzt brav gehalten," ſagte der Prinzipal, „wollen ſehen, ob das Dauer hat."

„Aber wie war es möglich, daß er in dieſe Geſellſchaft —" rief die Tante. „Bedenkt doch, dieſe Frau von Baldereck —"

Sabine tippte mit dem Fingerhut auf die Tiſchplatte. „Fink hat's ihnen befohlen," ſagte ſie, „und das war hübſch von ihm. Und zum Dank dafür ſoll er morgen trotz dem ernſten Geſicht meines Chefs ſein Lieblingsgericht erhalten."

„Alſo Schinken mit Burgunderſauce," rief die Tante. „Aber ich bitte dich, wie wird ſich Wohlfart unter dieſen Uniformen ausnehmen? Und wie wird er mit dieſen Lebemännern fertig werden? Er kann's ihnen nicht gleich thun. Dazu gehört doch wenigſtens Geld."

„Dafür laß ihn ſorgen," erwiederte Sabine fröhlich. „Um den grämen wir uns nicht."

„Er iſt gegangen," ſagte Karl am Abend zu ſeinem Vater. „Kleine lackirte Glanzſtiefeln, ich habe ſie geholt. Herr von Fink verbot ihm Schuhe anzuziehen. Und ein neuer Hut, Alles vom Kopf bis zu den Füßen neu. So alſo ſieht man aus, wenn man bei vornehmen Leuten tanzen will."

„Du möchteſt wohl auch tanzen gehen?" frug der Vater.

„Nein," erwiederte Karl, „aber ich möchte ſehen, wie ſie's auf einem Balle machen."

„Sieh in den blauen Mond nebenan, da kannſt du es alle Sonntage ſehen; es iſt bei den Vornehmen auch nicht anders, nur daß ſie einander etwas behutſamer anfaſſen, und außerdem mit Handſchuhen."

„Na, morgen wird's einen guten Staub in den Kleidern geben," ſagte Karl.

„Es iſt ein ſtaubiges Vergnügen," beſtätigte der Rieſe. „Es beſteht im Umwenden, es beſteht im Springen, man dreht

ſich zuerſt auf die eine Seite und hernach auf die andere. Man verſucht ſich ſelber von der Erde zu heben, was immer unmöglich iſt. Man wird heiß, man trinkt ein Glas oder auch mehre, und zuletzt wird eine Kußpolonaiſe getanzt. Wenn man heiraten will, iſt das Ding nothwendig. So weit biſt du noch nicht, bis dahin hat's noch manches Jahr Zeit."

„Aber Herr Wohlfart iſt auch noch nicht ſo weit," erwiederte Karl. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn der jetzt ein Fräulein heiratete mit zwei Schimmeln und verſilbertem Pferdegeſchirr."

„Ja, da wird wohl nichts helfen," ſagte der Vater kopfſchüttelnd, „mit Tanzen fängt's an, mit der Hochzeit hört's auf. Es iſt mir auch ſo gegangen."

„Dich hätte ich auch ſehen mögen," rief Karl.

„Oho," rief der Rieſe, „ich habe zu meiner Zeit getanzt wie ein Kreiſel, Walzer, Hopswalzer, ruſſiſchen Walzer, und im Großvatertanz hatte ich nicht meines Gleichen."

Karl ſah den Vater mißtrauiſch an. „Ja," fuhr der Rieſe vergnügt in der Erinnerung fort, „wenn der Fußboden feſt iſt und gute Kameraden dabei, ſo laſſe ich mir die Arbeit ſchon gefallen. — Es war großer Ball im Bürgerverein, ich war geladen, der Wilhelm mit, welcher damals noch ein ſchmächtiger Junge war. Ich gedenke es wie heute, ich hatte einen blauen Rock an mit blanken Knöpfen, und ſtand mitten im Saal und ſah auf die Geſellſchaft, die ſich um mich herumdrehte. Da fiel mir deine Mutter in die Augen, ach, ein niedliches Ding, wie eine Puppe ſaß ſie da; neben ihr ſaß ihr Vater als Schloſſermeiſter. „Guten Abend, Hans," rief der Schloſſer mich an, „biſt du auch da?"

„Ich ſollt's denken, Gevatter," ſagte ich und trat näher, und je mehr ich mir die Puppe beſah, deſto beſſer gefiel ſie mir. „Dies iſt meine Tochter," ſagte der Schloſſer, „du kennſt wohl das Mädel gar nicht mehr? Sie iſt zwei Jahre auf dem Lande bei der Muhme geweſen." „Wie ſie hübſch ge-

worden iſt!" ſagte ich, „ſie iſt rund und ſie iſt nett, wie gedrechſelt." Die Kleine wurde roth, und auch ich wurde feurig. „Na," ſagte der Schloſſer, „wenn du mit ihr tanzen willſt, immer zu! Greif ſie nur nicht zu hart an." „Nur zart," ſagte ich und führte ſie zum Tanz. Wir mochten wohl contrair ausgeſehen haben, das kleine Blitzmädel und ich, und ich glaube, die Leute lachten."

„Das hätteſt du nicht leiden ſollen," rief Karl, der ſich ihm gegenübergeſetzt und die Arme untergeſchlagen hatte.

„Es war nicht böſe gemeint," ſagte der Alte, „und deine Mutter geſtand mir nach den erſten Tänzen, ſie mache ſich nichts daraus, wenn auch die Leute lachten. Ja, und ſie ſagte, es tanze ſich gut mit mir. Natürlich tanzte ich den ganzen Abend mit ihr, nun erſt recht. Und beim letzten Tanz gab es ihretwegen noch einen Handel mit dem Wilhelm; denn wie er ſah, daß ich mit ihr tanzte, wollte er auch mit ihr tanzen, und wie er merkte, daß ich ihr den Hof machte und mich um ſie herumdrehte und mir in die Haare fuhr und draußen vor dem Saale beim Blumenmädchen einen Strauß für ſie kaufte und einen für mich, da kaufte er auch zwei Sträuße und drehte ſich um ſie herum wie ein Finkenhahn, bis ich ihn zuletzt bei Seite zog und ihm ſagte: „Siehſt du, Wilhelm, bei jedem Wagen, und bei jedem Faß, und bei jedem Collo ſollſt du deine Hand haben, wo ich meine habe, aber hier bei dieſer Schloſſerstochter nicht rühran!" „Warum nicht?" frug er. „Warum," ſagte ich, „weil wir Freunde ſind, Wilhelm, und ich dir keinen Puffer geben möchte, und ich dich nicht abwalken möchte vor den Leuten." „Weißt du was," ſagte er, „du biſt ſchalu." Da merkte ich, wie ich daran war. Seit dem Tage war ich verliebt. Auch du wirſt merken, wie das thut. Es macht unruhig, und es bringt in Unordnung, und es macht hitzig, und man fängt an zu ſingen, man ſchreibt Briefe und kauft ſich einen neuen Rock. So treibt's Jeder, und ſo habe ich's gemacht. Durch ſechs Wochen, dann war

die Hochzeit. Und dein Großvater beſtand darauf, daß alle Auflader dazu geladen wurden. Und beim Polterabend tanzten wir Auflader mit einander eine Kegelquadrille, und ich war der erſte Kegel. Das Haus erſchütterte ſich wohl, aber es iſt kein Unglück geſchehen, nur der Kronleuchter wurde zerbrochen."

„Potz Wunder!" rief Karl, „das hätte ich ſehen mögen; ſchade, daß ich nicht dabei war!"

„Du ungezogener Knirps," ſagte der Vater, „wie konnteſt du dabei ſein, an dich war damals noch gar nicht zu denken. Natürlich nicht, es war ja erſt die Vorbereitung."

„Wenn Wohlfart nur nicht zu ſpät nach Hauſe kommt, das kann Herr Schröter nicht leiden," ſagte Karl.

Unterdeß öffnete der Bediente die Flügelthüren zum Salon der Frau von Baldereck, und Fink und Anton betraten eine Reihe erleuchteter Zimmer, in denen ſich eine große Anzahl eleganter Damen und Herren Thee trinkend, ſchwirrend und mit den Flügeln ſchlagend durcheinander bewegte. Die Mütter und Verwandten der jungen Damen waren geladen, um der Eröffnung der Tanzſtunde beizuwohnen; Fink raunte dem Freunde noch ins Ohr: „Sei nur ſo unverſchämt, als du kannſt, es iſt Alles dummes Zeug," — und führte den Widerſtandsloſen vor das Angeſicht der Frau vom Hauſe.

Anton wurde huldreich empfangen, machte ſeine Verbeugung und ſah in ſeiner Angſt nicht, daß die Blicke des Kreiſes, in den er getreten war, ſich mit wahrhaft unverſchämter Neugierde auf ihn hefteten. „Ich werde Sie der Gräfin Pontak vorſtellen," ſagte ſeine gütige Patronin und führte den Schützling, der tief Athem holte, vor die Füße einer hagern langen Frau von unbeſtimmtem Alter, welche auf einem erhöhten Platz, von Damen und Herren umgeben, thronte. „Liebe Betty, hier Herr Wohlfart." Anton ſah in dieſer Angſtſtunde, daß die liebe Betty eine lange pergamentene Naſe, wenig Lippen und ein recht hartes abſtoßendes Geſicht beſaß, er

fühlte zwei ſtechende Blicke an ſeinem Geſicht herumpicken und ſenkte ſein Haupt halb zum Gruß, halb mit der Ergebenheit eines Kriegsgefangenen. Die Gräfin ſaß kerzengerade bei ſeiner Verbeugung und frug von ihrer Höhe mit gleichgültiger Stimme: „Sie ſind ein Freund des Herrn von Fink?“

„Zu Befehl, Frau Gräfin,“ antwortete Anton.

„Und Sie leben noch nicht lange hier in der Stadt?“ Jedes Geſpräch in der Nähe hörte auf, mehr als zwanzig Augen ſtachen den armen Anton.

„Doch ſchon einige Jahre,“ antwortete Anton wieder.

„Sie ſind ja wohl ein Ausländer?“ fuhr Betty in gemüthvoller Converſation fort.

„Ich bin in dieſer Provinz geboren und erzogen,“ antwortete Anton.

Ein „So?“ kam eiſig von den Lippen der Dame. „Und woher?“

„Aus Oſtrau,“ erwiederte Anton ſchnell das Haupt erhebend. Das Verhör wurde ihm drückend, er wußte ſelbſt nicht, weshalb, und ſeine Schüchternheit verflog vor dem aufſteigenden Aerger.

„Mein Freund, ſtolze Herrin, iſt ein halber Slave,“ ſagte Fink, zur rechten Zeit dazwiſchen tretend, „obgleich er leidenſchaftlich dagegen proteſtirt, wenn man an ſeiner deutſchen Herkunft zweifelt. Dafür macht er Hoffnung, dereinſt ein guter Engländer zu werden. In dieſem Augenblick theilt er meinen Wunſch, Gnade vor Ihren Augen zu finden. Ich empfehle ihn Ihrer Huld; Sie haben ſoeben eine Probe von Ihrem Talent gegeben, fremder Menſchen Natur zu erforſchen; gönnen Sie jetzt meinem Freunde, was wir alle an Ihnen bewundern, Ihre ſanfte Nachſicht mit fremder Unvollkommenheit.“ — Die Frauen lächelten, einige der Herren wendeten ſich ab, um ihr Lachen zu verbergen, und Betty ſaß mit geſträubten Federn da, wie ein Raubvogel, dem ein größerer ſeine Beute abgejagt hat.

Anton eilte, ſich dem Blick dieſer Gruppe zu entziehen, er ſchlüpfte in eine andere Ecke und gedachte ſich durch ruhiges Beobachten der Geſellſchaft von der Anſtrengung ſeiner Präſentation zu erholen. Da ſchlug ein Batiſttuch leicht an ſeinen Arm und eine dreiſte Mädchenſtimme frug: „Herr Wohlfart, kennen Sie Ihre alten Freunde nicht mehr? Es iſt das zweite Mal, daß ich Sie zuerſt grüßen muß.“

Anton wandte ſich ſchnell zur Seite. Vor ihm ſtand eine hohe ſchlanke Geſtalt mit blondem Haar und großen tiefblauen Augen, welche ihm lächelnd ins Geſicht ſah. So ſprechend war der Ausdruck des Entzückens auf Antons Antlitz, daß Lenore ſich nicht enthalten konnte, ihm freundlich zuzunicken und zu ſagen: „Ich freue mich, daß Sie hier ſind. Die Herren ſind mir alle fremde Geſichter. Aber wie kommen Sie hierher?“

Anton erklärte das in einer Stimmung, welche ihn faſt der Herrſchaft über ſeine Worte beraubte, verloren im Anblick des Fräuleins, welches jahrelang, ohne es zu wiſſen, in ſeiner Dachſtube unumſchränkt geherrſcht hatte. Wie war ſie in der letzten Zeit groß, voll und ſchön geworden! Und das luftige weiße Kleid und der Blumenkranz von nie dageweſenen Blumen im Haar! Mächtig glänzte das Auge in dem entzückenden Geſicht, und ihre Haltung war die einer Fürſtin.

Schnell waren Beide in eifrigem Geſpräch, es war zum dritten Mal, daß ſie einander ſahen, aber ſie hatten ſo viel zu erzählen, als hätten ſie Jahre gemeinſam verlebt.

„Wir werden heute alle durcheinander tanzen und uns um unſern Tanzmeiſter gar nicht kümmern,“ ſagte endlich das Fräulein. „So iſt mir's am liebſten. — Sie dürfen jetzt nicht länger mit mir allein ſprechen, unterhalten Sie ſich mit andern Damen. Ich gehe zu meiner Mutter. Wenn die Muſik anfängt, kommen Sie zu mir, ich werde Sie der Mama vorſtellen.“

So winkte ſie ihm gnädig zu und ſchritt majeſtätiſch durch den Saal in einen Kreis von Frauen.

Jetzt war Anton gefeit gegen alle Schrecken der Gesellschaft, seine Befangenheit war verschwunden, eine angenehme Begeisterung erfüllte ihn. Was konnten ihm noch diese hell gekleideten, buntgebänderten Gestalten sein, welche um ihn hüpften, oder fest gewurzelt standen? Sie waren ihm gleichgültig, wie eine Schaar kleiner Vögel, oder wie die Pflanzen auf der Wiese. Er suchte schnell Fink auf und ließ sich von ihm einem Dutzend Herren vorstellen, ohne irgend einen Namen der Vorgestellten zu behalten. Darauf bat er Fink sofort, ihn zu einzelnen der jungen Damen zu führen.

„Hast du mit der Tochter vom Hause gesprochen?" frug Fink.

„Nein," sagte Anton lustig.

„Schnell hin, Unseliger," ermahnte Fink, „mache dich gefaßt auf schlechte Behandlung.

„Ist mir ganz einerlei," sprach Anton, den Arm seines Freundes drückend, diesem ins Ohr, während er vor Fräulein Eugenie aufgestellt wurde.

Das Fräulein war so kalt gegen Anton, als sich nach der langen Vernachlässigung nur irgend erwarten ließ. Er hatte Mühe, einige kurze Antworten zu erlangen, und wurde durch den Anblick ihres Hinterzopfes beglückt, sobald Lieutnant von Zernitz an sie herantrat.

Auch diese Niederlage bekümmerte ihn nicht. In seiner Nähe waltete Frau von Baldereck und beobachtete mit einem Auge die Gesellschaft, mit dem andern ihre Tochter und mit dem unnennbaren sechsten Sinn, welchen die Fledermäuse in so ausgezeichnetem Grade besitzen sollen, Herrn von Fink. Schnell trat Anton an sie heran und bat, ihn mit einem rosafarbenen Wesen, welches braunes Haar und silberne Kornähren zu tragen schien, bekannt zu machen.

„Sie meinen Comteß Lara?" frug die Dame vom Hause.

Natürlich verneigte sich Anton bejahend, Lara, Tara oder Gutgewicht war ihm in diesem Augenblick ganz unwesentlich. Die Comteß sah ihn befremdet an, er aber sprach mit ge-

müthlicher Wärme in sie hinein, von den Freuden der zu erwartenden Tanzstunde, von der allerliebsten Decoration des Salons und wie schön man jetzt Säle auszuschmücken wisse, und von dem neuen Wintergarten in Paris, den er am Tage zuvor aus irgend einer Zeitung kennen gelernt hatte. Er schilderte ihr Springbrunnen und Glaskuppeln und vergoldete Gitter und künstliche Felsen mit tropischen Pflanzen und kleine Salamander, welche zur Freude des Publicums dazwischen umherschlüpfen, Alles mit einem Feuer, daß die kleine Dame in Rosa nach und nach aufthaute und endlich, als er bei den Eidechsen angekommen war, ebenfalls beweglich wurde und ihrerseits von zwei Feuermolchen erzählte, die sie einmal auf einem Stein gesehen, und von dem Entsetzen, das sie ihr eingejagt. Wenn sie Anton gesagt hätte, daß die beiden Molche mit untergeschlagenen Beinen auf dem Felsen gesessen und Bier aus einem Deckelglase getrunken hätten, so wäre ihm auch das als ein alltägliches Ereigniß aus dem Nachtgebiete der Natur erschienen. Da gerade, als Anton wieder den Uebergang machte vom Molch zu einer großen Ausstellung von Kürbissen, welche einige Wochen zuvor in der Stadt gewesen war, da dröhnte die Pauke, da schmetterte die Trompete, und das rosafarbene Kleid sowie die silbernen Aehren versanken vor seinen Augen in den Boden, er machte eine kurze Wendung und verließ das betroffene Fräulein, bevor er seine Rede geendet hatte.

Dort stand seine Königin im Gespräch mit ihrer Mutter, welche, jetzt kleiner als die hoch aufgeschossene Gestalt der Tochter, zu dieser aufsehen mußte. Der kriegerische Trotz Antons verschwand, als er vor die Baronin trat. Das waren die feinen Züge, das unaussprechlich vornehme Wesen, welches ihn einst so sehr in Erstaunen gesetzt hatte. Die letzte Vergangenheit hatte die Schönheit der Baronin nicht vermindert, und die Nähe, in welcher Anton sie jetzt betrachtete, erhöhte den Zauber, den ihre Erscheinung auf ihn ausübte. Die er-

fahrene Frau ſah mit dem erſten Blick in Anton einen Neuling der Geſellſchaft, ſeine Annäherung zeigte einen Ueberfluß von Hochachtung, und ſein Hut, den er im Arme hielt, war von dem Druck wollig geworden und ſah aus wie mit einem Pudelfell überzogen.

„Dies iſt Herr Wohlfart," ſagte Lenore mit einer empfehlenden Handbewegung, „hier iſt der Herr, um deſſen willen du mich ſchon einmal ausgeſcholten haſt. Ja, mein Herr, ich habe damals, als ich Sie zuerſt ſah, von Mama Schelte bekommen, weil ich Sie ſo lange in unſerm Garten aufgehalten hatte."

„Das macht mich ſehr unglücklich," erwiederte Anton mit dem Ausdruck eines unſäglichen Leidens. „Ach, Sie können nicht ahnen, Frau Baronin, wie glücklich ich damals durch die Theilnahme des gnädigen Fräuleins geworden bin; ich ging zu fremden Menſchen und in eine ungewiſſe Zukunft. Ihre freundlichen Worte haben wir Muth gegeben. Und oft ſind ſie mir ſeitdem in einſamen Stunden wieder in die Erinnerung gekommen, als eine gute Prophezeiung für meine Zukunft."

„Sie wiſſen das ſo rührend zu ſagen," rief Lenore ihn unverwandt anſehend.

Die Baronin hörte verwundert den Erguß Antons und betrachtete den gefühlvollen Tänzer mit einer Neugierde, die nicht ohne leiſes Unbehagen war. Lenore aber unterbrach die beginnende Unterhaltung Antons mit ihrer Mutter, indem ſie unruhig ſagte: „Man tritt an, wir müſſen zum Tanz." Anton ergriff ihre Hand mit den Fingerſpitzen und führte ſie in den Kreis der tanzenden Paare.

„Er walzt erträglich, etwas ſpießbürgerlich, zu viel Zirkel, aber es iſt Haltung darin," brummte Fink.

„Ein diſtinguirtes Paar," rief Frau von Baldereck in der Nähe der Baronin von Rothſattel, als Anton und Lenore vorbei walzten.

„Sie ſpricht zu viel mit ihm," ſagte Frau von Rothſattel zu ihrem Gemahl, welcher in dieſem Augenblick zu ihr trat.

„Mit ihm?" frug der Freiherr, „wer iſt der junge Mann? Ich habe das Geſicht noch nicht geſehen."

„Er gehört zu den Pourſuivants des Herrn von Fink, er iſt nicht von Familie, er ſoll reiche Verwandte in Amerika oder Rußland haben. Mir gefällt das Entrée für Lenore nicht."

„Nun," erwiederte der Freiherr, „er hat das Ausſehen eines friſchen Jungen. Für dieſes Kindervergnügen iſt eine ſolche Geſtalt immer noch beſſer als die alten Knaben, die ich hier im Kreiſe ſehe. Die Jüngeren amüſiren ſich und ihre Tänzerinnen, während Benno Tönnchen ſich nur beluſtigen wird, wenn er die Mädchen roth macht, oder ihnen das Rothwerden abgewöhnt. Lenore ſieht recht gut aus. Ich gehe zu meinem Whiſt, laß mich rufen, wenn du den Wagen befiehlſt."

Anton hörte nichts von Allem, was über ihn und ſeine Tänzerin geſprochen wurde, und wenn die Geſellſchaft um ihn herum ſo laut geſummt hätte, wie die große Glocke am höchſten Kirchthum der Stadt, er hätte nichts gehört. Der Erdball war für ihn ſehr klein geworden, nicht größer als der Kreis, den er mit ſeiner Tänzerin durchmaß, was etwa noch außerhalb exiſtirte, war Finſterniß, Oede, ein Nichts, nur was er im Arm halten durfte, das nahm alle ſeine Sinne gefangen. Das ſchöne blonde Haar, ſo nahe an ſeinem Haupt, daß er mit ſeinen Locken die ihren berühren konnte, ihr warmer Athem, der ſeine Wange ſtreifte, der unſägliche Reiz des hellen Handſchuhes, der ihre weiche Hand verſteckte, das Parfüm ihres Taſchentuches, die rothe Blüthe, welche vorn am Kleide befeſtigt war, das ſah und empfand er, und ſonſt nichts. Wenn ſie im Tanz ſich vertrauend von ſeinem Arm umſchlingen ließ, wenn ſie ihn fröhlich anſah auch während des Tanzes, wenn er ſie athemlos anhielt und ſie ſich langſam von ſeiner Hand löſte, ein Armband zurecht rückte oder ihr allerliebſtes Taſchentuch einen Augenblick an den Mund hielt, wie reizend waren

nicht alle ihre Bewegungen. Wie bezaubernd der freundliche Gruß ihrer Augen oder ihr leiſes Lächeln, wenn Anton etwas ſagte, was ihr gefiel.

Und er hatte das Glück, ihr zu gefallen; ſie ſagte ihm, er ſpreche allerliebſt und es höre ſich ihm gut zu. Ach, was er plauderte, war gleichgültig, er hätte vielleicht nicht weniger Erfolg gehabt, wenn er von den Neuſeeländern oder dem Kaiſer von Japan geſprochen hätte. Denn nicht was er erzählte, ſondern wie er es ſagte, die ſtille Huldigung ſeiner Augen, der bebende Ton ſeiner Stimme, das drang ſchmeichelnd in die Seele ſeiner Tänzerin.

Die Pauke ſchwieg, der Trompeter ſetzte ſein Blech ab, der Erdball löſte ſich auf in ein lichtloſes Chaos. „Schade!“ rief Lenore, als die letzte Note verklungen war.

„Ich danke Ihnen für dieſes Glück,“ ſagte Anton, als er das Fräulein an ihren Platz führte.

Als er jetzt unter den fremden Menſchen umhertrieb, wie ein ſteuerloſes Schiff unter rauſchenden Wellen, trat Fink zu ihm und ſagte: Höre, du Duckmäuſer, entweder haſt du ſüßen Wein getrunken, oder du biſt ein heimlicher Intrigant. Woher kennſt du die Rothſattel? Du haſt mir ja nie etwas von der Bekanntſchaft geſagt. Sie iſt eine hübſche Figur und hat ein claſſiſches Geſicht. Hat ſie denn auch Verſtand?“

Anton hätte in dieſem Augenblick ſeinem Freund erklären können, daß er ihn auf's Tiefſte verachte. Eine ſolche Roheit des Ausdrucks konnte nur aus einem ganz entmenſchten Gemüth kommen.

„Verſtand?“ erwiederte er und ſah Fink mit einem Blick tödlicher Feindſchaft an; „wer daran zweifeln kann, muß ſelbſt ſehr wenig beſitzen.“

„Nun, nun,“ ſagte Fink erſtaunt, „ich bin nicht in dieſer troſtloſen Lage. Ich finde das Mädchen, oder was ihrer würdiger ſein wird, das junge Fräulein ſehr einnehmend, ja, um in der Sprache eines gebildeten Menſchen die Wahrheit

zu ſagen, ungewöhnlich liebenswürdig, und wenn ich nicht anderweit kleine Verpflichtungen hätte, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht genöthigt würde, das Fräulein, deſſen Namen ich ſoeben auszuſprechen wagte, für die Herrin meines Herzens zu erklären. So freilich darf ich ſie nur von fern bewundern."

Fink war doch nicht ſo ſchlecht. Er war in ſeinen Ausdrücken nicht immer gewählt, aber er hatte im Grunde ein ſehr richtiges Gefühl und ein treues Gemüth. Deshalb faßte Anton ſeinen Arm, drückte ihn kräftig und ſagte: „Du haſt Recht."

„Wirklich?" fuhr Fink wieder in ſeiner gewöhnlichen Weiſe fort. „Na! du fängſt gut an, ich will mich lieber mit einem Stück brennendem Schwefel in ein Pulverfaß ſetzen, als mit dir und deinem ſchüchternen Weſen. Uebrigens vergiß nicht, Fräulein Eugenie zum nächſten Tanz aufzufordern, du wirſt einen Korb bekommen, denn ſie iſt bereits engagirt. Du haſt dich bis jetzt gut gehalten, fahr' ſo fort, mein Sohn."

Und Anton fuhr fort ſeinem Lehrer Ehre zu machen. Wohl war er berauſcht, aber durch einen ſtärkern Trank als ſüßen Wein. Die Muſik, die Aufregung des Tanzes und das fröhliche Geſchwirr um ihn herum ſteigerten ſeine Begeiſterung, er fühlte ſich den ganzen Abend ſicher, ja übermüthig, und betrug ſich, einige kleine Verſtöße abgerechnet, wie einer, der täglich von Wachskerzen und ſervirenden Dienern umgeben iſt. Er wurde bemerkt, er machte als Fremder einiges Aufſehen. Dunkle Sagen von ſeinen geheimnißvollen Verbindungen flogen aus einer Ecke des Saals, wo Mütter prüfend und richtend zuſammenſaßen, bis in die andere. Es wurde unzweifelhaft, daß dies heitere und harmloſe Sichgehenlaſſen die Folge eines ganz beſondern Selbſtgefühls war. Er erfuhr Zuvorkommenheit von den älteren Frauen, bald auch von einzelnen Herren.

Und endlich kam der Cotillon. O du längſter und merkwürdigſter aller Tänze! du halb Spiel und halb Tanz! reizend wenn du die einzelnen Paare im Kreiſe umhertreibſt, noch

reizender, wenn du ihnen erlaubst, ungestört und ein wenig versteckt zu plaudern. Wir hören, daß du dem Geschlecht der Gegenwart für veraltet und spießbürgerlich giltst. Wankelmüthiges Jahrhundert! Wissenschaft und Staatskunst werden nichts Neues erfinden, was so vielfachen Bedürfnissen des Menschengeschlechts Genüge thut, als du. Da ist das kindliche Gemüth, es kann sich als Pyramide aufstellen, es kann sich in Schlangenwindungen umherdrehen, es kann hier- und dorthin laufen, alte Herren vom Spieltisch zu Extratouren holen, es kann auf dem Stuhle sitzend drei bis vier junge Damen verächtlich vor sich stehen lassen, es kann von Tanzlust ergriffen plötzlich aufspringen, irgend eine Dame ergreifen und im Kreise umhertanzen, und kein Mensch kann es ihm verwehren. Da sind höher strebende Naturen, welche Gefühl haben oder Ehrgeiz oder Bosheit und Menschenhaß, allen bist du gefällig. Du gibst jedem Herrn das Recht, sich mehr als einmal eine Tänzerin nach seinem Herzen zu suchen, du erlaubst jeder Dame, in der allerzartesten Weise anzudeuten, welche zwei oder drei Herren ihre höchste Achtung genießen, du vertheilst an strebsame Cavaliere Schleifen und Orden, du hefteſt massenhafte Blumensträuße vor die Brust der gefeierten Dame. Du läßt aber auch verschmähte Herren zähneknirschend umherlaufen und sich irgend eine Surrogattänzerin suchen; du offenbarst die Lieblinge der Gesellschaft, aber du machst den Unbekannten und Unbeliebten noch einsamer und verlassener. Wenn du beginnst, werden die Blicke der Mütter besorgt, die Nasen vieler Tanten spitz. Du kindischer, lustiger, endloser Tanz! wie viel Glückliche hast du gemacht, wie viel stille Thränen hast du verursacht, wie manches Brautpaar hast du zusammengeführt, und welche Qualen der Eifersucht hast du erregt! Freilich hast du auch endlosen Staub aufgerührt, zahllose Toiletten unscheinbar gemacht, und manche grimmige Feindschaft hervorgerufen. So bist du in deiner Blüthezeit gewesen, die Freude der Jugend, die große Angelegenheit der Mütter,

die Furcht der ermüdeten Väter, ein Greuel nur für die Muſiker.

Als dieſer vielſeitige Tanz herankam, ſuchte Anton wieder in Lenorens Nähe zu kommen; er bat ſie um den Tanz.

„Ich wußte, daß Sie mit mir tanzen würden," ſagte ſie aufrichtig; er holte ihr einen Stuhl, ſchob ſich neben ſie und war ſelig. Und als er die Aufgabe hatte, in der Tour eine fremde Dame zu laden, dieſer etwas zu ſchenken, was in einem Körbchen mitten im Kreiſe aufgeſtellt war, und darauf mit ihr zu tanzen, da gab er der Welt die energiſche Erklärung ab, daß für keine andere Dame die Möglichkeit irgend einer Stellung in ſeinem Herzen vorhanden ſei: er holte ſein Geſchenk aus dem Korbe, wartete bis ſeine Tänzerin auf ihren Platz zurückkam, und überreichte dann ihr die rothe Schleife. Das war für Beide der größte Augenblick in dem ganzen großen Abend.

Was darauf folgte, war nur undeutliches Traumgeſicht. Er ſah ſich mit Fink Arm in Arm durch den Saal ſchlendern, er hörte ſich mit ihm und andern Herren über Allerlei ſprechen und lachen, er bemerkte ſich vor der Dame vom Hauſe einen Dank murmeln und eine Verbeugung machen; es kam ihm vor, als ob ein Diener den Paletot überreichte, worauf er in die Taſche griff und ihm etwas in die Hand drückte. Schattenhaft und unklar waren alle dieſe Begebenheiten. Nur Eins ſah er noch deutlich, einen weißen Damenmantel mit einem ſeidenen Capuchon und einer Quaſte daran, o dieſe Quaſte, ſie war unſäglich entzückend! Noch einmal fiel ein Blick aus den großen Augen voll und glänzend auf ihn, und er hörte von ihren Lippen noch ein leiſes Flüſtern, wie „gute Nacht". Das Uebrige war wieder ein nichtsſagender Traum, daß er neben Fink die Treppe herunterſtieg und die ſpöttiſchen Reden des Freundes nur mit halbem Ohr hörte, daß er in ſeiner kleinen Stube ankam, die Lampe anzündete und ſich umſah, ob er auch wirklich hier wohne, und daß er ſich lang-

ſam entkleidete, ſich noch in ſeinem Bett wunderte, daß er all dieſe Herrlichkeit erlebt hatte, und endlich ermüdet einſchlief. Und ein Traum war's, daß ſein Hausgeiſt, die gelbe Katze, ſich auf ihrem Poſtament hoch aufrichtete und den Kopf ſchüttelte über den langen Zug fremdartiger Bilder und Gefühle, welche in der friedlichen Stube eingekehrt waren.

2.

Seit dieſem großen Abend hatte die Tanzſtunde regelmäßigen Verlauf. Als Anton das Fegefeuer der Einführung beſtanden hatte, fühlte er ſich unter den Florkleidern, den vornehmen Namen und den Sophakiſſen mit geſtickten Wappen bald heimiſch. Er ſelbſt wurde ein nützliches Mitglied des Kränzchens, und zwar durch die bürgerlichſten aller Tugenden, durch Ordnung und Pflichttreue. Und das ging ſo zu. Das Kränzchen war keine gewöhnliche Tanzſtunde, denn bei ſämmtlichen Theilnehmern wurden die erſten Anfänge der Kunſt vorausgeſetzt; es hatte vielmehr den Zweck, einige neue Tänze einzuüben und nebenbei eine Vereinigung der befreundeten Familien in bequemer Façon hervorzubringen. Nun ergab ſich bald, daß die bequeme Façon allerdings nach Finks Herzen war, das Einſtudiren neuer Tänze aber von ihm und mehren ſeiner Kameraden mit einer ſträflichen Lauheit betrieben wurde. Er kam oft gegen Ende der Tanzſtunde, er betrachtete den Salon nur als eine Gelegenheit, die jüngeren Damen zu necken und ſich mit den reiferen Schönheiten eine Stunde zu unterhalten; er vertrat zum Entſetzen des Tanzmeiſters den Grundſatz, wo man im Tanz nicht mit dem gewöhnlichen Schritt fortkomme, ſei das einfache Pas des Galopps für alle Fälle gut genug, und das einzige Vergnügen bei unſern Tänzen ſei, regelmäßig aus dem Takt und wieder hineinzukommen. „Aber, Herr von Fink," klagte der Tanzmeiſter, „das heißt nicht mehr tanzen; dabei iſt keine Kunſt."

„Es soll auch keine dabei sein," sagte Fink, „was hat die Kunst mit unserm Tanzen zu thun? Was Sie die Jugend lehren, ist weiter nichts als eine gesellschaftliche Rotation um einen imaginären Mittelpunkt. Mir ist das langweilig, ich gehe deshalb in Kometenbahn." Und er blieb dieser Ansicht getreu, er zwang die unglücklichen Opfer, welche er zu engagiren sich herabließ, sich quer durch die Reihe der Tanzenden zu stürzen, aus einer Ecke des Saals in die andere, aus dem Takt, wieder in den Takt, wie es seiner Laune passend schien.

Gegenüber dieser excentrischen Auffassung, welche leider in dem Kränzchen zahlreiche Anhänger fand, zeigte Wohlfart die Regelmäßigkeit eines Mannes, der mit Entzücken seine Pflicht thut, er erschien pünktlich, er machte jedes Pas, er tanzte jeden Tanz, er war immer in guter Laune und fand eine Freude darin, vernachlässigte junge Damen zu engagiren. Da bei der Sorglosigkeit Finks und seiner Genossen schnell Mangel an Tänzern eintrat, wurde Anton in Kurzem eine anspruchslose Hauptstütze des Salons, Liebling des Tanzmeisters und ein Vertrauter der jungen Damen, durch welchen heimliche Wünsche von den hellen Rändern des Saals zu der dunklen Mitte getragen wurden. Er selbst war in diesen Stunden ein seliger Mann, und die freudige Verklärung, welche auf ihm lag, fiel jungen wie älteren Damen als etwas Ungewöhnliches auf. Die einen wurden in der Ueberzeugung bestärkt, daß er ein guter Junge sei, und die letzteren in der keineswegs entgegengesetzten Ueberzeugung, daß er ein unbekannter Prinz sei. Er selbst wußte am besten, warum er so glücklich war. Alle seine Gedanken und Bewegungen bezogen sich im Stillen auf sie, die unbestrittene Herrin seines Herzens. Alle andern Tänze und jede Unterhaltung mit einer Dritten betrachtete er nur als gesellschaftliche Schnörkel, die er mit der Feder seines Herzens um den einen Namen beschrieb. Und er diente nicht ohne Erhörung. Er wurde von ihr wie ein alter Freund unter Fremden behandelt. Sie bat ihn leise, einen oder den andern Tanz

mit ihr zu tanzen, ja ſie bat ihn ſogar einmal, zu Gunſten eines neu angekommenen Vetters auf ſeine Rechte zu verzichten. Und ſie freute ſich, als Anton über dies Ereigniß grenzenlos betrübt war, keine andere Dame aufforderte, ſondern ſtill den Tanzenden zuſah. Niemals entfernte er ſich, bevor ſie den Saal verlaſſen hatte, dann ſtand er unweit der Thür, um noch die letzten Aufträge, einen Gruß, einen Blick ihres glänzenden Auges zu erhalten. Und auch ihr Auge flog, ſo oft ſie in den Saal trat, ſuchend in den Kreis der ſchwarzröckigen Herren, bis ſie Antons braunen Kopf erkannt hatte; dann erſt fühlte ſie ſich heimiſch in dem erleuchteten Raum.

Auch mit vielen der Herren kam Anton in ein freundliches Verhältniß. Fink beeilte ſich, ihn bei Feroni einzuführen. Zwar gefiel ihm Manches an ſeinen neuen Bekannten nicht, ihre Urtheile waren zuweilen roher, als ihm behaglich war, und er hatte mehre von ihnen bald in Verdacht, herzlich ungebildet zu ſein. Aber ihre Art zu ſprechen und ſich zu geberden imponirte ihm doch, vor Allem eine gewiſſe ritterliche Atmoſphäre, die ſie umgab, etwas Salonduft, etwas Stallluft und viel von dem Aroma der Weinſtube. Da Anton eine harmloſe Laune bewies, der nächſte Bekannte des mächtigen Fink war und zuweilen eigenen Willen zeigte, wenn er nach Mitternacht gegen eine vorgeſchlagene letzte Flaſche proteſtirte, oder die abweſenden Damen gegen eine übermüthige Kritik mit frommem Ernſt vertheidigte, ſo erhielt er unter den andern Herren der Tanzſtunde den Ruf eines guten Kerls.

Gleich in den erſten Wochen hatte Anton Gelegenheit, ſeine angebetete Tänzerin in einer Situation zu ſehen, welche die gewaltigſten menſchlichen Leidenſchaften aufregte. Die jüngeren Damen des Kränzchens waren natürlich unter einander alle ein Herz und eine Seele, jedoch verſtand ſich von ſelbſt, daß einige in der Stille andere nicht recht leiden konnten. So entſtanden Parteien. Bald bildeten ſich zwei große Bundesgenoſſenſchaften, zwiſchen denen einzelne hin und her ſchwankten, die aber im

Ganzen feſt zuſammenhielten und im Geheimen ſtarke Antipathien gegen die Gegenpartei nährten. Es kam ſo weit, daß an einem Abend ſämmtliche Damen der einen Partei eine weiße Camellie in der Mitte ihres Ballſtraußes trugen und ein ſehr auffallendes hellbraunes Band von dem Strauß herunterhängen ließen; dies hatte zur nothwendigen Folge, daß die Gegenpartei am nächſten Abend mit rothen Camellien im Strauß erſchien und ein grünes Band darum wand. An der Spitze der Braunen ſtand Lenore, das Haupt der Grünen war Eugenie, die Tochter des Hauſes. Im Vertrauen geſagt, die Grünen waren unerträglich. Sie machten Anſprüche ohne Berechtigung, ſie waren moquant, ſie gaben ſich das Air, älter zu ſein als die Braunen. Weil Hulda Werner und Mechthild Fiorelli den Winter zuvor in der Reſidenz geweſen waren und auf den Hofbällen getanzt hatten, und weil Fanny Mareſchalk bei einem lebenden Bild die Genoveva dargeſtellt hatte, mit ihrem kleinen Bruder und einem Rehkalb zur Seite, die durch Bänder an die hölzerne Raſenbank feſtgebunden waren, deshalb erhoben ſie ſolche Anſprüche. Zu den Braunen gehörten Theone Lara und die reizende Hildegard Salt, zwei innige Freundinnen, die immer Arm in Arm gingen, gleiche Ballroben trugen, und im Anfange des Winters geſchworen hatten, einander nie zu verlaſſen, ein Schwur, gegen deſſen Erfüllung ſich die einzige Schwierigkeit erhob, daß ihre Eltern den Sommer über in den beiden entgegengeſetzten Ecken der Provinz wohnten. Beide waren ſchwärmeriſche Naturen, die alle Gefühle mit einander theilten, Beide ſangen, Beide ſpielten den Flügel, Beide liebten dieſelben Dichter, Beide hatten einen unüberwindlichen Abſcheu vor Herren mit Kinnbärten, Beide ſaßen wie zwei Sympathievögel zuſammen und fanden ihr höchſtes Glück darin, einander die Gefühle ins Ohr zu flüſtern, die ihnen das Benehmen eines Herrn erregte oder das melancholiſche Vorſpiel eines Walzers. Dieſe Beiden ſchloſſen ſich bald innig an Lenore Rothſattel; ſie, Valeska Panin und Hortenſe Leloup

bildeten den Mittelpunkt der braunen Partei; Lenorens ſtattliche Größe ragte aus dem Kreiſe dieſer Getreuen hervor, wie die Geſtalt eines Häuptlings unter ſeinen Kriegern. Wenn ein Tanz beendet war, machte ſich's von ſelbſt, daß die Braunen zuſammentraten; wenn ſie in der Quadrille gegen einander tanzten, ſo erhoben ſie unmerklich ihren Strauß und grüßten einander.

Natürlich war Anton braun, braun vom Kopf bis zum Fuß, und als er über ſeine Gemüthsſtimmung ein offenes Bekenntniß ablegte, indem er an einem Abend in braun und weiß geſtreifter Ballweſte erſchien, wurde er in der erſten Tour des Cotillons von allen Damen der Partei auf Verabredung geholt, ein Ereigniß, welches ſogar bei den Ehrendamen am Rande des Salons große Aufregung hervorbrachte. Es thut dem wahrhaftigen Geſchichtſchreiber leid, zu melden, daß Fink unter die Grünen gerechnet wurde, nicht unbedingt, denn er behandelte, wie die Braunen behaupteten, ſeine grünen Tänzerinnen ſehr nachläſſig; aber da Eugenie Baldereck ſeine Dienſte vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, ſo war es, wie Anton entſchuldigend ſagte, ſeinem Freunde nicht möglich, ſich dem Einfluß dieſer Farbe ganz zu entziehen. Nun begab ſich Folgendes.

Theone Lara hatte ein Tagebuch, in das ſie ihre Empfindungen mit einer ſchwarzen Krähenfeder durch winzig kleine Buchſtaben einzeichnete. Außer der bereits früher erwähnten Geſchichte von den zwei Molchen ſtand alles Andere darin, was ihr Herz jemals erregt hatte, ihre Anſichten über die Natur, die Menſchen und das Kränzchen. Es war ihr höchſter Schatz. In einer himmliſchen Stunde hatte ſie Hildegard Salt in die Geheimniſſe dieſes Buches eingeweiht, Beide hatten einander geküßt und viel geweint und über dieſem Buche ewige Freundſchaft beſchworen. Von da ab führten Beide das Tagebuch gemeinſchaftlich. Ihre vertrauteſten Gefühle, die allergeheimſten Bemerkungen waren darin aufgezeichnet. Nach einem Kränzchenabend, wo Lenore ſehr nett gegen ſie geweſen war, ſchloſſen

ſie ihr Herz auch gegen dieſe auf und zeigten ihr wenigſtens einige Blätter des Buchs. Seit der Zeit hatte auch Lenore zuweilen den Vorzug gehabt etwas hineinzuſchreiben. Da aber ihre Stärke nicht ſowohl war, Gefühle aufzuzeichnen, als vielmehr Geſichter und lächerliche Männchen zu malen, ſo hatte ſie einige Karrikaturen hineingeſetzt, und Hildegard, welche Gedichte machen konnte, hatte zu jedem Bilde einige Zeilen gedichtet. In dieſes theure Buch durfte kein fremdes Auge blicken, Niemand durfte das Heiligthum ſehen und berühren. Theone trennte ſich niemals davon. Am Tage und in der Nacht trug ſie es bei ſich. Bei Nacht lag es unter ihrem Kopfkiſſen, und während die Kammerjungfer ſie anzog, ſteckte ſie es heimlich oben in den Schnürleib hinein und trug es an ihrem warmen unſchuldigen Herzen. Es war ein ganz kleines dünnes Buch in carmoiſine Seide gebunden. Wenn Hildegard ſie zärtlich anſah, oder Lenore ſie mit dem Ballſtrauß auf den Arm ſchlug, ſo deutete ſie mit dem Finger heimlich auf ihre Bruſt. An dieſem Abend hatte ſie das Buch wieder an ſeine Stelle geſchoben, während der erſten Tänze hatte ſie es deutlich gefühlt. Nach einer Quadrille fühlte ſie danach, das Buch war verſchwunden.

Es war verſchwunden, es war nicht mehr an ihr, es mußte während des Tanzens hinausgeſprungen oder hinabgeglitten ſein bis auf den Fußboden. Wie ſo etwas möglich war, iſt ihr ſelbſt und allen Betheiligten ewig ein finſteres Räthſel geblieben. — Sie war einer Ohnmacht nahe; kaum vermochte ſie Hildegard bei Seite zu ziehen und ihr das Schreckliche zu klagen. Hildegard rief Lenoren, vernichtet ſtanden die Drei neben einander. Das Bundesheiligthum war verloren, es war in fremde Hände gefallen, ja entſetzlich zu denken, vielleicht ſogar in die Hände der Grünen. Auf jeder der letzten Seiten waren ſchelmiſche Bemerkungen, ſämmtliche Herren waren darin aufgeführt, mit fremden Namen zwar, Fink hieß Zeiſig, Tönnchen Nußknacker, aber wer konnte dafür ſtehen, daß ſie nicht dieſe Chiffreſprache herausbrachten? Und was mußte dann

geſchehen! Es war Untergang, Ruin der Tanzſtunde, Familienzwiſt, Auflöſung aller menſchlichen Bande. Theone ſaß verſtört, ſie dachte einen Augenblick an Gift, dann wieder an Flucht, weit hinweg aus allen Ländern, in denen man tanzte. Lenore faßte ſich zuerſt. „Laß uns ſuchen," rief ſie, Hildegard am Arme faſſend, „vielleicht liegt's noch irgendwo im Saale. Ich ſehe nach der Mitte, den Herren unter die Füße, du unter die Sitze der Damen."

So zogen ſie miteinander durch den Saal, äußerlich luſtwandelnd, in dem Herzen die Hölle, ſcheinbar mit einander plaudernd, innerlich weinend. Zuweilen redete ein langweiliger Herr ſie an und zwang ſie ſtill zu ſtehen und zu antworten, während die fliegende Angſt in ihrem Haupte umherraſte: „jetzt vielleicht findet's ein Anderer." Sie kamen durch die Gruppe der Grünen, wo ſie nach allen Seiten anhalten mußten, um zu lächeln und Freundliches zu ſagen, ſie kamen zu Eugenie Baldereck, die ſie frug, ob es nicht zweckmäßig ſei, noch einen Tanz anzuhängen, während ſie daran denken mußten, daß in dem Buch ein unverkennbares Portrait zu ſehen war mit der Unterſchrift: „Naſeweis, gefühllos, keck iſt E..... B....."; ſie kamen, wehe, wehe! ſogar in Finks Nähe, von dem eine ſchreckliche Zeichnung war, wie er mit Herrn von Tönnchen in einem Rebenſtock ſaß, mit der Unterſchrift:

Ein Zeiſig und ein Nußknacker tranken ſich voll;
Der Zeiſig ſang: mein Schnabel iſt ſpitz,
Grün ſind meine Federn und grün mein Witz;
Der Nußknacker ſeufzte: ich bin ſo hohl,
Ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll.

So zogen ſie zwei Mal durch den Saal; ein drittes Mal wagten ſie's nicht mehr, ſie hatten nichts gefunden. Troſtlos kamen ſie zu Theone zurück.

„Es gibt nur Ein Mittel," rief Lenore. „Wo iſt Herr Wohlfart?"

Hildegard hielt ſie zurück. „Du willſt doch nicht einem Herrn —"

„Ich übernehme die Bürgschaft," sagte Lenore stolz; „er ist treu, wo steht er?"

„Dort spricht er mit Frau von Baldereck." Die beiden Suchenden gingen langsam an Anton vorüber, er drehte ihnen zwar den Rücken zu, aber als sie näher kamen, zog es ihn unwiderstehlich, nach der Musik zu sehen. Er wandte sich um, Lenore stand vor ihm, sie sah ihn bedeutsam an, er löste die Unterhaltung mit Frau von Baldereck, er sprach zu ihnen, sie hatten ihn. „Herr Wohlfart, ein kleines Buch in rother Seide, so groß, ist hier im Saale von Theone Lara verloren. Es ist uns unendlich viel daran gelegen, bitte, bitte, schaffen Sie es uns zurück."

„Ist es gedruckt?"

„Nein, geschrieben, auch Sie dürfen nicht hineinsehen, es sind unsere Geheimnisse darin. Schwören Sie mir, daß Sie mit keinem Auge hineinsehen, wenn Sie es finden."

„Ich schwöre es Ihnen zu," erwiederte Anton feierlich.

„Ich danke Ihnen, bitte, seien Sie vorsichtig."

Anton eilte in das Gewühl und beschäftigte sich die nächste Viertelstunde mit Suchen. Nichts lag auf dem Boden, nichts auf den Plätzen, keiner von den Dienern hatte etwas gefunden, das Buch war verschwunden. In tiefstem Mitgefühl brachte er den Damen die traurige Nachricht. Der Tanz begann. Theone vermochte vor Kopfschmerz nicht sich zu erheben, der innerste Schrein ihres Herzens war geöffnet, sein Inhalt auf den Markt geworfen, alle ihre Gefühle lagen nackt vor Jedermanns Auge, alle ihre Geheimnisse wurden Gemeingut einer rohen Außenwelt. Lenore fühlte das Unglück mehr vom Parteistandpunkte. Die Brauen waren in Gefahr, eine Niederlage zu erleiden, von der sie sich niemals erholen konnten. Und jetzt tanzen! Es war ein Tanz wie auf einem Vulkan, der Boden war glühende Lava, jeden Augenblick konnte die Explosion erfolgen. Je länger die Verbündeten über ihr Schicksal nachdachten, desto schrecklicher wurden die Aussichten; denn

immer noch fielen ihnen neue Gräßlichkeiten ein, die in dem Buche ſtanden.

Als der Tanz beendigt war, begab es ſich, daß Fink im Vorbeigehen vor Hildegard mit dem Fuß auf den Boden wippte und zu ihr gewandt ſagte: „Dieſer Boden klingt ſo hohl, ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll, vielleicht liegt ein verlorener Schatz unter den Füßen."

Hildegard ſtürzte zu Lenore und dem kranken Sympathievogel und rief außer ſich: „Herr von Fink weiß es." Die braunen Bänder flatterten in eine Ecke, die Mädchenköpfe fuhren zuſammen und hielten Berathung. Endlich wurde entſchieden, daß dieſe Aeußerung ſehr beunruhigend ſei, aber keine Gewißheit des Unglücks gebe.

Doch auch dieſe letzte Unſicherheit ſollte verſchwinden, denn Finks Benehmen wurde auffallend. Er vernachläſſigte heut ſeine Partei, er ſuchte alle Braunen auf, er ſetzte ſich zu Theone, welche die Greuel von Juliens Sterbeſcene und den Untergang des Hauſes Capulet bereits drei Mal durchgekoſtet hatte und ihre Thränen gar nicht mehr zurückhalten konnte; er fing ein Geſpräch mit ihr an, er zwang ſie zu antworten, er beklagte ihr bleiches Ausſehen und ſchalt auf das heiße Zimmer. Er quälte ſie bis zur Ohnmacht und ſchloß endlich ſeine teufliſche Rache damit, daß er ſie auf Hulda Werner aufmerkſam machte und frug: „Wie gefällt Ihnen das grüne Kleid? Sieht ſie nicht aus wie ein Zeiſig?" — Sein nächſtes Opfer war Lenore. Sie ſtand unter ihrer Schaar noch immer mit dem Stolz einer Fürſtin, aber einer entthronten. Vor allen ihren Getreuen redete Fink ſie an. Sie war artiger gegen ihn, als je in ihrem Leben, ſie preßte ihr Taſchentuch zuſammen, daß die Spitze riß, um ſein Lächeln ruhig auszuhalten. Alles ging gut bis zu dem Augenblick, wo er dem vorübergehenden Herrn von Tönnchen mitten im Geſpräch zurief: „Benno, knacken Sie gern Nüſſe?"

Benno Tönnchen, der auch ein Grüner war, ſagte ver-

wundert: „Nein, wenn Fräulein Lenore uns eine aufgegeben hat, so fürchte ich, wird sie für mich zu hart sein."

Jetzt war es entschieden, kein Zweifel mehr möglich, Fink hatte das Buch. Die braunen Bänder rauschten auseinander, die Partei glich einem Schwarm entsetzter Küchlein, unter welche der Habicht stößt. Nur Lenore nahm sich zusammen und trat entschlossen auf Fink zu. „Sie haben das Buch, Herr von Fink, eine meiner Freundinnen hat es verloren und ist sehr unglücklich darüber. Sein Inhalt ist nicht für fremde Augen, er kann in dieser Gesellschaft großen Aerger verursachen. Ich bitte, daß Sie mir das Buch zurückgeben."

„Ein Buch?" frug Fink neugierig, „was für ein Buch?"

„Verstellen Sie sich nicht," sagte Lenore, „es ist uns allen deutlich, daß Sie es haben. Ich kann nicht glauben, daß Sie es nach dem, was ich Ihnen über die Folgen gesagt habe, noch einen Augenblick behalten können."

„Ich könnte es behalten," nickte Fink. „Sie sind zu gütig' wenn Sie mir ein solches Zartgefühl zutrauen."

„Das wäre mehr als unartig," rief Lenore.

„Es würde mir das größte Vergnügen machen, mehr als unartig zu sein, wenn ich das Buch hätte. Ein Buch, das Ihnen oder einer Ihrer Freundinnen gehört, das möglicher Weise Ihre Handschrift oder eine andere Erinnerung an Sie enthält, das werde ich Ihnen in keinem Fall zurückgeben, wenn ich es finde; und wenn ich erfahre, wo es liegt, werde ich es stehlen. Und wenn ich es habe, werde ich es Zeile für Zeile auswendig lernen. Ich werde Ihnen dadurch zu gefallen suchen, daß ich Ihnen einige Stellen daraus vortrage, so oft ich die Freude habe Sie zu sehen."

Lenore trat ihm einen Schritt näher, und ihre Augen flammten. „Wenn Sie das thun, Herr von Fink," rief sie, „So werden Sie als ein Unwürdiger handeln."

Fink nickte ihr freundlich zu. „Der Eifer steht Ihnen allerliebst, Fräulein; aber wie können Sie Würde von einem

luſtigen Vogel verlangen, wie ich bin? Die Natur hat ihre Gaben verſchieden ausgetheilt, Manchem hat ſie verliehen Verſe zu machen, Andere zeichnen kleine Bilder, ich habe von ihr einen ſpitzen Schnabel erhalten, den gebrauche ich. Haben Sie je einen würdigen Zeiſig geſehen?" Er wandte ſich lachend ab, faßte Benno Tönnchen beim Arm und ging mit ihm nach der Thür.

Lenore eilte zu Anton: „Herr von Fink hat das Buch, ich flehe Sie an, ſchaffen Sie es uns zurück, er hat ſich geweigert. Er darf nicht weiter darin leſen, es wäre Theonens Tod."

Anton ergriff haſtig ſeinen Paletot und ſprang dem Freunde nach, der bereits auf der Straße war. „Zu Feroni, Anton!" rief ihm Fink am Arm des Benno Tönnchen zu.

„Ich muß etwas im Vertrauen mit dir ſprechen," ſagte Anton an ſeiner andern Seite.

„Jetzt nicht, du brauner Geſandter," rief Fink, „ich will nichts mit dir zu thun haben."

„Ich bitte dich, Fritz," bat Anton ſich an ihn drückend, „gieb das Buch heraus, die Mädchen ängſtigen ſich bis zum Vergehen."

„Nur zu!" ſagte Fink.

„Keine thut heute Nacht ein Auge zu," rief Anton.

„Um ſo beſſer, wir wollen's auch nicht thun. Sie können ſämmtlich zu Feroni kommen, wenn's ihnen zu Haus zu bangſam wird. Wir bleiben bis zum Morgen zuſammen. Und du, Anton, wirſt dich heut Nacht nicht ohne mich nach Hauſe ſchleichen, ſondern du wirſt aushalten, und zwar in ſtiller Todesangſt."

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Buch?" frug Tönnchen am andern Arme.

„Sage nichts," bat Anton leiſe.

„Eine tolle Confuſion," erwiederte Fink, „Sie ſollen Alles erfahren."

„Um Gottes willen, ſchweig," bat Anton.

„Ich werde mich nach deinem Benehmen richten," ſagte Fink; „läufſt du weg, ſo leſe ich den Andern das ganze Buch vor."

So kamen ſie bei Feroni an. Anton überlegte, ob er ſich auf Fink werfen und dieſem mit Gewalt das Buch entreißen ſollte. Aber der Erfolg war unſicher. Mit Ernſt und Bitten war heut vollends nichts auszurichten. Nur Liſt konnte helfen. Während er darüber nachſann, lagerten ſich die Herren in dem kleinen Hinterzimmer, ihrer gewöhnlichen Trinkſtube. Es waren außer Anton und Fink noch Zernitz und Tönnchen, der kleine Lanzau, ein Werner, ein Couſin Baldereck (dieſer ein junger Herr mit hervorſtehenden Augen, der in dem Buch unter dem Namen Laubfroſch angedeutet war), und zwei Tronka, nicht von den Tronka-Hams, ſondern aus der andern Linie, in welcher das Majorat iſt, Söhne des alten Majoratsherrn.

„Was trinken wir?" frug Fink.

„Jeder ſeine Flaſche," erwiederte Zernitz.

„Warum nicht gar!" rief Fink.

„Nur nicht Ihren furchtbaren weißen Burgunder," rief Guido Tronka. „Von unſerer letzten Sitzung ſind mir noch heute die Adern geſchwollen wie Stränge."

„Dann alſo Sekt und Porter, ein ehrliches Halb und Halb," ſchlug Fink vor.

„Superbos!" rief der kleine Lanzau.

„Das iſt eben ſo ein Höllengetränk," klagte Zernitz.

„Küfer, Schenk, herbei!" riefen die Herren und die Beſtellung wurde gemacht.

Unterdeß verfiel Anton auf ein verzweifeltes Mittel. Er ging hinaus, gab dem Aufwärter einen Thaler und den Auftrag, den Ofen der kleinen Hinterſtube zu überheizen und ohne Rückſicht auf die Klagen der Herren immerfort Kohlen nachzuwerfen. Er ſelbſt ſetzte ſich ſo weit vom Ofen, als irgend möglich war, und ſah mit Freude, daß Fink ſich dicht an den eiſernen Cylinder gerückt hatte. Bald mußte ihm die Wärme

unbequem werden, dann zog er ſeinen Rock aus, wie er ſtets in ſolchen Fällen that, dann war es möglich, das rothe Buch vor ſeinen Augen aus der Rocktaſche zu ziehen.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie von einem großen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen," begann Tönnchen. „Haben Sie Tronka's Alice geſehen, Fink?"

„Nein," ſagte Fink eingießend, „iſt's ein Pferd oder ein Frauenzimmer?"

„Natürlich ein Pferd!" rief Tönnchen.

„Bah, laßt heut die Stalljacke zu Haus," ſagte Fink.

„Es iſt aber verdammter Ernſt!" rief Tönnchen. „Guido hat zum Herrenreiten eingeſetzt."

„Zahlen Sie Reugeld," ſprach Fink zu Guido Tronka, „und bleiben Sie zu Haus. Den Ajax ſchlägt kein Traber in dieſem Erdenwinkel."

„Sehen Sie ſich morgen meine Alice an," bat Tronka wieder, „ich möchte Ihr Urtheil hören."

„Haben Sie die neue Liebhaberin geſehen?" ſprach Zernitz zu Anton, „ſie hat brillante Augen."

„Sie trägt magnifique," rief der andere Tronka zu Fink herüber.

„Sie hat ja eine Haſenſcharte," rief der Laubfroſch verächtlich dazwiſchen.

„Wer iſt nun das wieder?" frug Fink.

„Die Seppi, ein grünäugiges Scheuſal," ſchrie wieder der Laubfroſch Baldereck. „Gehen Sie denn gar nicht mehr ins Theater?"

„Nein," verſetzte Fink, „aber ich ſchicke meinen Reitknecht hinein. Wenn Sie Gefühle haben, bei denen er Sie unterſtützen kann, ſo wenden Sie ſich nur an ihn."

Es wurde warm. Anton fühlte die Verpflichtung, die Herren zu beſchäftigen. Er bat Herrn von Zernitz um eine komiſche Geſchichte im Volksdialekt, die ihm der Lieutnant neulich anvertraut hatte, er ſtimmte laut in das Lachen des

Laubfroſches ein, er verführte den älteſten Tronka, ein Abenteuer mitzutheilen, welches den Tod eines Haſen und einer Schnepfe verurſacht hatte. Er griff nach der Kelle und goß die Gläſer voll.

Es wurde wärmer. Die Herren rückten unzufrieden mit ihren Stühlen und riefen nach dem Aufwärter.

„Es verfliegt ſogleich," tröſtete dieſer.

„Ich finde es gar nicht warm," ſagte Fink ruhig, „im Gegentheil, Sie können noch einlegen."

Aber die Hitze wurde unerträglich, die Herren geriethen in Zorn, Feroni ſelbſt wurde gerufen. Anton proteſtirte gegen das Oeffnen des Fenſters, weil man vom Tanze noch zu warm ſei, Fink erklärte die Temperatur für behaglich und behielt ſeinen Rock an.

Anton war in Verzweiflung. Endlich ergriff er das letzte Mittel, er zog ſeinen eigenen Rock aus, um den Freund zu gleichem Entſchluß anzuregen. Sofort that Fink daſſelbe, legte den Rock ſorgfältig über ſeinem Stuhl zuſammen und ſah lächelnd auf Anton, der mit großer Aufmerkſamkeit ſeine Bewegungen beobachtete.

„Das Buch ſteckt nicht im Rock," nickte Fink ihm zu, „die Mühe war umſonſt, denke auf etwas Anderes."

Anton öffnete das Fenſter. „Ich verſuche nichts mehr," ſagte er reſignirt, „du biſt mir zu ſchlau."

„Halt aus," ſagte Fink. Zernitz machte niedliche Witze, Tönnchen erzählte lügenhafte Geſchichten von Tänzerinnen, der kleine Lanzau betrank ſich. Endlich pochte Fink auf den Tiſch. „Jetzt merkt auf. Ich wollte es verbergen, aber es iſt nicht möglich, es ſchreit zum Himmel."

Anton fuhr auf: „Ich bitte dich, Fritz."

„Ruhig, Oſenheizer!" rief Fink. „Hört, ihr Herren, ich habe heut ein geheimes Tagebuch der Braunen gefunden und habe es durchgeblättert."

„Hurrah, heraus damit!" riefen ſämmtliche Herren.

„Es ſind gewiß Verſe darin," rief Zernitz.

„Es mag ein ſchöner Unſinn darin ſtehen!" rief Tönnchen, „Phantaſie und Bosheit Unmündiger."

Anton war wüthend.

„Allerdings ſteht Unſinn darin und die Verſe ſcheinen mir ſchlecht. Hören Sie, Zernitz, was haben Sie mit der kleinen Lara gehabt?"

„Nichts," ſagte der Lieutnant befremdet, „ich habe ein paar Mal mit ihr getanzt, das iſt Alles."

„So muß es gekommen ſein," fuhr Fink nachdenkend fort. „Die arme Theone! Ich habe ein Lied geleſen, das die Comteß auf Sie gemacht hat. Na, zuletzt ſind Sie kein übler Burſch, aber ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß man mit ſolcher Schwärmerei von einem Mann ſprechen kann."

„Zeigen Sie her," bat Zernitz angelegentlich.

„Hier?" frug Fink vorwurfsvoll, „vor dieſer wilden Bande? Wenn Sie auch die Lara, die mir heute in ihrer Angſt allerliebſt vorkam, nicht gerade begünſtigen, ſo haben Sie doch gar keinen Grund, die reine Leidenſchaft des armen Mädchens hier zu profaniren."

„Sie haben Recht," ſagte Zernitz. „Aber unter vier Augen werden Sie mir's zeigen."

„Gewiß," verſetzte Fink. „Ihr wißt, ich habe kein Gefühl für alle Creatur, welche ihren Rock länger trägt als bis zum Knie, und wenn es etwas auf der Welt gibt, was mich kalt läßt, ſo ſind es Backfiſche in Butter und in Kleidern. Aber der Wahrheit ſoll ihr Recht werden, die Mädchen, welche das Tagebuch mit einander geführt haben, ſind ſeelengute Dinger, es iſt auch nicht eine unartige Bemerkung darin."

Er wandte ſich zum Conſin Baldereck: „Von Ihrer Conſine iſt auf jeder Seite mit einer Liebe und Herzlichkeit geſprochen, die ebenſo verdient als rührend genannt werden muß. — Das ſtrengſte Urtheil wird über mich gefällt, ich werde ein Zeiſig genannt.

„Auf die Art ist das Heft ziemlich langweilig," sagte Benno Tönnchen.

„Ja," erwiederte Fink, „wenn Sie nicht interessirt, was Hildegard Salt über Sie hineingeschrieben hat."

„Viel Gutes wird's nicht sein," versetzte Benno neugierig.

„Nein," sagte Fink, „sie spricht von Ihnen in einem Ton, der Ihren Bekannten wahrhaft betrübend vorkommen muß. Sie werden groß und still genannt, Ihr Gesicht ein Muster männlicher Kraft; die Dichterin findet Sie voll Kenntnisse, voll Geist und voll Witz; sie frägt, ob ein solcher Mensch nicht zu bedeutend sei, um sich zu einem weichen Mädchen hinabzuneigen. Nun frage ich Alle, wie kann ein gescheidtes Kind, wie Hildegard Salt, sich so weit verirren, Sie in der Stille anzubeten? Denn Sie sind bei der letzten Flasche ein ziemlich kurzweiliger Gesell, Benno, aber wenn ich ein Mädchen wär' und mir ein Ideal aussuchte, ich würde lieber einen Nußknacker zu meinem Götzen machen, als Sie."

Tönnchen verzog den Mund.

„Ist von uns auch etwas darin?" frug Herr von Werner, auch einer der Grünen, ein Bruder von vier schönen Schwestern, Nachbar der Rothsattel, von jungem Adel, aber reich, in Familieneifersucht aufgewachsen.

„Von Ihnen wenig," versetzte Fink, „nur zwei Zeilen." Er nahm das Buch hervor und sah hinein und suchte. — Anton ballte die Hände unter dem Tisch. — „Schmerzliche Fügung des Himmels, Lenore liebt und sucht vergebens ihr Herz zu verhüllen. Und der Geliebte gehört den Feinden an. O, Georg W. Jetzt kommen Punkte und drei Ausrufungszeichen." Fink steckte das Buch wieder ein. Anton beruhigte sich, das konnte nicht in dem Buche stehen, auch sah er, daß die Nasenflügel Finks sich heftig bewegten, ein untrügliches Zeichen, daß er Schelmerei trieb.

Zernitz schob das Glas weg und rief: „Es ist indiscret,

daß wir uns in dieſem Raume über das unterhalten, was die Mädchen gefühlt haben."

„Ich bin derſelben Meinung," rief Benno Tönnchen eifrig.

„Ich auch," Georg Werner.

„Sie müſſen das Buch verſiegeln und zurückſchicken," ſprach der Froſch.

„O ihr gemüthvollen Zettel," rief Fink in der glücklichſten Stimmung, „weil eure haarigen Köpfe von feinen Händen gekraut werden, wird euer Herz zartfühlend. Ich möchte eure Geſichter ſehen, wenn ich aus dem Buche das Gegentheil herausgeleſen hätte. — Ei, ei! und Keiner kennt den Shakeſpeare!"

„Comteß Lara und Hildegard ſind zu feinfühlend, um das hineinzuſetzen, was Ihre Bosheit gern geſehen hätte," rief Zernitz.

„Die Rothſattel iſt zwar ſtolz," rief Werner, „aber ſie hat keinen Grund, von mir etwas Anderes zu ſagen, als was wahr iſt. Ich habe ſie immer im Stillen für ein tüchtiges Mädchen gehalten, das wohl verdient, einmal die Frau eines ehrlichen Jungen zu werden."

Fink nickte ihm billigend zu, dann erhob er das Buch und blickte hinauf an die Decke. „Warum werde ich nicht auf der Stelle von dieſer ſündigen Erde unter beſſere Geſchöpfe verſetzt? Ich bin ein Seraph, und Niemand merkt es, und Niemand wird es glauben, am wenigſten die Weiber. Hier, Anton, empfange das Buch! Nicht durch Ofenwärme, nicht durch Ueberredung oder Zwang iſt es erobert; durch freiwilligen Entſchluß der tanzenden Herren wird es ungeleſen zurückgeſchickt."

Anton ergriff das Buch, eilte in die Schreibſtube von Feroni, ſchrieb auf einen Zettel: „Fink hat einige Blätter geleſen, er wird ſchweigen, ſonſt Niemand eine Zeile," ſiegelte Zettel und Buch in ein Couvert und ſandte dies durch einen von Feroni's Leuten am ſpäten Abend nach dem Hauſe der

Comteß Lara mit dem ausdrücklichen und durch eine Kette von Verſprechungen verſtärkten Befehl, der Bote müſſe unter allen Umſtänden durch Nachtwächter und Pförtner in das Haus und bis an die Grenzen des Schlafzimmers dringen, wo, wie er mit Grund annahm, Theone jetzt ihre ſchwarzen Locken durch Ströme von Thränen in tränfelnden Bindfaden verwandelte.

Das Gelag nahm ſeinen Verlauf. Das heiße Zimmer, der ſtarke Trank und ein gewiſſes nachdenkliches Weſen der meiſten Herren machte der Sitzung früher ein Ende, als Finks Abſicht war. Endlich brach er auf, weckte den verſchlafenen Küfer und ſagte zu Anton: „Bezahle die Rechnung.“ Als Fink mit Anton nach Hauſe ging, begann er: „Sei ruhig, Tony, natürlich war Alles gelogen, was ich aus dem Buch erzählt habe. In Wahrheit war alle Bosheit darin aufgeſammelt, deren eine Geſellſchaft Turteltauben fähig iſt.“

„Ich hab's gemerkt,“ ſagte Anton vergnügt, „in der nächſten Stunde werden deine Herren ſchön den Hof machen.“

„Einer oder der Andere ſoll die Geliebte, die ich ihm heut zugetheilt habe, noch heiraten, ich will mich jetzt auf's Kuppeln legen.“

Anton ſchwieg gekränkt. „Sei ruhig,“ fuhr Fink behaglich fort, „auch du ſollſt deine Einwilligung zu den Partien geben. Sprich, wie gefallen dir meine Herren?“

„Sieh,“ ſagte Anton, „was ſie ſagen, erſcheint mir oft gewöhnlich, aber ſie haben Selbſtvertrauen und eine ſichere Haltung, die ſie auch dann nicht verlieren, wenn ſie ſich gehen laſſen.“

„Na,“ ſagte Fink, „es geht; ſie ſind in ihrer Clique, in dem müßigen Umherlaufen mit Couſinen und Sporen an den Beinen verkümmert, ſie ſollen im Ganzen genommen ein Beiſpiel ſein, wie man nicht ſein muß, wenn man amüſant ſein will. Ihre Liederlichkeit iſt nicht luſtig und ihre Luſtigkeit iſt kläglich, in ein paar Jahren ſind ſie ſchal und ungenießbar

wie ſchlechter Moſt. Dieſes Tönnchen wird ſchon ſäuerlich. Ich habe große Luſt, ſie dir nächſtens betrunken zu zeigen."

„Sprich nicht ſo liederlich," bat Anton.

„Ach, du armer Junge," ſagte Fink. „Schließ' die Thür auf und gib mir meine Geldbörſe zurück."

„Du haſt heut wieder eine große Rechnung bezahlt," ſagte Anton. „Ich bitte dich, ſei nicht ſo freigebig, du demüthigſt ja die Andern."

„Sei ruhig, Anton," erwiederte Fink, „ich halte mich über ſie auf, folglich iſt auch billig, daß ich für ſie bezahle."

„Ich hoffe, du wirſt niemals für mich bezahlen," ſagte Anton.

„Nein," entgegnete Fink, „du ſollſt das Privilegium haben, dein eigener Caſſirer zu ſein; ich bin zufrieden, daß du mir den Hausſchlüſſel trägſt und bei mir noch deine Cigarre rauchſt, während ich mich ausziehe. — Welche Stunde iſt's?"

„Es iſt gegen zwei Uhr," erwiederte Anton vorwurfsvoll.

„Dann ſind wir ſicher die Letzten. Da ich herkam, konnte das alte Haus ſolche Exceſſe nicht vertragen. Als ich das erſte Mal beim Frühlicht dieſen Rieſenſchlüſſel ins Schloß ſteckte, fürchtete ich, die alten Mauern würden über mir zuſammenbrechen. Jetzt ſind ſie daran gewöhnt, der Hund, die Hausknechte und der Prinzipal. Oft bleibe ich nur deshalb länger aus, um dieſe ſchauderhafte philiſtröſe Hausordnung umzudrehen."

Als Hildegard Salt nach einer feuchten Thränennacht gegen Morgen die erſten Anſtalten zum Schlafen machte, wurde ſie durch einen Brief von Theone Lara geweckt, in deſſen vorderem Theile Theone mit ſchwarzer Krähenfeder die Anſicht ausſprach, daß für ſie auf dieſer Welt kein Raum mehr ſei, und in der zweiten Hälfte dieſe Anſicht dahin berichtigte, daß ſie Hildegard und Lenore für nächſten Nachmittag zur Chocolade einlud, um wegen der glücklichen Rettung des Buches eine vertrauliche Feſtfeier zu begehen.

Auf dieser Conferenz der Braunen wurde die Entweihung des Buches durch Männeraugen lebhaft besprochen. Schrecklich war, daß Fink hineingesehen hatte. Aber auch Wohlfart hatte das Buch in Händen gehabt, und es war sehr zu fürchten, daß auch er es durchgelesen hatte. Lenore war überzeugt, Wohlfart habe nicht darin gelesen. Hildegard dagegen behauptete, er sei ein Mann, und kein Mann, auch der beste nicht, sei einer solchen Discretion fähig. Nach längerer Debatte wurde beschlossen, ihn auf eine Probe zu stellen. „Wenn er hineingesehen hat," sagte Lenore, „so hat er doch zuerst das Titelblatt angesehen."

„Das Titelblatt durfte er ansehen," warf ein brauner Vogel ein.

„Ich hatte ihm verboten, das Buch zu öffnen," sprach Lenore, „und ich weiß, er hat keine Seite angesehen. Ihr alle sollt zuhören, wie er meine Fragen beantwortet."

Als Anton in der nächsten Tanzstunde erschien, trat ihm Lenore an der Spitze der Partei entgegen, ihre Miene war bekümmert, und alle Braunen bemühten sich, die Köpfe zu hängen und ebenso traurig auszusehen: „Ach, Herr Wohlfart, was haben Sie gemacht! Das Buch, welches Sie an Theone geschickt haben, war ja nicht ihr Tagebuch, es war das Notizbuch eines Herrn, aus einer fremden Brieftasche."

„Wie ist das möglich?" rief Anton bestürzt.

„Gleich auf der ersten Seite war eine Rechnung vom 29sten über einen Frack, vom 30sten eine Flasche Rothwein und zwei neue Sporen. Das Buch konnte uns nichts helfen." Alle Braunen schüttelten den Kopf und sahen betrübt zur Erde.

Anton suchte sich zu entschuldigen. „Fink zog das rothe Buch aus der Westentasche und gab es in meine Hand, ich sandte es sogleich versiegelt ab."

„Dann muß Herr von Fink das Buch vertauscht haben," fuhr Lenore fort. „Warum haben Sie denn nicht hineingesehen?" frug sie vorwurfsvoll, „wenigstens auf das Titelblatt."

„Das durfte ich ja nicht," rief Anton, „ich hatte Ihnen ja verſprochen, keinen Blick hineinzuwerfen. Ich rufe Fink."

„Halt," rief Lenore, „noch einen Augenblick! Hat er hineingeſehen oder nicht?" frug ſie ſiegreich zu ihrer Schaar gewandt.

Ein bewunderndes „Nein" kam von Aller Lippen. „Bleiben Sie, Herr Wohlfart, es iſt das rechte Buch, das Sie zurückgeſandt haben. Einige von uns bezweifelten, ob ein Mann, ob ſelbſt Sie das Tagebuch ungeleſen aus der Hand geben könnten; ich ſagte, Sie wären das im Stande, und habe meinen Freundinnen das ſoeben bewieſen."

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen," rief Anton erfreut.

„Alles traue ich Ihnen zu, was brav und ehrlich iſt," ſagte Lenore und blickte ihn mit herzlichem Vertrauen an.

Das war ein großer Abend im Kränzchen. Anton war bis zum Cotillon von einem Kreis junger Damen umgeben, welche ihn mit rührender Vertraulichkeit behandelten, und als der Augenblick kam, in welchem farbige Schleifen an die Herren ausgetheilt wurden, wurden die Klappen ſeines Fracks von oben bis unten beſteckt, und er ſah aus wie der bunteſte Hofmarſchall des Continents.

Aber noch Größeres begab ſich. Die Partei der Grünen drohte zu zerfallen. Zernitz, Georg Werner und der kleine Lanzau tanzten heut nur mit den Braunen. Hildegard Salt verlebte eine ſchreckliche halbe Stunde an der Seite des Nußknackers, welcher ſie während eines Walzers mit ritterlicher Artigkeit, ja man muß ſagen, mit Gefühl behandelte und dadurch in die allergrößte Verlegenheit ſetzte; Lenore hatte gar von den ehrerbietigen Angriffen des Laubfroſches, des Georg Werner und des kleinen Lanzau zu leiden, welche ſämmtlich auf einmal zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß Lenore ihrer ernſthaften Huldigungen nicht unwürdig ſei. Eugenie ſelbſt war heut gegen die Braunen von aufrichtiger Herzlich-

keit, ſie hing ſich an Lenorens Arm und küßte beim Abſchied Theone im überſtrömenden Gefühl auf beide Wangen. Und Frau von Werner ſetzte ſich neben die Baronin Rothſattel, kündigte für die nächſten Tage ihren und ihrer Töchter Beſuch an, bat um die Erlaubniß ihren Georg mitzubringen, und ſprach unaufhörlich davon, wie glücklich ihre Kinder noch im nächſten Sommer darüber ſein würden, daß die Tanzſtunde ſie in ein ſo intimes Verhältniß zu Lenore gebracht habe. Kurz, das ganze Ausſehen der Tanzſtunde war verändert. Mit Ausnahme der grünen Damen, welche über die Untreue ihrer Herren zürnten, war Alles in einer gemüthvollen, von Menſchenliebe gleichſam überfließenden Stimmung, deren Gegenſtand die Damen des braunen Bundes waren. Verlegen erkannten dieſe die Veränderung ihrer Stellung, die Herzlichkeit der Baldereck, die ernſthaften Huldigungen aller feindlichen Herren; ach, aber zu einem Genuß ihres Glückes konnten ſie nicht kommen, in ihrer Bruſt fühlten ſie die Nadelſtiche des böſen Gewiſſens, und um ſie herum bewegte ſich in weitem Kreiſe die furchtbare Geſtalt Finks, des Wiſſenden. Durch ein Wort konnte er den unbegreiflichen Zauber zerſtören, der ſie umgab. — Den ganzen Abend hielt er ſich fern von allen Theilnehmern am Tagebuch, erſt am Ende der Stunde trat er zu Lenore: „Iſt Fräulein Eugenie heut nicht allerliebſt? Ich gebe Ihnen zu, daß ſie gefühllos iſt, aber dieſe kleine Unart wird ſich möglicher Weiſe im Laufe der Jahre in eine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaft verwandeln.“

Lenore ſah ihn verlegen an. „Kommen Sie mit zu Theone Lara,“ ſagte ſie endlich. „Herr von Fink hat ein Recht auf unſern Dank,“ rief ſie dort, „wir alle wollen ihn bitten, daß er über das Buch ſchweigt, wie er bis jetzt gethan.“

„Ich will mich dazu verpflichten,“ verſetzte Fink, „unter einer Bedingung. Ein Opfer muß ich haben. Ich muß die Dame erfahren, welche den Vers unter einen gewiſſen Weinſtock geſchrieben hat. Ich muß Jemanden haben, den ich haſſen

kann, von dem ich bei Gelegenheit alles Schlechte rede, Jemanden, der dafür bezahlt, daß Sie so leichtsinnig waren, die Documente Ihres scharfen Witzes in meine Hände fallen zu lassen. Nennen Sie mir die Eine, und ich gebe Ihnen freiwillig das Versprechen, daß ich gegen Fremde nie ein Wort aus dem Tagebuch citiren werde."

In der Gruppe entstand eine ängstliche Bewegung, Jede fürchtete, die Beute des rachsüchtigen Indianers zu werden. Lenore sah auf Hildegard, welche vor Schrecken erblich, und sagte eifrig: „Ich habe die Zeichnung gemacht und ich habe die Verse darunter meiner Freundin dictirt; da Sie's gesehen haben, so bitte ich Sie um Verzeihung. Mehr kann ich nicht thun; und wenn Sie jetzt die Absicht haben, sich an mir zu rächen, so werde ich Ihren Haß zu ertragen suchen."

„Schön," sagte Fink lächelnd, „ich werde mich rächen, ich werde Sie von heut ab hassen. Uebrigens ist mir angenehm zu erfahren, daß auch das vergänglichste aller Gefühle, Mädchenfreundschaft, die Unglücklichen, welche davon befallen werden, zu heldenmüthigen Opfern begeistern kann. — Ah, Fräulein Hildegard, finden Sie nicht, daß Benno Tönnchen ein herzensgutes Kind ist? Auch seine Gestalt ist nicht schlecht. Etwas zu voll, werden Sie sagen, aber gerade dies volle Wesen macht ihn und seine Familie so ansprechend."

Die letzte Folge dieses glücklichen Abends war, daß auf einer neuen Conferenz der Braunen beschlossen wurde, den treuen Ritterdienst Wohlfarts in außerordentlicher Weise zu belohnen. Nach längerer Ueberlegung wurde man einig, daß Theone gemeinschaftlich mit ihren Freundinnen eine prachtvolle Börse zu häkeln habe. Gleich am nächsten Morgen wurden Seide und Perlen gekauft. Lenore wollte, um sich nicht auszuschließen, die Kunst zu häkeln eigens erlernen. Auch strahlte bereits die erste Kappe der Börse in Braun und Gold, als Ereignisse eintraten, welche die Vollendung hinderten.

3.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß die überirdiſchen Gewalten dem Menſchenkind das Glück einer hochgeſpannten Empfindung nicht lange unverkümmert laſſen. Sie haben die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ſich faſt immer eine Saite unſers Innern abſpannt, ſo oft ſie den Wirbel einer anderen zur Höhe herumdrehen. Natürlich entſteht daraus ein Mißklang. Dieſe ſchlechte Behandlung erfuhr auch Antons Seele.

Zunächſt ereignete ſich, daß das Comtoir fortfuhr, die Veränderung in Antons Leben mit kritiſchem Blick zu beobachten. Jede Art von Befremden herrſchte in den verſchiedenen Zimmern des Hinterhauſes, in allen aber war man einig, daß ſich Anton, ſeit er die Tanzſtunde beſuche, ſehr auffällig und nicht zu ſeinem Vortheil verändere. In Wirklichkeit war dieſe Veränderung nicht groß. Es iſt wahr, Anton war in den Freiſtunden weniger mit ſeinen Collegen zuſammen als ſonſt, er brachte viele Abende außer dem Hauſe zu, und wenn er einmal in Geſellſchaft der Hausgenoſſen aushielt, ſo war er wohl zerſtreuter, ja vielleicht übte er auch geringere Nachſicht gegen die ihm wohlbekannten kleinen Schwächen der anderen Herren. Sein Verſtand bewahrte ihn davor, ſich wegen der plötzlichen geſellſchaftlichen Erfolge zu überheben und die Collegen durch Erzählung ſeiner Abenteuer zu langweilen; aber er konnte ſich doch nicht enthalten, zuweilen Vergleiche anzuſtellen zwiſchen dem Ton und Benehmen ſeiner Umgebung, die er überſah, weil er ſie genau kannte, und dem Ton und Benehmen im Salon der gnädigen Frau, der ihm imponirte, weil er ihm neu war. Das Comtoir erklärte ſeine größere Schweigſamkeit für Stolz, ſeine häufige Abweſenheit für unziemlichen Leichtſinn, und er, der ſonſt ein Liebling des Hauſes geweſen war, kam gerade deshalb in die Lage, jetzt ſehr ſtreng beurtheilt zu werden. Er ſelbſt empfand die kühlere Haltung der Gemäßigten, die auffallende Kälte der Entſchiedenen als

liebloſe Behandlung. So kam es, daß er die Abende, an denen er keine Veranlaſſung hatte auszugehen, faſt nur mit Fink verlebte, und daß Beide zuſammen nach wenig Wochen als ariſtokratiſche Coterie den andern Herren gegenüberſtanden.

Anton wurde durch dies Verhältniß mehr gedrückt, als er ſich ſelbſt geſtehen wollte; er fühlte es an ſeinem Arbeitspult, auf ſeinem Zimmer, ſogar beim Mittageſſen im Vorderhauſe. Seltener redete ihn einer ſeiner Collegen an; wenn Jordan eine Auskunft forderte, wandte er ſich nicht mehr an ihn, ſondern an Baumann; wenn der Caſſirer zur Frühſtücksſtunde in das vordere Comtoir kam, ſo trat er nicht mehr an Antons Sitz; und wenn Specht ſich von ſeinem Platze umwandte und mitten in den kaufmänniſchen Correſpondenzen eine auffallende Frage an die Umſitzenden that, ſo wandte er ſich zwar öfter als ſonſt an Anton, aber es erſchien dieſem als keine Verbeſſerung ſeiner Situation, wenn Specht ihm flüſternd ins Ohr ſchrie: „Iſt es wahr, daß Herr von Berg Apfelſchimmel hat?“ oder: „Muß man bei Frau von Baldereck lackirte Stiefeln oder Schuhe tragen?“ Am gewaltthätigſten wurde Anton von ſeinem alten Gönner Pix behandelt. Uebergroße Toleranz hatte niemals die Energie dieſes Herrn geſchwächt, und aus einem nicht recht verſtändlichen Grunde ſah er in dem gegenwärtigen Anton eine Art Verräther am Comtoir, an der großen Wage und am Solo. Es war ſeine Gewohnheit, den eigenen Geburtstag ſo feierlich als möglich zu begehen. Er lud dann ſeine Vertrauten, in deren erſter Reihe Anton ſtand, zum Abend auf ſein Zimmer und ſetzte ihnen an dieſem Tage ausnahmsweiſe Wein auf den Tiſch und einen Napfkuchen, den er eigens beim Bäcker beſtellte und den er in immer größeren Verhältniſſen zu liefern bemüht war. In dieſen Wochen kam wieder ſein Geburtstag heran, und Anton war, obgleich Herr Pix ſich in der letzten Zeit ſehr ſchweigſam gegen ihn verhalten hatte, doch vorbereitet, den Abend bei ihm zuzubringen, er hatte deshalb eine Ein-

ladung des Herrn von Zernitz bereits abgelehnt. Früh vor der Comtoirſtunde ging er auf das Zimmer des Herrn Pix und gratulirte dieſem. Herr Pix nahm den Glückwunſch ſehr kühl auf und gönnte ihm keine Einladung für den Abend. Nach Tiſche begegnete Anton dem koloſſalen Napfkuchen, welcher mit Hülfe eines Bäckerlehrlings mühſam die Treppe des Hinterhauſes hinaufſtieg, im Comtoir merkte er aus einer Aeußerung des Herrn Specht, daß diesmal ſämmtliche Collegen aufgefordert waren, den Tag feſtlich zu begehen, an welchem Herr Pix durch ſein Erſcheinen eine Lücke der Schöpfung ausgefüllt hatte. Alle waren geladen, nur Anton und Fink nicht.

Mit Recht empfand Anton dieſe Zurückſetzung als eine Unart. Er empfand ſie aber tiefer, als wohl nöthig geweſen wäre. Und zum Ueberfluß theilte ihm Specht im Vertrauen mit, daß Pix die Erklärung abgegeben habe, ein junger Herr, der mit Lieutnants umgehe und bei Feroni am liederlichen Tiſche ſitze, ſei kein paſſender Geſellſchafter für einen ſoliden Kaufmann. Als er an dieſem Abend einſam auf ſeiner Stube ſaß und unter ſich die luſtige Unterhaltung der Collegen hörte, da überkam ihn eine bange und gedrückte Stimmung, und keins von den glänzenden Bildern, welche in der letzten Zeit ſeine Mußeſtunden ausgefüllt hatten, auch das holdeſte nicht, war mächtig genug, durch die dichte Wolke des Mißmuths durchzudringen, welche ihn umhüllte.

Er ſelbſt war nicht zufrieden mit ſich und ſuchte ſelbſtquäleriſche Anklagen gegen ſich zuſammen. Er war ein Anderer geworden. Er war nicht gerade nachläſſig in den Arbeitsſtunden, aber ſeine Thätigkeit machte ihm wenig Freude, ſie war ihm oft eine Laſt. Es war ihm begegnet, daß er in ſeinen Briefen Wichtiges vergeſſen hatte, ja er hatte ſich ein paar Mal ſogar in den Preiſen verſchrieben, und Jordan hatte ihm mit einer kurzen Bemerkung die Briefe zurückgegeben. Es fiel ihm ein, daß der Prinzipal ſich in der letzten Zeit gar nicht um ihn gekümmert, und daß Sabine ihn vor

einigen Tagen auf der Treppe kälter gegrüßt hatte als gewöhnlich. Und neulich, als die Tante über Störung ihrer Nachtruhe klagte, weil Jemand so spät und geräuschvoll die Hausthür geöffnet, da hatten alle Collegen vorwurfsvoll auf ihn gesehen. Sogar der treue Karl hatte ihn vor der letzten Tanzstunde, wie Anton jetzt meinte, ironisch gefragt, ob er auch seinen Hausschlüssel bei sich habe. In solcher Stimmung ging Anton an seinen Schreibtisch und fing an sein kleines Cassenbuch durchzusehen. Er hatte in den letzten Wochen keine Ausgaben eingeschrieben, ängstlich faßte er die Feder und suchte Rechnungen und Erinnerungen zusammen, um das Versäumte nachzuholen. Mit Schrecken entdeckte er, daß seine Schulden zusammen eine Summe ausmachten, welche er nicht tilgen konnte, ohne die kleine Hinterlassenschaft seiner Eltern anzugreifen. Er fühlte sich sehr unglücklich. Hohe Töne hatten lange Zeit in ihm geklungen. Das Schicksal hatte auf einer Saite die feinste Melodie gespielt, jetzt schnurrte die andere. Der Mißton sollte noch größer werden.

An demselben Abend kam der Kaufmann verstimmt aus der Ressource nach Hause, er beantwortete kurz Sabinens Gruß und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was hast du, Traugott?“ frug die Schwester.

Der Bruder trat an ihren Stuhl. „Willst du wissen, wie Fink seinen Schützling bei Frau von Baldereck eingeführt hat? Du warst so bereit, dich über seine Freundschaft zu freuen. Er hat ein System von Lügen gesponnen und hat den unerfahrenen Wohlfart zu einem ruchlosen Abenteurer gemacht.“ Er erzählte darauf, daß ihn ein älterer Offizier nach den Verhältnissen Antons gefragt hatte, und was dabei zu Tage gekommen war.

„Ist denn auch gewiß, daß Fink diese abgeschmackten Märchen erfunden, und daß Wohlfart darum gewußt hat?“ frug Sabine schüchtern.

„An Finks Betheiligung ist kein Zweifel. Der Streich sieht ihm zu ähnlich. Das ist der leichtsinnige frevelhafte Sinn, der nichts achtet, nicht einmal den Ruf des Freundes.“

Sabine lehnte sich an den Stuhl und nickte mechanisch mit dem Haupt. Ja, so war er. Wieder einmal empörte sich ihr Herz gegen ihn. „O wie traurig!“ sagte sie vor sich hin. „Aber Wohlfart ist unschuldig, Traugott, das weiß ich bestimmt. Eine solche Lüge ist nicht in seinem Wesen.“

„Ich werde es morgen erfahren,“ sagte der Kaufmann. „Um seinetwillen wünsche ich, daß du Recht hast.“

Am folgenden Morgen ging der Prinzipal durch das vordere Comtoir und rief Anton zu sich in die kleine Hinterstube. Da dies selten geschah, so folgte Anton mit der Ahnung, daß irgend etwas Unheimliches heranziehe. Der Prinzipal schloß hinter ihm die Thür, setzte sich recht ernsthaft vor ihm auf den Lederstuhl und begann mit strenger Miene: „Lieber Wohlfart, ich halte es für meine Pflicht, mit Ihnen über einige Gerüchte zu sprechen, die sich in der Stadt verbreitet haben. Man hält Sie für einen reichen jungen Mann von geheimnißvoller Herkunft, erzählt sich, daß Sie große Besitzungen in Amerika haben und daß vornehme Personen sich im Stillen lebhaft für Sie interessiren. Ich setze voraus, daß auch Ihnen diese Gerüchte zu Ohren gekommen sind, und wünsche zu wissen, was Sie gethan haben dieselben zu widerlegen.“

Anton erwiederte erstaunt, aber mit Entschlossenheit: „Ich weiß nichts von einem solchen Gerücht, ich habe einige Male von Fremden sonderbare Anspielungen auf mein Vermögen gehört, ich habe stets widersprochen.“

„Haben Sie mit der nöthigen Entschiedenheit widersprochen?“ frug der Kaufmann streng.

„Ich glaube, ja,“ antwortete Anton ehrlich.

„Es wäre an dem müßigen Geschwätz wenig gelegen,“ fuhr der Prinzipal fort, „wenn nicht Ihr eigener Charakter dadurch verdächtigt würde. Denn die Welt wird geneigt sein

anzunehmen, daß Sie ſelbſt aus irgend einem Grunde bei der Verbreitung dieſes Gerüchts thätig geweſen ſind; für den Ruf eines Kaufmanns aber gibt es keinen ſchlimmeren Argwohn als den, daß er durch niedrige Mittel ſich einen Credit geben will, den zu beanſpruchen er kein Recht hat."

Anton ſtand ſtarr.

Der Kaufmann fuhr fort: „Außerdem wird durch dieſes Geſchwätz auch der gute Ruf Ihrer Eltern angegriffen, denn man will wiſſen, daß Sie der heimliche Sohn eines ſehr vornehmen Mannes ſind."

„O meine Mutter!" rief Anton, rang die Hände und die Thränen rollten aus ſeinen Augen. Er war ſo ergriffen, daß ihm der Prinzipal Zeit laſſen mußte, ſich zu beruhigen, und endlich begütigend ſagte: „Faſſen Sie ſich, lieber Wohlfart, Sie haben jetzt die Aufgabe, die Unwahrheit dieſer Erzählungen nachzuweiſen. Sie werden Ruhe und männliche Haltung dazu brauchen."

„Am ſchrecklichſten iſt für mich der Gedanke," rief Anton noch immer außer ſich, „daß Sie ſelbſt vielleicht glauben, ich hätte dieſe Unwahrheiten hervorgerufen, oder ich hätte ſie mir gefallen laſſen, um mich wichtig zu machen. Ich bitte Sie mir zu glauben, ich habe bis zu dieſer Stunde nichts davon gewußt."

„Ich glaube Ihnen gern," ſagte der Kaufmann freundlicher, „aber Sie haben doch Manches gethan, um ſolchen Erzählungen Raum zu geben. Sie ſind fortwährend in einem Kreiſe geſehen worden, welcher ſich ſonſt gegen junge Männer in Ihrer Stellung ſehr ſpröde verhält. Sie haben hier und da Ausgaben gemacht, welche Ihre Mittel offenbar überſteigen und jedenfalls unpaſſend für Sie waren."

Anton hatte die dunkle Empfindung, daß er ſich im Mittelpunkt der Erde viel behaglicher befinden würde, als auf der Oberfläche. „Ja," ſagte er endlich verzweifelnd, „Sie haben Recht, ich habe ſehr unrecht gehan, über meine Verhältniſſe

hinauszugehen, ich habe das während der ganzen Zeit empfunden; seit einigen Tagen, wo ich Casse gemacht habe und gesehen, daß ich in Schulden gekommen bin" — hier lächelte der Kaufmann fast unmerklich — „ist mir's klar geworden, daß ich auf unrechtem Wege bin, ich habe nur nicht gewußt, wie ich zurück soll. Jetzt werde ich nicht mehr zaudern," fuhr er sehr traurig fort, „und Sie mögen die Güte haben zu entscheiden, ob ich mich jetzt verständig benehme."

„Nicht wahr, Fink hat Sie in die Gesellschaft der Frau von Baldereck eingeführt? Ich dachte es," sagte der Prinzipal lächelnd, „vielleicht weiß er auch mehr von den Gerüchten, welche Sie gegenwärtig so beunruhigen."

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart sein Zeugniß fordere, daß ich nichts von allen diesen Nachreden gewußt habe, und daß ich selbst wohl leichtsinnig gewesen bin, aber nicht niedrig. Fink ist mein Freund und kennt mein ganzes Verhalten."

„Wenn Sie es beruhigt," sagte der Prinzipal und ließ Herrn von Fink rufen.

Fink sah im Eintreten verwundert auf den aufgeregten Anton und frug, ohne die Gegenwart des Prinzipals sonderlich zu beachten: „Was Teufel, du hast geweint?"

„Ueber Verleumdungen," sprach der Kaufmann ernst, „welche seine Solidität als Geschäftsmann und die Respectabilität seiner Familie angegriffen haben." Darauf sagte er kurz, worum es sich handle.

Fink lachte und rief: „Er ist ein Kind; wozu sich um das müßige Geschwätz der Leute kümmern?"

„Er hat kein Recht, dies Geschwätz zu verachten, denn er hat es durch seinen Verkehr in den Kreisen, in die Sie ihn einführten, genährt."

„Vor Allem bitte ich dich, mir hier vor Herrn Schröter zu bezeugen, daß ich keine Ahnung von alledem gehabt habe: du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich keinen Fuß in die

Gesellschaft der Frau von Baldereck gesetzt hätte, wenn ich für möglich gehalten, daß so etwas von mir gesagt werden kann."

„Er ist ganz unschuldig," sagte Fink mit überzeugender Gutmüthigkeit zum Prinzipal, „unschuldig und harmlos wie das Veilchen, das still im Verborgenen blüht; wenn irgend Jemand Schuld hat bei dieser lächerlichen Geschichte, so bin ich es und außerdem die thörichten Menschen, welche so etwas verbreitet haben. Gib dich zufrieden, Anton; wenn dir die Sache leid ist, so wollen wir sie bald wieder in Ordnung bringen."

„Ich werde noch einmal zu Frau von Baldereck gehen und ihr mittheilen, daß ich die Tanzstunden nicht mehr besuchen kann."

„Auch ich halte das für das beste Mittel," sagte der Kaufmann.

„Ich fürchte, es wird nicht viel helfen," bemerkte Fink weise.

„Dann habe ich wenigstens das Meinige gethan," rief Anton.

„Wie du willst," sagte Fink. „Tanzen hast du doch gelernt und deinen Hut verstehst du auch mit Anstand zu bewegen."

Gegen Mittag sagte der Kaufmann zu seiner Schwester: „Du hast Recht gehabt: Wohlfart war in der Hauptsache unschuldig, Fink hat in seinem Uebermuth die ganze Intrigue angezettelt."

„Ich wußte es," rief Sabine und fuhr heftig mit der Nadel in ihre Stickerei. — „Wenn es möglich ist, Traugott, so verhüte jetzt eine neue Unbesonnenheit."

„Sie müssen die Geschichte selbst abmachen," antwortete der Kaufmann, „ich bin neugierig, wie sie das zu Stande bringen werden."

Anton arbeitete den Tag über wie Einer, der sich betäuben will, sprach nur das Nöthige und ging am Abend trotzig die

drei Treppen hinauf, ſich anzukleiden, als ein Mann, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat.

Fink ſah ihn den Tag über mißtrauiſch an und frug ſich ſelbſt: „Was hat der Junge vor? Er geberdet ſich, als ſollte er das erſte Duell abmachen.“ Und hätte er in Antons Seele ſehen können, vielleicht hätte auch ihn erſchüttert, den Schmerz zu erkennen, der in dem jungen Herzen fraß. Es war nicht verletzter Stolz allein, nicht die Scham, wie ein Abenteurer und Betrüger zu erſcheinen, denn dieſe beiden Empfindungen gingen unter in einem größeren Weh, in dem Gedanken an den Abſchied von ſeiner geliebten Tänzerin.

Fink ſprang die drei Treppen hinauf in Antons Zimmer, den er bereits angekleidet fand, ſah das bleiche Geſicht des Freundes, das heute um ein paar Jahre älter ausſah als gewöhnlich, und frug, ſeine Hand ergreifend: „Biſt du böſe auf mich?“

„Nicht auf dich und auf keinen Andern,“ ſagte Anton aufgeregt. „Höre mich an; wie das Gerücht entſtanden iſt, will ich nicht wiſſen. Es iſt möglich, daß du dir einen Scherz mit mir und den Leuten gemacht haſt.“

„Mit dir nicht, mein Kind,“ ſagte Fink.

„Jedenfalls haſt du um das Geſchwätz gewußt und mir nichts davon geſagt; das war nicht recht von dir, ich ſage dir das jetzt und werde dir's nicht nachtragen, und wir wollen mit einander über dieſe Geſchichte niemals wieder reden.“

„Höre,“ ſagte Fink, „ich habe die Anſicht, du nimmſt das Geſchwätz viel zu tragiſch.“

„Laß mich“, fuhr Anton fort, „nur heut in meiner Weiſe handeln.“

„Was willſt du denn thun?“

„Frage mich nicht, ich empfinde ſehr deutlich, was ich thun muß. Laß uns gehen.“

„So thu', was du nicht laſſen kannſt,“ ſagte Fink gutmüthig, „aber vergiß nur Eines nicht, daß jede Art von Scene,

die du vor den Leuten aufführſt, ſie nur amüſiren wird, um ſo mehr, je aufgeregter du dich zeigſt."

„Vertraue mir," ſagte Anton, „ich werde ruhig ſein."

Es war große Geſellſchaft in den erleuchteten Zimmern, kleine Balltoilette, viel Lichterglanz, ſämmtliche Familienmütter und mehrere Väter; einige eingeübte Tänze ſollten zum Beſten gegeben werden. Im Eintreten blickte Fink beſorgt auf ſeinen Freund, Anton ſah verſtört aus, aber er ſchritt mit großer Energie vorwärts. Er machte ſich von Fink los und trat ſogleich zu Lenore, mit der er ſich zum erſten Tanz bereits engagirt hatte. Das Fräulein ſah heut ſo reizend aus als möglich, ſie hatte ihr erſtes Ballkleid an, und die großen Augen ſtrahlten vor Luſt; ſie kam ihrem Tänzer einige Schritte entgegen und ſagte ihm mit freundlichem Vorwurf: „Sie kommen ſo ſpät, der Ball wird gleich anfangen, und ich hatte gehofft, mit Ihnen vorher noch eine Weile zu plaudern. Papa iſt auch hier. Ich werde Sie ihm vorſtellen. — Aber was haben Sie? — Sie ſehen ja ſo feierlich aus!"

„Gnädiges Fräulein," erwiederte Anton mit einer Verbeugung, „mir iſt heut ſehr traurig zu Muthe, ich kann nicht die Ehre haben, den nächſten Tanz mit Ihnen zu tanzen."

„Und warum nicht?" frug die junge Dame erſchrocken.

„Hören Sie mich an, ich werde nicht lange in dieſer Geſellſchaft bleiben und komme heut nur, mich bei Ihnen und der Dame vom Hauſe wegen meines Weggehens zu entſchuldigen."

„Aber Herr Wohlfart," rief Lenore die Hände zuſammenſchlagend.

„Viel mehr als an der Meinung der Uebrigen liegt mir an Ihrer guten Meinung," ſagte Anton erröthend, „und vor Ihnen will ich mich zuerſt rechtfertigen."

„Sie ſollen ſich aber nicht rechtfertigen, ich verſtehe Sie nicht," rief die junge Dame.

Anton aber erzählte ihr mit fliegenden Worten, was er heute von ſeinem Prinzipal gehört, und verſicherte ſie eifrig,

daß er von dem Gerücht nichts gewußt habe. „Das glaube ich Ihnen gern," ſagte Lenore vertrauensvoll, „Papa hat auch geſagt, daß es wahrſcheinlich ein müßiges Geſchwätz ſei." — Sie hielt inne, denn ſie dachte in dem Augenblick daran, daß ihr Vater zugeſetzt hatte, dieſer Herr Wohlfart möge ein recht guter Mann ſein; aber er paſſe doch nicht in die Geſellſchaft. „Und weil Sie erfahren haben, was man ſich über Sie erzählt, wollen Sie ganz aus der Tanzſtunde ausſcheiden?"

„Ja, ich will," ſagte Anton, „denn wenn ich hier bliebe, würde ich mich der Gefahr ausſetzen, für einen Eindringling oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden."

Lenore warf das Köpfchen zurück und ſagte gekränkt und heftig: „So gehen Sie, mein Herr!"

Dies war das beſte Mittel, das Gehen unſers Anton zu verhindern, er blieb ſtehen und ſah ſeine Tänzerin flehend an.

„Warum gehen Sie nicht?" frug das Fräulein noch heftiger.

Anton wurde ſehr bleich; er ſah mit tiefem Schmerz in das Geſicht ſeiner zornigen Dame und ſagte mit zitternder Stimme: „Sagen Sie mir wenigſtens, daß Sie nicht ſchlecht von mir denken wollen."

„Ich werde gar nicht an Sie denken," rief Lenore mit ſchneidender Kälte und wandte ſich ab.

Der arme Anton ſtand einen Augenblick wie vernichtet, es war ein bitterer Schmerz, der ſeine unerfahrene Seele durchbebte. Wäre er zehn Jahre älter geweſen, ſo hätte er ſich dieſen heftigen Zorn vielleicht günſtiger ausgelegt. Der Gedanke, daß er noch nicht fertig war, gab ihm ſeine Kraft wieder, er ging aufgerichtet, ja mit ſtolzem Schritt zu dem Kreiſe, in welchem Frau von Baldereck die Honneurs machte. Da waren alle die auserwählteſten Damen der Geſellſchaft, die lange hagere Gräfin eine Taſſe Thee trinkend, Eugeniens Mutter und neben ihr eine große Männergeſtalt; Anton wußte, ohne daß es ihm Jemand geſagt hatte, daß der ſtattliche Herr

Lenorens Vater ſein müſſe. In dem Augenblick, wo er vor die Frau vom Hauſe trat, ſeine Verbeugung zu machen, flog ſein Blick über die ganze Geſellſchaft. Noch viele Jahre nachher lebte der Augenblick in ſeinem Gedächtniß, noch viele Jahre nachher wußte er die Farbe von jedem Kleide, er konnte noch die Blumen aufzählen, welche in dem Strauß der Baronin Rothſattel waren, ja, er erinnerte ſich noch an das Bild der gemalten Taſſe, aus welcher die Gräfin trank. Die Hausfrau empfing die Verbeugung unſers Helden mit herablaſſendem Lächeln und war im Begriff, ihm etwas Freundliches zu ſagen, als Anton ſie unterbrach und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte, aber laut durch den ganzen Saal tönte, ſeine Rede begann, ſo daß nach den erſten Worten eine allgemeine Stille entſtand: „Gnädige Frau, ich habe heut erfahren, daß in der Stadt erzählt wird, ich ſei reich, ich beſitze Güter in Amerika, und vornehme Herrſchaften nehmen im Geheimen ein Intereſſe an mir. Ich erkläre dies alles für Unwahrheit, ich bin der Sohn des verſtorbenen Calculator Wohlfart aus Oſtrau; ich habe von meinen Eltern faſt nichts geerbt als einen ehrlichen, unbeſcholtenen Namen. Ich bin dem Andenken an meine guten Eltern und mir ſelbſt ſchuldig, das hier öffentlich zu erklären. Sie, gnädige Frau, haben die hohe Güte gehabt, einen fremden und unbedeutenden Menſchen ſo freundlich in Ihrem Hauſe aufzunehmen und mich zur Theilnahme an den Tanzſtunden dieſes Winters aufzufordern. Ich darf nach dem, was ich heut gehört habe, nicht mehr daran Theil nehmen, weil mein fernerer Beſuch der Tanzſtunde den Unwahrheiten, welche man über mich verbreitet hat, Nahrung geben würde, und weil ich gar in den Verdacht kommen könnte, ein Betrüger zu ſein, welcher die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes mißbraucht. Deshalb ſage ich Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Güte und bitte Sie, mir ein freundliches Gedächtniß zu bewahren."

Die Rede war etwas zu pathetiſch für den Kreis, in welchem ſie wirken ſollte, aber ſie wirkte doch. Es entſtand für

einige Augenblicke tiefes Stillschweigen; die Gräfin hielt wie erstarrt ihre Tasse in der Luft zwischen Schoß und Mund, und die Frau vom Hause sah verlegen vor sich nieder.

Anton machte eine tiefe Verbeugung und ging zur Thür.

Da eilte aus der starren Gruppe mit beflügeltem Schritte eine helle Gestalt dem Scheidenden nach, faßte mit ihren Händen seine beiden Hände; Anton sah in Lenorens weinende Augen und hörte noch, wie sie mit weicher Stimme unter Thränen zu ihm sagte: „Leben Sie wohl!“ Dann schloß sich die Thür hinter ihm, und Alles war vorbei.

Anton ging langsam nach Hause. Es war so ruhig und still in seiner Seele, als wäre er nie in dem Hause hinter ihm gewesen, er sah auf die großen Schneeflocken, welche vor ihm herunterfielen, und freute sich über die Spur, welche die Fußgänger in den weichen Schnee gedrückt hatten. Wenn er Schmerzen fühlte, so waren sie doch ohne Bitterkeit. Er trug sein Haupt stolz und dachte an alles Mögliche, woran ein unbefangener Spaziergänger denkt, an seine Eltern, an die Briefe, die er im Geschäft geschrieben hatte, an seinen Prinzipal und auch an den närrischen Tinkeles, den Fink heut wieder zum Comtoir hinausgewiesen. Aber in seinem Ohr klang fortwährend eine Melodie, die neben allen Gedanken forttönte, es waren die Worte Lenorens: „Leben Sie wohl!“

In dem Salon der gnädigen Frau kehrte das Leben zurück, als er das Zimmer verlassen hatte. Das erste Wort, welches gehört wurde, war der strafende Ruf der Mutter, die ihre Tochter zu sich forderte, welche in der vergangenen Scene eine so auffallende Rolle improvisirt hatte. „Lenore, du hast dich vergessen!“ sagte die Mutter leise und bekümmert.

„Laß sie,“ sagte der Freiherr mit Geistesgegenwart laut, „die Tochter hat gethan, was der Vater hätte thun sollen; der junge Mann hat sich brav gehalten und wir werden ihm unsere Achtung nicht versagen.“

Unter den übrigen Gruppen aber erhob ſich ein Gemurmel, die Einleitung zu lebhafter Unterhaltung. „Das war ja eine wahre Theaterſcene," ſagte die Dame vom Hauſe mit nicht ganz natürlichem Lächeln; — „aber, wer hat uns denn geſagt —"

„Ja, wer hat denn geſagt? —" fiel Herr von Tönnchen ein.

Aller Augen richteten ſich auf Fink.

„Sie ſagten ja doch, Herr von Fink, —" fing Frau von Baldereck wieder an, ſich majeſtätiſch erhebend.

„Ja wohl," fiel Herr von Zernitz ein, „und es iſt doch etwas an dem Gerücht, mein Wort darauf! Ich ſelbſt habe bei einem notariellen Act als Zeuge gedient," fuhr er unvorſichtig heraus. „Erklären Sie doch, Fink."

„Auch ich muß um Erklärung bitten, Herr von Fink," fuhr die Hausfrau gereizt fort.

„Mich? gnädige Frau," ſagte Fink mit der Ruhe eines Gerechten, dem ein Unrecht geſchieht. „Was ſoll ich von dieſem Gerücht wiſſen? Ich ſelbſt habe ihm widerſprochen, ſo viel ich nur konnte."

„Ja, das haben Sie," ließen einzelne Stimmen ſich hören, „aber Sie ließen merken —"

„Sie ſagten doch —" fiel Frau von Baldereck ein.

„Was? gnädige Frau," frug kalt der unerſchütterliche Fink.

— „daß dieſer Herr Wohlfart auf geheimnißvolle Weiſe mit dem — dem Kaiſer — in Verbindung ſtehe."

„Das iſt unmöglich," antwortete Fink mit größtem Ernſt. „Das iſt ein arges Mißverſtändniß! Ich habe Ihnen die Perſon des Herrn beſchrieben, der Ihnen damals noch unbekannt war; es iſt möglich, daß ich dabei eine zufällige Aehnlichkeit erwähnt habe."

„Aber was iſt das mit den Gütern," fiel Herr von Tönnchen ein, „Sie ſelbſt haben ja die Herrſchaft an ihn cedirt, und dieſer Verkauf war von auffallenden Umſtänden begleitet.

Sie forderten von uns, die Sache als tiefes Geheimniß zu bewahren."

„Da Sie mein Geheimniß so gut bewahrt haben, daß Sie es überall und jetzt hier vor der ganzen Gesellschaft erzählen," entgegnete Fink lachend, „so tragen Sie und Zernitz offenbar die Schuld, wenn sich dies thörichte Gerücht verbreitet hat. Merken Sie auf, meine theuren Herren. Mein Freund Wohlfart hatte einmal in fröhlicher Stimmung geäußert, er wünsche wohl, Grundbesitz in Amerika zu haben. Ich machte mir einen Scherz und schenkte ihm zu Weihnachten eine Besitzung, die ich auf Long-Island bei Newyork hatte. Diese Besitzung, meine Herren, besteht in einer Sandgrube, welche mit Gesträuch bewachsen ist und in welcher eine breterne Vogelhütte zum Schießen von Strandvögeln steht. Wenn ich Sie gebeten habe nicht davon zu sprechen, so war das ganz in Ordnung; daß Sie aber aus dieser Kleinigkeit ein Tau gesponnen haben, welches einen liebenswürdigen Mann von unserer Gesellschaft scheiden soll, thut mir sehr leid." Ein kalter Hohn legte sich auf sein Gesicht, als er fortfuhr: „Mit Freuden sehe ich, wie sehr Sie alle dies Bedauern theilen, und wie stark Sie den gemeinen Bedientensinn verachten, welcher einen Mann deswegen für salonfähig hält, weil irgend ein fremder Potentat sich um ihn gekümmert haben soll. Da wir aber den heutigen Ball mit Erklärungen angefangen haben, so will auch ich die Erklärung abgeben, daß Herr Anton Wohlfart legitimer Sohn des verstorbenen Herrn Calculator Wohlfart in Ostrau ist, und daß ich jede fernere Erwähnung dieser Mißverständnisse für eine Beleidigung meines nächsten Freundes halten werde. — Und jetzt, gnädige Frau, schenken Sie mir auf's Neue Ihre Huld, ich bin mit Fräulein Eugenie zur ersten Quadrille engagirt und fühle mich außer Stande, länger zu warten."

In Frau von Baldereck kämpfte eine Weile verletztes Selbstgefühl und mütterliche Sorgfalt, endlich siegte, wie bei einer guten Natur zu erwarten war, die letztere; sie sagte, Fink

vorwurfsvoll anblickend, leiſe: „Ich fürchte, Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben!“ — Fink aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte mit großer Aufrichtigkeit: „Man ſpielt nicht, wo man fühlt.“ Darauf führte er Fräulein Eugenie zum Tanze.

Beim Antreten ſagte ihm Lieutnant von Zernitz: „Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben, Fink, ich bedaure, darüber noch eine Erklärung von Ihnen fordern zu müſſen.“

„Seien Sie verſtändig und fordern Sie nichts,“ entgegnete Fink, „wir haben ſo oft mit einander um die Wette geſchoſſen, daß es ſehr thöricht wäre, wenn wir einer auf den andern zielen wollten.“

Da Fink bei weitem der beſte Schütz in der Geſellſchaft war, ſo ſah Herr von Zernitz doch zuletzt ein, daß Fink Recht hatte. Und eine kleine Spannung von einigen Wochen abgerechnet, welche an einem ſtillen Abend bei der zweiten Flaſche Burgunder durch Händeſchütteln ausgeglichen wurde, hatte die Sache keine weitern Folgen. — Doch erkaltete ſeit dem Abgange Antons das Intereſſe, welches Fink an der Tanzſtunde genommen, und weder Theone Lara noch Lenore hatten Urſache, ſeine Anſpielungen zu fürchten, denn wenn er im Salon erſchien, ſo begnügte er ſich, der Tochter vom Hauſe und einigen erfahrenen Frauen ſeine Huldigung darzubringen, um die aufſtrebende Jugend kümmerte er ſich nicht mehr.

Anton aber war wie ein erlöſchender Stern aus der Geſellſchaft geſchieden. Er wurde nicht wieder darin geſehen. Frau von Baldereck erkannte etwas ſpät, daß es paſſend ſei, den jungen Mann, der doch einmal in ihrem Hauſe aufgenommen war, gelegentlich wieder einzuladen, um ihm und Andern zu zeigen, daß man ſeine Gegenwart nicht bloß deshalb für anſtändig halte, weil er — ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen. — Und einige andere Familien des Landadels dachten ebenſo; da aber, wie bemerkt, alle dieſe Einladungen etwas ſpät kamen und Anton ſein Nichterſcheinen entſchuldigte, ſo geſchah ihm in Kurzem, was viel bedeutenderen Größen

der Gesellschaft zu begegnen pflegt, er wurde vergessen. Die früheren Eideshelfer bei der großen Urkunde, Herr von Zernitz und Herr von Tönnchen, redeten ihn noch eine Weile auf der Straße an, wenn er ihnen begegnete, dann grüßten sie ihn noch ein Jahr, und endlich kannten auch sie ihn nicht mehr.

Unserm Anton kam wenig darauf an. Er stürzte sich jetzt mit Leidenschaft in die Arbeiten des Geschäfts. Gleich am andern Morgen klopfte er an die Thür des kleinen Comtoirs und trat in das Allerheiligste des Prinzipals ein. Er erzählte ihm, was er gestern zu Frau von Baldereck gesagt habe, und fügte hinzu: „Ich werde nicht mehr in die Gesellschaft gehen, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in der letzten Zeit meine Pflicht nicht vollständig gethan habe, ich werde von heut an sorgfältiger sein."

„Ich habe keinen Grund, über Sie zu klagen," erwiederte der Kaufmann freundlich; „geben Sie mir die Summe an, welche Sie bedürfen, um Ihre Verhältnisse in Ordnung zu bringen." Anton zog einen Zettel aus der Tasche, auf dem er gewissenhaft sein Debet aufgezeichnet hatte, Herr Schröter rief den Cassirer, ließ die Summe an Anton zahlen und diesem zur Last schreiben, und auch das war abgemacht.

Fink sagte am nächsten Tage zu Anton: „Du bist mit einem Knalleffect ausgetreten und hast von den älteren Herren der Gesellschaft das Zeugniß bekommen, daß du dich angemessen benommen hast."

„Wer hat das gesagt?" Fink erzählte ihm die Aeußerungen des Freiherrn von Rothsattel und that, als bemerke er nicht, daß Antons Gesicht eine tiefe Röthe überflog. „Indeß wäre doch klüger gewesen," fuhr Fink fort, „wenn du die Angelegenheit nicht so auf die Spitze getrieben hättest. Wozu die ganze Gesellschaft meiden, in der doch Einige sind, die dich persönlich lieb gewonnen haben?"

„Ich habe gehandelt," sprach Anton, „wie mir mein Gefühl eingab, ein Anderer, der älter ist und mehr Welt hat,

wird es vielleicht geſchickter anfangen. Du kannſt mir nicht zürnen, daß ich in dieſer Sache nicht deinem Rath gefolgt bin.“

„Es iſt merkwürdig,“ dachte Fink, die Treppe hinunterſteigend, „bei welchen Gelegenheiten die verſchiedenen Menſchen lernen, den eigenen Willen zu gebrauchen. Dieſer Knabe iſt über Nacht ſelbſtändig geworden, und was ihm das Schickſal jetzt von größeren Dingen bringt, er wird ſicher Alles anſtändig durchmachen.“

Für Anton ſowohl als ſeinen Freund war es ein gutes Zeichen, daß ihr Verhältniß durch dieſe Scene nicht geſtört wurde. Ja, es gewann an innerem Werth. Fink behandelte ſeinen jüngern Freund mit größerer Achtung, und Anton bewegte ſich mit mehr Freiheit und gewöhnte ſich, auch Fink gegenüber einen eigenen Willen zu haben. Und das richtige Urtheil des Jüngeren trug allmählich dazu bei, den Aelteren von manchem loſen Streich abzuhalten und ſeinen Uebermuth zu bändigen. Anton erfüllte ſeine Pflichten im Comtoir mit der größten Pünktlichkeit, ſein Dienſteifer war unendlich, und ſeine Zuvorkommenheit gegen die Collegen größer als jemals. Fink gewöhnte ſich dadurch, ohne daß er es ſelbſt merkte, auch ſeinerſeits regelmäßiger im Geſchäft zu erſcheinen und die Arbeitsſtunden beſſer auszuhalten. Nur einen Gegenſtand gab es, über den er mit ſeinem Freunde nie ſprach, obgleich er wußte, daß Anton immer an ihn dachte, das war die junge Dame der Tanzſtunde, welche ſo viel Herz und Muth gezeigt hatte.

4.

Nie hatten die Blumen ſo reichlich geblüht und nie die Vögel ſo luſtig geſungen, als in dieſem Sommer auf dem Gute des Freiherrn. Die Winterſaiſon hatte die Familie mit einem großen Theil des Landadels verbunden, und die Bekanntſchaften des Theetiſches und Ballſaales ſpannen ſich jetzt

unter dem blauen Himmel weiter. Faſt immer war Beſuch auf dem Schloſſe. Aus der Stadt kam Frau von Baldereck mit Eugenie, zuweilen auch der Laubfroſch, Zernitz und Benno Tönnchen, von ihrem Gut Frau von Werner mit einem Sohn und vier Töchtern. Theone und Hildegard waren wochenlang die Gäſte Lenorens, ſie hatten kein Mittel gefunden, ihren Schwur zu halten, und traſen jetzt wenigſtens auf befreundetem Gebiet wieder zuſammen. Das Haus ſchien manchmal zu klein, die Gäſte zu faſſen. In allen Zimmern des Schloſſes und auf dem runden Raſenplatz tummelten ſich die zierlichen Geſtalten der Mädchen. Sie laſen Theaterſtücke mit vertheilten Rollen, ſie fühlten mit einander die zarteſten und höchſten Gefühle durch, ſie tanzten, ſie ſchlugen den Dritten ab, oder ließen ſich vom wilden Mann jagen. Und wenn die jungen Herren ja einmal langweilig wurden und die Stimmung der Mädchen nicht verſtanden, ſo beſtiegen dieſe den Kahn, ergriffen die Streichruder und zogen ſich vom Feſtlande zurück in eine unangreifbare Stellung mitten auf dem Waſſer. Wie ſüß wurde dort geſchwärmt, wenn das Ruder leiſe in der Fluth plätſcherte und der Mond über den Bäumen des Parks heraufzog. Um den Kahn hoben die Seeroſen ihr weißes Haupt aus dem Waſſer, erfreut, daß ihre Feinde, die Schwäne, zur Ruhe gegangen waren, das Bild des Mondes zitterte auf dem Kamm kleiner Kreiswellen, die Nachtigall ſchmetterte im Buſch, und ein warmer Windeshauch trieb den Duft blühender Sträuche über den See. Dann ſangen Theone und Hildegard zweiſtimmige Lieder, oder Hulda Werner geſtand eine holde Erinnerung aus der Reſidenz, oder Eugenie machte ſpöttiſche Bemerkungen über die unglücklichen Herren, welche am Uferrand auf- und abliefen und vergeblich durch Liſt und Gewalt in den Beſitz des Kahnes zu kommen ſuchten.

Aber die prächtigſten Stunden waren am Sonntag Abends; dann wurde das Winterkränzchen fortgeſetzt, der Reihe nach im Schloß der Rothſattel, bei Werners, bei Balderecks. Wenn

man nicht tanzte, trieb man ſchelmiſche Poſſen. Man verkleidete ſich. Mit Mänteln, Shawls und Tüchern drapirte ſich die junge Geſellſchaft in der lächerlichſten Weiſe, dann ſtellte Zernitz, der in ſolchen Dingen ein Meiſter war, ſchnell ein Tableau, und die Väter und Mütter mußten als Publicum zuſehen. Oder man führte Charaden in dramatiſchen Scenen auf, entweder aus dem Stegreif oder ſo, daß die Rollen der Einzelnen auf kleine Zettel geſchrieben wurden, die man während der Aufführung in der Hand hielt. Die ganze Woche hindurch dachten die Mädchen auf hübſche Wörter, und wie man ſie darſtellen könnte. Claſſiſche Wörter wurden dort aufgeführt, zum Beiſpiel „Referendarius“ als Reh, als Fee, als Wettrennen und als König Darius, wo Benno Tönnchen als toter Darius auf dem Boden lag, und die ſchöne Hulda Werner als Alexander der Große mit gerungenen Händen hinter ihm ſtand, worauf Lenore als Ganzes mit einer Brille auf der Naſe und Acten unter dem Arm erſchien und über den Laubfroſch, welcher ein Verbrechen begangen hatte, ihr Protokoll aufnahm. —

Und erſt als das treffliche Wort Parthenia dargeſtellt wurde! Zuerſt ein feierliches Ehepaar aus der alten Zeit; dann ein langweiliger Thee, dann ein ſchüchterner Liebhaber, welcher täglich ſeiner Dame einen Liebesantrag machen will und niemals damit zu Stande kommt, ſondern immer ſitzen bleibt, ſo daß die Dame zuletzt mit einem Seufzer die Erklärung ausrufen kann: „nie, nie!“ und dann eine andere Brautwerbung, bei der ein verſchämtes Bauermädchen ihrem Liebhaber, dem Otto Trouka, zuletzt ein leiſes Ja zuflüſtern muß. — Theone Lara war als Bauermädchen bezaubernd, nur das Ja ſprach ſie nicht aus, ſie ſchämte ſich. — Und am Schluß erſchien Lenore wieder als Ganzes, als eine griechiſche Jungfrau, und der Laubfroſch, der Nußknacker und der kleine Lanzau ſaßen als Wilde in ſchwarzhaarigen Schlittendecken um ſie herum und wurden von ihr ach! ſo ſchlecht behandelt.

Wie glücklich war Lenore in dieser Zeit! Zwar ein wenig Original war sie geblieben, und die Mutter schüttelte zuweilen den Kopf über einen kecken Einfall oder einen kräftigen Ausruf, der den Lippen des schönen Mädchens entschlüpfte. Natürlich tanzte Lenore immer als Herr, so oft es an Herren fehlte; sie war die Anführerin bei einigen entschlossenen Thaten, welche die Mädchen verübten, sie trieb ihre ganze Gesellschaft einmal wohl eine Meile weit auf einen Punkt, wo eine gute Aussicht sein sollte, sie zwang sie dann, in die Schenke des nächsten Dorfes einzukehren und Milch und Schwarzbrod als Abendkost zu genießen, und brachte die Todmüden am späten Abend auf einem Leiterwagen zurück, den sie gemiethet hatte und auf dem sie stand und selbst kutschirte. Sie behandelte die jüngeren Herren fortwährend gönnerhaft, wie kleine Jungen, die ein Butterbrod in der Hand halten, sie ließ sich von ihnen Pferdegeschichten erzählen, und trat bei einer dramatischen Scene zum Schrecken der Mutter sogar selbst als Herr auf, mit einer Reitpeitsche und einem kleinen Bart von Wolle, den sie allerliebst zu drehen wußte. Dabei sah sie aber so wunderhübsch aus, daß die Baronin nicht im Ernst zürnen konnte.

Wenn Jemand auf dem Gut mit dem neuen Leben der Familie nicht ganz zufrieden war, so war's die Baronin. Ueber ihren Gemahl war Zerstreuung und Geschäftigkeit gekommen, die wolkenlose ruhige Heiterkeit früherer Jahre schien aus seiner Seele verschwunden. Auch jetzt im Sommer fuhr er oft nach der Stadt, manchen Abend brachte er in der Ressource zu, und lustige Regimentskameraden, welche eine Frau zu nehmen vermieden hatten, zogen ihn häufig aus den Zimmern der Hausfrau in ihre Rauchstuben. Er verhandelte mit Ehrenthal und gefiel sich in lauter Gesellschaft, von der er sonst wenig gehalten hatte. Es war eine sehr geringe Veränderung des Freiherrn, nur für das Auge der Gattin erkennbar. Und auch die Baronin sah ein, daß sie Unrecht thue, über diese Veränderung zu trauern.

Aber auch ihr wurde in dieſer Zeit große Freude. Eugen beſtand ſein Offiziereramen und kündigte ſeinen Beſuch an, um die Schnüre auf ſeinen Achſeln zu zeigen. Die Mutter ließ ihm ſein Zimmer neu einrichten, und der Vater ſtellte einen Gewehrſchrank und eine neue Jagdausrüſtung hinein, die er ihm zum Geſchenk beſtimmte. Als die Stunde kam, wo Eugen eintreffen ſollte, konnte der Freiherr die Ankunft gar nicht erwarten, er ließ ſatteln und ritt dem Sohn bis zum nächſten Dorf entgegen. Und als eine kleine Staubwolke auf der Landſtraße das Nahen des Reiters verkündete und der Vater die ſchlanke Geſtalt des Huſarenlieutnants vor ſich erblickte, das Geſicht, welches der geliebten Frau ſo ähnlich ſah, da ſprang er wie ein Jüngling vom Pferde, der Sohn that im Nu daſſelbe, und es war ein guter Anblick, als die beiden ritterlichen Geſtalten einander auf der Heerſtraße umarmten. Und ſtattlich anzuſehen war's, als ſie neben einander dem Schloſſe zutrabten.

„Ich bringe dir auch gute Nachricht vom Regiment," begann Eugen nach dem erſten Austauſch freudiger Fragen und Antworten. „Zuerſt läßt dich der Oberſt grüßen."

„Er war ſeiner Zeit ein toller Junge," ſagte der Vater.

„Jetzt iſt er ein Brummbär," ſagte der Sohn. — „Unſer Avancement wird magnifique. Waldorf wird ausſcheiden müſſen, weil ſeine Bruſt immer ſchlechter wird; Balduin Tronka will ſich verſetzen laſſen, er hat mit dem Rittmeiſter einen famoſen Streit gehabt, die Geſchichte muß ich dir noch erzählen, und Stallinger bekommt das Majorat ſeines Onkels, der auf dem Tode liegt. Er wird ein fanatiſch reicher Kerl. Man ſagt, Zwanzigtauſend Revenüen."

„Das iſt ſehr übertrieben," ſagte der Vater, „das Majorat iſt wenig größer, als unſer Gut."

„Jedenfalls wird er ſeinen Wallach dem Wachtmeiſter ſchenken," ſagte der Sohn. „Er hat dem Tiſch einen ſüperben Satz verſprochen. — Wie gefällt dir mein Brauner, Vater?"

Sie hielten vor dem Hofe an, der Lieutnant ritt das Pferd vor. Der Freiherr unterſuchte als Kenner und ſprach im Allgemeinen ſeine Billigung aus. Vor dem Pferdeſtall hielten ſie noch einmal an. „Wir wollen die Frauen überraſchen," ſagte der Freiherr. Als der Reitknecht die Pferde abnahm, konnten Vater und Sohn ſich nicht enthalten, auf einen Augenblick in den Stall zu treten. Zuerſt prüften ſie die Reitpferde des Freiherrn, dann gingen ſie die Reihe der Ackergäule durch. Mit Gönnermiene ſchlug der Lieutnant das eine oder andere, einen perſönlichen Bekannten, an den Hals und ſprach zur Freude des Vaters mit militäriſcher Kürze entſchiedene Urtheile über die Tüchtigkeit aus. Die Knechte ſtanden ehrerbietig herum, Vater und Sohn geriethen in Eifer und theilten einander nicht aufzuſchiebende Sportanekdoten mit, der Freiherr mit der Ruhe eines alten Roßbändigers, der Lieutnant mit jugendlichem Feuer, ſeelenvergnügt, vor der erprobten Weisheit des Vaters auch ſeine luſtig grünende Wiſſenſchaft zu zeigen. Bei Lenorens Pony erinnerten ſich Vater und Sohn zu gleicher Zeit an die Frauen des Hauſes und eilten ſchnell aus dem Stall nach dem Schloſſe.

In der Roſenlaube hielt die Baronin ihren Sohn umſchlungen, während Lenore ihm liebkoſend auf die Schultern klopfte. — Jetzt erſt begann die rechte Freude auf dem Schloß. — Die Augen der Eltern glänzten, ſo oft ſie auf die hohe Geſtalt des Reiters ſahen. Wenn einzelne ſeiner Ausdrücke und Geberden noch an die Reitbahn erinnerten, ſo ertrug auch die Baronin das mit freundlichem Lächeln. Denn ſeit alter Zeit iſt der Stall die Vorhalle, durch welche der Cavalier zu den gefälligen Formen des Salons hinaufſteigt. Im Kreiſe der Mädchen eroberte ſich Eugen ſofort die Herrſchaft, wenigſtens in allen luſtigen Stunden wurde er ihr bevorzugter Gefährte. Er machte ſeine Beſuche in der Umgegend, man lud ein und wurde geladen, ein fröhliches Feſt folgte dem andern.

Das Behagen an diesem bunten Treiben wurde dem Freiherrn durch einen Umstand beeinträchtigt: er konnte durchaus nicht mehr mit seinem Gelde auskommen. Was zwanzig Jahre hindurch möglich gewesen war, erwies sich jetzt als völlig unmöglich. Das Winterquartier in der Stadt, die größere Ausdehnung seiner gesellschaftlichen Verbindungen, die Epauletten seines Sohnes, die Florkleider und Spitzen Lenorens, sogar die Zuschüsse, welche er zu den jährlichen Zinsen seiner Pfandbriefe machen mußte, um die Interessen an die Landschaft zu zahlen, das alles zusammen wurde ihm unbequem. Die Erträge des Gutes wurden zuweilen ungeduldig erwartet und schnell in Anspruch genommen, sie wurden dadurch nicht größer und nicht sicherer; und mancher verständige Vorsatz früherer Zeiten blieb unausgeführt. Der Freiherr hatte den Plan gefaßt, eine sterile Sandfläche an der Grenze seines Gutes mit Kiefern zu besäen, sogar die unbedeutenden Kosten dieser Verbesserung wurden ihm lästig, und der gelbe Sand glänzte ungefurcht das ganze Jahr in der Sonne. Wieder war er mehr als ein Mal in die Lage gekommen, die zierliche Cassette, welche seine geliebten Pfandbriefe beherbergte, zu öffnen und einzelne Nummern des schönen Pergaments herauszunehmen; wieder umwölkte sich seine Stirn, und wieder durchfuhr eine fliegende Unruhe sein in der Regel so würdig gehaltenes Wesen. Aber es war nicht mehr die quälende Angst einer früheren Zeit, er hatte bereits eine kleine Praxis in Geschäften erworben und sah die Sache ein wenig kaltblütiger an Es mußte einen Weg geben, aus diesen Verlegenheiten herauszukommen, im schlimmsten Fall lebte er noch einen, höchstens zwei Winter in der Stadt, bis Lenorens Erziehung vollendet war, und zog sich dann mit Energie in seine Landwirthschaft zurück. Er fühlte, daß ihn das kein großes Opfer kosten würde. Und dann führte er seine industriellen Projecte aus, als guter Wirth nur auf die Zukunft der Kinder bedacht. Unterdeß beschloß er, sich gelegentlich bei Ehrenthal Rath zu

holen. Der Mann war im Ganzen doch wohl ein ehrlicher Mann, ſoweit ein Negociant einem Edelmann gegenüber ſo etwas ſein kann; und was die Hauptſache war, er kannte die Verhältniſſe des Freiherrn ziemlich genau, und der Herr fühlte ihm gegenüber nicht die Scheu, welche ihn abhalten mußte, einem Fremden Bekenntniſſe zu machen.

Wie immer, erſchien auch diesmal der Händler zu rechter Zeit. Seine diamantene Buſennadel blitzte, ſeine unterwürfigen Complimente gegen die Baronin waren lächerlicher als je, und ſeine Bewunderung des Gutes zeigte ſich wahrhaft grenzenlos. Der Freiherr führte ihn in guter Laune durch die Wirthſchaft und ſagte endlich: „Sie ſollen mir einen Rath geben, Ehrenthal.“

Ehrenthal zuckte mit den Augen und ſah den Freiherrn ſchlau an.

Es waren nur wenige Jahre vergangen, ſeit ſie einen ähnlichen Gang durch die Gebäude des Hofes gemacht hatten, und ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Damals mußte der Händler ſeinen guten Rath dem ſtolzen Baron ſo vorſichtig und in Süßigkeiten eingehüllt anbieten, wie man dem unartigen Kinde eine Arznei einflößt, und jetzt kam derſelbe Herr bereits Hulfe ſuchend zu ihm.

Der Freiherr fuhr mit möglichſt leichtem Tone fort: „Ich habe in dieſem Jahre größere Ausgaben gehabt als früher, ſelbſt die Pfandbriefe verlangen Zuſchüſſe, ich muß darauf denken, meine Einnahmen zu vermehren. Was iſt nach Ihrer Meinung für dieſen Zweck am beſten zu thun?“

Die Augen des Händlers glänzten, aber er erwiederte mit gebührender Demuth: „Was zu thun iſt, werden der Herr Baron beſſer wiſſen als ich.“

„Nur keins von Ihren Geſchäften, Ehrenthal,“ warf der Freiherr vorſichtig ein. „Ich werde mit Ihnen nicht wieder in Compagnie treten.“

Kopfſchüttelnd antwortete Ehrenthal: „Es iſt auch nicht

immer zu machen ein ſolches Geſchäft, welches ich mit gutem Gewiſſen dem Herrn Baron empfehlen kann. Der gnädige Herr hat fünfundvierzigtauſend Thaler liegen in Pfandbriefen. Wozu ſich halten die Pfandbriefe, welche ſo wenig Zinſen geben?. Wenn Sie dafür kaufen eine ſichere Hypothek zu fünf Procent, ſo werden Sie davon zahlen vier Procent an die La..dſchaft und ein Thaler vom Hundert bleibt Ihnen als Vortheil, ein jährlicher Vortheil von vierhundertfünfzig Thalern für Ihre Caſſe. Und Sie können dabei haben noch einen größeren Vortheil. Manche ſichere Hypothek zu fünf Procent wird angeboten zum Kauf mit großem Profit für den Käufer, welcher baar Geld bezahlen kann. Sie werden vielleicht vierzigtauſend Thaler zahlen, vielleicht noch weniger, und eine gute Hypothek erhalten, welche Ihnen bringt fünf Procent Zinſen von fünfundvierzigtauſend Thalern."

Der Freiherr antwortete: „So war auch mein Gedanke, aber mit der Sicherheit ſolcher Hypotheken, welche auf dem Markt in den Händen von euch Händlern ſind, ſieht es ſchlecht aus, und ich kann mich darauf nicht einlaſſen."

Ehrenthal wälzte durch eine Handbewegung jeden Bruchtheil dieſes Vorwurfs, welcher ihn perſönlich hätte treffen können, von ſich ab und ſagte ärgerlich über den unſoliden Schacher mit ſolchen Inſtrumenten: „Ich mache nicht gern Geſchäfte mit Hypotheken; was ſo iſt auf dem Markt in den Händen der Händler, das iſt nichts für den Herrn Baron; Sie müſſen ſich wenden an einen zuverläſſigen Mann. Sie haben einen Rechtsanwalt, welcher gute Geſchäftskenntniß hat, vielleicht kann der Ihnen ſchaffen eine ſichere Hypothek."

„Sie wiſſen alſo keine?" frug der Freiherr prüfend und doch mit dem ſtillen Wunſche, daß Ehrenthal ihm die Mühe erleichtern möchte.

„Ich weiß keine," ſagte der Händler mit größter Entſchiedenheit. „Aber wenn Sie wünſchen, will ich mich erkundigen unter der Hand; es ſind immer welche zu haben. Auch

Ihr Rechtsanwalt wird Ihnen ſagen, was er für ſicher hält. Solche Herren geben ſich nur keine Mühe bei den Verhandlungen vor dem Kauf, und Sie werden beim Rechtsanwalt voll einzahlen müſſen die ganze Summe für dieſelbe Hypothek, welche Sie durch einen Geſchäftsmann können erhalten mit einem Vortheil von einigen Tauſend."

Da in der Seele des Freiherrn dieſer Vortheil bereits die größte Wichtigkeit erlangt hatte, ſo faßte er in der Stille ſeinen Entſchluß. Er wollte ſehr vorſichtig ſein, aber wo möglich lieber eine bereits vorhandene Hypothek kaufen, als durch ſeinen Rechtsfreund das Geld anlegen laſſen. Und dem Händler ſagte er: „Es eilt nicht; falls Sie etwas Paſſendes finden, benachrichtigen Sie mich."

„Ich will mir Mühe geben," ſprach der Händler mit Zurückhaltung, „aber es wird am beſten ſein, wenn auch der Herr Baron bei dieſem Geſchäft Erkundigungen einziehen, denn ich mache ſonſt keine Geſchäfte mit Hypotheken."

Wenn dieſe Aeußerung auch nicht wahrhaftig war, ſo erfüllte ſie doch ihren Zweck, denn die kühle Unſchuld des Händlers ſteigerte das Zutrauen des Freiherrn zu ihm um ein Bedeutendes. Ehrenthal aber ſuchte eilig von dem Gute wegzukommen; er vernachläſſigte diesmal die feinwolligen Sprungböcke, überſah das runde Ausſehen der Sperlinge auf dem Dache und grollte ſeinem Kutſcher, weil dieſer zu langſam fuhr. „Wenn ich einer Schnecke binde die Zügel an ihre Hörner, ſo wird ſie mich ſchneller fahren als ihr," zankte er ärgerlich und rückte auf ſeinem Sitze hin und her.

Der Kutſcher peitſchte verdrießlich die Pferde und warf grob über die Schultern zurück: „Wenn Sie Ihren Pferden mehr Haſer geben, werden Sie mehr ſein wie die Schnecken. Zwei Metzen Haſer, und er verlangt Galopp auf ſteinigem Wege!"

Der Freiherr fuhr am nächſten Tage nach der Stadt und erſuchte ſeinen Rechtsfreund, die nöthigen Anſtalten zur Er-

werbung einer Hypothek zu machen. Er verbarg ihm nicht, daß er dieſelbe gern mit einigem Vortheil erhalten würde.

Der verſtändige Juriſt rieth ihm dringend, auf ſolchen Vortheil zu verzichten, weil keine Ausſicht ſei, daß er eine ſichere Anlage um weniger als den Nennwerth bewirken werde. Gerade dieſer Rath machte den Freiherrn nur noch mehr geneigt, ſich beim Erwerb der Hypothek ſeinem eigenen Urtheil zu überlaſſen.

Einige Tage darauf meldete ſich beim Baron ein ſtarker großer Mann mit röthlichem, glänzendem Geſicht, ein Herr Pinkus aus der Hauptſtadt. Der würdige Herbergsvater wurde in das Arbeitszimmer des Barons geführt und beeilte ſich, ſein Erſcheinen zu entſchuldigen. Er hatte gehört, daß der gnädige Herr Geld anzulegen wünſchte, und wußte eine ausgezeichnet ſichere, höchſt empfehlenswerthe Hypothek von vierzigtauſend Thalern auf eine große Herrſchaft in der benachbarten Provinz, Eigenthum des reichen Grafen Zaminsky, der im Auslande lebte. Die Güter, auf welchen die Hypothek haftete, hatten alle möglichen Vortheile; es waren drei, vier Güter, es war eine Waldfläche dabei von mehr als zweitauſend Morgen, und reiner Urwald war das nach den Schwüren des Berichterſtatters. Vier Dörfer waren zu Spann- und Handarbeit verpflichtet, hundert Stellen in vier Dörfern hatten baares Geld an die Herrſchaft zu zahlen, kurz es war eine Beſitzung, welche dem größten Fürſten keine Schande gemacht hätte. Und dieſe Hypothek von vierzigtauſend Thalern ſtand mit ihrem Pfandrecht gleich hinter den erſten hunderttauſend Thalern. Hinter ihr waren noch fünf oder ſechs kleinere, aber immerhin anſehnliche Capitalien eingetragen. Die Hypothek war gegenwärtig im Beſitz des Grafen Zaminsky ſelbſt. Er hatte dieſelbe ſeinem Geſchäftsträger zum Verkaufe cedirt. Und dieſes vortreffliche Inſtrument war, wie Pinkus geheimnißvoll andeutete, möglicherweiſe für neunzig Procent, alſo für ſechsunddreißigtauſend Thaler zu haben.

Es war unbequem, daß die Herrschaft in einer benachbarten Provinz lag, in welcher die Landwirthschaft noch viele alterthümliche Eigenheiten hatte. Aber die Grenze war höchstens zwei Meilen entfernt, die nächste Kreisstadt war durch die Chaussee mit der Welt verbunden, kurz es gab nichts, was nicht bei unbefangener Betrachtung an der Hypothek einnehmend erschienen wäre, und Pinkus würde sich nie entschlossen haben, einen solchen Schatz irgend einem fremden Käufer zu gönnen, wenn dieser nicht in so ausgezeichneter Weise alle Tugenden in seiner Person vereinigte, wie der Freiherr.

Der Gutsherr verhielt sich gegenüber diesen Anpreisungen würdig, wie einem Mann von Erfahrung geziemte. Vor seinem Abgange zog Pinkus ein dickes Actenbündel, welches das Document selbst vorstellte, aus einer Ledertasche hervor und legte dasselbe vertrauensvoll vor dem Freiherrn auf den Tisch, damit dieser mit Muße die Richtigkeit aller Angaben prüfen könne.

Am andern Morgen fuhr der Freiherr mit dem Document zu seinem Rechtsfreund, ersuchte ihn, dasselbe durchzusehen und die nöthigen Ermittelungen anzustellen. Er selbst stieg die schwarze Treppe zur weißlackirten Pforte des Herrn Ehrenthal hinauf.

Ehrenthal war entzückt über das Glück, welches ihm widerfuhr, er warf seinen Schlafrock mit Blitzeseile ab und bestand darauf, der Herr Baron möge ihm die unendliche Ehre erweisen, bei ihm zu frühstücken. Der Freiherr war human genug, das nicht ganz auszuschlagen; er wurde in das distinguirte Putzzimmer des Hauses geführt und sah mit innerer Heiterkeit über die auffallenden Farben der bunten Vorhänge, den rothen Plüsch des Sophas, den unsaubern Fußboden und die zahlreichen schlechten Oelbilder an den Wänden, dicke Farbenmassen, welche wahrscheinlich auf dem Trödel gekauft waren und schwärzlichen Baumschlag aus irgend einem unreinlichen Welttheil darstellten. Die schöne Rosalie trat nach

einer Weile ſelbſt herein mit rabenſchwarzen Hängelocken, in rauſchendem Seidenkleid, machte eine tiefe Verbeugung und beſetzte den Frühſtückstiſch. Es war dem Freiherrn eine ſtille Unterhaltung, zu beobachten, wie die gezierte Haltung der Tochter von dem kriechenden Weſen des Vaters abſtach, und der gute Herr freute ſich ſchon darauf, wie er auf den Abend beim Theetiſch der Baronin und ſeiner Lenore dies wunderliche Gemiſch von Luxus und Unbehülflichkeit ſchildern würde. So ſaß er auf dem Sopha und ſah mit freundlichem Lächeln auf den Händler. Herr Ehrenthal ſaß ihm gegenüber und freute ſich auch, und auch ſein Mund lächelte verbindlich. Endlich ſagte der Freiherr, nachdem er der ſchönen Tochter des Hauſes einige artige Worte gegönnt hatte: „Kennen Sie einen Herrn Pinkus, lieber Ehrenthal?“

Die Tochter verſchwand bei dieſen geſchäftlichen Andeutungen, der Vater rückte ſich auf ſeinem Stuhle zurecht. „Ja, ich kenne ihn,“ ſagte er kühl, „er iſt ein kleiner Geſchäftsmann; ich glaube auch, daß er iſt ein ehrlicher Mann. Er iſt nicht von Bedeutung, er macht ſeine Geſchäfte nach Polen zu.“

„Haben Sie dieſem Herrn etwas von meinem Wunſche geſagt, eine Hypothek zu kaufen?“ frug der Freiherr weiter.

„Was ſollte ich es ihm ſagen?“ antwortete Ehrenthal; „iſt er geweſen bei Ihnen wegen einer Hypothek,“ fuhr er kopfſchüttelnd fort, „ſo hat er es erfahren von einem andern Geſchäftsmann, mit dem ich darüber geſprochen. Der Pinkus iſt ein kleiner Mann, was kann er bringen eine Hypothek für Sie?“ Hier deutete Herr Ehrenthal durch eine Handbewegung an, wie klein Pinkus ſei, und hob die Augen in die Höhe, gleichſam um die unermeßliche Höhe des Barons anzudeuten.

Der Baron erzählte ihm darauf, welche Hypothek der Unterhändler ihm angeboten habe, und frug nach den Gütern und Verhältniſſen des Grafen.

Herr Ehrenthal wußte nichts Näheres, beſann ſich aber, daß ein reſpectabler Geſchäftsmann aus jener Gegend in der

Stadt ſei, und erbot ſich, dieſen Mann aufſuchen zu laſſen und in die Wohnung des Freiherrn zu ſenden.

Das nahm der Freiherr an und erhob ſich. Ehrenthal begleitete ihn die Treppe hinunter bis in den Hausflur und ſagte beim Abſchiede: „Seien Sie vorſichtig mit der Hypothek, Herr Baron, es iſt ſchönes Geld, und es gibt viele ſchlechte Hypotheken, aber es gibt auch gute Hypotheken, und es wird viel geſchwatzt von manchen Geſchäftsleuten zur Empfehlung ihrer Sachen. Und was den Löbel Pinkus betrifft, ſo iſt er nur ein kleiner Mann, er wird nicht viel haben vom Geſchäft, aber er iſt, ſo weit ich ihn kenne, ein ehrlicher Mann. Was Sie mir von der Hypothek ſagen, ſcheint gut, aber doch bitte ich unterthänig, Herr Baron, ſeien Sie vorſichtig.“

Da der Freiherr durch dieſe wortreiche Rede um nichts klüger geworden war, ſo ging er in ſeine Wohnung und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des fremden Geſchäftsmanns. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten. Diesmal war es ein Herr Löwenberg, in ſeiner Erſcheinung ein Seitenſtück zu Ehrenthal und Pinkus. Nur war er etwas hagerer und trug als Mann aus der Provinz ein ſchweres ſpaniſches Rohr und in der Hand eine Mütze. Er gab ſich als Weinkaufmann zu erkennen und zeigte ſich über die betreffenden Güter und die Verhältniſſe des Grafen ſehr gut unterrichtet. Er erzählte, daß der gegenwärtige Beſitzer noch jung ſei und im Auslande lebe, daß der verſtorbene Vater deſſelben etwas bunt gewirthſchaftet habe; dagegen ſei jetzt beſſere Ordnung eingeführt, man erzähle Gutes von dem Erben, und wenn auch Capitalien auf den Gütern ſtänden, ſo habe die Familie doch ſo viel Mittel, daß an eine Gefährdung ihres Beſitzes gar nicht zu denken ſei. Die Güter ſeien noch nicht auf hoher Culturſtufe, jedenfalls ſei aber viel daraus zu machen, und er hoffe, der junge Graf werde der Mann dazu ſein. Alles, was er ſagte, war nicht übertrieben, es klang recht nüchtern und verſtändig. Das Ganze war entſchieden günſtig, und

als der Fremde den Baron verließ, war dieser fest entschlossen das Geschäft zu machen. Um nichts zu versäumen, ging er noch zu einem seiner Bekannten und zog Erkundigungen ein. Was er erfuhr, war nicht viel, aber auch nicht ungünstig. Die Hauptsache war, daß die Familie eine sehr alte und in ihrer Provinz angesehene Familie war, und daß der verstorbene Graf Zaminsky wild gewirthschaftet hatte. Bevor er nach Hause fuhr, erhielt er einen Gegenbesuch des Herrn Ehrenthal, welcher ihn benachrichtigte, daß die Wolle der Schafe auf diesen Gütern allerdings nicht fein sei, und dagegen vom Freiherrn erfuhr, daß er vor Allem noch das Gutachten seines Rechtsfreundes abwarten wolle, bevor er sich entschließe.

Das kleine Comtoir Ehrenthals lag im Wohnhaus zu ebener Erde und hatte seinen einzigen Eingang von dem Hausflur. Es war gegen Abend, als Herr Ehrenthal in das Comtoir trat, wo Itzig gelangweilt vor einem Buch weißen Briefpapiers saß und die Ankunft seines Meisters erwartete. Ehrenthal war in großer Aufregung, er legte seinen Stock auf den Tisch, vergaß aber seinen Hut abzunehmen und schritt unruhig in dem Raume auf und ab.

Itzig dachte: „Was thut der Mann? Was hat er, daß er so in Sorgen ist?" Da trat Ehrenthal vor Itzig und sagte mit Eifer: „Itzig, heut werden Sie zeigen, ob Sie verdienen, daß Sie Brod bei mir haben und den Mittagstisch, den ich Ihnen gebe wegen Ihrer Bildung."

„Was soll ich thun?" sprach Veitel und erhob sich von seinem Sitz.

„Erst werden Sie mir rufen den Löbel Pinkus, dann werden Sie mir bestellen eine Flasche Wein und zwei Gläser, und dann gehen Sie fort, ich brauche Sie heut nicht mehr. Sie sollen mir aber gehen und herausbringen, an wen der Justizrath Horn, welcher wohnt am Markte, heut geschrieben hat nach Rosmin außerhalb der Provinz, und wenn er heut

nicht geschrieben hat, an wen er morgen schreibt. Ich werde Ihnen geben fünf Thalerstücke, damit Sie das können erfahren. Wenn Sie mir heut Abend noch Antwort bringen, so sollen Sie außerdem haben einen Ducaten."

Veitel erglühte innerlich, entgegnete aber mit dem Schein von Kälte: „Ich kenne keinen von den Schreibern des Justizraths und brauche Zeit, bis ich machen kann ihre Bekanntschaft. Morgen Abend sollen Sie Antwort haben, Sie können mir aufheben den Ducaten auf morgen."

„Wenn Sie Bescheid bringen, kommen Sie zu jeder Zeit, und wenn es wäre nach Mitternacht," rief ihm Ehrenthal nach.

Itzig sprang die Treppe hinauf, bestellte in der Küche eine Flasche Wein und lief dann als Spürhund auf die Straßen.

Unterdeß schritt Herr Ehrenthal, den Hut auf dem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, immer noch in dem Comtoir auf und ab, und nickte dabei mit dem Haupt wie eine Pagode. So sah er in dem Halbdunkel des Zimmers aus wie ein dickes schwarzes Gespenst, das seinen abgeschlagenen Kopf nicht fest auf den Schultern halten kann.

Veitel führte auf seinem Gange lebhafte Unterhaltung mit sich selbst. „Was ist los?" frug er; „es muß ein großes Geschäft sein und soll mir bleiben ein Geheimniß. Ich soll den Pinkus holen. Der Pinkus ist gewesen vor einigen Tagen beim Ehrenthal, und den Tag darauf ist er gefahren auf's Land zum Baron Rothsattel. Das Geschäft ist also über den Baron. Und der Ehrenthal will Einem vorsetzen ein Glas Wein, der Pinkus bekommt keinen Wein, es muß sein ein Anderer, es wird nicht sein der Baron selbst, denn den Edelmann führt er nicht auf's Comtoir, der muß oben hinauf zum rothen Plüsch. — Wenn der Pinkus zu thun hat bei dem Geschäft mit dem Baron, so kann er nur haben gestellt das Sprenkel für den Rothschwanz, und der jetzt Abends kommt, den ich nicht sehen soll, der muß sein der Treiber, — und der Ehrenthal selber? Als er heut herunter ging mit dem

Baron, habe ich gehört, wie er ſagte: „Seien Sie vorſichtig!“ Folglich iſt der Alte der Scheucher. Wenn der Ehrenthal ſcheucht, ſo muß es ſein ein großes und ein delicates Geſchäft.“ Bei dieſem Punkte ſeines Monologs war Veitel vor der Herberge angekommen, er beſtellte ſeinen Wirth, der eilig aus dem Laden in ſeine Stube lief, ſich einen beſſeren Rock anzuziehen, und ging dann im Selbſtgeſpräch weiter. „Wenn der Schreiber, der die Briefe aus dem Geſchäft des Juſtizraths trägt, um ſieben Uhr zur Poſt geht, und ich die Adreſſe von den Briefen leſen könnte, ſo würde ich mir erſparen die fünf Thaler,“ überlegte er weiter. „Es geht nicht,“ ſetzte er bekümmert hinzu, „er gibt die Briefe in einem Haufen in das Poſtloch hinein, der Poſtmann iſt zu ſchnell, ich werde nicht leſen können die verkehrten Adreſſen. — Vielleicht kann ich's doch möglich machen; der die Briefe auf die Poſt trägt, iſt gewöhnlich ein junger Menſch; vielleicht kann ich über ihn kommen. Und geht's nicht ſo, ſo geht's anders, ich kenne einen Schreiber von einem Juſtizmann, welcher ſchon manchen Groſchen von mir verdient hat. Die Schreiber kennen einander alle. Wenn ich ihm zwei Thaler gebe, beſorgt er mir das Verzeichniß der Briefe von ſeinem Collegen, drei Thaler will ich ſparen.“

Nachdem Veitel dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging er in das Haus des Rechtsanwalts und ſtellte ſich, wie Jemand erwartend, ſo auf, daß er das Amtslocal im Auge hatte; es war kurz vor dem Schluß der Sprechſtunde; mehrere Menſchen, welche den vielbeſuchten Notar conſultirt hatten, kamen die Treppe herab. Endlich polterte ein eiliger Schritt, ein junger Mann ſtürzte mit einem Packet Briefe zum Hauſe hinaus. Veitel ſetzte ihm in langen Schritten nach, machte an der nächſten Ecke eine Schwenkung und ſtand vor dem Schreiber. Er berührte ſeinen Hut: „Sie ſind aus dem Geſchäft des Juſtizrath Horn?“ — „Ja,“ ſagte der Schreiber eilig und wollte weiter gehen.

„Ich bin aus der Provinz und warte seit drei Tagen auf einen dringenden Brief vom Herrn Justizrath, ich bin heut gekommen, um ihn zu sprechen, vielleicht haben Sie selbst einen Brief an mich aufzugeben an der Post."

Mißtrauisch sah der Schreiber ihn an und frug: „Wie heißen Sie?" Veitel griff in die Tasche, holte schnell ein Achtgroschenstück hervor und sagte: „Ich will nichts Unrechtes von Ihnen, junger Mann, ich will nur, daß Sie die Gefälligkeit haben und mich lassen nachsehen, ob ein Brief für mich da ist."

„Ich kann Ihr Geld nicht nehmen," erwiederte der Schreiber kurz, im Begriff weiter zu gehen. „Wie heißen Sie denn?"

„Bernhard Magdeburg aus Ostrau," sagte Veitel schnell, „es kann aber der Brief auch sein an meinen Onkel."

„Es ist kein Brief für Sie darunter," antwortete der Schreiber, flüchtig die Adressen auseinanderhaltend.

Veitels Augen starrten auf die Briefe, als wollten sie das Papier durchbrennen, es war ihm aber nicht möglich, mit den Augen der Handbewegung des Schreibers zu folgen. Er faßte daher mit schnellem Griff das Bündel Briefe, und während der erzürnte Schreiber ihn von der andern Seite packte und rief: „Was fällt Ihnen ein, Herr, wie können Sie sich unterstehen!" las er mit fliegender Eile die Aufschriften, gab die Briefe in einer verzweifelten Ruhe zurück und sagte, an den Hut greifend: „Ich danke Ihnen, es ist nichts für mich darunter." Der empörte Schreiber wollte ihn halten: „Herr, wie können Sie diese Unverschämtheit haben! —"

„Versäumen Sie nicht die Post," sagte Veitel gutmüthig, „ich gehe jetzt selbst zum Herrn Justizrath." Damit drehte er sich schnell auf das Haus zu und entkam dem Schreiber, welcher einen Augenblick ganz erstarrt über die Frechheit dastand und endlich nach der Post stürzte, die versäumte Zeit nachzuholen.

Veitel hatte nur wenig Adressen in seinem Gedächtniß be-

halten trotz ſeiner ſchnellen Beobachtungsgabe. „Vielleicht iſt damit der Ducaten verdient," ſagte er; „wo nicht, ſo ſchadet's auch nichts." Er ſchlich langſam auf Umwegen nach ſeinem Comtoir zurück, ſtellte ſich an die Thür und horchte. Der würdige Pinkus ſprach, aber es wurde leiſe geredet, und Veitel konnte nur wenig verſtehen. Endlich wurden die Stimmen lauter und es klang wie Zank zwiſchen den beiden Herren.

„Wie können Sie fordern eine ſo große Summe für den einen Weg?" rief Ehrenthal zornig; „ich habe mich in Ihnen getäuſcht, wenn ich Sie habe gehalten für einen zuverläſſigen Mann."

„Ich will zuverläſſig ſein," klang die Stimme des Pinkus dazwiſchen, „aber ich muß vierhundert Thaler haben, oder es wird nichts aus dem Geſchäft."

„Wie können Sie ſagen, daß nichts aus dem Geſchäft wird? Was wiſſen Sie von dem ganzen Geſchäft? Wer ſind Sie, daß Sie etwas davon wiſſen können?"

„Ich weiß ſo viel, daß ich mir kann die vierhundert Thaler geben laſſen von dem Baron, wenn ich zu ihm gehe und ihm ſage, was ich weiß," ſchrie Pinkus mit lauter Stimme.

„Sie ſind ein ſchlechter Menſch," rief Ehrenthal im Zorn. „Sie ſind mir verächtlich wie eine Maus, welche piept in ihrem Loch. Wiſſen Sie, wen Sie ſo behandeln? Mich behandeln Sie ſo," fuhr er immer zorniger fort. „Ich kann Ihnen nehmen Ihren Credit und werde Sie bekannt machen als ein ſchlechtes Subject bei allen Geſchäftsleuten."

„Und ich will Sie bekannt machen dem Baron, was Sie ſind für ein ſchlechter Mann," rief ſeinerſeits Pinkus erzürnt.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür, Veitel tauchte mit einem Sprung in den Schatten der Treppe.

„Ich will Ihnen Zeit laſſen zur Ueberlegung bis morgen früh," ſchrie der abgehende Pinkus ins Comtoir zurück und rannte hinaus.

Veitel trat mit der größten Unbefangenheit in das Comtoir und wurde von seinem Patron, der in dem kleinen Raume auf und ab stürmte wie ein wildes Thier im Käfig, gar nicht gesehen. „Gerechter Gott, daß dieser Löbel sein kann ein solcher Verräther! Er wird Alles ausschwatzen auf dem Markte, er wird mich ruiniren," jammerte Herr Ehrenthal und schlug die Hände zusammen.

„Wozu soll er Sie ruiniren?" frug Veitel und warf seinen Hut auf das Pult.

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie gehört?" schrie ihn Ehrenthal zornig an.

„Alles habe ich gehört," sagte Veitel kaltblütig, „Sie haben ja beide geschrieen, daß man es hören mußte in dem Hausflur. Warum haben Sie mir ein Geheimniß gemacht aus dem Geschäft? Wenn Sie mir gesagt hätten, was Sie vorhaben, ich hätte Ihnen den Löbel billiger verschafft."

Herr Ehrenthal sah starr auf den kecken Burschen und konnte nichts hervorbringen als die Worte: „Was ist das?"

„Ich kenne den Pinkus," fuhr Veitel fort, entschlossen, sich zum Mitspieler in dem Stück zu machen, welches jetzt aufgeführt wurde. „Wenn Sie ihm geben hundert Thaler, so wird er Ihnen als treuer Mann verkaufen eine gute Hypothek an den Baron."

„Was wissen Sie von der Hypothek?" fuhr Herr Ehrenthal bestürzt heraus.

„Ich weiß genug, um Ihnen dabei zu helfen, wenn ich helfen will," antwortete Veitel. „Und ich will Ihnen helfen, wenn Sie haben Vertrauen zu mir."

Herr Ehrenthal starrte immer noch verwundert in das Gesicht seines Buchhalters, es dämmerte ihm die Ansicht, daß sein Gehülfe mehr kaltes Blut und Entschlossenheit haben könnte, als er selbst. Endlich rief er zwischen Freude und Sorge: „Sie sind ein braver Mensch, Veitel, schaffen Sie mir den Pinkus zurück, er soll haben die hundert Thaler."

„Ich habe auch geleſen die Aufſchrift von den Briefen, welche der Juſtizrath zur Poſt gegeben hat. Es iſt ein Brief darunter an den Juſtizcommiſſarius Walther in Rosmin.“

„Ich hab's gedacht,“ rief Herr Ehrenthal erfreut; „es iſt gut, Itzig, ſchaffen Sie mir den Löbel!“

„Dem Schreiber des Juſtizraths habe ich zu zahlen fünf Thaler und ich ſoll bekommen einen Ducaten, macht acht Thaler 5½,“ fuhr Veitel fort, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Es iſt ſchon gut,“ beſchied ihn Ehrenthal durch eine nachläſſige Handbewegung; „Sie ſollen haben das Geld, aber vor Allem muß ich haben den Pinkus.“

Veitel eilte hinüber in die Herberge und ſuchte nach dem entflohenen Geſchäftsmann. Dieſer hatte ſich in ſeine Stube zurückgezogen, in welcher auch er aufgeregt auf und ab lief und alle Anzüglichkeiten, die ihm Ehrenthal vorgeworfen hatte, mit Ingrimm verarbeitete.

Veitel öffnete die Thür und ſagte mit Energie: „Pinkus, ich komme vom Ehrenthal, ich will, daß Sie nehmen hundert Thaler und helfen meinem Rebb; ich will, daß Sie nicht als ſchlechter Menſch an ihm handeln. Wenn Sie etwas von ihm wiſſen, was ihm ſchaden kann bei dem Baron, ſo weiß ich etwas von Ihnen, was Ihnen ſchaden wird bei der Polizei.“

Der Pinkus ſtand ſtill und unterdrückte einen Fluch, den er gegen Veitel auf ſeinen Lippen hatte. „Ich bin ein ehrlicher Mann,“ rief er trotzig, „und brauche mich vor der Polizei nicht zu fürchten.“

„Sie wird fragen, was Sie für ein Waarenlager halten in dem Hauſe daneben, und von welchen Leuten Sie gekauft haben Ihre Waaren. Ich will Sie aber nicht zu Schaden bringen; Ehrenthal ſoll Ihnen geben hundert Thaler, und Sie werden mir geben von jetzt ab in Ihrem Hauſe eine Stube und ein Bett gegen billige Miethe, und werden mich nicht mehr behandeln als Vocher, ſondern als Geſchäftsmann, welcher ſo gut iſt wie Sie.“

Pinkus war überraſcht, beſiegt, gefangen; er ſprudelte noch eine Weile auf, focht mit Händen und Füßen gegen eine feindliche Luft, welche ihm keinen Widerſtand leiſtete; er beſchwor häufig ſeine Ehrlichkeit und miſchte ſtarke Klagen gegen Ehrenthal hinein, bis die Wogen ſeiner ſittlichen Entrüſtung allmählich kleiner und kürzer wurden, und zuletzt in ſeiner Seele ein anmuthiges Wellengekräuſel entſtand, als Zeichen, daß ſie brauchbar geworden für alle guten Werke des Friedens.

Veitel hatte, an den Ofen gelehnt, dieſe Umwandlung ruhig abgewartet und führte jetzt den Verſöhnten im Triumph zu Ehrenthal zurück. Hier maßen die beiden würdigen Männer einander zuerſt mit feindſeligen Blicken, dann ſchüttelten ſie einander die Hände und verſicherten ſich gegenſeitig ihrer Hochachtung, während Veitel wieder als Genius des Friedens daneben ſtand und Beide mit einem Gefühl betrachtete, welches der entſchiedenſte Gegenſatz von Hochachtung war. Pinkus ſteckte ein Caſſenbillet von hundert Thalern ein und empfahl ſich, da ſeine Hülfe bei der großen Operation nicht mehr nöthig ſchien, und Veitel öffnete kurz darauf die Thür für Herrn Löwenberg, den Geſchäftsmann aus der Provinz, und lächelte innerlich, als Ehrenthal faſt bittend ſagte: „Lieber Itzig, Sie können jetzt gehen.“ Er ging diesmal, ohne am Schlüſſelloch zu horchen, zufrieden nach Hauſe und bezog noch denſelben Abend ein kleines Zimmer im erſten Stock des Pinkus, trank das Glas Liqueur und aß das Bratenſtück, welches Frau Pinkus ihm vorſetzte.

Unterdeß ſagte Herr Ehrenthal zu Löwenberg, als Beide bei einem Glas Wein gemüthlich einander gegenüber ſaßen: „Ich habe erfahren, daß der Juſtizrath Horn ſich Auskunft holt über die Hypothek bei dem Juſtizcommiſſarius Walther in Ihrem Orte. Iſt etwas zu machen mit dieſem Mann?“

„Es iſt nichts zu machen mit Geld,“ erwiederte der Mann aus der Provinz nachdenklich, „aber es wird etwas zu machen ſein auf andere Weiſe. Er weiß nicht, daß ich ſelbſt von dem

Bevollmächtigten des Grafen den Auftrag habe zu verkaufen dieſe Hypothek. Ich werde hingehen zu ihm in meinen Geſchäften und werde mir einen Vorwand nehmen, ihm zu loben das Gut und die Verhältniſſe des Grafen; vielleicht ſage ich ihm ſogar, daß ich Luſt habe zu kaufen dieſe Hypothek."

Kopfſchüttelnd ſagte Ehrenthal: „Wenn er kennt den Grafen und ſein Gut, ſo wird Ihr Lob noch nicht helfen, daß er einen günſtigen Brief hierher ſchreibt."

„Es hilft doch, dieſe Juſtizcommiſſarien müſſen bei uns Erkundigungen einziehen über die Verhältniſſe; ſie können ſelbſt nicht ſo gut wiſſen wie wir, wie es ſteht mit dem Kauf und Verkauf der Wolle und des Getreides. Wir müſſen thun, was wir können, und ich glaube, es wird helfen für das Geſchäft."

Ehrenthal ſtützte ſchwermüthig den Kopf auf die Hand und ſagte mit einem Seufzer: „Sie können glauben, Löwenberg, es macht mir ſchwere Sorge."

„Es wird auch ſein ein ſchöner Vortheil," tröſtete der Andere. „Neunzig Procent zahlt der Käufer, den Sie haben, und dem Grafen werden geſchickt nach Paris ſiebenzig Procent; von den zwanzig Procent Differ... ...ahlen Sie fünf an den Bevollmächtigten des Grafen und fünf an mich für meine Bemühung, und zehn Procent bleiben Ihnen. Viertauſend Thaler ſind ein ſchöner Gewinn bei einem Geſchäft, zu dem man braucht kein Capital."

„Aber es macht Sorge," ſprach Herr Ehrenthal gebeugt; „glauben Sie mir, Löwenberg, ich bin ſo aufgeregt von dem Nachdenken, ich habe keine Nacht, wo ich ſchlafen kann, wenn ich liege in meinem Bett. Und wenn meine Frau mich frägt: Schläfſt du, Ehrenthal? ſo muß ich ihr immer ſagen: Ich kann nicht ſchlafen, Sidonie, ich muß denken an die Geſchäfte."

Eine halbe Stunde darauf fuhr eine Extrapoſt zum Thore hinaus. Am nächſten Morgen erhielt der Juſtizcommiſſarius Walther einen Geſchäftsbeſuch des Herrn Löwenberg und wurde durch die kühle und überzeugende Weiſe dieſes Herrn allerdings

zu der Ansicht gebracht, daß die Verhältnisse des Grafen Zaminsky doch nicht so zerrüttet waren, als man in der Umgegend annahm.

Acht Tage darauf empfing der Freiherr von Rothsattel einen Brief seines Rechtsfreundes und darin die Copie eines Schreibens vom Justizcommissarius Walther. Das Gutachten beider Rechtsverständigen stellte den Kauf der Hypothek als ein Geschäft dar, von dem wenigstens nicht unbedingt abzurathen war. Und als den Tag darauf Ehrenthal auf dem Gut seinen Besuch machte, hatte der Freiherr seinen Entschluß gefaßt die Hypothek zu nehmen. Was ihn lockte, fortwährend, unwiderstehlich, das war der schnelle Gewinn von einigen tausend Thalern. Es war ein Segen der Praxis, die er in dem früheren Geschäft mit Ehrenthal erworben hatte. Er wollte die Hypothek gut finden, und hätte sie vielleicht genommen, auch wenn sein Rechtsfreund ihm entschieden abgerathen hätte.

Ehrenthal erbot sich mit großer Uneigennützigkeit, da er doch eine Geschäftsreise in jene Gegend vorhabe, Vollmacht von dem Freiherrn anzunehmen und für ihn den Kauf mit dem Bevollmächtigten abzuschließen. Der Freiherr war gern damit zufrieden, denn sein Zartgefühl sträubte sich dagegen, daß er in eigener Person eine Zahlung machen sollte, deren Betrag geringer war als die Summe, welche er durch das Hypothekeninstrument dafür kaufte.

Acht Tage später war er im Besitz einer Hypothek von vierzigtausend Thalern, für welche er nur sechsunddreißigtausend Thaler gezahlt hatte, und Ehrenthal und seine Freunde hatten obendrein ein schönes Geschäft gemacht, das beste von allen Itzig, denn er hatte ein Uebergewicht über seinen Meister erhalten und war Rathgeber und Vertrauter geworden bei den geheimnißvollsten Unternehmungen. Alle Parteien waren zufrieden. Der Freiherr holte seine reich ausgelegte Cassette hervor und legte an die Stelle der schönen weißen Pergamente das dicke, gelbliche, durch viele Hände abgegriffene Actenbündel,

welches von jetzt ab sein Vermögen vorstellte. — Er sah nicht mehr mit der frohen Aufmerksamkeit hinein, welche er früher den Pfandbriefen gegönnt hatte, er warf den Deckel des Kästchens schnell zu und schob es in den Secretär, ganz wie ein alter ermüdeter Geschäftsmann, wie Einer, der froh ist eine Arbeit hinter sich zu haben. Er eilte in die Zimmer der Damen und beschrieb dort mit Laune die Glückwünsche und Bücklinge Ehrenthals.

„Ich mag ihn nicht dulden," sagte Leonore, „er sieht aus wie ein kleiner fauchender Hamster."

„Diesmal wenigstens hat er sich in seiner Weise uneigennützig gezeigt," antwortete der Vater. „Es ist wahr, alle diese Geschäftsleute haben etwas Karrikirtes, und es ist bei aller Gutmüthigkeit für unser Einen nicht immer möglich, bei ihren Bücklingen das Lachen zu unterdrücken."

An demselben Abende ging Herr Ehrenthal bei seiner Frau Sidonie im langen Schlafrocke vergnügt auf und ab, er versuchte ein kleines Lied zu singen, klopfte seine Tochter Rosalie auf den weißen Nacken und warf seiner Frau von Zeit zu Zeit einen schlauen und zärtlichen Blick zu, so daß ihn Madame Ehrenthal endlich frug: „Du hast abgemacht dein Geschäft mit dem Baron?"

„Ja," rief Ehrenthal lustig.

„Er ist ein schöner Mann, der Baron," bemerkte die Tochter.

„Er ist ein guter Mann," sagte Ehrenthal, „aber er hat seine Schwächen. Er ist einer von den Menschen, welche verlangen tiefe Bücklinge und unterthänige Reden, und welche Geld bezahlen, damit Andere für sie denken. Er würde lieber verlieren Eins vom Hundert, wenn man nur zu ihm spricht mit gebogenem Rücken, den Hut in der Hand. Es sind auch solche Leute nöthig in der Welt, was sollte sonst werden aus unserm Geschäft?" —

Und an demselben Abend saß auch Veitel in seiner Stube,

und der Advocat neben ihm, und Veitel berichtete in der Kunstsprache über das abgeschlossene Geschäft und sagte: „So ist der Rothschwanz gefangen in dem Sprenkel, und der Ehrenthal hat dabei gewonnen viertausend Thaler."

Hippus hatte seine Brille abgenommen und sah in dem viereckigen Holzkasten, welchen Frau Pinkus ein Sopha nannte, gerade aus wie ein ältlicher weiser Affe, der den Weltlauf verachtet und seinen Wärter in die Beine beißt. Er hörte mit kritischem Ernst auf den Bericht seines Schülers, schüttelte hin und wieder den Kopf, oder lächelte, wenn etwas nach seinem Geschmack war.

Als Veitel seinen Bericht mit den Worten schloß: „Der Ehrenthal hat keine Courage, er verliert den Kopf bei großen Geschäften," da rief Herr Hippus verächtlich: „Der Ehrenthal ist ein Gimpel. Er setzt nichts Großes durch, er ist ein kleinlicher Mann. Es ist ihm immer so gegangen; wo es darauf ankam, hat er gezaudert und ist stecken geblieben. Wenn er den Edelmann durch Trinkgelder kirren will, die er ihm zukommen läßt, so wird ihn der Freiherr zuletzt die Treppe hinunter werfen."

„Was soll er aber mit ihm thun?" frug Veitel.

„Sorgen muß er ihm machen," sprach Hippus im Eifer aufstehend, „Sorgen durch Arbeit. Große Arbeit, immerwährende Unruhe, tägliche Sorgen, die nicht aufhören, das ist das Einzige, was der Freiherr nicht aushalten kann. Diese Leute sind gewöhnt wenig Arbeit zu haben und viel Vergnügen, Alles wird ihnen zu leicht gemacht im Leben von Klein auf. Es gibt Wenige, die den Kopf nicht verlieren, wenn eine große Sorge das ganze Jahr in ihrem Schädel herum bohrt. Das ruinirt sie. Ist so Einer höchstens zwei Mal im Tage durch seine Wirthschaft gelaufen, so denkt er, er hat gearbeitet, während der Amtmann das Beste thut und manchmal noch die Dummheiten des Herrn ausbessern muß. — Will der Ehrenthal den Baron unter sich bringen, so muß er ihn in

große Geſchäfte verwickeln, er muß ſelbſt etwas wagen, und dazu hat er keine Entſchloſſenheit und keinen Verſtand, er iſt nur ein Gimpel, der ſein gelerntes Stückchen pfeift und hinterher mit dickem Kopfe daſitzt."

So lehrte der Advocat, und Veitel verſtand die klugen Worte und ſah mit einer Miſchung von Achtung und Scheu auf den kleinen häßlichen Teufel, welcher heftig vor ihm geſticulirte. Endlich ergriff Herr Hippus die Branntweinflaſche, ſtampfte ſie auf den Tiſch und rief: „Heut noch eine Füllung extra! Was ich dir jetzt geſagt habe, du junger Galgenvogel, iſt mehr als eine Flaſche Doppelten werth."

5.

„Ich bin heut achtzehn Jahr," ſagte Karl zu ſeinem Vater, der an einem Sonntag zufrieden in ſeiner Stube ſaß und nicht müde wurde, den ſtattlichen Jüngling anzuſehen.

„Das iſt richtig," erwiederte der Vater, „achtzehn Lichter ſtehen auf dem Kuchen."

„Alſo, Vater," fuhr Karl fort, „es iſt Zeit, daß ich etwas werde."

„Du?" frug der Vater verwundert, „was willſt du denn noch anders werden, als du biſt? Ein Knirps biſt du und wirſt in deinem Leben nichts Anderes."

„Sei jetzt einmal ſtill mit deinem ewigen Knirps," entgegnete Karl. „Ich will Auflader werden."

„Ei ſo hört doch," rief der Alte, „alſo Auflader! Warum nicht lieber gar Bürgermeiſter, oder König oder ſo etwas?"

„Ich habe Kräfte genug," fuhr Karl entſchloſſen fort. „Ich will mir etwas verdienen. Ich will ein ordentlicher Mann werden. Herr Wohlfart iſt jetzt ſchon ſeit einem Jahre frei geworden und ich bin noch immer ein Junge."

„Du willſt etwas verdienen?" wiederholte der Alte und ſah mit immer größerem Erſtaunen auf ſeinen Sohn. „Ver-

diene ich nicht genug und mehr, als wir brauchen? Wozu willſt du als Geizhals an uns handeln?"

„Ich kann doch nicht immer an deiner Lederſchürze hängen," ſagte Karl, „und wenn du tauſend Thaler verdienteſt, würde ich dadurch ein ordentlicher Menſch? Und wenn ich dich einmal verlieren ſollte, was ſoll dann aus mir werden?"

„Du wirſt mich verlieren, Junge," ſagte der Rieſe mit dem Kopf nickend, „das verſteht ſich, in einigen Jahren," ſetzte er hinzu, „nachher kannſt du werden, was du willſt, nur nicht Auflader."

„Aber warum ſoll ich nicht werden, was du biſt? Sei doch nicht ſo hartnäckig."

„Das verſtehſt du nicht. Komm mir nicht mit deinem Ehrgeiz, ehrgeizige Leute kann ich nicht vertragen."

„Und wenn ich nicht Auflader werden ſoll," rief Karl wieder, „ſo muß ich etwas Anderes lernen, ſieh das doch ein, Vater."

„Du willſt nichts gelernt haben?" rief der Alte bekümmert. „Ach, du armes Kind, was haben ſie dir nicht alles in deinen kleinen Kopf hineingetrieben! Da war die Klippſchule, zwei Klaſſen, und die Stadtſchule, vier Klaſſen, und die Gewerbeſchule, zwei Klaſſen; acht Klaſſen haſt du gelernt und kennſt alle Waaren ſo gut wie ein Commis, iſt das nichts? Du biſt ein nimmerſatter Junge!"

„Ja, ich muß doch aber etwas Beſtimmtes wiſſen für einen Beruf," verſetzte Karl, „Schuſter, Schneider, Kaufmann oder Mechanikus."

„Darum mache dir keine Sorge," ſagte der Vater mit Ueberlegenheit, „dafür habe ich bei deiner Erziehung geſorgt, du biſt praktiſch — und ehrlich," fügte er hinzu.

„Das denke ich," ſagte Karl, „aber kann ich ein Paar Stiefeln machen? kann ich einen Rock zuſchneiden?"

„Du kannſt's," erwiederte der Alte ruhig, „verſuch's und du wirſt's können."

„Na, warte, du Brummbär, morgen kaufe ich Leder und nähe dir ein Paar Stiefeln, du sollst fühlen, wie sie drücken."

„Weißt du was," entgegnete der Vater, „ich werde diese Stiefeln nicht anziehen, ich werde vielleicht auch die zweiten nicht anziehen, ich werde warten, bis du das dritte Paar gemacht hast, die werden nicht drücken."

„Mit dir wird man nicht fertig," sagte Karl ärgerlich, „ich weiß schon, wo ich mir Rath erhole. So kann's mit mir nicht bleiben; ich werde dir Jemand auf den Hals schicken, der dir dasselbe sagen soll."

„Sei nur nicht ehrgeizig, Karl," sagte der Alte kopfschüttelnd, „und verdirb mir den heutigen Tag nicht. Jetzt gib mir die Bierkanne her und sei ein guter Junge."

Karl setzte die große Kanne vor den Vater, nahm bald darauf seine Mütze und verließ das Zimmer. Der Vater blieb bei seinem Bier sitzen, aber sein Behagen war gestört, er sah immer wieder nach der Thür, zu welcher Karl hinausgegangen war, er sah sich in der Stube um, die ohne das fröhliche Gesicht seines Sohnes so einsam war. Endlich ging er in die Kammer nebenan, setzte sich dröhnend auf dem Bette nieder und zog unter der Bettstelle einen schweren eisernen Kasten hervor. Er öffnete ihn mit einem Schlüssel, den er aus der Westentasche zog, nahm einen Beutel Geld nach dem andern heraus und stellte eine Kopfrechnung an, dann schob er den Kasten wieder unter das Bett und setzte sich beruhigt zu dem Haustrunk.

Unterdeß ging Karl in seinem Sonntagsstaat mit eiligen Schritten in die Stadt und trat in Antons Zimmer. „Guten Morgen, Karl," rief ihm Anton entgegen, „was bringst du?"

Karl begann feierlich: „Ich komme, Sie um Rath zu fragen, was aus mir werden soll. Mit meinem Vater ist darüber nicht zu reden. Ich will Auflader werden, und der Alte will's nicht leiden; ich will etwas Anderes werden, und er vertröstet mich auf die Zeit, wo er nicht mehr leben wird.

Ein ſchöner Troſt! Er iſt gerade wieder ein rechter Goliath. Ich bin heut achtzehn Jahr, und das Ding muß mit mir anders werden, ich greife hier im Hauſe überall mit an, aber das iſt nirgend etwas Ordentliches."

„Du haſt Recht," ſagte Anton verſtändig. „Vor Allem aber gratulire ich dir zu deinem Geburtstage; und warte, hier iſt ein Buch für dich, das nimm zum Angebinde, ich werde dir meinen Namen hineinſchreiben."

„Seinem getreuen Karl, Anton Wohlfart," las der erfreute Karl. „Ich danke Ihnen, Herr Wohlfart, ich habe ſchon fünfundſechzig Bücher. Jetzt wird die zweite Reihe voll."

„Und ſo ſetze dich her zu mir und laß uns Rath halten. Vor Allem ſage, was kann ich dir helfen? Iſt's nicht beſſer, wenn du mit Herrn Schröter ſelbſt ſprichſt? Er iſt ja dein Pathe."

„Das wird mir zu groß," entgegnete Karl ernſthaft, „der Vater könnte denken, ich wollte ihn verklagen. Bei Ihnen iſt das freundſchaftlicher."

„Gut," ſtimmte Anton bei.

„Und ſo wollte ich Sie bitten, daß Sie gelegentlich mit meinem Vater über mich ſprechen. Er hat zu Ihnen ein großes Zutrauen und er weiß, daß Sie's mit mir gut meinen."

„Das will ich gern," ſagte Anton, „aber was gedenkſt du zu werden?"

„Das iſt mir gleich," erwiederte Karl, „nur etwas Ordentliches."

Am nächſten Sonntage ging Anton nach dem Hauſe des Vater Sturm.

Die Wohnung des oberſten Aufladers war ein kleines Haus am Fluſſe, unweit des Packhofes; es war ſein Eigenthum und zeichnete ſich durch die Roſafarbe ſeines Anſtrichs vor den Nachbarhäuſern ſchon von Weitem aus. Anton öffnete die niedrige Thür und zweifelte, ob dem Rieſen überhaupt mög-

lich sei, sich in einen so kleinen Bau einzupacken. Und als der alte Sturm aufstand ihn zu begrüßen, da wurde ihm klar, daß eine unaufhörliche Geduld des mächtigen Mannes nöthig war, um diese Wohnung zu ertragen. Denn wenn er sich mit aller Kraft ausstreckte, so mußte er unfehlbar Decke und Wände zerreißen und mit Kopf und beiden Fäusten in die freie Luft hineinragen. Der riesige Mann stand vergnügt über den Besuch ohne Rock und Weste vor ihm und hielt ihm grüßend seine Hand entgegen, welche wohl im Stande war, einen Kürbis von mäßiger Größe zu umspannen.

„Ich freue mich sehr, Sie in meinem Hause zu sehen, Herr Wohlfart," sagte Sturm und faßte so zierlich, als es ihm möglich war, Antons Hand.

„Es ist etwas klein für Sie, Herr Sturm," antwortete Anton lachend, „Sie sind mir noch nie so groß vorgekommen, als in diesem Zimmer."

„Mein Vater war noch größer," antwortete Sturm wohlgefällig und richtete sich hoch auf, so daß sein Kinn auf dem obern Rande des Ofens ruhte; „so groß war mein Vater," sagte er und wies auf den bunten Farbensaum längs der Decke, an welchem mehrere Marken mit Bleistift gezeichnet waren. „So groß war er und noch breiter. Er war Aeltester der Auflader und der stärkste Mann am Orte, und doch hat ihn ein Faß, nicht halb so hoch als Sie, zu Tode gebracht. Hier nehmen Sie Platz, Herr Wohlfart." Er rückte ihm einen Stuhl von Eichenholz hin, der so schwer war, daß Anton Mühe hatte ihn von der Stelle zu heben, und setzte sich mit Geräusch auf eine Bank. „Mein Karl hat mir gesagt, daß er Sie besucht hat, und daß Sie sehr freundlich gegen ihn waren. Er ist ein guter Junge und ich habe meine Freude an ihm, aber er ist doch aus der Art geschlagen. Seine Mutter war eine kleine Frau," setzte Herr Sturm traurig hinzu und griff nach einem Glase Bier, welches mehr als ein Quart faßte, setzte das Glas an und nicht eher wieder

auf den Tiſch, als bis der letzte Tropfen daraus verſchwunden war.

„Es iſt Faßbier," ſagte er entſchuldigend, „darf ich Ihnen ein Glas anbieten? Es iſt Herkommen bei unſerm Geſchäft, kein anderes zu trinken; dies freilich trinkt man den ganzen Tag, denn unſere Arbeit macht warm."

„Ihr Sohn hat, wie ich höre, Luſt, in Ihre Corporation zu treten," lenkte Anton ein.

„Unter die Auflader?" frug der Rieſe. „Nein, dies wird er nicht, niemals." Er legte ſeine Hand vertraulich auf Antons Knie. „Er wird es nicht, meine Selige hat mich auf dem Totenbette darum gebeten. Warum? Darum! Unſere Arbeit iſt reſpectabel, Sie wiſſen das ſelbſt am beſten, Herr Wohlfart. Wir ſind Männer, welche ein Vertrauen haben, wie wenig andere. Es iſt eine Ehre, Auflader der Kaufmannſchaft zu werden, um die ſich Hunderte bei mir bewerben, und nicht Einen laſſen wir zu. Es gibt Wenige, welche die Kraft haben, und noch Wenigere, welche etwas Anderes haben."

„Die Ehrlichkeit," ſagte Anton.

„Ganz recht," nickte Sturm, „daran fehlt's auch den Starken. Alle Tage jede Art Waare in Tonnen und Kiſten in größter Quantität vor ſich zu haben und darum zu hantiren, wie um eigenthümliche Sachen, und niemals die Hand hineinzuſtecken, das iſt leider nicht Jedermanns Gewohnheit. Alſo Sie wiſſen, wir halten auf uns. Und die Einnahmen ſind nicht ſchlecht, ja, ſie ſind gut. Meine Selige hielt noch auf Sparbüchſen und Strümpfe und ſolches Zeug. Als ſie ſtarb, fand ich den ganzen Grund ihres Kaſtens mit zugebundenen Strümpfen zugeſtopft, die neben einander ſtanden wie die fetten Lerchenſteiße in der Schachtel. Alles für unſern Karl, und es war nicht nur Silber, es war auch Gold dabei. Sie war eine ſparſame Frau und hob Alles auf. Das iſt nun meine Art nicht. Denn warum? — Wer praktiſch iſt, braucht um das Geld nicht zu ſorgen, und der Karl wird ein prak-

tiſcher Menſch. Aber nicht als Auflader," fügte er kopfſchüttelnd hinzu, „meine Selige wollte das nicht haben, und ſie hat Recht."

„Ihre Arbeit iſt ſehr anſtrengend," ſtimmte Anton bei.

„Anſtrengend?" lachte Sturm; „ſie mag wohl anſtrengend ſein für Einen, der nicht die Kraft hat, ſo anſtrengend, daß ihm der Rücken darüber zerbrechen kann; aber es iſt nicht die Anſtrengung, es iſt noch etwas Anderes. Dies iſt es!" Bei dieſen Worten holte er einen großen Krug aus der Ecke und goß ſein Glas voll. „Das Faßbier iſt es."

Anton lächelte. „Ich weiß, Sie und Ihre Collegen trinken viel von dem dünnen Getränk."

„Viel," ſagte Sturm mit Selbſtgefühl, „es iſt bei uns Geſchäftsbrauch, es iſt Herkommen, es iſt von je bei den Aufladern ſo gehalten worden; ſie müſſen Kräfte haben, ſie müſſen treue Männer ſein und ſie müſſen Faßbier trinken. Es iſt Bedürfniß bei unſerer Arbeit, wer's nicht thut, hält's nicht aus; Waſſer trinken macht uns ſchwach, und Wein und Branntwein gleichfalls. nur Faßbier thut's, dies und Proveneröl. Sehen Sie, Herr Anton, ſo: —" Der Rieſe ſtreckte den Arm aus und holte ein kleines Glas von dem Geſtell, füllte es zur Hälfte mit feinem Baumöl, zur andern Hälfte mit Bier, that eine Menge Zucker in die Miſchung und trank zu Antons Schrecken die widerwärtige Flüſſigkeit aus. „Das macht ſtark," ſagte er, „es iſt ein Geheimniß unſerer Zunft, es erhält die Kraft und macht ſolche Arme," er legte ſtolz ſeinen Arm auf den Tiſch und verſuchte ihn mit ſeiner Hand vergebens zu umſpannen. „Aber es iſt ein Haken dabei," fügte er leiſer hinzu. „Es wird Keiner von uns über funfzig Jahre alt. Haben Sie ſchon einen alten Auflader geſehen? Sie haben keinen geſehen, denn es gibt keinen. Funfzig Jahre iſt das Höchſte, was einer erreicht, länger duldet's der Biergeiſt nicht. Mein Vater war funfzig, als er ſtarb; der, den wir neulich begraben haben, — Herr

Schröter war mit beim Begräbniß, — der war neunundvierzig. Ich habe noch ein paar Jahre bis dahin," ſetzte er wie zur Beruhigung hinzu.

Anton blickte beſorgt in das ehrliche Geſicht des Aufladers. „Aber Sturm, wenn Sie das wiſſen, warum ſind Sie nicht mäßiger?"

„Mäßig?" frug Sturm verwundert, „was iſt mäßig? Es ſteigt Keinem von uns in den Kopf. Vierzig Halbe in einem Tag iſt nicht viel, wenn man's nicht merkt."

Anton ſah den Aufladen ungläubig an.

„So viel trinke ich," ſagte Sturm. „Der, den wir neulich begraben haben, konnte noch mehr vertragen; er hatte aber auch Wochen, wo er noch ſtärker war als ich. Sehen Sie, Herr Wohlfart, deshalb aber ſoll mein Karl nach dem Willen der Seligen lieber etwas Anderes werden. Es iſt, unter uns Männern geſagt, mit dem ganzen Alter nur dummes Zeug. Auch von den Menſchen, welche keine Auflader ſind, werden die wenigſten älter als funfzig. Sie ſterben an allen möglichen Krankheiten von den Windeln an fortwährend dahin, und an lauter Krankheiten, die wir Auflader nicht kennen. Aber meine Selige hat's einmal ſo gewollt, und ſo mag's drum ſein."

„Und haben Sie an etwas Anderes gedacht?" frug Anton weiter. „Karl iſt zwar im Geſchäft ſehr nützlich und wir alle werden ihn vermiſſen, wenn er im Hauſe fehlen ſollte."

„Das gerade iſt es," unterbrach ihn der Auflader, „das war das Richtige, was Sie geſagt haben. Sie werden ihn vermiſſen, ich auch. Ich bin allein im Hauſe, ſeit meine Selige tot iſt; wenn ich die rothen Backen meines Kleinen in dieſen Wänden ſehe, ſo bin ich zufrieden; wenn ich in Ihrem Hauſe ſeinen kleinen Hammer höre, ſo fühle ich die Luſtigkeit in meinem Herzen. Wenn er weggeht von mir und ich einſam in dieſer Stube ſitze, ich weiß nicht, wie ich's ertragen ſoll."

Die Züge des Mannes zuckten vor innerer Bewegung. „Aber muß er ſich denn ganz von Ihnen trennen?“ frug Anton endlich, „vielleicht kann er noch Jahre lang hier wohnen.“

Sturm ſchüttelte bedeutungsvoll den Kopf. „Ich kenne ihn, er kann's nicht; wenn er erſt einmal etwas anfängt, ſo iſt er hinterher wie ein Teufel, dann denkt er an nichts als an das eine Ding. Aber ich habe mir's überlegt in den letzten Tagen. Ich will Ihnen ſagen,“ fuhr er vertraulich fort, „ich habe Unrecht, wenn ich an mich denke. Der Junge hat nicht für mich ſeinen Kopf in die Welt geſteckt, ſondern für ſich ſelber. Er ſoll etwas werden. Und nun frage ich, was meine Selige ſich für den Jungen wünſchen würde, wenn ſie noch lebte. Dieſe Frau hatte einen Bruder, welcher mein Schwager iſt, und dieſer Schwager iſt auf dem Lande. Ein Freigut, dort oben, wo das hohe Waſſer herkommt; ein geſetzter Mann, er tauſcht nicht mit manchem Rittergut. Der beſucht mich alle Jahre, wenn ſie ihre Wolle geſchoren haben. Der kennt mich und kennt den Karl, dem möchte ich meinen Kleinen übergeben, wenn ich ihn nicht behalten ſoll. Es iſt weit von hier,“ ſchloß er traurig, „aber es iſt Verwandtſchaft.“

„Das iſt ein guter Gedanke, Herr Sturm,“ ſagte Anton, erfreut, auf ſo wenig Hinderniſſe zu ſtoßen; „aber ich habe immer gehört, daß der Landwirth auf eine ſelbſtändige Thätigkeit in der Regel nur dann hoffen kann, wenn er nicht ganz ohne Vermögen iſt.“

„Das paßt,“ ſagte der Rieſe ſeinen Finger erhebend geheimnißvoll, „er iſt nicht ganz ohne Vermögen. Von ſeiner Mutter her, und auch etwas von ſeinem Vater. Er weiß aber von gar nichts, denn ich wollte, er ſollte praktiſch werden. Und ſagen Sie ihm auch nichts.“

„Da Sie ſo väterlich für Ihren Sohn ſorgen,“ rief Anton, „ſo laſſen Sie ihn nicht länger in Unſicherheit; es iſt brav von ihm, daß er das Ungenügende ſeiner jetzigen Arbeit empfindet.“

„Er kann es sogleich hören," sagte der Alte aufstehend. „er steckt im Garten. Sie sollen dabei sein." Sturm trat in das Haus und rief mit seiner mächtigen Stimme in den Garten. Karl eilte herbei, begrüßte Anton und sah erwartungsvoll bald auf diesen, bald auf den Vater. Der Alte hatte sich wieder ruhig hingesetzt und frug in seinem gewöhnlichen Ton: „Kleiner Knirps, willst du ein Oekonom werden?"

„Landwirth?" rief Karl, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Dann müßte ich ja fort von dir, Vater."

„Er denkt auch daran," sagte der Alte, Anton zunickend.

„Ist denn dein Wille, daß ich von dir soll?" frug Karl erschrocken.

„Allerdings, mein Kleiner," sagte der Vater. „Widerrede nutzt nichts, die Sache ist abgemacht, natürlich vorausgesetzt, daß dich der Onkel haben will. Du sollst Oekonom werden, du sollst etwas Ordentliches lernen, du sollst deinen Vater verlassen."

„Vater," sagte Karl niedergeschlagen, „wenn ich von dir weg gehen soll, so ist mir's nicht recht."

„Es soll dir aber recht sein, du ehrgeiziger Knirps," rief der Alte.

„Dann komm mit auf's Land," sagte der Sohn.

„Ich soll auf's Land kommen? ho, ho!" Sturm lachte, daß die Stubenthür zitterte. „Mein Knirps will mich in die Tasche stecken und mit sich auf dem Lande herumtragen." Er lachte so lange, bis er mit der Hand über die Augen fuhr. „Komm her, mein Karl," sagte er endlich, zog den Sohn an sich und hielt den Kopf desselben lange zwischen seinen großen Händen. „Du bist mein guter Junge, und Trennung muß sein auf Erden, wenn nicht jetzt, dann in ein paar Jahren."

So schied Karl aus der Handlung. Vergeblich versuchte er in den letzten Tagen seine Bewegung hinter leisem Pfeifen zu verstecken. Er streichelte zärtlich Freund Pluto und die Katze, welche er in das Haus gebracht hatte, er verrichtete

ſeine kleinen Arbeiten mit maßloſem Eifer und hielt ſich dabei ſo viel wie möglich in der Nähe ſeines Vaters; auch dieſer ſah den Tag hindurch immer wieder auf ſeinen Sohn und verließ manchmal ſeine Tonnen, um langſam auf ihn zuzugehen und ihm die Hand ſchweigend auf den Kopf zu legen.

„Es iſt nicht ſchwer bei der Landwirthſchaft?“ ſagte Vater Sturm vor der großen Wage zu Anton, und blickte ihm fragend ins Geſicht.

„Leicht iſt es nicht,“ erwiederte Anton, „es iſt vielleicht noch mehr dabei zu lernen, als bei unſerm Geſchäft.“

„Lernen!“ rief der Alte, „je mehr er lernen muß, deſto lieber iſt es ihm, das thut nichts; nur ob es ſehr ſchwer iſt?“

„Nein,“ ſagte Herr Pix, der die Sprache des Rieſen beſſer verſtand. „Schwer iſt dort nichts; das Schwerſte iſt der Sack Weizen, hundertundachtzig Pfund, und Bohnen, zweihundert Pfund. Und das braucht er nicht zu heben, das thun die Knechte.“

„Wenn das bei der Landwirthſchaft ſo iſt,“ rief Sturm verächtlich und richtete ſich hoch auf, „ſo iſt mir ganz egal, ob er das hebt. Zweihundert Pfund trägt auch mein Zwerg.“

6.

Anton war jetzt der pflichtgetreueſte Correſpondent ſeines Comptoirs. Gegen die ritterlichen Künſte ſeines Freundes verhielt er ſich kühl. Nur ſelten vermochte ihn Fink, des Sonntags ſein Begleiter zu Pferde oder am Piſtolenſtand zu werden. Dagegen benutzte Anton Finks Bücherſchrank mehr als dieſer ſelbſt. Es war ihm nach langem Bemühen gelungen, in die Myſterien der engliſchen Ausſprache einzudringen, und eifrig ſuchte er die Gelegenheit, ſein Sprechtalent an Fink zu üben. Da aber dieſer den Uebelſtand hatte, ein ſehr unregelmäßiger und gewiſſenloſer Lehrer zu ſein, gab Anton ſeine Zunge in die Zucht eines gebildeten Engländers.

Einſt ſah er von ſeinem Platze im Comtoir auf, als ſich die Thür öffnete, und erkannte mit der größten Verwunderung in dem Eintretenden Veitel Itzig, den Genoſſen aus der Bürgerſchule von Oſtrau. Er war bisher nur ſelten mit ihm zuſammengetroffen. Das freche Weſen des Burſchen und die Furcht vor dem vertraulichen Du, mit dem dieſer ihn leicht anreden mochte, hatten ſein Auge auf allerlei andere Gegenſtände gelenkt, ſo oft er Veitels Naſenſpitze im Gedränge der Straße erkannte. Noch mehr erſtaunte er, als Veitel auf die Frage des Herrn Specht: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?“ artig erwiederte, er wünſche Herrn Wohlfart zu ſprechen.

Anton ſtieg von ſeinem Sitze in den freien Raum des Comtoirs, und Veitel redete ihn an: „Sie werden mich doch noch kennen, obgleich Sie oft an mir vorbeigegangen ſind ohne mich zu grüßen.“

„Wie geht es Ihnen, Itzig?“ frug Anton mit Kälte.

„Schlecht,“ antwortete Itzig, die Achſeln zuckend; „es iſt kein Verdienſt im Geſchäft. — Ich ſoll Ihnen dieſen Brief vom Sohn des Ehrenthal übergeben und Sie fragen, zu welcher Zeit Ihnen der Bernhard ſeinen Beſuch machen kann.“

„Mir?“ frug Anton und nahm eine Karte und einen Brief aus Veitels Händen. Der Brief war von Antons Sprachlehrer, er enthielt die Anfrage, ob Anton an einer Lehrſtunde Theil nehmen wolle, in welcher Herr Ehrenthal ältere engliſche Schriftſteller in einer literarhiſtoriſchen Reihenfolge durchzunehmen beabſichtige.

„Wo wohnt Herr Bernhard Ehrenthal?“ frug Anton.

„Im Hauſe bei ſeinem Vater,“ erwiederte Veitel und verzog das Geſicht. „Er ſitzt den ganzen Tag auf ſeiner Stube.“

„Ich werde den Herrn ſelbſt aufſuchen,“ ſagte Anton. — „Guten Morgen, Herr Anton!“ — „Guten Morgen, Itzig!“

Anton empfand keine große Neigung, auf den Antrag des Lehrers einzugehen. Der Name Ehrenthal hatte in ſeinem Comtoir keinen guten Klang und das Erſcheinen Itzigs trug

nicht dazu bei, ihm das Anerbieten annehmlicher zu machen. Doch die ironiſche Art, in welcher Itzig vom Sohne ſeines Brodherrn ſprach, und Einzelnes, was er auf ſeine Erkundigungen von Bernhard hörte, bewog ihn, die Sache wenigſtens in Erwägung zu ziehen. So ſuchte er einige Tage darauf nach dem Schluß des Comtoirs das Haus Ehrenthals auf, entſchloſſen, ſich durch den Eindruck, den der Sohn auf ihn mache, beſtimmen zu laſſen.

Er trat an die weißlackirte Thüre, zog den dicken Porcellangriff und wurde durch eine ſtruppige Köchin ohne weitläufige Anmeldung in die Stube des jungen Ehrenthal geführt. Es war ein langes ſchmales Zimmer mit alten Möbeln und ſchmuckloſen Büchergerüſten, auf welchen eine Menge großer und kleiner Bücher unordentlich durcheinander lag. Bernhard ſaß tief über ſeine Arbeit gebeugt am Schreibtiſch und ſah erſt auf, als Anton bereits im Zimmer ſtand. Eilig knöpfte er den Hausrock über ſeinem Hemd zuſammen und trat dem Fremden mit der Unſicherheit entgegen, welche Herren mit kurzem Geſicht bei der Begrüßung Eintretender eigen iſt. Neugierig ſah Anton auf den Sohn des Händlers. Es waren feine Züge und ein zarter Körper, kaſtanienbraunes krauſes Haar und zwei graue Augen von freundlichem Ausdruck. Bernhard nöthigte ſeinen Gaſt auf ein kleines Sopha. Anton erwähnte den Zweck ſeines Beſuches, und Bernhard antwortete ſchüchtern, daß er ſich in Allem nach den Wünſchen ſeines Beſuches richten wolle. Und als Anton nach dem Preiſe der Stunden frug, erſtaunte er, daß der Sohn Ehrenthals mit einiger Verlegenheit ſagte: „Ich weiß es wirklich in dieſem Augenblick nicht, wenn Sie aber darauf beſtehen, auch den Lehrer zu bezahlen, ſo will ich mich ſogleich darnach erkundigen.“ Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu fragen: „Sind Sie nicht im Geſchäft Ihres Herrn Vaters?“

„Ach nein,“ erwiederte Bernhard, dieſen Uebelſtand entſchuldigend, „ich habe ſtudirt, und da einem jungen Mann

von meiner Confession die Anstellung im Staate nicht leicht wird und ich in meiner Familie leben kann, so beschäftige ich mich mit diesen Büchern." Dabei warf er einen Blick voll Liebe auf sein Büchergerüst, stand auf und trat in ihre Nähe, als wollte er sie seinem Gast vorstellen. Anton las einige goldene Titel und sagte mit einer Verbeugung: „Das ist für mich zu gelehrt." Es waren Ausgaben orientalischer Werke.

Bernhard lächelte: „Durch das Hebräische bin ich zu den andern asiatischen Sprachen gekommen. Es ist viel fremdartige Schönheit in dem Leben dieser Sprachen und in den Gedichten der alten Zeit. Ich habe auch Handschriften, wenn es Sie interessirt diese zu sehen."

Er schloß einen Schub auf und holte ein Bündel seltsam aussehender Manuscripte heraus. Mit glänzenden Augen öffnete er das oberste, im Einband von grünem Seidenstoff, der mit Goldfaden fremdartig durchwirkt war; er ließ Anton die Schrift betrachten und war vergnügt, als dieser erklärte, er könne nicht einmal angeben, welcher Sprache die Schriftzüge angehörten.

„Es ist arabisch, aber freilich ist gerade diese Handschrift sehr schwer zu lesen. — Und hier ist mein Lieblingsdichter, der Perser Firdusi, ich habe aber nur ein kleines Bruchstück seines Gedichtes in der Handschrift."

Anton sagte ihm: „Es muß viel Gelehrsamkeit dazu gehören, das alles zu verstehen."

„Nur etwas Geduld," antwortete Bernhard bescheiden; „wer ein Herz hat für das Schöne, der findet es bald überall heraus, auch unter dem fremdartigen Kleide, welches die Sänger aus dem Morgenlande tragen. Ich arbeite an einer Uebersetzung persischer Gedichte; wenn Sie später einmal Muße haben und Sie so etwas nicht langweilt, möchte ich Sie um Erlaubniß bitten, Ihnen eine kurze Probe vorzulesen."

Anton hatte die Höflichkeit, sogleich darum zu bitten, der

junge Ehrenthal griff nach einem Papier auf ſeinem Schreibtiſch und las ſchnell und etwas ungelenk ein kleines Liebesgedicht vor. Es war eins von den zahlreichen Gedichten, in denen ein weiſer Trinker ſeine Geliebte mit allerlei hübſchen Dingen vergleicht, mit Thieren, Pflanzen, der Sonne und andern Weltkörpern, und daneben einem zelotiſchen Pfaffen Naſenſtüber gibt. Dem ehrlichen Anton imponirte die verſchlungene Form und der zugeſpitzte Ausdruck ſehr, aber es war ihm doch komiſch, als der Vorleſer ausrief: „Nicht wahr, das iſt ſchön? Der Gedanke, meine ich; denn die Schönheit der Sprache im Deutſchen wiederzugeben bin ich zu ſchwach.“ Bei dieſen Worten ſah er begeiſtert vor ſich, wie ein Mann, der alle Tage fünf bis ſechs Flaſchen Schiraswein trinkt und alle Abende ſeine Suleika küßt.

„Muß man denn aber trinken, um recht lieben zu können?“ ſprach Anton, „das iſt bei uns doch auch ohne Wein möglich.“

„Bei uns“, erwiederte Bernhard, „iſt das Leben ſehr nüchtern,“ dabei legte er das Blatt ernſthaft auf den Tiſch.

„Ich denke, es iſt nicht ſo,“ erwiederte Anton eifrig; „ich kenne noch wenig vom Leben, aber ich ſehe doch, auch wir haben Sonnenſchein und Roſen, die Freude am Daſein, große Leidenſchaften und merkwürdige Schickſale, welche von den Dichtern beſungen werden.“

„Unſere Gegenwart“, erwiederte Bernhard weiſe, „iſt zu kalt und einförmig.“

„Ich habe das ſchon einige Male in Büchern geleſen, aber ich kann nicht verſtehen, warum, und ich glaube es auch gar nicht. Ich meine, wer mit unſerm Leben unzufrieden iſt, der wird es mit dem Leben in Teheran oder in Calcutta noch mehr ſein, wenn er längere Zeit dort lebt. Es muß dort viel einförmiger und langweiliger ſein als bei uns. Ich leſe das auch aus Reiſebeſchreibungen heraus. Was den Reiſenden reizt, iſt das Neue; wenn das Fremde alltäglich geworden iſt, ſieht es gewiß anders aus.“

„Wie arm an großen Eindrücken unser civilisirtes Treiben ist," entgegnete Bernhard, „das müssen Sie selbst in Ihrem Geschäft manchmal empfinden, es ist so prosaisch, was Sie thun müssen."

„Da widerspreche ich," erwiederte Anton eifrig, „ich weiß mir gar nichts, was so interessant ist, als das Geschäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahllosen Fäden, die sich von einem Menschen zu dem andern, über Land und Meer, aus einem Welttheil in den andern spinnen. Sie hängen sich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles, was wir am Leibe tragen, und Alles, was uns umgibt, führt uns die merkwürdigsten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menschliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mit helfe, und so wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Mensch mit jedem andern Menschen in fortwährender Verbindung erhalten wird, so kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit sein. Wenn ich einen Sack mit Kaffe auf die Wage setze, so knüpfe ich einen unsichtbaren Faden zwischen der Colonistentochter in Brasilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburschen, der sie zum Frühstück trinkt, und wenn ich einen Zimmtstengel in die Hand nehme, so sehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unserer Vorstadt, das ihn über den Reisbrei reibt."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft und sind glücklich, weil Sie Ihre Arbeit als nützlich empfinden. Aber was der höchste Stoff für die Poesie ist, ein Leben reich an mächtigen Gefühlen und Thaten, das ist bei uns doch sehr selten zu finden. Da muß man wie der englische Dichter aus den civilisirten Ländern hinaus unter Seeräuber gehen."

„Nein," versetzte Anton hartnäckig, „der Kaufmann bei uns erlebt ebenso viel Großes, Empfindungen und Thaten,

als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indern. — Je ausgebreiteter ſein Geſchäft iſt, deſto mehr Menſchen hat er, deren Glück oder Unglück er mit fühlen muß, und deſto öfter iſt er ſelbſt in der Lage, ſich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden. — Neulich hat hier ein großes Haus Bankerott gemacht."

„Ich weiß es," ſagte Bernhard, „es war ein trauriger Fall."

„Wenn Sie die Gewitterſchwüle empfunden hätten, welche auf dem Geſchäft lag, bevor es fiel, die furchtbare Verzweiflung des Mannes, den Schmerz der Familie, die Hochherzigkeit ſeiner Frau, welche ihr eigenes Vermögen bis zum letzten Thaler in die Maſſe warf, um die Ehre ihres Mannes zu retten, Sie würden nicht ſagen, daß unſer Geſchäft arm an Leidenſchaften und großen Gefühlen iſt."

„Sie ſind mit ganzer Seele Kaufmann," ſagte Bernhard freundlich, „ich möchte Sie beneiden um die reine Freude, die Sie über Ihre Arbeit haben."

„Ja," entgegnete Anton. „Auch der Kaufmann hat trübe Erfahrungen in Menge zu machen. Der kleine Aerger fehlt ihm nicht, und vieles Schlechte muß er erleben, aber der ganze Handel iſt doch ſo ſehr auf die Redlichkeit Anderer und auf die Güte der menſchlichen Natur berechnet, daß ich bei meinem Eintritt in dieſe Thätigkeit erſtaunt war. Wer ein ehrliches Geſchäft hat, kann von unſerm Leben nicht ſchlecht denken, er wird immer Gelegenheit haben, Schönes und Großartiges darin zu finden."

Bernhard hatte mit geſenkten Augen zugehört, jetzt blickte er ſchweigend zum Fenſter hinaus, und Anton bemerkte, daß er verlegen und bekümmert ausſah. Endlich wandte ſich Bernhard um und ſagte, das Geſpräch abbrechend, mit bittender Stimme: „Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Wohlfart, ſo möchte ich mit Ihnen ſogleich zum Sprachlehrer gehen. Es iſt ein weiter Weg, wir ſprechen im Freien mehr mit einander."

Wie alte Bekannte traten die beiden Jünglinge aus dem

finſtern Haus in die warme Abendluft. Und als ſie nach einer Stunde von einander ſchieden, ſagte Bernhard angelegentlich: „Iſt Ihnen der Verkehr mit mir nicht zu unintereſſant, Herr Wohlfart, ſo beſuchen Sie mich doch manchmal in Ihren Freiſtunden.“ Anton verſprach das. Beide hatten Behagen an einander gefunden. Anton wunderte ſich noch immer, daß ein Sohn Ehrenthals ſo wenig Geſchäftsmann ſein konnte, und Bernhard war glücklich einen Menſchen zu treffen, mit dem er über Vieles reden konnte, was er ſonſt ſchweigend mit ſich herumtrug.

Bernhard trat am Abend vergnügt in die Familienſtube und ſtellte ſich hinter den Rücken der Schweſter, welche auf einem koſtbaren Flügel ein neues Modeſtück einübte und dabei eine große Fingerfertigkeit entwickelte. Der Bruder küßte ſie leiſe an das Ohr, ſie drehte ſich ſchnell um und rief: „Laß mich in Ruh, Bernhard, ich muß das Stück einüben, denn auf den Sonntag iſt große Soirée, und ſie werden mich auffordern zu ſpielen.“

„Ich weiß, daß ſie dich auffordern werden,“ ſagte die Mutter, als Bernhard ſich ſchweigend auf das Sopha niederſetzte und ein aufgeſchlagenes Buch in die Hand nahm. „Es iſt keine Geſellſchaft, wo man nicht das Verlangen hat die Roſalie zu hören. Wenn du nur einmal dich entſchließen könnteſt mitzukommen, Bernhard, du biſt ein Mann von ſo viel Geiſt, du biſt gelehrter als Alle aus der ganzen Bekanntſchaft. Neulich hat der Profeſſor Starke von der Univerſität mit großer Hochachtung über dich geſprochen und hat geſagt, du würdeſt ein Stolz werden für die Wiſſenſchaft. Es iſt erfreulich für eine Mutter, wenn ſie ſtolz ſein kann auf ihre Kinder. Warum kommſt du nicht in die Geſellſchaft, ſie wird ſo auserleſen ſein, wie ſie in unſerer Stadt nur ſein kann.“

„Du weißt, Mutter, ich gehe nicht gern zu fremden Leuten,“ ſagte der Sohn.

„Und ich will, daß mein Sohn Bernhard hat seinen eigenen Willen," rief der Vater aus einer Nebenstube, wo er die letzten Worte Bernhards gehört hatte, da in diesem Augenblicke Rosalie von ihren schweren Passagen ausruhte. Herr Ehrenthal trat in seinem verschossenen Schlafrocke zu der Familie: „Unser Bernhard ist nicht wie andere Leute, und der Weg, den er geht, wird immer sein ein guter Weg. Du siehst aus so bleich," sagte er zum Sohne und strich mit der Hand über seine braunen Locken. „Du studirst zu viel, mein Sohn. Denke auf deine Gesundheit, der Doctor hat gesagt, daß dir Bewegung nöthig ist, und hat dir gerathen zu nehmen ein Pferd und darauf zu reiten. Warum willst du nicht nehmen ein Pferd? Ich kann es haben, daß mein Sohn Bernhard auf dem theuersten Pferd reitet, das in der Stadt zu haben ist; thu, was der Arzt sagt, mein Bernhard, ich will dir kaufen ein Pferd."

„Ich danke dir, lieber Vater," erwiederte Bernhard, „es würde mir keine Freude machen, und wie ich fürchte, deshalb nicht viel helfen." Er drückte dankbar die Hand des Vaters, der ihm wehmüthig in das faltige Gesicht sah.

„Gebt ihr dem Bernhard auch immer zu essen, was er gern hat? Laß ihm Pfirsichen holen, Sidonie, es sind neue Pfirsichen angekommen beim Fruchthändler, das Stück kostet zwei gute Groschen; oder willst du haben irgend etwas Anderes, so sag's. Du sollst haben, was du gern hast; du bist mein guter Sohn Bernhard, und ich habe meine Freude an dir."

„Er will ja nie etwas annehmen," sprach die Mutter dazwischen, „er hat keine andere Freude als an seinen Büchern; nach Rosalie und mir frägt er manchmal den ganzen Tag nicht."

„Liebe Mutter," warf Bernhard bittend ein.

„Er liest zu viel in den Büchern und kümmert sich nicht um die Menschen," fuhr die erfahrene Frau fort, „deshalb sieht er aus so bleich und verfallen wie ein Mann von sechzig

Jahren. Warum will er nicht gehen auf den Sonntag in die Soirée?"

„Ich werde mitkommen, wenn du es wünschest," sagte Bernhard traurig, und setzte nach einer Weile hinzu: „Ist euch ein junger Mann bekannt, ein Herr Wohlfart, der in Schröters Geschäft ist?"

„Den kenne ich nicht," sprach der Vater mit bestimmtem Kopfschütteln.

„Vielleicht du, Rosalie? Er ist ein hübscher Mann von gentilem Aussehen. Er scheint mir ein guter Tänzer und Gesellschafter zu sein. Bist du nicht irgendwo ihm begegnet? Ich glaube, er müßte dir aufgefallen sein."

„Ist er blond?" frng die Schwester, indem sie ihr Haar vor einem kleinen Handspiegel zurecht strich.

„Er hat dunkles Haar und blaue Augen."

„Wenn er aus einem Comtoir ist, werde ich ihn wohl schwerlich kennen," sagte Rosalie, das Haupt zurückwerfend.

„Unsere Rosalie tanzt meist mit Offizieren und Künstlern," schaltete die Mutter erklärend ein.

„Er ist ein tüchtiger und liebenswürdiger Mensch," fuhr Bernhard fort; „ich will mit ihm zusammen Englisch treiben und freue mich sehr, daß ich seine Bekanntschaft gemacht habe."

„Er soll eingeladen werden zu uns," decretirte Herr Ehrenthal vom Sopha aufstehend; „wenn er unserem Bernhard gefällt, so soll er willkommen sein in meinem Hause. Laß einen guten Braten machen auf den Sonntag, Sidonie, und laß mir einladen Herrn Wohlfart zum Mittagessen, nicht um ein Uhr, sondern um zwei Uhr! Er soll von jetzt gebeten werden zu allen Gesellschaften, die wir geben; wenn er ein Freund ist von Bernhard, so soll er auch ein Freund sein von unserem Hause."

„Er hat ja noch nicht seinen Besuch gemacht," sagte die Mutter wieder, „wir müssen doch abwarten, bis er sein Entrée macht bei der Familie?"

„Wozu Entrée," fuhr der Vater auf; „wenn er bekannt ist mit unserem Bernhard, wozu soll er erst Entrée machen bei uns?"

„Ich will noch in dieser Woche zu ihm gehen, und wenn du erlaubst, liebe Mutter, ihn auffordern, auf den Sonntag bei uns zu essen."

Die Mutter gab ihre Einwilligung, und Rosalie setzte sich jetzt zum Bruder und frug ihn mit größerem Interesse über Person und Wesen des neuen Bekannten aus.

Bernhard schilderte mit Wärme den angenehmen Eindruck, den Anton auf ihn gemacht hatte, so daß die Mutter daran dachte, auf den Sonntag die große Silbervase herauszugeben und aufputzen zu lassen. Rosalie überlegte, in welchem Kleide und durch welche Seite ihrer Bildung sie auf den Fremden Eindruck machen wolle, und der Vater erklärte wiederholt, daß er Herrn Wohlfart zu jeder Tageszeit und bei jedem ausgezeichneten Bratenstück in seinem Hause zu sehen wünsche.

Wie kam es doch, daß Bernhard seiner Familie nicht den Inhalt des Gesprächs mittheilte, welches ihm den neuen Bekannten so lieb gemacht hatte? Wie kam es doch, daß er kurz darauf wieder in tiefes Schweigen verfiel und in sein Arbeitszimmer zurückging? daß er dort seinen Kopf über eine alte Handschrift lehnte und lange auf die krausen Züge hinstarrte, bis ihm große Thränen herabfielen, welche die Tusche der Buchstaben, auf die er so viel hielt, auflösten und verdarben, ohne daß er's merkte? Wie kam es doch, daß der junge Mann, auf den die Mutter so gern stolz sein wollte und den der Vater so sehr verehrte, allein in seiner Stube saß und die bittersten Thränen vergoß, die ein guter Mensch weinen kann? Und woher kam es, daß er endlich mit rothgeweinten Augen am späten Abend sich zusammenfaßte und eifrig den Kopf in seine Bücher senkte, während seine schöne Schwester in der andern Ecke der Wohnung noch immer mit ihren runden Fingern über die Tasten fuhr und das schwere

Stück einübte, welches bestimmt war bei der nächsten Soirée zu wirken?

Mit diesem Tage begann für Anton und Bernhard ein Verhältniß, welches für Beide Werth erhielt. Bei der Unterhaltung über das Schöne, welches die Kraft eines fremden Volkes geschaffen hatte, genossen sie die Freude, auch das Gute lieb zu gewinnen, das Jeder in dem Andern fand. Bernhards Sprachkenntnisse waren größer, und sein Gefühl für das Reizende in fremder Poesie bis zum Uebermaß fein, in Antons Seele war Alles geordnet und sicher. Wenn Bernhard für Byron kämpfte, so vertrat Anton die ruhige Klarheit Walter Scotts, und Beide waren glücklich, als ihre Begeisterung sich vor dem größten dramatischen Dichter vereinigte.

Anton schilderte die ungewöhnliche Bildung Bernhards dem gleichgültigen Fink. Er freute sich darauf, Beide mit einander bekannt zu machen, und als er einst Bernhard zu sich geladen hatte, bat er auch Fink heraufzukommen.

„Wenn dir's Spaß macht, Tony," sagte Fink achselzuckend, „so will ich kommen. Ich sage dir aber im Voraus, daß ich unter allen Creaturen Büchereulen am wenigsten leiden kann. Es gibt kein Volk, welches selbstgefälliger über alles Mögliche aburtheilt, und keines, das sich thörichter benimmt, wenn es selbst etwas thun soll. Und vollends ein Sohn des würdigen Ehrenthal! Nimm mir's nicht übel, wenn ich euch bald entlaufe."

Bernhard saß erwartungsvoll auf dem Sopha Antons und sah mit Befangenheit der Ankunft des berühmten Mannes entgegen, über welchen manche Sage sogar in seine stille Studirstube gedrungen war. Als Fink eintrat und die tiefe Verbeugung Bernhards mit einem leichten Kopfnicken beantwortete, sich einen Stuhl zum Tisch zog und den schwachen Thee, den Bernhard so erbeten hatte, durch allerlei Zuthaten trinkbar zu machen suchte, da empfand Anton mit Betrübniß,

daß dieſe Beiden ſchwerlich zu einander paſſen würden. Kein größerer Gegenſatz war möglich, als ihr Weſen. Die magere durchſichtige Hand Bernhards und der kräftige Fleiſchton in den Muskeln Finks, die gedrückte Haltung des Einen, die elaſtiſche Kraft des Andern, dort ein faltiges Geſicht mit träumeriſchen Augen, hier ſtolze Züge mit einem Blick, der dem eines Adlers glich: das paßte nimmermehr zuſammen. Doch ging es beſſer, als Anton gedacht hatte. Bernhard hörte mit Achtung an, was der Jokei erzählte, und da Anton eifrig bemüht war, das Geſpräch auf ein Gebiet zu bringen, wo auch Bernhard Theil nehmen konnte, blieb die Unterhaltung in Fluß.

„Fink hat auch Indianer geſehen," ſagte Anton zu Bernhard.

„Haben Sie etwas von ihren Liedern gehört?" frug der Gelehrte.

„Ich habe ſie einige Male gehört. Möglich, daß klügere Leute etwas Erbauliches in ihrem Geſange finden, mir iſt er nie anders vorgekommen als kläglich. Schlagen Sie auf ein altes Blech und ſingen Sie dazu durch die Naſe mit allerlei Nebentönen: „Tum, tum, te — ticke, ticke te, — Och, och, tum, tum, te," ſo haben Sie ihren Geſang, der auf Deutſch ungefähr bedeuten würde: „Guter Geiſt, gib Büffel, Büffel, Büffel. Dicke Büffel gib uns, guter Geiſt." — Seine Zuhörer lachten. — „Und wozu ſollen dieſe Geſchöpfe kunſtvolle Lieder machen? Entweder ſind ſie auf der Jagd, oder ſie ſuchen Scalpe, oder ſie eſſen und ſchlafen, oder ſie halten Parlamentsreden, wozu ſie allerdings große Neigung haben."

„Aber die Frauen?" frug Bernhard lächelnd.

„Wie es bei den mit der Poeſie ſteht, weiß ich nicht, mir rochen ſie immer zu ſehr nach Fett. Freilich, wenn man nichts Anderes hat, gewöhnt man ſich auch daran. Doch iſt mit den Männern noch beſſer zu verkehren. So ein nackter Burſch auf ſeinem halbwilden Pferde iſt kein übler Anblick."

„Die erſte Begegnung muß doch ſehr imponiren, ihre auffallende Tracht und ihr ſtolzes Weſen," warf Bernhard ein.

„Das kann ich nicht ſagen," verſetzte Fink. „Vor Jahren machte ich mit meinem Onkel eine Reiſe nach der Agentur einer Pelzwaaren-Compagnie, bei der er betheiligt war. Als wir aus dem Dampfer ans Ufer ſtiegen, fanden wir am Landungsplatze eine Geſellſchaft der röthlichen Herren, welche ſtark betrunken war. Ein langer Schlingel ſchritt auf meinen Onkel zu und hielt ihm eine Rede, die, wie der Dolmetſch erklärte, die Verſicherung enthielt, daß ſie ſämmtlich große Krieger wären, und nach jedem Satze bellte die Bande ein lautes Hau, hau, das in ihrer Sprache ſo viel als ja bedeutet. Es war ein Trupp Schwarzfüße."

„Es waren Sioux," verbeſſerte Bernhard beſcheiden.

Fink legte den Theelöffel hin und ſah Bernhard groß an. „Ich calculire, Herr, es waren Schwarzfüße."

„Es waren doch wohl Sioux," wiederholte Bernhard. „Bei den Schwarzfüßen lautet das Ja anders."

„Wetter," rief Fink, „wenn Sie mit den rothen Teufeln ſo bekannt ſind, wozu laſſen Sie mich hier meine Jagdgeſchichten erzählen?"

„Ich habe mich nur ein wenig um ihre Sprache bekümmert," erwiederte Bernhard, „es iſt ein Zufall, daß ich vor Kurzem einige Wörterverzeichniſſe verſchiedener Stämme durchgeſehen habe."

„Und wozu haben Sie ſich die unnütze Mühe gemacht? Es wird dort drüben ſchnell aufgeräumt; bevor Sie eine Sprache erlernen, iſt der Stamm ausgerottet, der ſie ſprach."

Jetzt wurde Bernhard beredt. Er ſagte, daß die Kenntniß der Sprachen für die Wiſſenſchaft die beſte Hilfe ſei, um das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch überhaupt begreifen könne, die Seelen der Völker.

Die vom Geſchäft hörten aufmerkſam zu. Als Bernhard ſich entfernt hatte, rief Fink noch immer verwundert: „Er geht

mit unſerm alten Herrgott um, wie mit einem Dutzbruder, und konnte vorhin rechts und links nicht unterſcheiden."

Die Folge dieſes Abends war, daß Bernhard einige Tage ſpäter ſogar auf den Polſterſtuhl Finks zu ſitzen kam und daß er ſelbſt den Muth faßte, mit Anton auch Fink zu ſich einzuladen. „Es iſt keine Geſellſchaft," fügte er hinzu, „ich möchte nur Sie beide einmal auf meinem Zimmer ſehen."

Fink ſagte zu.

Darüber entſtand in der Familie Ehrenthal große Aufregung. Bernhard ſtäubte ſelbſt ſeine Bücher ab und ſtellte die verkehrten zurecht, und es geſchah das Unerhörte, daß er ſich um die Wirthſchaft kümmerte. „Es muß Thee ſein, Abendeſſen, Wein, auch Cigarren."

„Du ſollſt um nichts ſorgen," beruhigte ihn die Mutter; „wenn der Herr von Fink dein Gaſt iſt, ſo ſoll er ſehen, wie es in unſerm Hauſe zugeht."

„Die Cigarren werde ich dir kaufen," rief der Vater, „wie ſie rauchen die jungen Herren, etwas Feines, und ich werde dir auch beſorgen den Wein. Laß Faſanen holen, Sidonie."

„Wir wollen einen Lohndiener annehmen," ſagte die Mutter.

„So will ich's nicht," widerſprach Bernhard ängſtlich, „die Herren kommen zu mir als gute Freunde, und ſo ſollen ſie aufgenommen werden, in meiner Stube und ohne fremden Diener."

Und als die Stunde des Beſuchs herankam, wie wurde da Bernhard eifrig; ja er wurde ärgerlich, nichts war ihm in Ordnung. „Wo iſt der Theekeſſel? Noch ſteht kein Keſſel in meiner Stube," rief er der Mutter zu.

„Ich werde dir den Thee eingießen und hineinſchicken, wie ſich's bei Herrengeſellſchaft paßt," ſagte die Mutter, die im neuen Seidenkleide auf- und abrauſchte.

„Nein," entgegnete Bernhard eigenſinnig, „ich ſelbſt will

den Thee machen, Wohlfart macht ihn, und Herr von Fink macht ihn."

„Der Bernhard will ſelbſt den Thee machen!" rief die Mutter verwundert Roſalien zu. „Ein Wunder, er will ſelbſt den Thee machen!" rief Ehrenthal in ſeiner Schlafſtube, in der er gerade unter den Stiefeln klapperte. „Er will Thee machen!" rief die Köchin in der Küche und ſchlug die Hände zuſammen.

Und wieder kam Bernhard in die Wohnſtube gerannt, eine geſchliffene Flaſche in der Hand. „Was iſt das hier?" frug er im Eifer.

„Arak," ſagte die Mutter.

„Es muß Rum ſein, Fink trinkt keinen Arak im Thee."

„Ich werde ſelbſt gehen Rum holen," rief Ehrenthal, ergriff ſeinen Hut und lief mit der Flaſche zum Nachbar Goldſtein, dem Weinhändler.

Auf dem Wege ſagte Anton zu Fink: „Es iſt hübſch von dir, Fritz, daß du mitkommſt. Bernhard wird eine große Freude darüber haben."

„Der Menſch muß Opfer bringen," erwiederte Fink. „Ich habe mir die Freiheit genommen, im Voraus zu Abend zu eſſen, denn ich habe einen Abſcheu vor Gänſefett. Aber das ſchönſte Mädchen der Stadt iſt ſchon eine Entſagung werth. Ich habe ſie neulich wieder im Concert geſehen, ein prachtvoller Leib. Und welche Augen! Ihr Vater, der alte Wucherer, hat nie einen Edelſtein unter ſeinen Händen gehabt, der ſo funkelt."

„Wir ſind zu Bernhard eingeladen," verſetzte Anton mit leiſem Vorwurf.

„Jedenfalls wird doch die Schweſter zu ſehen ſein," ſagte Fink; „wo nicht, ſo zwingen wir ihn ſie vorzuführen."

„Ich hoffe, ſie wird unſichtbar bleiben," ſeufzte Anton.

Die Thür öffnete ſich, das Entrée war durch zwei prachtvolle Lampen erleuchtet, Bernhards Stube war feſtlich

ſchmückt. Eine große Blumenvaſe ſtand auf dem Tiſch, daneben buntes Porcellan, vergoldete Löffel auf ſeidener Tiſchdecke, und ein großes Bund Imperiales von rieſigem Format, wahre Stangen, die man ohne Stütze zwiſchen den Lippen nicht erhalten konnte. Auf dem Boden war ein neuer Teppich ausgebreitet, es war Alles ſehr anſtändig. Und wie liebenswürdig war Bernhard als Wirth. Er machte den Thee. Er bat in rührender Hilfloſigkeit Fink um Rath, wie viel Thee er einſchütten ſolle, er drehte den Hahn ſo künſtlich herum, daß lange Zeit gar nichts aus der Oeffnung floß, und dann wieder die Fluth nicht zu bändigen war. Erröthend ſcherzte er über ſeine eigene Ungeſchicklichkeit, und ſeine Augen leuchteten vor Freude, als Fink entſchied, der Thee ſei vortrefflich. Eifrig bot er die Cigarren, andächtig hörte er die Belehrung, die ihm Fink über das ſchickliche Maß hielt, in welchem dieſe Erfindung menſchlichen Scharfſinnes geformt werden müſſe. Und ganz glücklich wurde er, da Anton endlich bat, dem Freund ſeine Bücherſchätze zu zeigen, und da Fink über das Ausſehen der fremden Buchſtaben humoriſtiſche Gloſſen machte. Als gute Leute ſaßen die Drei zuſammen und plauderten eine Stunde in beſter Eintracht. Fink war in der menſchenfreundlichſten Stimmung, und Anton bat die Götter im Stillen, die ſchöne Schweſter nur heut von ihrem Tiſche fern zu halten.

Doch Punkt neun Uhr öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers, und Frau Sidonie überſchritt majeſtätiſch die Schwelle. „Bathſeba tritt ein zu König David," ſagte Fink leiſe zu Anton, erzürnt drückte ihm Anton den Fuß. Bernhard ſtellte verlegen vor, die Frau vom Hauſe lud in das Nebenzimmer, Herr Ehrenthal und Roſalie präſentirten ſich. Fink trat zu dem ſchönen Mädchen, nannte ſie gnädiges Fräulein und erzählte ihr, daß er eine alte Bekanntſchaft erneuere, da er ſie bereits in der Akademie geſehen habe. Er ſetzte ſich zwiſchen Mutter und Tochter zu Tiſch, er ſagte ihnen im gleichgültigſten Ton ſo viele Artigkeiten, daß Beide bezaubert wurden. Er rühmte

gegen die Mutter die entfernte Reſidenz, gegen welche dieſe Stadt ein kleinlicher Haufe von Ziegelſteinen ſei, er ließ ſich mit Roſalien in eine lebhafte Unterhaltung über Muſik ein, für die er ſonſt wenig Herz hatte, er verſprach ihr beim nächſten Wettrennen einen guten Platz auf der Tribüne, er erzählte kleine Geſchichten aus der beſten Geſellſchaft, in denen er mit Humor die Schwächen derſelben karrikirte. Er entzückte dadurch die Frauen, die mit Eiferſucht auf die Kreiſe hinſahen, die ſich gegen Leute von Bildung ſo ſehr abſchloſſen, er erfreute dadurch auch Bernhard, der auf dieſe Berichte lauſchte, wie auf die Kunde aus fremder Welt. Es war von einer Fürſtin die Rede, welche für eine berühmte Schönheit galt, Fink war ihr irgend einmal vorgeſtellt worden und fand, daß ſie dem Fräulein vor ihm zum Verwechſeln ähnlich ſah, etwas kleiner war die Fürſtin, die Geſtalt weniger edel; er bewunderte dreiſt eine Moſaikbroche an der Bruſt von Frau Sidonie und verglich ſie mit einem koſtbaren Kunſtwerk in einem Muſeum. Nur Vater Ehrenthal war für ihn nicht vorhanden. Nach den erſten Begrüßungen mit Anton machte der Händler einige vergebliche Verſuche, mit Fink eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Fink ſprach über ihn weg, als ob ein Stück Luft auf dem Stuhle des Hausherrn ſitze. Und doch war er nicht unartig, Jedem war, als müßte es ſo ſein. Ehrenthal ſelbſt fand ſich mit Demuth in die beſcheidene Rolle, zu der er verurtheilt war, und rächte ſich dadurch, daß er einen ganzen Faſan verzehrte.

Als Fink merkte, daß es ein wenig unbequem war, die Frauen zu lebhafter Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen, fing er an, in ſeiner Weiſe mit Worten zu phantaſiren.

Die Mutter klagte gegen ihn über Bernhards Stubenſitzen.

„Er iſt ein Ariſtokrat," antwortete Fink gutmüthig. „Der zehnte Menſch iſt ihm nicht recht. Die Herren Gelehrten haben alle dieſe Eigenthümlichkeit. Wenn ich meinem Schöpfer für

etwas dankbar bin, so ist es dafür, daß er mich zu einem einfachen bescheidenen Mann gemacht hat, dessen Kopf nicht stark genug ist, große Weisheit zu vertragen. Uns gewöhnlichen Menschen wird es am leichtesten, mit dieser Welt fertig zu werden, wir sind genöthigt, uns in Andere zu schicken. Wer aber berechtigt ist, große Ansprüche zu machen wegen seines Wissens oder wegen seiner Schönheit" — hier neigte er sich mit überzeugender Ehrlichkeit gegen die Tochter vom Hause — „der findet leicht die Welt nicht so, wie er sie fordert, während ich und meines Gleichen die Ueberzeugung haben, daß sie ganz vortrefflich ist."

„Es ist doch vieles Gemeine auf der Erde," sagte Madame Ehrenthal.

„Daß ich nicht wüßte," rief Fink lachend. „Ich gebe Ihnen zu, daß einige Insecten einen gemeinen Charakter haben, und daß es gemein ist, sich in Branntwein zu betrinken. Im Uebrigen kommt Vieles auf Ansichten an. Sehen Sie diese Auster. Ich wette, es gibt zahlreiche Fische und Erdbewohner, welche dies holde Geschöpf für etwas Gemeines halten, mir erscheint sie als eine der vornehmsten Erfindungen der Natur. Was verlangen wir von einem Vornehmen? Die Auster hat Alles: sie ist ruhig, sie ist still, sie sitzt fest auf ihrem Grund und Boden. Sie schließt sich ab gegen die Außenwelt, wie kein anderes Geschöpf. Wenn sie ihre Schalen zuklappt, so deutet sie auf das Entschiedenste an: Ich bin für Niemand zu Hause; wenn sie ihr perlmutternes Haus öffnet, so zeigt sie den bevorzugten Ebenbürtigen ein zartes gefühlvolles Wesen. Wenn der Mensch das Recht hat, etwas Geschaffenes zu beneiden, so ist es die Auster. Sie werden sagen, daß das Seewasser kein ansprechendes Element ist. Aber da muß ich widersprechen. Wer auf die schlechte Gewohnheit verzichten kann, alle Augenblicke nach Luft zu schnappen, wie wir leider thun müssen, für den muß es dort unten auf dem Meeresgrund sehr gemüthlich sein." Er wandte sich zu No-

ſalie: „Nur die muſikaliſche Bildung der Auſter iſt, wie ich fürchte, ungenügend. Außer dem Heulen des Sturmwinds und dem Geraſſel des Dampfſchiffs dringen nicht viele Töne in ihre Behauſung.“

„Treiben Sie Muſik?“ frug Roſalie.

„Kaum darf ich das zugeben,“ erwiederte Fink verbindlich. „Ich klimpere ein wenig auf dem Flügel herum, und wenn ich zu ſingen verſuche, meide ich Menſchenwohnungen. Aber ich ſtehe zur Muſik in dem Verhältniß eines unglücklichen Liebhabers. Ich habe ein Inſtrument, das ich ſchwärmeriſch verehre, und ich würde viel darum geben, wenn ich im Stande wäre daſſelbe mit Meiſterſchaft zu ſpielen.“

„Die Violine?“ frug Roſalie.

„Vergebung, die Pauke. Ich frage Sie, was heißt ſpielen auf den anderen Inſtrumenten? Es iſt ein ewiges unruhiges Umherraſen von der Höhe zur Tiefe und wieder umgekehrt, eine ungemüthliche Anſtrengung in allen möglichen Schnelligkeiten, Triolen, Trillern, Tremolo's und wie die Quälereien alle heißen. Nur ſelten erſcheint eine lange, dicke, ruhige Note, ein ſolider Ton, welcher aushallt und nicht von der nächſten Note ſeinen Fußtritt bekommt. Nehmen Sie dagegen den Ton der Pauke. Welche Kraft, welche Feierlichkeit und welche Wirkung! Und erſt der Glückliche, dem ein ſolches Inſtrument anvertraut wird! Man ſagt den übrigen Virtuoſen nach, daß ſie reizbar und empfindlich ſind, der Pauker wird ein Held, ein großer Charakter, er bekommt eine Weltanſchauung, wie ſie nur auf dem erhabenſten Standpunkt möglich iſt. Er pauſirt, dreißig, funfzig Tacte, unterdeß rennt und quiekt das Volk der übrigen Töne durcheinander, wie die Mäuſe, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt. Er allein ſteht in einſamer Größe, ſcheinbar mit nichts beſchäftigt, er nimmt vielleicht eine Priſe oder ſucht ſich lächelnd die ſchönſten Damen im Zuhörerraum. Aber innerlich denkt er: 27, wartet nur, ihr ruppiges Notengeſindel, 28, ich werde euch ſogleich eins

auf den Kopf geben, 29, dieſe Geige wird naſeweis, 30, bum! er ſchlägt auf, und die andern Inſtrumente fahren aufgeregt zuſammen, ſie fühlen die Sprache ihres Herrn und Meiſters, und alle Zuhörer athmen tief auf, das große Wort iſt geſprochen." — Roſalie lachte.

„Ich laſſe mir nächſtens ein Paar Pauken bauen und werde mir die Ehre geben, ein Duett für Pauke und Fortepiano zu ſchreiben und Ihnen, mein Fräulein, zu widmen, am liebſten ein gefühlvolles Notturno. — Beim Apoll, ein vortrefflicher Wein! Was für ein Landsmann? Ich habe noch nicht die Ehre ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft."

„Es iſt ein Ungarwein, alter Menes," rief Vater Ehrenthal über den Tiſch, „er hat funfzig Jahre gelegen im Keller."

„Kennen Sie die Sorte, Herr Bernhard?" frug Fink, die Worte des Vaters überhörend.

„Ich verſtehe wenig vom Wein," ſagte Bernhard.

„Schade," erwiederte Fink. „Wer ein Gönner der Poeten iſt wie Sie, der ſollte auch etwas auf ſeinen Weinkeller halten. Aber da wir von Muſik ſprechen, müſſen Sie uns wenigſtens ſagen, wie Ihre perſiſchen Freunde, die Herren Juſſuf und Sadi, ihre Lieder den ſchwarzäugigen Schönen vorſingen. Bitte, recitiren Sie uns ein Gedicht auf perſiſche Weiſe."

Bernhard ſetzte ernſthaft auseinander, daß die Muſik des Orients für unſer Ohr manches Auffallende habe, und hatte lange zu thun, um die angelegentlichen Bitten Finks abzuwehren, welcher durchaus einen Vortrag in Originalſprache und Melodie von ihm hören wollte.

So zog Fink die Tafel hin bis nach Mitternacht, zuletzt mußte Roſalie ſich an den Flügel ſetzen, dann fuhr auch er mit den Fingern über die Taſten und ſang ein wildes Lied in ſpaniſcher Sprache. Als die Gäſte ſich entfernten, war die Familie entzückt. Roſalie eilte wieder an den Flügel und ſuchte die Melodie des fremden Gaſſenhauers zu wiederholen, die Mutter war unerſchöpflich im Ruhme des vornehmen

Weſens; auch der von den Stühlen der Menſchheit geſtrichene Vater war über den Beſuch des reichen Erben begeiſtert und wiederholte in angenehmer Weinlaune, daß er über eine Million ſchwer ſei. Selbſt Bernhards unſchuldige Seele war durch die Art des gewandten Mannes mächtig gefeſſelt. Wohl hatte er bei den Reden Finks zuweilen ein leichtes Mißbehagen gefühlt, es war ihm vorgekommen, als mache der Fremde ſich über ihn und die Seinen luſtig, aber er war zu unerfahren, um das vollſtändig zu überſehen, und beruhigte ſich damit, daß ſolche Gleichgültigkeit zum Weſen der Weltleute gehöre.

Nur Anton war unzufrieden mit dem Freunde und ſagte ihm das auf dem Heimwege.

„Du haſt geſeſſen wie ein Stock," erwiederte Fink, „ich habe die Leute unterhalten, was willſt du mehr? Laß dich in eine Maus verwandeln und kriech' in die Löcher der aufgeputzten Stube, und du wirſt hören, wie ſie jetzt mein Lob ſingen. Kein Menſch kann mehr verlangen, als daß man ihn ſo behandelt, wie ihm ſelbſt behaglich iſt."

„Ich meine," ſagte Anton, „man ſoll ihn ſo behandeln, wie es der eigenen Bildung würdig iſt. Du haſt dich benommen wie ein leichtſinniger Edelmann, der morgen bei dem alten Ehrenthal eine Anleihe machen will."

„Ich will leichtſinnig ſein," rief Fink luſtig, „vielleicht will ich auch eine Anleihe bei dem Hauſe Ehrenthal machen. Schweig jetzt mit deinen Bußpredigten, es iſt ein Uhr vorüber."

Einige Tage ſpäter erinnerte ſich Anton nach dem Schluß des Comtoirs, daß er dem jungen Gelehrten die Ueberſendung eines Buches verſprochen hatte. Da Fink ſchon vor einer Stunde weggegangen war und, wie er oft that, den Paletot Antons mitgeführt hatte, ſo wickelte dieſer ſich in Finks Burnus, der auf ſeiner Stube lag, und eilte in Ehrenthals Haus. Er trat an die weiße Thür und war nicht wenig verwundert,

als die Thür geräuſchlos aufging und eine verhüllte Geſtalt herausſchlüpfte. Ein weicher Arm legte ſich in den ſeinen und eine leiſe Stimme ſprach: „Kommen Sie ſchnell, ich erwarte Sie ſchon lange.“ Anton erkannte Roſaliens Stimme. Er ſtand ſtarr wie eine Bildſäule und erwiederte endlich mit dem Erſtaunen, das in ſolcher Lage verzeihlich iſt: „Sie verkennen mich, mein Fräulein.“ Mit einem unterdrückten Schrei huſchte die junge Dame die Stufen hinab, Anton trat kaum weniger erſchrocken in Bernhards Zimmer. Er hatte in der Verwirrung den Mantel nicht abgenommen, und erlebte jetzt das Leid, daß der kurzſichtige Bernhard auf ihn zutrat und ihn Herr von Fink anredete. Ein ſchrecklicher Verdacht ſtieg in ihm auf, er ſchützte gegen Bernhard große Eile vor und trug den unglücklichen Mantel ſchnell nach Hauſe über einem Herzen voll Schmerz und Aerger. Wenn es Fink war, der von der ſchönen Tochter Ehrenthals zu ſo vertraulichem Abholen erwartet wurde! Je länger Anton auf den Abweſenden harrte, deſto höher ſtieg ſein Unwille. Endlich hörte er Finks Tritt auf den Steinen des Hofes und eilte mit dem Mantel zu ihm hinab. Er erzählte kurz, was ihm begegnet war, und ſchloß mit den Worten: „Sieh, ich hatte deinen Mantel um, und es war dunkel, ich habe den häßlichen Verdacht, daß ſie mich für dich gehalten hat, und daß du das Vertrauen Bernhards in unverantwortlicher Weiſe gemißbraucht haſt.“

„Ei, ei,“ ſagte Fink kopfſchüttelnd, „da ſieht man, wie ſchnell der Tugendhafte bereit iſt, ſeine Steine auf Andere zu werfen. Du biſt ein Kindskopf. Es gibt mehr weiße Mäntel in der Stadt, wie kannſt du beweiſen, daß es gerade mein Mantel war, der erwartet wurde? Und dann erlaube mir die Bemerkung, daß du ſelbſt dich bei dieſem Abenteuer in einer Weiſe benommen haſt, die weder artig, noch entſchloſſen, noch irgend etwas Anderes war als täppiſch. Warum haſt du nicht das Fräulein die Treppe herunter geführt? Und wenn die Verwechſelung unten nicht mehr zu verbergen

war, konnteſt du nicht ſagen: Zwar bin ich nicht der, für den Sie mich halten, aber ich bin ebenfalls bereit, in Ihrem Dienſt zu ſterben, und ſo weiter?"

„Du täuſcheſt mich nicht," erwiederte Anton. „Ich traue nicht, daß du mir die Wahrheit ſagſt. Wenn ich mir Alles recht überlege, ſo kann ich, trotz deinem Leugnen, den Verdacht nicht los werden, daß du doch der Erwartete warſt."

„Du biſt ein kleiner Schlaukopf," ſagte Fink gemüthlich; „du wirſt mir aber ebenfalls zugeſtehen, daß ich, da eine Dame im Spiel iſt, nichts Anderes thun kann als leugnen. Denn ſiehſt du, mein Sohn, wenn ich dir Geſtändniſſe machte, ſo würde ich ja die ſchöne Tochter des ehrenwerthen Hauſes compromittiren."

„Leider fürchte ich," rief Anton, „daß ſie ſich ohnedies compromittirt fühlt."

„Na," ſagte Fink ruhig, „ſie wird's ertragen."

„Aber Fritz," rief Anton die Hände ringend, „haſt du denn gar keine Empfindung für das Unrecht, das du an Bernhard begehſt? Du verleiteſt die Schweſter eines gebildeten und feinfühlenden Menſchen zu Thorheiten, die für ſie verhängnißvoll werden müſſen. Gerade daß ſein reines Herz in einer Umgebung ſchlägt, die er nur ertragen kann, weil er ſo voll Vertrauen iſt und ſo wenig erfahren, gerade das macht dein Unrecht für mich ſo bitter."

„Deshalb wirſt du am klügſten thun, wenn du das große Zartgefühl deines Freundes ſchonſt und ſeiner Schweſter Verſchwiegenheit gönnſt."

„Nein," erwiederte Anton zornig, „meine Pflicht gegen Bernhard zwingt mich zu etwas Anderem. Ich muß von dir fordern, daß du dein Verhältniß zu Roſalie, von welcher Art es auch ſei, auf der Stelle abbrichſt und dich bemühſt, in ihr nur das zu ſehen, was ſie dir immer hätte ſein ſollen, die Schweſter meines Freundes."

„So?" entgegnete Fink ſpöttiſch, „ich habe nichts dawider,

daß du dieſe Forderung ſtellſt. Wenn ich aber nicht darauf eingehe, wie dann? Immer vorausgeſetzt, was ich überhaupt leugne, daß ich der glückliche Erwartete war."

„Wenn du nicht darauf eingehſt," rief Anton in großer Bewegung, „ſo kann ich dir dieſen Streich niemals verzeihen. Das iſt nicht mehr Mangel an Zartgefühl, es iſt etwas Schlimmeres."

„Und was, wenn's beliebt?" frug Fink kalt.

„Es iſt ſchlecht," rief Anton. „Es war ſchon ſchlimm genug, daß du die Koketterie des Mädchens benutzteſt, aber es iſt doppelt ſchlecht, daß du auch jetzt nicht daran denken willſt, wie du ſie kennen gelernt haſt, nicht an ihren Bruder und nicht an mich, der ich dieſe unglückliche Bekanntſchaft vermittelt habe."

„Und du laß dir ſagen," erwiederte Fink, die Lampe ſeiner Theemaſchine anzündend, „daß ich dir durchaus nicht das Recht einräume, mir ſolche Vorträge zu halten. Ich habe keine Luſt mit dir zu zanken, aber ich wünſche über dieſen Gegenſtand kein Wort weiter von dir zu hören."

„Dann muß ich dich verlaſſen," ſagte Anton, „denn es iſt mir unmöglich, mit dir über Anderes zu ſprechen, ſo lange ich die Empfindung habe, daß du frevelhaft handelſt." Er ging zur Thür. „Ich laſſe dir die Wahl, entweder du brichſt mit Roſalie, oder, ſo furchtbar mir iſt dies auszuſprechen, du brichſt mit mir. Wenn du mir bis morgen Abend nicht die Verſicherung gibſt, daß deine Intrigue zu Ende iſt, ſo gehe ich zu Roſaliens Mutter."

„Gute Nacht, dummer Tony," ſagte Fink.

Anton verließ den leichtſinnigen Freund. Es war der erſte ernſthafte Streit zwiſchen ihm und Fink. Er war ſehr unglücklich über Finks Leichtſinn und ſchritt bis tief in die Nacht in ſeinem Zimmer troſtlos auf und ab. Dem harmloſen Bernhard etwas zu ſagen, erſchien ihm bei der Perſönlichkeit des Gelehrten bedenklich, er fürchtete, ihn im tiefſten

Herzen zu verwunden, und traute ihm wenig Einfluß auf die Schweſter zu. Auch Fink war ärgerlich über den Zufall. Er trank ſeinen Grog diesmal allein und dachte vielleicht mehr an Antons Groll, als an den Schreck der ſchönen Roſalie.

Der nächſte Tag war grau für Beide. Sonſt wenn Fink ins Comtoir trat, nickte er dem Freunde, der ihm ſeit einiger Zeit gegenüber ſaß, freundlich zu, und Anton kam dann ſchnell an den Stuhl des Andern und frug leiſe, wie Fink den letzten Abend verlebt hatte. Heut ſaß Anton ſtumm auf ſeinem Platz und beugte ſich tief auf den Brief hinab, als Fink ſich ihm gegenüberſetzte. Jeder mußte, wenn er aufſah, in das Geſicht des Andern blicken, heut hatten Beide die Aufgabe, zu thun, als ob ihnen gegenüber ein leerer Raum ſei. Es war Fink leicht geweſen, den Vater Ehrenthal als Luft zu behandeln, bei Anton war auch ihm das läſtig, und Anton, der keine ſolche Gewandtheit im Ueberſehen fremder Körper hatte, fühlte ſich höchſt unglücklich, wenn er nach rechts und links ausſchauen mußte, bei dem Kopfe des Andern vorbei, über ihn weg, immer gleichgültig, wie der Kriegsbrauch zwiſchen Schmollenden nöthig macht. In der Mitte des Vormittags kam das Frühſtück in das Comtoir, dann wurde eine kurze Pauſe gemacht, die Herren ſtanden von ihren Plätzen auf und traten zuſammen. Heut blieb Anton ſitzen, weil ſein Platz der einzige Ort war, welcher ihn vor der Berührung mit Fink ſicherte. Alles verſchwor ſich, Beiden ihre Rolle ſchwer zu machen. Schmeie Tinkeles erſchien im Comtoir, und Fink hatte wieder eine lächerliche Verhandlung. Alle Herren ſahen auf Fink und ſprachen mit ihm; ſonſt hatte Anton dem Freunde fröhliche Zeichen des Einverſtändniſſes gemacht, jetzt ſtarrte er vor ſich hin, als ob Tinkeles hundert Meilen entfernt wäre. Herr Schröter gab Anton einen Auftrag, bei dem er Fink um Auskunft fragen mußte. Anton war genöthigt ſich vorher ſtark zu räuſpern, damit ſeine Stimme nicht gepreßt klang, und

als Fink eine kurze Antwort gab, kränkte ihn das, und sein Zorn gegen den Verstockten loderte wieder zu heller Flamme auf. Zum Mittagessen waren die Beiden immer zusammen gegangen, Fink hatte regelmäßig gewartet, bis Anton ihn abholte. Heut kam Anton nicht. Fink ging mit Herrn Jordan ins Vorderhaus, so daß Jordan verwundert frug: „Wo bleibt denn Wohlfart?“ und Fink mußte sagen: „Wo er will.“

Am Nachmittag konnte sich Anton nicht enthalten, einige Male heimlich von seinem Briefe aufzusehen und den Kopf und das stolze Angesicht des Andern zu betrachten. Dabei mußte er denken, wie fürchterlich es für ihn sei, von jetzt ab dem Manne fremd zu werden, an dem er so sehr hing. Aber er blieb fest. Auch jetzt, wo der erste Zorn verraucht war, fühlte er, daß er nicht anders handeln konnte. Diese Ueberzeugung rührte ihm das Herz. Und in solcher Stimmung vermied er nicht mehr auf den Platz des verlorenen Freundes zu schauen. Als Fink aufblickte, sah er das Auge Antons voll Trauer auf seinem Gesichte ruhen. Der schmerzliche Ausdruck beunruhigte den Rücksichtslosen mehr als der frühere Zorn. Er erkannte daraus, daß Anton fest war, und die Wagschale, worin Rosalie saß, fuhr in die Höhe. Wenn Anton in seiner Spießbürgerlichkeit zu Rosaliens Mutter ging, so wurde ihm das Abenteuer doch verdorben. Zwar um den Zorn der Mutter kümmerte er sich wenig, Rosalie mochte sehen, wie sie mit ihr fertig wurde, aber der Gedanke an den harmlosen Bernhard war ihm unbehaglich. Und was das Schlimmste war, sein eigenes Verhältniß zu Anton war für immer zerstört, sobald dieser erst mit einer dritten Person über die Angelegenheit gesprochen hatte. Diese Erwägung zog ihm die Stirn in Falten.

Kurz vor sieben Uhr fiel ein Schatten auf Antons Papier. Anton sah auf, Fink hielt ihm schweigend einen kleinen Brief über das Pult, die Aufschrift war an Rosalie. Anton sprang von seinem Sitz auf.

„Ich habe an ſie geſchrieben," ſprach der Andere mit eiſiger Kälte; „da deine Freundſchaft mir nur die Wahl läßt, entweder das Mädchen zu compromittiren oder meine Studien über eine intereſſante Völkerſeele aufzugeben, ſo muß ich mich zu dem Letzteren verſtehen. Hier iſt der Brief. Ich habe nichts dagegen, daß du ihn lieſt. Es iſt der Laufpaß."

Anton nahm den Brief aus der Hand des Sünders, ſiegelte ihn in der Eile mit dem kleinen Comtoirſtempel und übergab ihn einem Hausknecht zur ſchleunigen Abgabe auf der Stadtpoſt.

So war die Gefahr beſeitigt, aber es blieb ſeit dieſem Tage eine Spannung zwiſchen den beiden Verbündeten. Fink grollte, und Anton konnte nicht vergeſſen, was er Verrath an ſeinem Freund Bernhard nannte. Und Fink trank durch einige Wochen ſeinen Thee nicht in Antons Geſellſchaft.

7.

Das Haus von T. D. Schröter hatte einen Tag im Jahre, an dem es ſich unabänderlich dem Vergnügen ergab. Dies geſchah zur Erinnerung an die Stunde, in welcher Herr Schröter als Theilhaber in das Geſchäft ſeines Vaters eingetreten war. Wenn dieſer Tag durch die Tücke der Kalendermacher unter die Wochentage geſetzt wurde (und es war ſechs gegen eins zu wetten, daß ſie dem Geſchäft den Poſſen ſpielten), ſo wurde das Feſt am nächſten Sonntag gefeiert. Es war keine Feſtfeier, welche übermäßig aufregte, ſie hatte einen ruhigen, regelmäßigen Verlauf und einen leiſen Anflug von Geſchäftlichkeit. Zuerſt war großes Diner des Comtoirs beim Prinzipal, dann fuhr die Geſellſchaft nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo der Kaufmann ein Landhaus beſaß, und wo eine Anzahl öffentlicher Gärten und Sommerconcerte die Stadtbewohner anzogen. Dort wurde Kaffe getrunken, Natur

genossen, und am Abend zur Bürgerstunde nach der Stadt zurückgefahren.

In diesem Jahr feierte der Kaufmann das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Eintritts. Schon am Morgen gratulirten Deputationen der Auflader und Hausknechte, an der Mittagstafel waren heut die Collegen im höchsten Staat versammelt, Herr Liebold in einem neuen Frack, den er, wie alle Prachtstücke seiner Garderobe, seit vielen Jahren an diesem Fest zum ersten Male trug.

Nach dem Mittagessen fuhren einige Wagen vor das Haus, die Gesellschaft ins Freie zu schaffen. Herr Schröter stieg mit Sabine in den ersten Wagen, und da die Tante als Krankenpflegerin einer Verwandten abwesend war, sah sich der Prinzipal unter den Herren um, welche massenhaft um den Wagen standen und das Einsteigen Sabinens durch heftige Dienstbeflissenheit wenigstens moralisch unterstützten. Fink saß bereits auf seinem Reitpferd, und so rief der Prinzipal Herrn Liebold und Herrn Jordan auf den Rücksitz des Staatswagens. Beide Herren verneigten sich, Herr Liebold nahm mit feierlichem Lächeln gegenüber dem Fräulein Platz. Ach, aber seine Freude war nicht ohne den Bodensatz heimlicher Angst. Es war allen Collegen wohl bekannt und ihm am besten, daß er das Rückwärtsfahren durchaus nicht vertragen konnte. Nie hatte er nach Ehrenplätzen gestrebt, sein ganzes Leben durch war er auf der Rückseite von Fortuna's Carrosse fortgeschafft worden, aber in einem gewöhnlichen Wagen empörte sich augenblicklich sein ganzes Innere, wenn er nicht vornehm im Fond saß. Auch heut sah er das Unglück kommen; gerade heut, wo er der angebeteten Herrin des Hauses gegenüber saß. Wie gern hätte er seinen Platz geopfert, aber das war unmöglich, die Ehre war zu groß, und seine Weigerung wäre ihm falsch ausgelegt worden. So saß er als Märtyrer, auf das Aergste gefaßt, dem Fräulein gegenüber, er versuchte vergebens unbefangen auszusehen und auf die Seite zu blicken,

wo Häuſer und Bäume, Menſchen und Hunde an ihm vorbeitanzten. Dies fürchterliche Tanzen kannte er, das war immer der Anfang. Er mußte alſo gerade vor ſich hin ſehen, und da es unpaſſend geweſen wäre, dem Fräulein ins Geſicht zu blicken, ſo ſtarrte er über ſie weg. Noch lächelte ſein Mund, aber ſein Auge ſah ſtier und ſeine Wangen wurden blaß, blutlos, erdfarben. Jordan ſah ihn von der Seite an und konnte das Lachen nicht verbergen. Das brachte Sabine zu der beſorgten Frage: „Fehlt Ihnen etwas, Herr Liebold?“ Da Liebold die Augen nicht vom Himmel wegwenden durfte, ſo bohrte er ſich an einer ruhigen Wolke feſt und murmelte die Verſicherung, daß ihm ſehr wohl ſei. Dabei erhielt ſein Geſicht aber den Ausdruck ſtumpfer Verzweiflung, ſo daß Sabine ſich ängſtlich an Herrn Jordan wandte.

„Er kann nicht vertragen rückwärts zu ſitzen,“ ſagte dieſer.

„Dann wechſeln wir die Plätze,“ rief Sabine. Herr Liebold ſchüttelte erſchrocken den Kopf und machte ſchweigend allerlei Bewegungen, um ſeinen Abſcheu gegen eine ſolche Zumuthung auszudrücken. „Bitte, Herr Jordan, laſſen Sie den Kutſcher halten,“ rief Sabine. Der Wagen ſtand, das Fräulein erhob ſich. „Schnell, Herr Liebold,“ rief ſie. Dieſer verſuchte noch zu proteſtiren, aber Jordan rückte ihn kräftig in die Höhe, und ehe er wußte, wie ihm geſchah, ſaß er im Fond, und das Fräulein ihm gegenüber auf dem Rückſitz. Die Spannung in ſeinen Zügen ließ nach, eine feine Röthe zog verklärend über ſein Geſicht. Aber in welcher Lage war er! Was mußten die Vorübergehenden von ihm und ſeiner Stellung im Hauſe denken! Fremde konnten ihn für den Onkel der Dame halten, aber Jeder, der ſie kannte, — und wer kannte die ſchöne Sabine Schröter nicht? — der mußte auf die abenteuerlichſten Gedanken kommen. Daß er mit ihr verlobt ſei, war noch viel zu wenig, als Verlobter hätte er nicht im Fond ſitzen dürfen, nein, er ſaß da wie mit ihr verheiratet. Der Gedanke trieb ihm den Schweiß aus allen

Poren, er ſah demüthig auf das Fräulein und bat ſie mit leiſer Stimme um Verzeihung wegen des Skandals, den er verurſache. Sabine ſtreckte zur Antwort ihre Hand aus und ſchüttelte ihm die ſeine kräftig. Da übermannte ihn die Freude, er beugte ſich ſchon ein wenig herab, in der kühnen Abſicht, ihr den Handſchuh zu küſſen. Und in demſelben Augenblick fuhren ſie bei dem Buchhalter von Strumpf und Knieſohl vorüber, Herr Liebold ſchnellte ſtracks in die Höh, jetzt war das Unglück geſchehen, Sabine und er waren das Opfer eines unerhörten Irrthums. Es war unnütz, noch gegen das Schickſal anzukämpfen. Er ſaß fortan verklärt und ſtill ſelig, bis die Wagen vor der großen Reſtauration des Dorfes anhielten. Man ſtieg aus, die Herren ſammelten ſich um das ſeidene Gewand ihres Fräuleins, rauſchende Muſik ſcholl ihnen entgegen, ſie traten in die Buchengänge des geſchmückten Gartens, welcher heut mit den glänzenden Toiletten der Städter angefüllt war.

Sabine ſchwebte in einer Wolke von Herren dahin. Es iſt möglich, daß dieſer wandelnde Hof mancher Mitſchweſter größere Freude gemacht haben würde als ihr. Jedenfalls ſah es ſtattlich aus, als ſie am Arm des Bruders durch die Gänge ſchritt, auf beiden Seiten und hinter ihr dienſteifrige Herren, alle bemüht, ſich mit ihr als dem Mittelpunkt in Verbindung zu halten, zumal heut, wo das Haus in Maſſe unter den Vornehmen der Stadt auftrat und jeder Einzelne als Mitglied des berühmten Geſchäfts zu repräſentiren hatte. Liebold war in einem beſtändigen Lächeln begriffen, welches er auf der Außenſeite ſeines Geſichts allerdings zu bewältigen ſuchte, um bei den Vorübergehenden nicht den Argwohn zu erregen, daß er ſie auslache. Aber um ſo ſtärker arbeitete es in ſeinem Innern und fuhr zuweilen im gleichgültigen Geſpräch wie ein Wetterleuchten über ſein Geſicht, dehnte ihm plötzlich Naſe und Mund aus, und machte die Augen klein und glänzend. Er trug heut als Bevorzugter den Shawl

des Fräuleins, ſchritt in angemeſſener Entfernung hinter ihr her und bezeichnete ſo die zweite von den Linien, welche die Firma im grünen Hauptbuch der Natur einnahm. Durch eine kühne Handbewegung hatte ſich Herr Specht in Beſitz des Sonnenſchirms geſetzt und umgab mit dieſem Sabine von allen Seiten, in der Regel marſchirte er wie ein Fähnrich voran am Rand des Gehölzes. Mit verlangendem Blick ſah er in das Gebüſch, ob ihm nicht eine auffallende Blume oder ein Schmetterling Veranlaſſung geben könnte, mit dem Fräulein eine Unterhaltung anzufangen. Jedenfalls war das nicht leicht, denn Fink ging neben ihr. Dieſer war heut in boshafter Stimmung, und wider Willen lachte Sabine über die unbarmherzigen Gloſſen, welche er auffallenden Geſtalten unter den Spaziergängern gönnte. Auch den maſſenhaften Aufmarſch der Firma machte er lächerlich, aber er ſelbſt verſchmähte nicht, etwas von dem exkluſiven Stolz der Handlung zu empfinden.

Um ſie herum zogen, trippelten und rauſchten die Schwärme der Luſtwandelnden. Es war ein unaufhörliches Anſtarren, Grüßen, Ausweichen, der Kaufmann mußte immer wieder nach dem Hut greifen, und ſo oft er grüßte, geriethen die vierzehn Hüte der Collegen ebenfalls in Bewegung und erregten in der Luft zahlreiche kleine Wirbelwinde. Das machte einen großartigen Eindruck.

Als die Hausgenoſſen einige Zeit in der Strömung fortgeſchwommen waren, äußerte Sabine den Wunſch auszuruhen. Sogleich flogen Tirailleure der Herren unter die Baukreihen und belegten einen Tiſch. Man nahm Platz, die Kellner ſchleppten eine rieſige Kaffekanne mit der entſprechenden Anzahl Taſſen herbei. Jetzt war eine Freude, der Handlung zuzuſehen, wie jeder der Herren bemüht war, dem Fräulein das Eingießen abzunehmen, weil die Kanne für ſie zu ſchwer war, wie Sabine ſich Anton zum Adjutanten erwählte, weil er im Salon der Collegen das Geſchäft des Eingießens verrichtete, wie die Collegen ſich freuten, daß man im Vorder-

hause auch das von ihnen wußte, ferner, wie verbindlich Sabine jedem der Herren den Kuchen präsentirte, und wie sie immer ein Auge darauf hatte, daß die Zuckerschale und der Sahntopf in ihrem Laufe um den Tisch nicht unterbrochen wurden, und endlich, wie alle Collegen den braunen Trank des Wirths mit der stillen Ueberlegenheit von Leuten einnahmen, welche besser wissen, was guter Kaffe ist. Es war kein ruhiger Sitz, und Sabine hatte viel zu thun, die vorbeiziehenden Bekannten zu grüßen und den Freunden des Bruders, welche an sie herantraten, Rede zu stehen. Sie war allerliebst in dieser unaufhörlichen Bewegung. Mit einer hausmütterlichen Haltung sprach sie mit den Herren vom Comtoir, und mit einfacher Herzlichkeit erhob sie sich und bewillkommnete die Herantretenden. Sie grüßte, scherzte und waltete über dem Kaffebret, sie sah auf die Spaziergänger und hatte noch Zeit, prüfende Blicke in das Innere der Tassen zu werfen, welche sie Anton zureichte. Anton und Fink, Beide empfanden, wie gut ihr das sichere Wesen stand, und Fink sagte ihr das: „Wenn dies ein Tag der Erholung ist, Fräulein Sabine, so beneide ich Sie nicht um Ihre Arbeitstage. Keine Prinzeß hat im Empfangssaal so viele Rücksichten zu nehmen, so viel mit dem Kopf zu nicken, zu lächeln und Artiges zu sagen als Sie. Es geht vortrefflich, Sie haben das jedenfalls einstudirt. Da kommt der Bürgermeister selbst, er wird Sie sogleich anreden. Jetzt thun Sie mir leid, mit dem Ohr sollen Sie auf mich hören, in der Hand halten Sie Liebolds Tasse und mit den Augen müssen Sie achtungsvoll den Großwürdenträger empfangen. Ich bin neugierig, ob Sie noch meine Worte verstehen."

„Nehmen Sie nur den Käfer aus Ihrer Tasse, ich werde Ihnen sogleich eingießen," sagte Sabine lachend und stand auf, den Bekannten des Hauses zu begrüßen.

Unterdeß belustigte sich Anton, die Urtheile der Vorübergehenden über seine Gesellschaft zu erlauschen. „Da ist Herr

von Fink," wisperte eine junge Dame ihrer Begleiterin zu. „Ein nettes Gesicht, famose Taille," schnarrte ein Lieutnant. „Was ist ein Fisch unter so viele Hungrige?" brummte ein Ruchloser. „Still, das sind die von Schröters," stieß ein Commis den andern an. Als Anton aufblickte, sah er zwei hohe, üppige Gestalten langsam heranziehen. Es waren Dame Ehrenthal und Rosalie, Rosalie schritt auf der Seite des Tisches. Ihr Gesicht überzog sich langsam mit einer dunkeln Röthe, als sie in dem Gedränge dicht an seinem und Finks Platz vorüberkam. Unruhig sah er auf Fink, der wieder in lebhaftem Gespräch mit Sabine doch Augen genug hatte, die Nahenden zu bemerken. Anton erhob sich grüßend, der unerschütterliche Fink griff nachlässig an seinen Hut und blickte von seinem Sitze so kalt auf die beiden Frauen, als hätte er nie die Armbänder an dem weißen Arm der schönen Rosalie bewundert. Der Gruß Antons, die Schönheit Rosaliens, vielleicht einiges Auffallende ihrer Toilette bewirkten, daß auch Sabine die beiden Frauen aufmerksam ansah.

Die Tochter Ehrenthals achtete nicht auf Antons Gruß, ihre dunkeln Augen hefteten sich fest auf Sabine. Ein Flammenblitz voll Haß und Zorn fiel auf das Mädchen, welches sie für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt, so daß Sabine sich erschrocken zurückbeugte, wie um dem Anfall eines Raubthiers zu entgehen.

Mit zusammengepreßten Lippen, unsäglichen Widerwillen auf allen Zügen, rauschte Rosalie vorüber. Finks Lippen kräuselten sich und er zog seine Schultern ein wenig in die Höhe. Als die Frauen vorüber waren, sah Sabine erstaunt auf Anton und Fink, und frug: „Wer war das?"

„Eine von den Bekanntschaften Antons," sprach Fink höhnend.

„Madame Ehrenthal und ihre Tochter," erwiederte Anton verlegen, „die junge Dame ist die Schwester des Gelehrten, von dem ich Ihnen neulich erzählt habe." Aber unwillkürlich

ſah er auf Fink, während er ſprach, und Beide tauſchten einen finſtern Blick mit einander aus.

Sabine ſchwieg und rückte ſich auf ihrer Bank zurück, ihre frohe Laune war dahin. Die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß, und als der Bruder von einem Beſuch bei dem nächſten Tiſch zurückkehrte, erhob ſich das Fräulein und lud die Herren ein, nach ihrem Garten zu kommen. Von Neuem zog ſie mit ihrer Wolke dahin, aber Fink ging nicht mehr an der Seite des Fräuleins. Der glühende Blick voll Haß hatte die grünen Ranken verſengt, welche ſich wieder von ihr zu ihm gezogen hatten. Sabine wandte ſich zu Anton und ſprach mit dieſem; ſie mühte ſich heiter zu ſein, aber Anton merkte ihr den Zwang an.

Der große Garten des Kaufmanns mit einem hübſchen Gartenhaus und Glashäuſern war ein Lieblingsaufenthalt Sabinens. Sommer und Winter fuhr ſie hinaus, wenn das Wetter es irgend erlaubte, und beſprach mit dem Gärtner alle Einzelnheiten der Einrichtung und Blumenzucht. Die Collegen beſtürmten ſie daher mit Fragen über Namen und Charakter ihrer Blumen, und während der Kaufmann mit Fink ein benachbartes Grundſtück betrachtete, das ihm zum Kauf angeboten war, zeigte Sabine der übrigen Geſellſchaft, was ſie in der letzten Zeit angelegt hatte. Sie führte die Herren durch die Blumen, die Raſenſtücke, in das Warmhaus. Der Bruder hatte ihr eine hohe Palme geſchenkt, und die Palme, große Piſangblätter, tropiſche Farne und blühende Cacteen waren in einer Gruppe zuſammengeſtellt, eine zierliche Bank und ein Tiſch ſtanden davor, es war ein allerliebſter Wintergarten. Während Sabine erzählte, daß ſie hier an ſonnigen Wintertagen den Kaffe trinke, und wie ſchön es ſich dann unter den großen Blättern ſitze, brachte ihr der Gärtner auf einem Teller Kuchenbrocken und Vogelfutter. „Auch wenn ich nicht ſo große Begleitung habe, bin ich hier nicht allein," ſagte ſie lächelnd.

„Wir bitten, ſtellen Sie uns den Vögeln vor," rief Anton.

„Sie müſſen aber in das Gartenhaus treten und hübſch ſtill ſein," bat Sabine, „das kleine Volk kennt zwar mich, aber die vielen Herren würden ihm doch Schrecken einjagen."

Die Collegen zogen nach dem Gartenhaus, Pix lenkte den aufgeregten Specht am hinterſten Rockknopf zurück und drehte die Glasthüre herum, Sabine ſtreute das Futter einige Schritt von der Thür auf den Kies und ſchlug in die Hände. Dem Klatſchen antwortete mehrſtimmiger Ruf von den nächſten Bäumen und dem Dache des Hauſes. Eine Menge kleiner Vögel ſchoß herzu und hüpfte mit luſtigem Geſchrei um die Krumen, ſie waren ſo zahm, daß ſie bis an die Füße Sabinens herankamen. Es war keine vornehme Geſellſchaft, einige Finken, Häuflinge und ein ganzes Volk Spatzen. Sabine trat leiſe zur Thür und frug durch den Spalt: „Können Sie die einzelnen unterſcheiden? So ähnlich auch die Herrſchaften einander ſehen, ſie ſind doch verſchieden, nicht nur im Kleide, auch in ihrem Weſen. Mehre davon kenne ich perſönlich." Sie wies auf einen großen Sperling, ein ſchönes Männchen mit ſchwarzem Kopf und feurigem Braun auf dem Rücken: „Sehen Sie den dicken Herrn dort?"

„Er iſt der größte von allen," ſagte Anton erfreut.

„Er iſt mein älteſter Bekannter, er hat ſich zuerſt an mich gewöhnt, von meinem Kuchen iſt er ſo ſtark geworden. Er iſt ausgefüttert und ſatt. Wie ſicher er umherhüpft, und wie vornehm er in die Brocken pickt! Gleich einem reichen Bankier geht er unter den andern umher. Hören Sie ihn ſchreien? Seine Stimme klingt wegwerfend und ariſtokratiſch. Er betrachtet dies Ausſtreuen als eine Verpflichtung, welche die Welt gegen ihn hat. Da kräht er wieder. Wiſſen Sie, was er ſagt: Mein Kuchenmädel iſt da. Dies ewige Gebäck! Was ich nicht aufeſſen kann, will ich den andern laſſen. Ich glaube, es hängt ihm eine Berlocke an ſeinem kleinen Bauch herunter."

„Es iſt eine Feder," flüſterte Herr Specht.

„Ja," fuhr Sabine fort, „ich fürchte, die hat ihm seine Frau ausgehackt. Denn, so gewichtig er aussieht, er steht unter dem Pantoffel. Das graue Weibchen dort, das hellste von allen, ist seine Frau. Sehen Sie, daß sie ihn weghackt?"

Ein lebhafter Zank unter den Sperlingsleuten begann. Der Bankier, welcher gerade vornehm in einen ungewöhnlich großen Brocken pickte, bekam von seiner Frau einige Hiebe mit dem Schnabel; er fing an zu raisonniren, die Nachbarn flogen herzu, ein heftiges Geschrei begann, der allgemeine Unwille war gegen den Bankier gerichtet. Er wurde aus dem Haufen bei Seite gejagt und hüpfte zerzaust, mit dem Kopfe schüttelnd, einige Schritte von den Brocken auf und ab, während seine Frau über dem eroberten Bissen stand und laut triumphirte.

Die Herren lachten.

„Jetzt kommt mein Kleiner, mein Liebling, jetzt merken Sie auf!" rief Sabine freudig. Unbehülflich, mit ausgebreiteten Flügeln tappte ein kleiner Sperling heran, ganz wie ein Kind, welches Mühe hat im Gehen das Gleichgewicht zu behaupten. Er flatterte neben die Sperlingsfrau, sperrte den Schnabel weit auf, schrie und schlug mit den Flügeln auf die Erde. Die Mutter zerhackte den großen Bissen, faßte die Theile und steckte sie in den aufgesperrten Schnabel des Kleinen. Mitten unter der schwirrenden, tanzenden, hackenden Gesellschaft fütterte die Mutter den Schreihals. Ein Stück des eroberten Bissens nach dem andern steckte sie ihm in den Hals, während der Vater einige Schritte davon selbstgefällig auf und ab hüpfte und zuweilen von der Seite mißtrauisch auf die energische Hausfrau hinsah.

„Wie allerliebst!" rief Anton.

„Nicht wahr?" sagte Sabine. „Auch bei den Kleinen sind Charaktere und Familienleben."

Aber die Scene wurde auf gewaltsame Weise unterbrochen. Ein leichter Schritt kam um das Haus, die Vögel flatterten auf, nur die Mutter und das Junge waren so eifrig beschäf-

tigt, daß ſie zögerten. Endlich flog auch die Sperlingsfrau auf den Baum und rief ängſtlich ihr Kind. Doch der Kleine, vom genoſſenen Kuchen ſchwer und betäubt durch die Fülle des Genuſſes, vermochte nicht ſo ſchnell die ſchwachen Flügel zu heben. Ein Schmiß von der Reitpeitſche Finks erreichte ihn, der Körper fiel als Leiche in die Blumen. Ein zorniger Ruf von ſämmtlichen Herren wurde gehört, und finſter blickten alle Geſichter des Comtoirs auf den Mörder. Fink, der auf die Gruppe an der Salonthür nicht geachtet hatte, ſah verwundert den Sturm, der gegen ihn hereinbrach. Sabine eilte an ihm vorbei nach dem Beet, auf dem der Vogel lag, ergriff dieſen, küßte den kleinen Kopf und ſprach mit klangloſer Stimme: „er iſt tot.“ Sie ſetzte ſich auf die Bank an der Thüre und deckte ihr Taſchentuch über den Toten.

Ein unbequemes Stillſchweigen folgte. „Es war der Lieblingsvogel von Fräulein Sabine, den Sie erſchlagen haben,“ ſagte endlich Herr Jordan vorwurfsvoll.

„Das thut mir leid,“ erwiederte Fink und rückte ſich einen Stuhl zum Tiſch. „Ich habe nicht gewußt, Fräulein, daß Sie Ihre Theilnahme auch auf dieſe Klaſſe von Spitzbuben ausdehnen. Ich habe im beſten Glauben gehandelt, und dachte den Dank des Hauſes zu verdienen, als ich den Dieb aus der Welt ſchaffte.“

„Das arme Kleine,“ ſprach Sabine traurig; „die Mutter ſchreit auf dem Baum, hören Sie?“

„Sie wird ſich tröſten,“ entgegnete Fink. „Ich halte es für unzweckmäßig, einem Sperling mehr Gemüth zu gönnen, als ſeine eigene Verwandtſchaft hat. Aber ich weiß, Sie lieben, Alles was Sie umgibt, mit Rührung und Gefühl zu betrachten.“

„Wenn Sie dieſe Eigenſchaft nicht haben, weshalb verſpotten Sie dieſelbe bei Andern?“ frug Sabine mit zuckendem Munde.

„Weshalb?“ frug Fink. „Weil ich dieſer Gewohnheit überall

begegne. Dies ewige Gefühl, mit dem hier Alles überzogen wird, was des Gefühls nicht werth ist, macht zuletzt schwach und kleinlich. Wer seine Empfindung immer an allen möglichen Tand heftet, der hat zuletzt keine, wo eine große Leidenschaft seiner würdig ist."

„Und wer nie etwas Anderes thut, als mit herber Kälte zu betrachten, was ihn umgibt, wird dem zuletzt nicht auch die Empfindung fehlen, wo eine große Leidenschaft Pflicht wird?" frug Sabine mit einem schmerzlichen Blick auf Fink.

„Es wäre unartig, wenn ich das nicht zugeben wollte," sagte Fink achselzuckend. „Jedenfalls wird es einem Mann besser anstehen, hart zu sein, als zu weichlich."

„Aber sehen Sie das Volk hier an," fuhr er nach einer unbehaglichen Pause fort. „Das liebt seinen Strickbeutel, den Kupferkessel, in dem die Mutter Würste gekocht hat, es liebt eine zerbrochene Pfeife, einen fadenscheinigen Rock, und ebenso alle Mißbräuche, die zehntausend verrotteten Gewohnheiten seines Lebens; überall liegen phantastische Grillen, Liebhabereien und schwache Gemüthlichkeiten herum und hängen sich wie Blei an die Menschen, wenn es einmal gilt, frisch vorwärts zu gehen. Achten Sie auf die deutschen Auswanderer. Welche Masse unnützen Krames schleppt dies Volk über's Wasser, alte Vogelbauer, zerbrochene Holzstühle, wurmstichige Wiegen und andern Plunder. Ich habe einen Kerl gekannt, der in brennender Sonnenhitze acht Tagereisen machte, um einmal Sauerkraut zu essen. Und wenn sich so ein armer Teufel irgendwo niedergelassen hat und nach einem Jahre entdeckt, daß er in einer Fiebergegend steckt, so hat er seine ganze Umgebung mit Gemüthlichkeit übersponnen wie mit Spinnweben und ist oft nicht mehr aus dem Sumpf zu bringen, und wenn er und Weib und Kind darüber zu Grunde gehen.

„Da lobe ich mir das, was Sie die Gemüthlosigkeit des Amerikaners nennen. Er arbeitet wie zwei Deutsche, aber er

wird ſich nie in ſeine Hütte, ſeine Fenz, in ſeine Zugthiere verlieben. Was er beſitzt, das hat ihm gerade nur den Werth, der ſich in Dollarn ausdrücken läßt. Sehr gemein, werden Sie mit Abſcheu ſagen. Ich lobe mir dieſe Gemeinheit, die jeden Augenblick daran denkt, wie viel und wie wenig ein Ding werth iſt. Denn dieſe Gemeinheit hat einen mächtigen freien Staat geſchaffen. Hätten nur Deutſche in Amerika gewohnt, ſie tränken noch jetzt ihre Cichorie ſtatt Kaffe unter der Steuer, die ihnen eine gemüthliche Regierung von Europa aus auflegen würde."

„Und fordern Sie von einer Frau denſelben Sinn?" frug Sabine.

„In der Hauptſache, ja," entgegnete Fink. „Keine deutſche Hausfrau, die nicht in ihre Servietten verliebt iſt. Je mehr eine von den Lappen hat, deſto glücklicher iſt ſie. Ich glaube, ſie taxiren einander in der Stille, wie wir die Leute an der Börſe: fünfhundert, achthundert Servietten ſchwer. Die Amerikanerin iſt kein ſchlechteres Weib als die Deutſche, aber ſie wird über eine ſolche Liebhaberei lachen. Sie hat, ſo viel ihr für den täglichen Gebrauch nöthig ſind, und kauft neue, wenn die alten zu Grunde gehen. Wozu ſein Herz an ſolchen Tand hängen, der dutzendweiſe für etwa vier bis ſechs Thaler in jeder Straße zu haben iſt?"

„O es iſt traurig, das Leben in ein ſolches Rechenexempel aufzulöſen!" erwiederte Sabine. „Was man erwirbt und was man hat, verliert ſeinen beſten Schmuck. Töten Sie die Phantaſie und unſere gute Laune, die auch den lebloſen Dingen ihre freundlichen Farben verleiht, was bleibt dann dem Leben des Menſchen? Nichts bleibt, als der betäubende Genuß, oder ein egoiſtiſches Princip, dem er Alles opfert. Treue, Hingebung, die Freude an dem, was man ſchafft, das alles geht dann verloren. Wer ſo farblos denkt, der kann vielleicht groß handeln, aber ſein Leben wird weder ſchön, noch freudenreich, noch ein Segen für Andere." Unwillkürlich faltete ſie

die Hände und warf einen Blick voll Trauer auf Fink, dessen Gesicht einen trotzigen und harten Ausdruck erhielt.

Die Collegen hatten bis jetzt der Unterhaltung in düsterm Schweigen zugehört und nur durch Mimik ihren Abscheu gegen Finks Behauptungen ausgedrückt. Der Geist des gemordeten Sperlings hob sich vor Aller Augen fortwährend über die Tischplatte neben Finks Stuhl, und sie starrten auf den Macbeth des Comtoirs wie auf einen verlorenen Mann. Anton ergriff begütigend das Wort:

„Vor Allem muß ich bemerken, daß Fink selbst ein glänzendes Beispiel gegen seine eigene Theorie ist."

„Wie so, Herr?" frug Fink, von der Seite auf Anton sehend.

„Das wird sogleich offenbar werden, ich will nur erst uns alle zusammen loben. Wir alle, die wir hier sitzen und stehen, sind Arbeiter aus einem Geschäft, das nicht uns gehört. Und jeder unter uns verrichtet seine Arbeit in der deutschen Weise, die du soeben verurtheilt hast. Keinem von uns fällt ein zu denken, so und so viel Thaler erhalte ich von der Firma, folglich ist mir die Firma so und so viel werth. Was etwa gewonnen wird durch die Arbeit, bei der wir geholfen, das freut auch uns und erfüllt uns mit Stolz. Und wenn die Handlung einen Verlust erlitten hat, so ist es allen Herren ärgerlich, vielleicht mehr als dem Prinzipal. Wenn Liebold seine Ziffern ins große Buch schreibt, so sieht er sie mit Genuß an und freut sich über den schönen kalligraphischen Zug, und wenn er Posten einträgt, welche der Handlung besonders vortheilhaft waren, so lacht er in der Stille vor Behagen. Sehen Sie ihn an, wie er's jetzt thut."

Liebold sah verlegen aus und rückte an seinem Hemdkragen.

„— Da ist ferner College Baumann, welcher in der Stille Neigung zu einem andern Beruf hat. Er brachte mir neulich einen Bericht über die Greuel des Heidenthums an der afrikanischen Küste und sagte in tiefster Seele erschüttert: „Es

wird Zeit, Wohlfart, ich muß hin.“ „Wer ſoll die Calculatur beſorgen?“ frug ich, „und wie ſoll es mit dem Krappgeſchäft werden, das Sie und Balbus ſo feſt halten, daß Sie keinen Andern darüber laſſen?“ „Ja,“ rief Baumann, „an den Krapp hatte ich nicht gedacht. Ich muß es noch aufſchieben.“

Die Herren ſahen lächelnd auf Baumann, der leiſe vor ſich hin ſagte: „Es iſt auch unrecht.“

„— Und von dem Tyrannen Pix will ich gar nicht ſprechen, da er ſelbſt in vielen Stunden zweifelhaft iſt, ob die Handlung ihm gehört oder Herrn Schröter.“

Alle lachten. Herr Pix ſteckte wie Napoleon die Hand in ſeine Bruſttaſche. — „Du biſt ein perfider Advocat,“ ſagte Fink, „du regſt perſönliche Intereſſen auf.“

„Du haſt daſſelbe gethan,“ erwiederte Anton. „Und jetzt will ich von dir reden. Vor etwa einem halben Jahre iſt dieſer Amerikaner zu Herrn Schröter gegangen und hat ihm geſagt: Ich wünſche nicht mehr Volontair zu ſein, ich bitte um eine feſte Stellung im Geſchäft. Warum? frug Herr Schröter. Natürlich hatte Fink nur die Abſicht, ſo und ſo viel Thaler feſten Gehalt von der Handlung zu beziehen.“

Wieder lächelten Alle und ſahen auf Fink; aber die Blicke waren nicht mehr feindlich, es war etwas von Achtung und fröhlicher Billigung darin, denn es war Allen bekannt, daß Fink geſagt hatte: „Ich wünſche einen regelmäßigen Antheil an der Arbeit, und die Verantwortung, welche bei feſter Thätigkeit iſt; die Arbeit in meiner Branche macht mir Freude.“

„Und ferner,“ fuhr Anton fort, „wer einmal das Behagen geſehen hat, mit welchem Fink den Schmeie Tinkeles behandelt, der weiß, wie viel von dem ſchwächlichen deutſchen Gemüth auch bei ihm zu Tage kommt. Es iſt ſo viel drollige Laune in ſeinem Weſen, daß das Comtoir durch ſolche Stunden entzückt wird, und, was die Hauptſache iſt, Tinkeles ſelbſt iſt geradezu in ihn verliebt.“

„Weil er maltraitirt wird, Herr," verſetzte Fink.

„Nein, ſondern weil er hinter deinen kräftigen Worten daſſelbe behagliche Wohlwollen bemerkt, mit dem ein Anderer ſein Hündchen oder ſeine Vögel liebkoſt. — Und wenn irgend ein Geſchäft des Prinzipals glänzenden Erfolg gehabt hat, ſo iſt Niemand von uns fröhlicher darüber als Fink ſelbſt. Neulich, als die Kriſis im Zinkgeſchäft eintrat, und Herr Schröter gegen die ſtille Anſicht des ganzen Comtoirs, auch gegen Finks Anſicht, noch zu rechter Zeit in Hamburg verkauft und die Handlung dadurch vor einigen tauſend Thalern Verluſt bewahrt hatte, da triumphirte derſelbe Fink lauter als einer von uns, und zwang Jordan und mich, denſelben Abend mit ins Weinhaus zu gehen."

„Weil ich nicht allein trinken wollte, du Narr," ſagte Fink.

„Natürlich," rief Anton, „deshalb ſtießeſt du auch bei dem erſten Glas auf das Wohl der Handlung an und nanntest ſie eine glorreiche Firma."

Fink ſah vor ſich nieder. Sabine blickte mit leuchtenden Augen auf Anton. Wieder lächelten die Herren freundlich und rückten näher heran, die kleine Spannung war gehoben.

„Und," fuhr Anton ſiegreich fort, „auch in andern Fällen hat er ganz dieſelbe armſelige Gemüthlichkeit, die er jetzt ſo angreift. Er liebt, wie wir alle wiſſen, ſein Pferd perſönlich, es iſt ihm durchaus etwas Anderes, als die Summe von fünfhundert Dollar, repräſentirt durch ſo und ſo viel Centner Fleiſch mit einer Haut überzogen. Er iſt beſorgt um das Thier wie um einen Freund."

„Weil es mir Spaß macht."

„Verſteht ſich," ſprach Anton; „die Servietten machen unſern Hausfrauen auch Spaß, das iſt's ja eben. Und ſeine Condorflügel, die Piſtolen, Reitpeitſchen, die rothe Rumflaſche, das ſind alles Dinge, die ihm ſo gut Spaß machen, wie einem deutſchen Auswanderer ſein Vogelbauer. Ja er hat mehr grillige Capricen und Liebhabereien als wir. Um es

kurz zu ſagen, er iſt in Wahrheit ebenſo ſehr ein armer gemüthlicher Deutſcher als irgend Einer.“

Sabine ſchüttelte leiſe den Kopf, aber ſie blickte jetzt freundlich auf den Amerikaner. Auch Finks Geſicht hatte ſich verwandelt. Er ſah ernſt vor ſich hin, und es lag etwas auf ſeinen ſtolzen Zügen, was man bei einem Andern Rührung genannt hätte. „Na,“ begann er endlich, „das Fräulein und ich, beide haben wir zu ſehr auf einer Seite geſtanden.“ Er wies auf den toten Sperling. „Vor dieſem ernſten Fact ſtrecke ich die Waffen und bekenne, daß ich den Wunſch habe, der kleine Herr wäre noch am Leben und erreichte unter den Kirſchen und Kuchen der Firma das höchſte Greiſenalter. Und ſo ſind Sie mir nicht mehr böſe, Fräulein.“

Sabine nickte zu ihm hinüber und ſagte herzlich: „Nein.“

„Du aber, Anton, reiche mir deine Hand. Du haſt mit Glanz plaidirt und von der deutſchen Jury ein Nichtſchuldig erſchwindelt. Nimm die Feder und ſtreiche in unſerm Kalender vierzehn Tage aus. Du verſtehſt mich.“ Anton drückte ihm die Hand und legte den Arm um ſeine Schulter.

Wieder war die Geſellſchaft in der beſten Stimmung, Herr Schröter kam heran, Cigarren wurden angezündet, Jeder beſtrebte ſich ſo unterhaltend als möglich zu ſein. Herr Liebold ſtand auf und erbat ſich von dem Fräulein und dem Prinzipal die Erlaubniß, wenn es ſie nicht ſtöre, und wenn ſie an dem ſchönen Abend nichts Beſſeres vorzuſchlagen hätten, in welchem Falle er ergebenſt bitte, ſeine Worte als ungeſprochen zu betrachten, ſo wollten er und einige Collegen ſich die Freiheit nehmen, vierſtimmige Lieder zu ſingen. Da er ſeit mehreren Jahren an dieſem Tage regelmäßig eine ſolche Mittheilung machte und Alles darauf vorbereitet war, ſo rief ihm Sabine zu: „Das verſteht ſich, Herr Liebold, wenn das Quartett fehlte, wäre die Freude nur halb.“ Die Sänger holten Notenbücher herzu und rückten zuſammen, Herr Specht als erſter Tenor, Herr Liebold als zweiter, Herr Birnbaum

und Herr Balbus als Bäſſe. Dieſe vier bildeten den muſikaliſchen Theil des Comtoirs und hielten trotz kleiner Zwiſtigkeiten, welche durch ihr muſikaliſches Naturell hervorgerufen wurden, gegen die Uebrigen feſt zuſammen; Herr Specht krähte etwas zu laut, und Herr Liebold ſang etwas zu leiſe, aber ihr Publikum war dankbar, und der Abend war wunderſchön. Im farbigen Licht glänzten die großen Blätter des Nußbaums vor dem Gartenhauſe, die Grillen ſchwirrten und die wilden Sänger der Bäume flöteten einzelne Noten herunter, die Natur ſelbſt flüſterte und ſtimmte, bis die volle Kraft der Menſchenſtimmen einfiel und die feinen Laute des Gartens übertönte. Dann ſchwiegen die Vögel, die Heimchen und Mücken, aber ſo oft die Sänger anhielten, klang das leiſe Summen der Natur wie zum Wechſelgeſange wieder durch. Alle hörten erfreut zu. „Wir danken, wir danken!“ rief Sabine, als ſie aufhörten, und klatſchte in die Hände.

„Es iſt eine närriſche Sache,“ begann Fink, „daß eine gewiſſe Folge von Tönen das Herz erſchüttert und Thränen hervorruft auch bei Menſchen, welche ſonſt für weiche Stimmungen abgeſtorben ſind. Jedes Volk hat ſolche einfache Weiſen, bei denen ſich Landsleute an dem Eindruck erkennen, den die Melodie auf ſie macht. Wenn die Auswanderer, von denen wir vorhin ſprachen, Alles verlieren, die Liebe zu ihrem Vaterlande, ſelbſt den geläufigen Ausdruck ihrer Mutterſprache, die Melodien der Heimat leben unter ihnen länger als alles Andere, und mancher Narr, der in der Fremde ſeinen Stolz darein ſetzt, ein naturaliſirter Fremder zu ſein, fühlt ſich plötzlich wieder deutſch, wenn er ein paar Tacte ſingen hört, die ihm in ſeiner Jugend bekannt waren.“

Der Kaufmann antwortete: „Sie haben Recht. Wer aus ſeiner Heimat ſcheidet, iſt ſich ſelten bewußt, was er alles aufgibt; er merkt es vielleicht erſt dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude ſeines ſpäteren Lebens wird. Dieſe Erinnerung iſt wohl auch dem verwilderten Mann ein Heiligthum,

das er oft ſelbſt entehrt und verſpottet, das er aber in ſeinen beſten Augenblicken immer wieder aufſucht."

„Mit einiger Beſchämung bekenne ich, daß ich ſelbſt von dieſer Freude nur wenig empfinde," ſagte Fink. „Ich weiß nicht recht, wo ich zu Hauſe bin. Wenn ich die Jahre meines Lebens zuſammenzähle, ſo habe ich freilich den größten Theil in Deutſchland verlebt, aber die mächtigſten Eindrücke hat mir die Fremde gegeben. Immer hat mich das Schickſal wieder ausgeriſſen, bevor ich irgendwo feſtgewurzelt war. Und jetzt in Deutſchland fühle ich mich zuweilen fremd. Die Dialekte der Landſchaften zum Beiſpiel ſind mir faſt ganz unverſtändlich. Ich habe zu Weihnachten immer mehr Geſchenke erhalten, als mir gut war, aber der Zauber der deutſchen Weihnachtsbäume hat mich nie berührt; von den Volksliedern, die Sie ſo rühmen, klingen nur wenige in mein Ohr; noch heut bin ich unſicher, wann man Karpfen eſſen muß und Hörner und Mohnkuchen, und ich geſtehe einen entſchiedenen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize des Bleigießens und Pantoffelwerfens. — Und außer dieſen Kleinigkeiten gibt es noch Anderes, worin ich mich unter der deutſchen Art fremd und arm fühle," fuhr er ernſter fort. „Ich weiß, daß ich zuweilen die Schonung meiner Freunde mehr als billig in Anſpruch nehme. Ihrem Hauſe werde ich zu danken haben," ſchloß er, ſich gegen den Kaufmann verneigend, „wenn ich von einigen reſpectablen Seiten der deutſchen Natur Kenntniß erhalte."

Das war ein männliches Bekenntniß, er ſprach die letzten Worte mit einem Gefühl, das ſelten bei ihm durchbrach. Sabine war glücklich, der Sperling war vergeſſen, ſie rief mit überſtrömendem Gefühl: „Das war edel geſprochen, Herr von Fink."

Der Diener lud zum Abendeſſen. Im Saal des Gartenhauſes war die Tafel gedeckt. Der Kaufmann nahm in der Mitte Platz, Sabine lächelte, als Fink ſich neben ſie ſetzte.

„Mir gegenüber, Herr Liebold," rief der Prinzipal. „Heut muß ich Ihr treues Gesicht vor mir sehen. Heut sind's fünfundzwanzig Jahr, daß wir mit einander in Verbindung stehen. — Herr Liebold trat wenige Wochen vor dem Tage bei uns ein, an dem ich durch meinen Vater als Associé aufgenommen wurde," erklärte er den Jüngeren. „Und wenn ich allen Mitgliedern des Comtoirs Anerkennung schuldig bin, Ihnen bin ich die größte schuldig. Fünfundzwanzig Jahre im Geschäft, zehn Jahre beim Hauptbuch, stets ein treuer, zuverlässiger Gehülfe!" Er hielt ihm sein Glas über die Tafel entgegen: „Stoßen Sie an, mein alter Freund; so lange unsere Stühle neben einander stehen, nur durch eine dünne Wand getrennt, soll es zwischen uns bleiben wie bisher, ein festes Vertrauen ohne viele Worte."

Herr Liebold hatte die Anrede des Prinzipals stehend angehört und blieb stehen. Er wollte eine Gesundheit ausbringen, das sah Jeder, aber er brachte kein lautes Wort aus seinem Munde, er hielt sein Glas in die Höhe und sah auf den Prinzipal, und seine Lippen bewegten sich ein wenig. Endlich setzte er sich schweigend wieder hin. Statt seiner erhob sich zu Aller Erstaunen Fink und sprach in tiefem Ernst: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutschen Geschäfts, wo die Arbeit eine Freude ist, wo die Ehre eine Heimat hat; hoch unser Comtoir und unser Prinzipal!"

Ein donnerndes Hoch der Collegen folgte, Sabine stieß mit Allen an, der Kaufmann kam mit seinem Glase dem beredten Fink auf halbem Wege entgegen. — Der Rest des Abends war ungestörte Freude. Das Quartett sang noch einige lustige Trinklieder, und es war lange nach zehn Uhr, als die Gesellschaft in der Stadt ankam.

An der Treppe des Hinterhauses sagte Fink zu Anton: „Heut, mein Junge, darfst du nicht an meiner Stube vorbei. Es ist mir langweilig genug gewesen, dich so lange zu entbehren." Und bis spät in die Nacht saßen die versöhnten

Freunde bei einander, beide bemüht, einander zu zeigen, wie froh sie über die Versöhnung waren. —

Sabine trat in ihr Zimmer. Da überreichte ihr das Mädchen ein Billet von unbekannter Hand. Ein starker Moschusgeruch und die gekritzelten Züge verriethen, daß es von einer Dame kam.

„Wer hat den Brief gebracht?" frug Sabine.

„Ein fremder Mann," antwortete das Mädchen, „er wollte den Namen nicht nennen und sagte, Antwort sei nicht nöthig."

Sabine las: „Mein Fräulein, triumphiren Sie nicht zu früh. Sie haben durch Ihre Koketterie einen Herrn an sich gelockt, welcher gewöhnt ist zu verführen, zu vergessen und die, welche auf seine Worte hören, unverschämt zu behandeln. Vor Kurzem hat er einer Andern Geständnisse gemacht, jetzt hat er Sie bethört. Er wird auch Ihnen heucheln und Sie verrathen."

Das Billet hatte keine Unterschrift, es war von Rosalie.

Sabine wußte, wer die Schreiberin war. Sie hielt den Brief an die Kerze und schleuderte das brennende Papier in das Kamin. Schweigend sah sie zu, wie die lodernde Flamme kleiner wurde und verlöschte, und wie die glimmenden Punkte auf der verkohlten Fläche umherfuhren, bis auch der letzte verging. Lange stand sie da, ihr Haupt an das Gesims gelehnt, den Blick auf das Häufchen Asche gerichtet. Ohne Thränen, lautlos hielt sie die Hand auf ihr zuckendes Herz.

8.

Veitel Itzig war in der größten Aufregung. Er, der Nüchterne, Enthaltsame, glich in allen seinen Freistunden einem Trunkenbold. Seine Lippen bewegten sich in lebhaftem Selbstgespräch, und eine fieberische Röthe lag über seinen

ſpitzen Backenknochen. Auf der Straße war er ſchon von Weitem kenntlich durch die allerauffälligſte Weiſe der Fuß- und Armbewegungen; ruhiger Schlaf war etwas, das er kaum dem Namen nach kannte. Und das alles, weil eine verwittwete Geheimräthin ihren Lieblingshund verloren hatte. Dieſer Mops war an einem heitern Frühlingsmorgen, verführt durch den Sonnenſchein oder durch das Aroma eines Fleiſcherjungen, mühſam zwei Treppen bis auf die Straße hinabgeſtiegen. Und dort war er verſchwunden, im Waſſer ertrunken, von Gaunern geſtohlen, von Banditen geſchlachtet, kurz er war verſchollen, und keine Zeitungsannonce vermochte die runde Geſtalt des Flüchtlings in die Räume zurückzuführen, in denen er ſo lange als Tyrann geherrſcht hatte. Aus Aerger über dieſen Verluſt war die Räthin gefährlich erkrankt, und Veitel nahm einen ſo lebhaften Antheil an ihrem Leide, daß er ſelbſt in Gefahr kam ſeine Geſundheit einzubüßen. Leider waren Veitels Hoffnungen nicht auf das Leben der würdigen Dame gerichtet. Er hatte ein Rieſengeſchäft gewagt, er hatte es unternommen nach vielen Verabredungen mit ſeinem Rathgeber Hippus und nachdem er oft in ſtillen Nächten ſeine Brieftaſche hervorgeholt und ſein Vermögen überrechnet hatte. Die Speculation war eine der ſchönſten, welche ein Mann von Veitels Grundſätzen unternehmen konnte, ſie war vielleicht ein wenig gewagt, aber ſo ſauber wie ein Wickelkind unter dem Badeſchwamm.

Ein armer Teufel von Rittergutsbeſitzer hatte ſchlecht gewirthſchaftet und war ſo lange betrogen worden, bis er ſein Gut auf dem traurigen Wege der nothwendigen Subhaſtation verloren hatte. Bei dieſem Verkauf war ein Hypothekeninſtrument von zwölftauſend Thalern ausgefallen. Der Gläubiger, deſſen Forderung durch die Verkaufsſumme des Gutes nicht gedeckt werden konnte, hatte vergebens verſucht, ſich an die Perſon des verarmten Gutsbeſitzers zu halten. Der Schuldner war ohne alle Mittel, das Gericht fand nichts, was ihm zu

nehmen war. Er war frustra exenssus, wie unſere Juriſten ſagen, und empfand das Behagen des Elends, ſeine Gläubiger nicht mehr zu fürchten; dies verzweifelte Glück war für ihn nach trüben Jahren eine Art grönländiſcher Sonnenſchein. Der Eigenthümer der Hypothek aber ſah wehmüthig auf ſein zerſchnittenes Document, welches unter ſolchen Umſtänden für ihn faſt nur den Werth von Maculatur hatte. Den Spürangen Itzigs blieb dies Sachverhältniß nicht unerforſcht. Er ſtand mit dem Gutsbeſitzer wohl ein Jahr lang in inniger Verbindung, er hatte die Gefälligkeit, ihm alte Röcke abzukaufen, ja ſogar Geld vorzuſchießen, und wurde in manches kleine Geheimniß dieſes verfehlten Lebens eingeweiht. So hatte er auch erſpäht, daß ſein Kunde alles Segelwerk ſeines lecken Fahrzeugs aufſpannte, ſich in die Gunſt und das Teſtament einer alten Tante zu ſetzen, und kam allmählich zu der Ueberzeugung, daß ihm dies gelingen werde. Zwei ſeidene Halstücher und ein Paar vergoldete Ohrringe mußte Veitel an das Dienſtmädchen der Räthin wenden, um genaue Nachrichten zu erhalten. Der Neffe las der Tante Mordgeſchichten aus den Zeitungen vor, er wurde eingeladen, wenn die Tante ihr Lieblingsgericht kochen ließ, die Tante ſprach davon, ihn zu verheiraten, that es aber nicht, und endlich, als aller Lebensmuth der Tante durch einen vierwöchentlichen Regen fortgeſchwemmt worden war, ließ ſie Gerichtsperſonen kommen, trieb ihren Neffen, der, zum Weinen gerüſtet, ſein Taſchentuch in der Hand hielt, aus dem Zimmer und zwang durch dieſe auffallenden Maßregeln das Dienſtmädchen, an der Kammerthür zu erlauſchen, daß ſie ihr Teſtament machte und des armen Neffen darin ehrenvoll gedachte. Als Veitel dies erkundſchaftet hatte, that er den zweiten großen Schritt und kaufte dem Beſitzer des ausgefallenen Inſtruments die Urkunde und alle Rechte, welche dieſelbe an die Perſon des Schuldners gab, um vierhundert Thaler ab.

Jetzt war der Moys verſchwunden, die ſchwer geärgerte

Tante lag zu Bett, acht Tage darauf war sie gestorben, und der Neffe erbte den größten Theil ihrer Hinterlassenschaft. Veitel unterzog sich übermenschlichen Anstrengungen, um zu verhindern, daß sein Schuldner nicht durch eins von den kleinen Manövern, welche Veitel alle persönlich kannte, die Erbschaft unsichtbar machte. Wie ein Gespenst verfolgte er den unglücklichen Erben; kaum hatte dieser sich in die ersten Träume über sein künftiges Glück hineingelebt, so stand Veitel als unerbittlicher Mahner an eine finstere Vergangenheit vor ihm und schlug durch die eisige Kälte seiner Forderungen allen warmen Dampf nieder, welcher aus der hoffnungsvollen Seele des Erben aufstieg. Es war unmöglich ihm zu entkommen, mit eisernen Zangen hielt er seinen Schuldner fest, und das Gesetz half ihm so energisch, daß der Erbe nach vielen Winkelzügen capituliren mußte. Durch achttausend Thaler, den größten Theil seiner Erbschaft, kaufte er sich von Veitel frei.

Heut war der glückliche Tag, wo der junge Geschäftsmann sein großes Capital in der Tasche nach Hause trug. Er flog über die Straße, er flog die Treppe hinauf in seine Hinterstube, ganz unsinnig vor Freude. Der Zwang, den er sich lange angethan, kalt zu scheinen, während ihm sein Herz in Angst und Erwartung wie ein Schmiedehammer pochte, war überwunden, er war wie ein Kind, wenn auch nicht so unerfahren; er sprang in der Stube umher, ja er lachte vor Freuden und frug Herrn Hippus, der ihn seit einigen Stunden erwartete: „Welche Sorte Wein wollen Sie trinken, Hippus?“

„Wein allein wird's nicht thun,“ erwiederte Hippus vorsichtig. „Indeß ist es lange her, daß ich keinen Ungar gekostet habe. Hole eine Flasche alten Oberungar, oder halt, es ist draußen finster genug, ich will sie selbst holen.“

„Was kostet's?“ rief Veitel.

„Zwei Thaler,“ antwortete Hippus.

„Das ist viel Geld," sagte Veitel, „aber es ist einerlei, hier sind sie."

Mit kühner Handschwenkung holte er einen Doppelthaler aus der Tasche seines Beinkleides und warf ihn auf den Tisch.

„Schön," nickte Hippus und griff hastig nach dem Geldstück. „Aber dies allein wird's nicht thun, mein Sohn. Ich verlange Procente von deinem Gewinn. In Erwägung, daß wir alte Bekannte sind, und daß man seine Freunde nicht drücken soll, will ich zufrieden sein mit fünf vom Hundert des Capitals, das du heut eingenommen hast."

Veitel stand starr, sein strahlendes Gesicht wurde plötzlich sehr ernst, mit offenem Munde sah er auf den schwarzen Mann im Sopha.

„Rede nichts," fuhr Hippus kaltblütig fort und warf über seine Brille hinweg einen bösen Blick auf Veitel, „unterstehe dich nicht, auch nur ein Wort von deinem Geschacher gegen mich vorzubringen, wir kennen einander; — ich habe gemacht, daß du das Geld gewinnen konntest, ich allein. Du brauchst mich, und du siehst, daß auch ich dich gebrauchen kann. Gib mir auf der Stelle vierhundert von deinen achttausend."

Veitel wollte sprechen.

„Kein Wort," wiederholte Hippus und schlug mit dem Geldstück im Tact auf den Tisch, „gib her das Geld."

Veitel sah ihn an, griff endlich schweigend in die Tasche seines Rocks und legte zwei Pergamente vor Hippus auf den Tisch.

„Noch zwei," fuhr Hippus in demselben Tone fort. Veitel legte hundert Thaler dazu. „Und jetzt das letzte, mein Sohn," nickte der Alte ermunternd und schlug mit dem Thaler wieder auf den Tisch.

Veitel zögerte einen Augenblick und sah ängstlich auf den Alten, in welchem eine boshafte Freude mächtig geworden war. Auf diesem Antlitz war nichts Tröstendes zu finden; wieder griff Veitel in die Tasche, schob das vierte Pergament

auf den Tiſch und ſprach mit klangloſer Stimme: „Ich habe mich in euch geirrt, Hippus.“ Und darauf holte er ſein Taſchentuch hervor, wandte ſich ab, ſchneuzte ſich und wiſchte ſich die naſſen Augen.

Hippus achtete wenig auf die elegiſche Stimmung ſeines Schülers. Er beſühlte das Pergament, wie man eine Koſtbarkeit in der Hand umwendet, die man vor langer Zeit verloren hat und unerwartet wiederfindet. Endlich ſagte er, ſeine Beute einſteckend: „Wenn du dir's ruhig überlegſt, wirſt du einſehen, daß ich als guter Freund an dir gehandelt habe. Ich hätte viel mehr fordern können.“

Veitel ſtand noch immer am Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Ihm war jämmerlich zu Muthe. Gleich auf dem Heimwege vom Notar hatte er an den Alten gedacht und den Entſchluß gefaßt, auch dieſem eine Freude zu machen: er hatte ihm eine neue Schnupftabakdoſe von Silber kaufen und zehn Ducaten hineinlegen wollen. Und jetzt kam ihm dieſer Hippus ſo!

Da er vor Schmerz über das Benehmen ſeines Lehrers kein Wort ſprach, ſtand Hippus gemächlich auf und ſagte wohlwollend: „Laß dir's nicht zu Herzen gehen, du Dummkopf; ſollte ich eher ſterben als du, ſo mache ich dich zu meinem Erben. Dann wirſt du dein Geld wieder bekommen, wenn noch etwas davon übrig iſt. Jetzt gehe ich den Wein koſten. Auf deine Geſundheit werde ich ihn trinken, gefühlvoller Itzig.“ Bei dieſen Worten ſchlich der Alte zur Thür hinaus.

Noch einmal fuhr Veitel nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte eine bittere Thräne ab, welche an ſeiner Wange herunterrann. Seine Freude über den Gewinn war verdorben. Es war eine unklare Empfindung und ein unreines Gefühl, das ihn bewegte, denn es war viel Schmerz um die verlorenen Pergamente dabei. Aber er hatte noch mehr verloren als ſein koſtbares Geld. Der einzige Menſch auf Erden, gegen den er eine Anhänglichkeit fühlte und von dem er gute Freund-

ſchaft erwartete, hatte ſich gefühllos, eigennützig, feindſelig gegen ihn benommen. Zu allen andern Menſchen ſtand er auf Kriegsfuß und erwartete auch von ihnen nichts Anderes als Krieg, nur dem kleinen Mann mit der Brille hatte er ſein Herz offen gehalten. Und dies warme Gefühl hatte der Alte durch ſeine rohe Forderung tötlich beſchädigt. Es war vorbei zwiſchen ihm und Hippus, er konnte den Mann nicht entbehren, aber von dieſer Stunde ab trug er einen Groll gegen ihn mit ſich herum, der Alte hatte ihn einſamer und ſchlechter gemacht. So erfuhr Veitel den Fluch der Argen, daß ſie elend gemacht werden nicht nur durch ihre Miſſethaten, ſondern auch durch ihre beſſern Neigungen.

Doch nicht lange dauerte die Schwermuth des Geſchäftsmannes: bald griff er entſchloſſen in die Taſche, holte den übrig gebliebenen Schatz hervor, unterſuchte jedes einzelne Pergament von allen Seiten und notirte die Nummern zuerſt in ſeine Brieftaſche und dann auf einen Zettel. Den Zettel verſteckte er in einem Ritze der Diele. Dieſe Beſchäftigung tröſtete ihn wieder etwas. Und jetzt wandte er ſeine Gedanken auf die Zukunft. Wieder rannte er in dem Zimmer auf und ab und machte Pläne. Seine Weltſtellung war mit einem Schlage geändert. Als Eigenthümer von baaren achttauſend Thalern — ach, es waren nur ſiebentauſend ſechshundert — ſtand er unter den Geſchäftsleuten ſeiner Art da als ein kleiner Kröſus. Viele Andere machten Geſchäfte mit Hunderttauſenden, ohne ſo viel Vermögen zu beſitzen als er; die Welt lag widerſtandslos vor ihm, wie eine Perlmuſchel auf dem Teller, es kam nur darauf an, mit welchem Hebel er ſie öffnen wollte. Wie ſollte er ſein Capital anlegen, verdoppeln, verzehnfachen? Jetzt mußte er wählen, und er mußte dies allein thun. Es gab wohl zehn verſchiedene Wege für ihn: er konnte fortfahren, Geld gegen hohe Intereſſen zu leihen, er konnte in Actien ſpeculiren, er konnte das Woll- oder Getreidegeſchäft betreiben, und mit einem Gefühl von Stolz

ſagte ſich der Schelm, daß er auf jedem von dieſen Wegen ſo gut vorwärts kommen könnte, wie der verſchlagenſte unter ſeinen Genoſſen. Aber jede von dieſen Thätigkeiten brachte ihm das geliebte Capital in Gefahr, er konnte dabei ein reicher Mann werden, er konnte aber auch Alles verlieren; und dieſer Gedanke war ihm ſo ſchrecklich, daß er ſofort alle dieſe Pläne bei Seite warf. Eine Beſchäftigung gab es, bei der ein ſchlauer Mann viel gewinnen konnte, und bei der es wohl möglich war große Verluſte zu vermeiden. Von ſeiner Heimat aus war er als umherziehender Trödler auf die Höfe der Gutsherren gekommen, zur Zeit des Wollmarktes hatte er in den Straßen der Stadt den vornehmen Herren mit Schnurrbart und Ordensband ſeine Dienſte angeboten, im Comtoir ſeines Brodherrn hatte er ſich unaufhörlich mit dem Vermögen und den Geldgeſchäften des Landadels beſchäftigt. Wie genau kannte er die ſtille Sehnſucht des alten Ehrenthal, ein gewiſſes Rittergut zu beſitzen, wie oft hatte ihm der Mann mit der Brille in höhniſchem Scherz gerathen, er ſolle ſich zum Rittergutsbeſitzer machen. Und wie kam es doch, daß ihm in ſeinem Schmerz über den Alten plötzlich ſein Schulkamerad Anton einfiel und der Tag, wo er zum letzten Male mit dieſem verkehrt hatte? Auch damals, als er zur Stadt zog und mit Anton zuſammentraf, war er auf dem Gute des Freiherrn umhergeſtrichen, hatte vor der Thür des Kuhſtalls geſtanden und die lange Doppelreihe der gehörnten Rinder abgeſchätzt, bis die Großmagd ihn herriſch wegwies. Und wie ein heißer Strahl ſchoß es in ſeinen Kopf: er ſelbſt konnte der Rittergutsbeſitzer werden, ſo gut wie Ehrenthal, er ſelbſt konnte Andere ſeine weiße Wolle waſchen laſſen und mit zwei, ja mit vier Pferden nach der Stadt fahren. Er griff mit beiden Händen heftig in die Tiſchplatte und rief laut: „Ich werde es thun!“ ſetzte ſich auf dem Stuhle feſt und ſchlug die hagern Arme übereinander. Und von dem Augenblick an wollte er etwas und begann ſeine Arbeit.

Und er ſpeculirte ſchlau. Er hatte nach ſeiner Meinung ein Recht an das Gut des Freiherrn gewonnen durch ſeinen Entſchluß, er wollte dies Recht auch erwerben durch ſein Geld, er wollte für ſich eine Hypothek auf dem Gute des Barons. So wollte er ſein Capital ſicher ſtellen auf Jahre, ruhig wollte er arbeiten, bis der große Tag käme, wo er mit ſeinem Capital das ganze Gut in ſeine Hände brächte. Und im ſchlimmſten Falle, wenn ſein Plan nicht gelang, der jetzt der ſtille Zweck ſeines Lebens werden ſollte, dann war wenigſtens ſein Geld nicht verloren. Unterdeß wollte er Agent und Commiſſionär werden, er wollte Käufe und Verkäufe vermitteln, wie ſo viele Andere thaten, arme Teufel, die einander die halben Procente gegenſeitig beneideten, und vornehme Herren mit großen Titeln, welche den Güterſchacher ins Große treiben und Hunderttauſende dabei gewinnen durch Liſt, Beſtechung und Schleichwege. Veitel wußte, daß es wenig Wege gab, auf denen er nicht bekannt war. So wollte er anfangen, zunächſt mußte er als Factotum bei Ehrenthal bleiben, ſo lange er den Alten benutzen konnte. Die Roſalie war ſchön und ſie war reich, denn Bernhard war nicht zu rechnen als Erbe des Vaters. Vielleicht wollte er werden der Schwiegerſohn des alten Ehrenthal, vielleicht wollte er auch nicht; dies Geſchäft hatte keine Eile. Und noch Einer war, mit dem er ſich ſtellen mußte: der kleine ſchwarze Mann, welcher jetzt drüben in der Gaſtſtube ſeinen theuren Wein trank. Auch mit ihm mußte er von heut ab Rechnung halten, er wollte ihn bezahlen für jeden Dienſt, den ihm der Alte that, und wollte ihm nur ſo weit ſein Vertrauen geben, als es nöthig war.

Das waren die Entſchlüſſe, zu denen Veitel kam, und als er ſeinen Plan überlegt hatte, wie ein Gelehrter das Buch, das er ſchreiben will, da trug er ſeine Pfandbriefe unter das Kopfkiſſen, verſchloß ſeine Thüre, lehnte einen ſchweren Stuhl dagegen und warf ſich erſchöpft durch die Anſtrengung des Tages auf ſein hartes Lager, er, der neue wild aufgeſchoſſene

Agnat der Rothſattel, der Mitbeſitzer ihres ſchönen Gutes. Vielleicht war es die aberwitzige Phantaſie eines Thoren, was der Händler auf ſeiner ärmlichen Stube in unruhiger Seele umhergewälzt hatte, vielleicht wurde es der Anfang einer Reihe von entſchloſſenen und conſequenten Thaten, ein finſteres Schickſal für den Freiherrn und ſeine Familie. Der Freiherr ſelbſt ſollte darüber entſcheiden.

An demſelben Abend ſaßen die Baronin und ihre Tochter in der Roſenlaube des Parks, Beide waren allmählich verſtummt. Die Mutter ſah in tiefen Gedanken auf den Tanz eines Nachtſchmetterlings, der mit dem kleinen dicken Kopf durchaus in die Flamme der Kerze fahren wollte und immer wieder an die Glasglocke ſtieß, welche das Licht vor der Nachtluft ſchützte.

Lenore beugte ſich über ein Buch und warf zuweilen einen forſchenden Blick in das ernſte Geſicht der Mutter. Da knirſchte der Kies und der alte Amtmann des Gutes trat haſtig mit abgezogener Mütze heran und frug nach dem gnädigen Herrn.

„Was bringen Sie?“ frug Lenore den Graukopf, „iſt etwas vorgefallen?“

„Mit dem alten Rappen geht's zu Ende,“ antwortete der Amtmann beſorgt, „er hat wüthend um ſich geſchlagen und in die Krippe gebiſſen, jetzt liegt er und kenecht wie im Sterben.“

„Das wäre der Teufel!“ rief Lenore aufſpringend.

„Lenore!“ ſchalt die Mutter.

„Ich komme, ſelbſt nachzuſehen,“ ſagte Lenore eifrig und eilte mit dem Alten nach dem Hofe.

Das kranke Pferd lag auf ſeiner Streu triefend von Angſtſchweiß, und ſeine Flanken hoben und ſenkten ſich in kenchendem Athemholen. Beim Schein der Stalllaterne ſtanden die Knechte umher und ſahen phlegmatiſch auf das leidende Thier. Als Lenore eintrat, wandte das Pferd die Augen Hilfe ſuchend nach dem Fräulein.

„Es kennt mich noch," rief ſie und winkte den ſtämmigen Großknecht bei Seite.

„Es hat ſich abgearbeitet," ſagte der Mann, „jetzt iſt's ruhig."

„Werft euch ſogleich auf ein Pferd und reitet zum Thierarzt," befahl Lenore dem Knecht.

Dem Mann war es nicht behaglich, zur Nacht einige Meilen zu reiten, er antwortete zögernd: „Der Doctor iſt niemals zu Hauſe; ehe er kommt, iſt's mit dem Pferde zu Ende."

„Gehorcht!" befahl Lenore kalt und wies nach der Thüre. Der Knecht ging widerwillig hinaus.

„Was iſt das mit dem Großknecht?" frug Lenore, als ſie mit dem Amtmann aus dem Stalle trat.

„Er thut nicht mehr gut und müßte fort, ich habe es dem gnädigen Herrn ſchon oft geſagt. Aber gegen den Herrn Baron iſt der Schlingel bethulich wie ein Ohrwurm; er weiß, daß er einen Stein im Bret hat; gegen alle andern Leute iſt er widerhaarig, und ich habe täglich meinen Aerger mit ihm."

„Ich will mit dem Vater ſprechen," erwiederte Lenore die Stirn faltend.

Der alte Diener blieb ſtehen und fuhr zutraulich fort: „Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie ſich der Wirthſchaft etwas annehmen wollten, das wäre ein wahres Glück für das Gut. Mit dem Kuhſtall bin ich auch nicht zufrieden. Die neue Wirthſchafterin verſteht die Mägde nicht zu tractiren, ſie iſt zu flatterhaft, Bänder hinten und Bänder vorn. Sonſt war's beſſer im Gange, da kam der Herr Baron manchmal ſelbſt und beſah das Butterfaß. Jetzt hat er wohl andere Geſchäfte, und wenn die Leute wiſſen, daß der Herr nachſichtig iſt, ſo ſpielen ſie dem Amtmann Trumpf aus, wenn er ſie ſcharf behandelt. — Sie können ſcharf ſein mit den Leuten, es iſt jammerſchade, daß Sie kein Herr ſind."

„Ja, Sie haben Recht, es iſt jammerſchade," nickte Lenore beiſtimmend ihrem alten Freunde zu. „Aber man muß es mit

Geduld ertragen. Um die Molkerei will ich mich kümmern, ich werde von heut ab alle Tage beim Buttern ſein. Wie ſteht das Korn jetzt? Sie haben ja neulich nach der Stadt gefahren."

„Ja," ſagte der Alte gedrückt, „der gnädige Herr hatten ſo befohlen, ich weiß nicht, was er genommen hat. Er hat den ganzen Schüttboden ſchon im Winter an Händler verkauft auf Lieferung. Sehen Sie," fuhr er bekümmert fort und ſchüttelte ſeinen weißen Kopf, „ſonſt verkaufte ich, und ich ſchrieb's ins Buch und ſtrich das Geld ein und zählte es dem Herrn Baron auf, jetzt kann ich in meinem Buch die Einnahmen nicht mehr notiren; wenn die Seite zu Ende iſt, mache ich einen Strich, aber ich ziehe keine Summe mehr."

Lenore hörte, die Hände auf dem Rücken, die Klage theilnehmend an. „Hm! Es wird eine von den neuen Einrichtungen ſein. Grämt euch nur nicht darüber, mein Alter. Ich will, ſo oft Papa nicht da iſt, Nachmittags mit Ihnen auf das Feld gehen oder Sie dort aufſuchen. Sie ſollen Ihre Pfeife dabei rauchen. Wie ſchmeckt's in dem neuen Kopf, den ich Ihnen mitgebracht habe?"

„Er iſt dick angeraucht," ſagte der Amtmann ſchmunzelnd und zog zur Bekräftigung ſeine kurze Pfeife halb aus der Taſche. „Aber um wieder auf den Rappen zu kommen, der Herr Baron wird ſehr böſe ſein, wenn er das Malheur erfährt, und wir können doch nichts dafür."

„Ei was," ſagte Lenore, „wenn wir nichts dafür können, wollen wir's ruhig abwarten. Gute Nacht, Amtmann. Gehen Sie mir zurück zu dem Pferde."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, und gute Nacht auch für Sie," ſagte der Amtmann.

Noch immer ſaß die Baronin allein unter den ſchwellenden Knospen der immergrünen Roſe, auch ſie dachte an ihren Hausherrn, der ſonſt ſelten an ihrer Seite gefehlt hatte, wenn ſie die warmen Frühlingsabende im Freien zubrachte. Ihr

Gemahl war anders geworden. Er war herzlich und liebevoll gegen ſie wie immer, aber er war oft zerſtreut und abgeſpannt und wieder reizbarer und durch Kleinigkeiten verſtimmt, ſeine Fröhlichkeit war lauter, und ſein Bedürfniß nach Herrengeſellſchaft größer als vordem. Sein Haus, ja ſie ſelbſt, übte geringere Anziehungskraft aus als ſonſt, und ſie frug ſich immer wieder, ob ſolche Veränderung die trübe Folge davon ſein konnte, daß der roſige Hauch der Jugend von ihrer Stirne ſchwand. Mit dieſem Gefühl rang ſie und ſuchte ängſtlich nach anderen Gründen für die häufige Abweſenheit des geliebten Mannes.

„Iſt der Vater noch nicht zurück?“ frug Lenore zu ihr tretend. „Es fuhr ein Wagen auf der Landſtraße.“

„Nein, mein Kind,“ ſagte die Mutter; „er hat wohl in der Stadt zu thun, es iſt möglich, daß er erſt morgen zurückkommt.“

„Ich bin nicht zufrieden damit, daß Papa jetzt ſo viel in der Stadt iſt und bei den Nachbarn umherfährt,“ ſagte Lenore; „es iſt lange her, daß er uns des Abends nicht mehr vorgeleſen hat.“

„Er will, daß du meine Vorleſerin wirſt,“ ſagte die Mutter lächelnd. „Du ſollſt es auch heut Abend ſein, hole ein Buch und ſetze dich artig neben mich, du Ungeduld.“

Lenore verzog ſchmollend den kleinen Mund, und ſtatt das Buch zu ergreifen, ſetzte ſie ſich neben die Baronin, umſchlang ſie mit beiden Armen, und ſagte, das Haupt der Mutter an ſich drückend und ihr das Haar ſtreichend: „Liebes Herz, auch du biſt traurig, du haſt Kummer; haſt du Sorge um den Vater? Er iſt nicht ſo, wie er früher war. Ich bin kein Kind mehr, ſage mir, was er treibt.“

„Du biſt thöricht,“ antwortete die Baronin mit ruhiger Stimme. „Ich habe nichts vor dir zu verbergen. Wenn dein Vater wirklich etwas hat, was ihn von uns fortzieht, ſo dürfen wir Frauen nicht darnach fragen, es iſt an uns zu warten,

bis die Stunde kommt, wo der Herr des Hauſes uns ſein Herz öffnet."

„Und unterdeß ſollen wir uns ängſtigen, vielleicht um ein Nichts?" rief Lenore.

„Wir ſollen uns mühen ruhig zu ſein, und wenn wir vertrauen, wo wir lieben, iſt das nicht ſchwer," antwortete die Baronin, ſich aus dem Arm Lenorens aufrichtend.

„Und doch ſind deine Augen feucht und du verbirgſt mir deine Sorge," ſprach die Tochter. „Wenn du ſchweigen willſt, ich werde es nicht thun, ich werde den Vater fragen."

„Das wirſt du nicht," ſagte die Baronin in beſtimmtem Ton.

„Der Vater!" rief Lenore, „ich höre ſeinen Tritt." — Die ſtattliche Geſtalt des Freiherrn kam mit ſchnellen Schritten auf die Laube zu. „Guten Abend, ihr Heimchen," rief er ſchon von Weitem mit heller Stimme. Er ſchloß Frau und Tochter zugleich in ſeine Arme und ſah ihnen ſo fröhlich in die Augen, daß die Baronin ihren Schmerz, und Lenore die Frage vergaß. „Es iſt hübſch, daß du ſo früh zurückkommſt," ſagte die Hausfrau mit heiterem Lächeln, „Lenore wollte dich heut Abend durchaus neben uns ſehen. Der Abend war ſo ſchön."

Der Freiherr ſetzte ſich zwiſchen die Frauen und frug behaglich: „Kinder, bemerkt ihr keine Veränderung an mir?"

„Du biſt heiter," ſagte die Baronin ihm ins Auge ſehend, „ſonſt wie immer."

„Du haſt deine Uniform angehabt und Beſuche gemacht," ſagte Lenore, „ich ſehe es an der weißen Cravatte."

„Ihr habt beide Recht," antwortete der Baron, „aber ich bringe doch noch etwas: der König hat die Huld gehabt, mir den Orden zu verleihen, den der Vater und Großvater getragen haben; es freut mich, daß das Kreuz in unſerer Familie faſt erblich wird. Und mit dem Orden kam ein gnädiges Schreiben des Prinzen, worin er mir Glück wünſcht

und ſich ſehr freundlich an die Jahre erinnert, die ich in ſeiner Nähe verlebte, und auch an dich, du vielumworbene Dame des Hofes. Ich wollte, er ſähe dich wieder; er wird es für unmöglich halten, daß Jahre vergangen ſind, ſeit er dein Tänzer war."

„Welche Freude!" rief die Baronin und umſchlang den Hals ihres Mannes, „ich habe deiner Toilette den Stern ſchon ſeit Jahren gewünſcht." Lenore öffnete unterdeß das Etui und drehte den Orden beim Licht der Kerze hin und her. „Wir binden ihm die Decoration um." Die Baronin hing ihm das Kreuz um den Hals und küßte loyal erſt ihn und dann das Kreuz.

„Nun, wir wiſſen ja," ſagte der Baron, „was in unſerer Zeit von ſolchem Schmuck zu halten iſt. Doch geſtehe ich, daß gerade dieſe Standesdecoration mir die liebſte von allen iſt. Unſere Familie iſt eine der älteſten, und in unſerer Linie ſind, was freilich ein Zufall iſt, niemals Mißheiraten vorgekommen. Dies Kreuz iſt gegenwärtig ſo ziemlich die letzte Erinnerung an die alte Zeit, wo man auf dergleichen noch großen Werth legte. Jetzt tritt eine andere Macht an die Stelle unſerer Privilegien, das Geld. Und auch wir ſind in der Lage, uns darum bemühen zu müſſen, wenn wir unſere Familie in Anſehen erhalten wollen. In dem Briefe des Prinzen iſt das Alter der Familie erwähnt und der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie noch viele Generationen, wie bisher, in muſterhafter Gentilität, ſo ſind die Worte des Briefes, blühen möge. Du, Lenore, und dein Bruder, ihr habt dafür zu ſorgen."

„Ich lebe in muſterhafter Gentilität," antwortete Lenore, die Arme übereinanderſchlagend. „Und für die Ehre der Familie kann ich nichts thun. Wenn ich heirate, wozu ich gar keine Luſt habe, ſo muß ich doch einen andern Namen annehmen, und es wird dem alten Ahn in der Rüſtung, der oben im Erkerzimmer hängt, ziemlich gleich ſein, wen ich zu

meinem Herrn mache. Eine Rothſattel kann ich doch nicht bleiben."

Der Vater lachte und zog die Tochter an ſich. „Wenn ich nur wüßte, woher mein Kind dieſe Ketzereien hat."

„Sie iſt allmählich ſo geworden," ſagte die Mutter.

„Das wird ſich geben," antwortete der Vater und küßte die Tochter herzlich auf die Stirn. „Hier lies den Brief des Prinzen, ich ſehe nach dem Pferde, dann eſſen wir zuſammen im Freien."

Das Ordenszeichen, eine niedliche Erinnerung an einen gewaltigen Bund geiſtlicher Ritter, welche Länder erobert und ein eigenes Reich gegründet hatten, warf in die Seele des Freiherrn ein helles Licht, ſo gleichgültig er ſich auch dagegen ſtellte. Die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Bekannten thaten ihm wohl, und ſeine Selbſtachtung erhielt dadurch eine geheime Stütze, deren ſie manchmal bedurfte. So fand ihn nach Verlauf einer Woche auch Ehrenthal, der Händler, als er auf ſeinem Wege nach einem nahe gelegenen Dorfe vorfuhr, nur um dem Freiherrn zu gratuliren. Er hatte bereits ſeine Abſchiedsverbeugung gemacht, als er noch einmal anhielt und die Worte hinwarf: „Der gnädige Herr hatten früher die Idee, eine Zuckerfabrik aus Rüben anzulegen. Ich höre, es iſt jetzt im Werk, eine Compagnie zu bilden, welche eine ſolche Fabrik ganz in Ihrer Nähe bauen will; ich bin aufgefordert worden, an dem Geſchäft Theil zu nehmen, und wollte doch erſt fragen, wie der Herr Baron es noch gedenken zu halten in dieſer Sache."

Dem Freiherrn war die Nachricht ſehr unangenehm. Seit Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, eine gleiche Fabrik auf ſeinem Grund und Boden zu errichten, er hatte eine Anzahl ähnlicher Unternehmungen beſucht, hatte ſich Anſchläge machen laſſen, mit Technikern verhandelt, ja er hatte ſchon den Platz bezeichnet, auf dem der Bau am

wenigſten unſchön geweſen wäre. Er hatte dieſen Plan eine Zeit lang mit großem Eifer verfolgt, allmählich war er ihm weniger lockend erſchienen. Die Scheu eines vorſichtigen Mannes vor der neuen und noch unſichern Induſtrie, die Klagen einiger Bekannten über die Menge der Koſten und vor Allem über die Unruhe und vielen Beläſtigungen, die ein ſolches Unternehmen in das Leben eines Gutsbeſitzers und die Verwaltung ſeines Gutes bringe, das alles hatte ihn bewogen, das Project liegen zu laſſen und für die nächſten Jahre eine ruhige Anlage ſeines Capitals mit allerdings mäßigem Zinſengenuß vorzuziehen. Jetzt ſollte eine Anlage, die er ſich doch für die Zukunft vorbehalten hatte, von Andern ausgeführt werden; es war klar, daß ſeine eigene Abſicht dadurch geſtört wurde. Denn zwei gleiche Fabriken in unmittelbarer Nähe mußten ſich zuverläſſig hindern. Geärgert rief er: „Gerade jetzt, wo ich mir auf einige Jahre die Dispoſition über die Capitalien genommen habe."

„Herr Baron," ſagte der Händler mit Herzlichkeit, „Sie ſind ein reicher Mann und angeſehen in der Gegend. Wenn Sie erklären, daß Sie ſelbſt anlegen wollen dieſe Fabrik, ſo geht der Actienverein auseinander an demſelben Tage."

„Sie wiſſen, daß ich das jetzt nicht kann," erwiederte der Freiherr unwillig.

„Wenn Sie wollen, gnädiger Herr, ſo können Sie auch," entgegnete der Händler mit ehrerbietigem Lächeln. „Ich bin nicht der Mann, der Ihnen zuredet zu einer ſolchen Fabrik. Was haben Sie nöthig, Geld zu verdienen? Wenn Sie aber jetzt zu mir ſagen, Ehrenthal, ich will anlegen eine Fabrik, ſo ſteht Ihnen Capital zu Gebot, ſo viel Sie haben wollen. Ich ſelbſt habe eine Summe von ſieben, von zehntauſend Thalern vorräthig, Sie können dieſe erhalten jeden Tag. — Und ich will Ihnen einen Vorſchlag thun. Ich ſchaffe Ihnen das Geld, welches Sie brauchen, zu billigen Zinſen. Für die Summe, die ich ſelbſt Ihnen gebe, laſſen Sie mir einen An-

theil am Geschäft bis zu dem Tage, wo Sie mir zurückzahlen mein Geld. Für das übrige Geld, das Sie brauchen, bestellen Sie Hypothek auf Ihr Gut, bis Sie zurückzahlen in einigen Jahren die ganze Anleihe."

Der Vorschlag erschien uneigennützig, ja freundschaftlich, aber der Freiherr fühlte zu lebhaft die große Veränderung, welche ein solches Geschäft in seinem ganzen Leben hervorbringen werde, er sah mit banger Sorge und einem Mißtrauen sowohl gegen sich selbst als gegen Ehrenthal in eine Zukunft von Verwickelungen. Er verhielt sich deshalb sehr kühl gegen Ehrenthals Antrag. „Ich danke Ihnen für das Zutrauen," sagte er, „aber ich will nicht mit fremdem Gelde einrichten, was doch nur aus den Ueberschüssen der eigenen Einnahmen mit Segen erbaut wird."

Ehrenthal mußte sich mit diesem Bescheide entfernen und sagte nur noch an der Thür: „Der gnädige Herr können sich ja die Sache überlegen, ich getraue mir durch vier Wochen das Actiengeschäft aufzuhalten, damit in dieser Zeit nichts weiter geschieht."

Nur wer einmal in seinem Leben eine gefeierte Sängerin gewesen ist, kann sich eine Vorstellung von der Fülle unbekannter kleiner Briefe, Packete und Sendungen machen, welche der Freiherr in den nächsten vier Wochen aus der Stadt empfing. Zuerst schrieb Herr Ehrenthal: „Ich habe die Actionäre vier Wochen aufgehalten"; dann schrieb Herr Karfunkelstein, ein Actionär: „Ich höre, daß Sie wollen anlegen eine Fabrik, in diesem Falle stehe ich Ihnen nach." Dann schrieb wieder Herr Ehrenthal: „Hier ist eine Jahresberechnung einer ähnlichen Fabrik, woraus man kann sehen, was zu gewinnen wäre." Dann schrieb wieder ein Herr Wolfsdorf: „Es verlautet, daß der Herr umgehe mit einer Fabrik: ich habe Capitalien auszuleihen gegen mäßigen Zinsfuß und wurde glücklich sein, wenn ich eine Hypothek erhielte oder am liebsten einen Antheil am Geschäft." Zuletzt schrieb gar ein undeutlicher

Herr Itzigveit: „Der Herr Baron ſoll das Geſchäft nicht machen mit Ehrenthal, wie man in der Stadt erzählt, Ehrenthal iſt ein reicher, aber ein intereſſirter Mann, er ſoll ihn wenigſtens nicht annehmen zum Compagnon; ich der Briefſchreiber will ihm viel beſſere Capitalien verſchaffen und ganz andere Theilnehmer," worauf Herr Ehrenthal wieder genöthigt war zu ſchreiben: „Es werden Intriguen geſpielt von meinen Gegnern in der Stadt, um dem gnädigen Herrn anderes Geld zu ſeinem ſchönen Unternehmen zu verſchaffen; Sie können thun nach Gefallen, ich bin ein ehrlicher Mann und dränge mich nicht vor."

Der Freiherr war erſtaunt zu ſehen, wie leicht und maſſenhaft ſeinem Namen die Capitalien zurollten, und daß ganz unbekannte Menſchen bereit waren, das Unternehmen auf ſeinem Grund und Boden für ein unfehlbares, glänzendes, beneidenswerthes zu halten. Er hatte in ſeinen Speculationen bis jetzt entſchiedenes Glück gehabt, er hatte die Abneigung vor Geldgeſchäften ziemlich vollſtändig überwunden, ja er hatte ſich gewöhnt, einen gewiſſen Anſpruch an die Capitalien Anderer zu machen. Jetzt wurde er allmählich mit dem Gedanken vertraut, das Geld zur Anlage ſeiner Fabrik von Fremden zu nehmen. Nur Eines widerſtand ſeinem Stolz, den zuvorkommenden Ehrenthal als Theilnehmer zu ertragen; ſo weit wirkte der Brief des undeutlichen Schreibers. Und er beſchloß, im Fall das Unternehmen zu Stande kommen ſollte, dem Händler für ſein geliehenes Geld feſten Zinsfuß zu gewähren. Vier Wochen kämpfte der Freiherr mit innerer Unentſchloſſenheit, oft war ſeine Stirn umwölkt, oft ſah die Baronin wieder mit ſtillem Schmerz die Aufregung ihres Gemahls, oft fuhr dieſer nach der Stadt oder auf die Güter ſeiner Bekannten, um ähnliche Anlagen zu beſichtigen und ſich die möglichen Vortheile aus verſchiedenen Anſchlägen herauszunehmen. Ueber die projectirte Actiengeſellſchaft konnte er nichts Sicheres erfahren. Die weniger günſtigen Nachrichten,

welche er über die Erfolge einzelner Fabrikanten einſammelte, ſchrieb er auf Rechnung einer natürlichen Furcht vor ſeiner Concurrenz oder auf die unvortheilhafte Anlage ihres Geſchäftes.

Vier Wochen vergingen, und ein neuer Brief von Ehrenthal erſchien, worin der Baron dringend gebeten wurde ſeinen Entſchluß mitzutheilen, weil einzelne von den Actionären gar nicht mehr zu halten wären.

Es war der Abend eines heißen Tages, als der Freiherr unruhig aus dem Wirthſchaftshof ins Freie trat. Tief unten am Himmel glänzte ein gelbes blendendes Licht hinter ſchwarzem Dunſt hervor, dicht zuſammengeballt hingen die Wolken über ſeinem Scheitel, wie dunkle Felſen der Luft mit eiſigen Gipfeln. Rings um den Herrn des Guts war Schwüle, Muthloſigkeit und bange Ahnung. Im Getreide ſchwirrten die Grillen lauter als ſonſt, unaufhörlich tönte ihr warnender Ruf in das Ohr des Herrn. Die kleinen Vögel auf den Bäumen der Landſtraße kreiſchten in den Zweigen, flatterten von einem Baum auf den andern und riefen einander zu, daß etwas Furchtbares über ihre Felder hereinbreche; wir Kleinen werden es überſtehen, ſchrieen ſie, aber die Großen mögen ſich hüten. Die Schwalben ſtrichen tief am Boden hin und flogen dicht an dem Freiherrn vorüber, als ſei er nicht mehr vorhanden, und die Stelle leer, wo er ſtand. Die wilden Blattpflanzen am Wege ließen ſaftlos ihre Blätter hängen, ſie waren mit graulichem Staub überzogen und ſahen aus wie Gewächſe einer untergegangenen Welt, die vor vielen Jahren einmal grün war und Blüthen trug. Eine dicke Staubwolke rollte die Landſtraße entlang auf den Herrn zu, die heimkehrenden Geſpanne zogen an ihm vorüber. Schwerfällig ſchritten die Pferde vorwärts und ſenkten ihre Köpfe in den Geſchirren. Die häßliche graue Wolke wälzte ſich mit ihnen fort und verhüllte die Umriſſe ihres Leibes, daß nur die Hälſe hervorragten

und ſie dem Freiherrn ausſahen wie ſchattenhafte Geſtalten, welche in der Luft dahinfahren. Nach ihnen kam langſam in drei Haufen die Schafheerde, wieder in Wolken des erſtickenden Staubes gehüllt. Die Glöckchen der Thiere klangen dumpf in der dicken Luft, und wie aus weiter Entfernung tönte im Wirbel am Boden bald hier bald dort die Stimme eines geiſterhaften Schäferhundes. Und als der Schäfer ſeinen Herrn grüßend vorüberſchritt, ſah der Mann ſo grau und ſchattenhaft aus, wie ein Geſpenſt aus dem Grabe, das einſt auf der grünenden Erde wirkliche Schafe über das Brachfeld getrieben hatte.

Der Gutsherr blieb ſtehen an den Pferden und Schafen, er ſtand vor der welken Königskerze am Grabenrand, er hörte auf die Vögel im Laube, es waren unheimliche Gedanken, die ſie ihm gaben. Er ging weiter auf dem Damm am Teiche, wo einſt Anton den letzten Blick auf das Herrenhaus geworfen hatte. In rothem Feuer ſtand das Schloß mit ſeinen Thürmen und Mauern vor dem Freiherrn, helle Flämmchen brannten auf den Spitzen der Thürme in die Wolken hinein, im Brand leuchteten alle Fenſterſcheiben des Schloſſes, und wie Blutstropfen lagen die roſigen Blumenbüſchel auf dem ſchwarzgelben Laub der Kletterpflanzen. Ueber dem Schloſſe aber in der Luft ballte und wälzte ſich's, und immer näher kam's in ſchwarzen Maſſen heran, um mit Nacht den glänzenden Bau zu verhüllen. Kein Blatt der Bäume bewegte ſich, keine Kreiswelle furchte die dunkle Waſſerfläche, tot lag ſie da, wie ein See der Unterwelt. Der Herr beugte ſich hinab und ſuchte ein Zeichen des Lebens, nur eine Waſſerſpinne, eine Libelle, welche in dem finſtern Schweigen um ihn herum ſich leibhaftig regte; — da ſtarrte ihm aus der Tiefe ein bleiches Menſchengeſicht entgegen, daß er zurückfuhr und ein zweites Mal hinſehen mußte, um zu lächeln und zu erkennen, daß es ſein eigener Wiederſchein war. Auch hier war um den Herrn des Guts Schwüle, Muthloſigkeit und bange Ahnung.

Er lehnte ſich an den hohlen Weidenſtamm und ſah unverwandt auf ſein Haus und auf die Fenſter, wo ſeine Lieben wohnten: er ſuchte nach einem Umriß ihrer Geſtalt, er horchte nach einem Ton von dem Flügel der Baronin, er wünſchte, daß nur ein helles Band Lenorens niederflattern möchte von dem Balcon ihres Zimmers; aber kein Zeichen des Lebens war in dem Hauſe zu erſpähen, das Schloß war ausgeſtorben, wüſt, wie ein Bau aus uralter Zeit, durch geiſterhaftes Licht beleuchtet; — noch wenig Augenblicke, und es mußte verſchwinden in dem Boden. Dann konnte das Waſſer darüber hinfluthen, und die Leute konnten ſich erzählen, daß hier einſt ein ſchönes Schloß war, in dem ein ſtolzer Baron lebte, das ſei aber lange, lange her. —

Ein gefallenes Haus, eine untergegangene Familie! — Wenn die Zeit kam, wo ein fremder Mann an ſeiner Stelle ſtand und ein neues Haus anſah, das er ſich erbaut, dann lag die Waſſerfläche vor dem Fremden, wie jetzt vor ihm, dieſelbe Erdſcholle, die ſein Pflug aufwarf, trug auch dem Spätern bereitwillig Frucht. Dann gaben die Körner aus ſeinen Halmen noch weißes Mehl, die Lämmer von ſeinen Schafen ſprangen um denſelben ſteinernen Waſſertrog, die Ackerfläche lag vor dem Neuen da, wie jetzt vor ihm, an derſelben Stelle liefen vielleicht die Waſſerrinnen durch das Feld, die Binſenwurzel unter ihm trieb ebenſo ihren Schaft aus dem Waſſer: nur er und ſein Geſchlecht, die jetzt über Alles geboten, ſie ſollten dann verſchwunden ſein, verſchwunden bis auf eine gleichgültige Erinnerung!

So ſtand der Herr des Gutes, gelähmt durch den böſen Zauber, der auf der Erde und auf ſeiner Seele lag, er holte tief Athem und trocknete den Schweiß von der Stirne, er war rathlos und wie gebrochen. Da fuhr ein ſcharfer Ton durch die Wipfel der Bäume, es war ein Jagdruf der Lüfte. Noch einmal wurde Alles ſtill, dann raſte der Sturmwind plötzlich hernieder von der Höhe, er rauſchte durch die Bamm-

wipfel, er zischte über das Wasser; tief beugten die Weiden ihre grauen Aeste, und die Staubwolken der Straße fuhren in tollen Wirbeln nach der Höhe; der gelbe Schein an den Mauern des Schlosses verschwand, bleigraue Dämmerung überzog die Landschaft. Ein zackiger Blitz fuhr durch die Finsterniß, und lang und majestätisch rollte der Donner herauf. Der wilde Jäger der Luft hielt seine Hetzjagd über die Fluren der Menschen.

Der Freiherr richtete sich hoch auf und öffnete seine Brust dem Zuge des Sturmwindes. Blätter und Baumzweige flogen um ihn und große Regentropfen schlugen auf sein Haupt, er aber starrte nach den Wolken in das Wetter hinein und auf die Blitze, welche sich kreuzten, als erwartete er von da oben eine Entscheidung. Da klapperte der Galopp eines Pferdes auf der Straße und eine fröhliche Männerstimme rief von der Höhe herab: „mein Vater!“ Ein junger Reiteroffizier hielt vor ihm.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn,“ rief der Vater mit bebender Stimme, „du kommst zur rechten Zeit.“ Er drückte den Jüngling fest an sich, und als er ihn aus der Umarmung los ließ, hielt er noch lange seine Hände fest und wurde nicht müde ihn anzusehen. Auch der Reitersmann war mit grauem Staube bedeckt, aber ein jugendliches Gesicht und zwei kecke Augen sprachen in diesem Augenblick entscheidende Worte zu dem Vater. Die Unsicherheit, alle trübe Ahnung war verschwunden, er fühlte sich wieder fest, wie dem Haupt seines Hauses geziemte. Vor ihm stand in blühender Jugend die Zukunft seines Geschlechtes. Daß diese Erinnerung ihm gerade jetzt kam, in der Stunde, wo er einen Entschluß fassen sollte, das galt ihm für einen Befehl des Schicksals. „Und jetzt komm nach Haus,“ sagte er, „es ist kein Grund mehr, daß wir unsere Begrüßung im Regen abmachen.“

Während die Baronin ihren Sohn auf das Sopha zog und nicht müde wurde sich über sein männliches Aussehen

zu freuen, und während Lenore ſogleich mit dem Bruder ein leichtes Wortgefecht begann, ging der Freiherr in der Familienſtube auf und ab und ſah zuweilen durch den ſtrömenden Regen in die Landſchaft hinaus. Immer ſchneller fuhren die Blitze durcheinander, und immer kürzer wurden die Pauſen, in denen der Donner dem Zucken des Feuerſtrahls folgte.

„Schließe das Fenſter," bat die Baronin, „das Wetter kommt herauf."

„Es wird unſerm Hauſe nichts thun," antwortete der Freiherr beruhigend. „Der Leiter ſteht oben auf dem Dach, er glänzte vorhin hell wie ein Licht durch die dunkeln Wolken. Sieh dorthin, wo die Wolken am ſchwärzeſten zuſammengeballt ſind, dort über der hellen Eſche."

„Ich ſehe die Stelle," ſagte die Baronin.

„Mache dich gefaßt," fuhr der Freiherr lächelnd fort, „daß dein blauer Himmel dort für immer durch graue Wolken bedeckt wird, dort wird der Schornſtein der Fabrik über die Bäume ragen."

„Du willſt bauen?" fragte die Baronin beſorgt.

„Du willſt eine Fabrik errichten?" rief der Lieutnant vorwurfsvoll.

„Ja," ſagte der Freiherr zu ſeiner Gemahlin, „das Unternehmen wird viel Unangenehmes haben für dich und mich, und wird meine Kräfte in jeder Beziehung in Anſpruch nehmen, Wenn ich es doch wage, ſo geſchieht es nicht um unſertwillen, ſondern für die Kinder, für die Familie. Ich will das Gut befeſtigen bei unſerm Hauſe, ich will ſeine Einkünfte ſo vermehren, daß der Herr dieſes Schloſſes in der Lage iſt, auch für die Zukunft der Lieben zu ſorgen, denen er nach dem alten Recht der Erſtgeburt und der männlichen Nachfolge das Gut nicht überlaſſen kann. Es hat mich langen Kampf gekoſtet, heut hab' ich mich entſchloſſen."

9.

Der Freiherr trieb mit Feuer die Anlage seiner Fabrik. Er suchte wenigstens einen Theil der Ziegel selbst zu brennen, er bezeichnete die Stämme des Waldes, welche im Winter zu Bauholz geschlagen werden sollten. Ein Baumeister wurde durch Ehrenthal empfohlen und ein Techniker von dem Freiherrn selbst angeworben. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Vergangenheit des Mannes, dem er Einrichtung und Betrieb seiner Fabrik übergeben wollte, und wünschte sich Glück, als er nach langem Suchen einen redlichen Mann fand, der eine ungewöhnliche theoretische Bildung besaß. Vielleicht war gerade diese letztere Eigenschaft vom Standpunkte des Barons nicht ohne Bedenken, denn dem Erwählten wurde von zähen Praktikern nachgesagt, daß er nie eine Fabrik in ruhigem Betriebe lassen könne, sondern durch hastige Einführung neuer Erfindungen die tägliche Arbeit zu oft störe. Daher galt er für kostspielig und unsicher. Dem Freiherrn war die Intelligenz und Redlichkeit des Mannes natürlich die Hauptsache, mehr noch als jedem Andern, weil er im Stillen die Empfindung hatte, daß diese Eigenschaften des Technikers die Mängel seiner eigenen Leitung ausgleichen müßten.

So froh aber diese Aussichten waren, ein Uebelstand war doch dabei. Ordnung und Behagen waren auf dem Gut nicht mehr zu finden, sie waren mitten im Sommer fortgeflogen, wie die Störche, welche seit vielen Jahren hinter der großen Scheuer genistet hatten. Alle Welt wurde durch die neue Anlage belästigt. Die Baronin verlor eine Ecke des Parks, sie erlebte das Herzeleid, daß ihr ein Dutzend mächtiger alter Bäume niedergeschlagen wurde. Ein Haufe fremder Arbeiter zog mit Hacke, Schaufel und Karren wie ein Heuschreckenschwarm über das Gut. Sie zertraten die Grasplätze des Parks, sie lagerten in ihren Eßstunden in der Nähe des Schlosses und belästigten die Frauen oft durch ihren Mangel

an Rückſicht. Der Gärtner rang die Hände über die zahlreichen Diebſtähle an Obſt und Gemüſe. Der Amtmann war in lauter Verzweiflung über die Unordnung, welche in ſeiner Wirthſchaft einriß. Die neuen Leute, welche er angenommen hatte, erſchwerten ihm die Aufſicht über das Geſinde. Die neuen Zugthiere, in der Eile gekauft, reichten nicht aus. Die Ackerpferde wurden ihm zu Fuhren verwandt, wenn er ſie am nothwendigſten im Felde brauchte, ſeine guten Zugochſen waren für ihn gar nicht mehr vorhanden. Der Bedarf der Wirthſchaft wurde größer, die Einnahmen drohten geringer zu werden. Auch die Bodenfläche, welche für die Rübencultur beſtimmt war, machte dem alten Mann ſchwere Arbeit. In der Fruchtfolge mußte Vieles geändert, die Taglöhner ſollten für den neuen Bau angelernt werden. Lenore hatte viel zu tröſten und brachte ihm manches Pfund Tabak aus der Stadt, damit er ſeinen Kummer mit den blauen Wolken in die Luft blaſen konnte. Die ſchwerſte Laſt trug natürlich der Freiherr ſelbſt. Sein Arbeitszimmer, ſonſt nur von einzelnen Bittſtellern oder dem Amtmann beſucht, wurde jetzt ein Gemeinplatz, wie der Laden eines Krämers. Nach zehn Seiten ſollte er Rath ſchaffen, Aufſchluß geben, Schwierigkeiten überwinden. Faſt täglich jagte er nach der Stadt, und wenn er am Friede bringenden Abend auf dem Gute war, erſchien er im Familienkreiſe ſorgenvoll, mürriſch, abgeſpannt. Es war eine große Hoffnung, die ihn erfüllte, aber es war ſehr ſchwierig, ſie in Wirklichkeit zu verwandeln.

Einigen Troſt fand der Freiherr in der lebhaften Anhänglichkeit Ehrenthals. Dieſer wußte ſich überall nützlich zu machen, hatte ſtets einen guten Rath bei der Hand und war um Auskunft niemals verlegen. Oft beſuchte er das Herrenhaus, dem Baron ein willkommener Gaſt, weniger den Frauen. Dieſe gönnten ihm den Argwohn, daß ſeine Beſchwörung die Fluth von Geſchäften heraufführe, welche ſich durch alle Fenſter und Thüren des Schloſſes ergoß. Glücklicherweiſe dauerten

ſeine Beſuche immer nur kurze Zeit, und wenn man ihm auch anſah, daß er ſich auf dem Gut nicht unbehaglich fühlte, ſo war ſein Benehmen in Betreff der Ehrerbietung doch durchaus untadelhaft.

An einem ſonnigen Mittag trat Ehrenthal mit Brillantnadel und Buſenkrauſe in das Zimmer ſeines Sohnes. „Willſt du heut mitfahren auf das Gut der Rothſattel, mein Bernhard? Ich habe dem Baron geſagt, daß ich dich mitbringen werde, um dich zu präſentiren der Familie.“

Bernhard ſprang von ſeinem Sitze auf. „Aber Vater, ich bin den Herrſchaften ja ganz fremd!“

„Wenn du das Gut geſehen haben wirſt, wird es dir nicht mehr fremd ſein, und wenn du geſprochen haben wirſt den Baron, die Baronin und das Fräulein, ſo wirſt du ſie kennen. Es ſind gute Leute,“ fügte er wohlwollend hinzu.

Der Sohn hatte noch viel ſchüchterne Bedenken, aber der Vater ſchlug ſie durch die beſtimmte Erklärung nieder, daß der Freiherr ihn erwarte.

Bernhard ſaß im Wagen, über ihm hoch in der Luft flogen die Vögel, die Pappeln an der Landſtraße ſchnurrten wie durch ein Band gezogen hinter ihm, lachend ſchien die Sonne in ſein bleiches Geſicht und frug: wo kommſt du her, Mann? dich kenne ich nicht; er rückte ſich auf ſeinem Sitze in unruhiger Spannung zurecht. Seit er Anton kannte, ja länger, ſeit er ſeine Dichter las, hatte er von der kleinen einſamen Stube ſehnſüchtig auf das fröhliche Treiben Solcher geſehen, welche darauf los leben und unnützes Grübeln haſſen. Heut kam ihm vor, als ob er ſelbſt ein wenig darauf los lebe, heut jagte er in die Welt hinein zu einem unbekannten Edelmann in das Haus einer berühmten Schönheit, die er ſich anſehen wollte. Er zog ſeinen Hemdkragen zurecht, drückte den Hut entſchloſſen in die Stirn und ſchlug die Arme unter. Mit ſcharfem Blick muſterte er die vorübergehenden Reiſenden, und die Frau vom Zollhauſe, welche das Geld abnahm, fixirte

er ſo unternehmend, daß ſie ihr Bruſttuch zurecht zog und ihn lächelnd anblinzte. Unterdeß floß das Herz des alten Ehrenthal von Lobreden auf den Freiherrn und ſeine Familie über. „Noble Leute," rief er; „wenn du geſehen haben wirſt dieſe Baronin, wie ſie iſt, wenn ſie iſt in ihrer Spitzenhaube, Alles ſo fein, und Alles ſo honett! Zu honett für die Welt, wie dieſe Welt einmal iſt! Die Stücke Zucker ſind zu groß, und der Wein, den man bei Tiſche trinkt, iſt zu theuer, aber es iſt ihre Qualität, es ſteht ihnen gut."

„Fräulein Lenore ſoll eine große Schönheit ſein," frug Bernhard. „Iſt ſie ſo ſtolz, wie junge Damen von ihrem Stande zu ſein pflegen?" — Mein armer Bernhard kannte nicht viele junge Damen, weder aus dieſem noch aus einem andern Stande.

„Sie iſt ſtolz," ſagte der Vater, „aber es iſt wahr, ſie iſt ſchön. Unter uns geſagt, ſie gefällt mir beſſer als die Roſalie."

„Iſt ſie blond?" Herr Ehrenthal dachte nach. — „Was ſoll ſie anders ſein, als blond oder braun, freilich hat ſie blonde Augen. Du kannſt dir auch anſehen die Heerde auf dem Gute und vergiß nicht herumzugehen im Park. Sieh dich um, ob du einen Platz findeſt, wo du gern ſitzen möchteſt mit deinem Buche."

Der argloſe Bernhard ſchwieg und ſah mit glänzenden Augen auf die dunkeln Umriſſe des Parks, der am Horizont aufſtieg.

Der Wagen hielt vor dem Schloſſe. Der Bediente trat an den Schlag. Die Gäſte erfuhren, daß der Freiherr in ſeinem Zimmer und die gnädige Frau im Augenblick nicht zu ſprechen war, das Fräulein aber ſpazierte im Garten. Ehrenthal ſchritt um das Haus, Bernhard neugierig hinter ihm her. Ueber den Grasplatz kam die hohe Geſtalt Lenorens langſam auf die Fremden zu. Ehrenthal ſtellte ſich auf, bog ſeinen linken Arm zu einem Kreiſe zuſammen, ſteckte ſeinen Hut

hinein und präſentirte: „Mein Sohn Bernhard; dies iſt das gnädige Fräulein.“ Bernhard verneigte ſich tief. Es war nur ein kühler Gruß, den Lenore dem Gelehrten ſchenkte. „Wenn Sie zu meinem Vater wollen, er iſt oben in ſeinem Zimmer.“

„Ich werde hinauf gehen,“ ſagte Ehrenthal gehorſam. „Bernhard, du kannſt unterdeß zurückbleiben bei dem gnädigen Fräulein.“

In dem Zimmer des Freiherrn legte der Händler einige tauſend Thaler auf den Tiſch und ſagte: „Hier iſt das erſte Geld. Und wie wollen der Herr Baron es mit der Sicherheit halten?“

„Nach unſerer Verabredung muß ich Ihnen dafür Hypothek auf das Gut geben,“ erwiederte der Freiherr.

„Wiſſen Sie was, Herr Baron, um jedes Tauſend Thaler, das ich Ihnen zahle, können Sie mir nicht immer beſtellen eine Hypothek, das macht viel Koſten und bringt das Gut in ſchlechtes Renommée. Laſſen Sie vom Gericht ausſtellen ein Hypothekeninſtrument, welches auf eine große Summe lautet, ich will ſagen auf zwanzigtauſend Thaler. Laſſen Sie es ausſtellen auf den Namen der gnädigen Frau Baronin, ſo haben Sie eine Sicherheit, die Sie jeden Tag verkaufen können, und Ihr Gut wird noch nicht belaſtet durch ein neues Capital. Und mir geben Sie jedes Mal, ſo oft ich an Sie zahle, einen einfachen Schuldſchein, worin Sie mir auf Ihr freiherrliches Wort verſichern, daß ich für den Betrag der Summe, die ich Ihnen zahle, ein Anrecht haben ſoll an dieſe Hypothek von zwanzigtauſend Thalern, welche im Hypothekenbuche ſteht zunächſt hinter den Pfandbriefen. Das iſt einfach, und es bleibt ſtill zwiſchen uns beiden. Und wenn Sie keine weitern Vorſchüſſe brauchen, dann machen wir die Sache feſt vor dem Notar. Sie cediren mir dann die Hypothek ſelbſt, und ich gebe Ihnen Ihre Schuldſcheine zurück und zahle Ihnen nach, wenn noch etwas fehlt an den zwanzigtauſend Thalern. Ich

verlange nichts von Ihnen, als Ihr Ehrenwort auf einem Blatt Papier, welches nicht größer iſt als dieſes Schnitzel. Und wenn das Gericht Ihnen ausgefertigt hat das Hypothekeninſtrument von zwanzigtauſend Thalern, ſo wäre mir's lieb, wenn Sie's wollten aufheben in meinem Hauſe."

Als der Freiherr bei der letzten Bedingung unwillig aufſah, legte Ehrenthal ſeine Hand auf den Arm des Herrn und ſagte vertraulich: „Seien Sie ruhig, Herr Baron; dagegen, daß ich ſelbſt aufheben will das Hypothekeninſtrument, dürfen Sie nichts einwenden. Ich kann keinen Mißbrauch damit treiben, und es iſt mir eine Beruhigung. Jeder Juriſt wird Ihnen ſagen, daß ich in dieſen Sachen gegen Sie verfahre, wie es ſelten vorkommt im Geſchäft. Oft wird ein Wort gebrochen, das Einer dem Andern gegeben hat, aber wenn es etwas gibt, was feſt iſt auf dieſer Welt, ſo iſt es für mich, wenn Sie mir geben Ihr Ehrenwort. Iſt es nicht geſchäftlich, Herr Baron, daß ich ſo denke, ſo iſt es doch freundſchaftlich."

Ehrenthal ſagte das mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der nicht ganz erlogen war. Was er anbot, zeigte in der That ein großes Vertrauen. Nach vielen Berathungen mit Veitel Itzig war er auf dieſe Maßregel gekommen. Er wußte, daß der Freiherr außer den zwanzigtauſend Thalern noch manches andere Capital für die Fabrik brauchen würde. Es lag im Intereſſe auch des Händlers, daß der Freiherr noch andere Summen ohne Schwierigkeit erhielt. Und er traute dem Edelmann; er, der durchtriebene Schelm, hatte einen feſten Glauben an den adligen Sinn des Andern. Auch wenn ihn Itzig nicht unaufhörlich auf den ehrenwerthen Charakter des Gutsherrn aufmerkſam gemacht hätte, er würde ihm nichts Unehrliches zugetraut haben. Was von achtungsvoller Zuneigung in ſeiner Seele noch Raum hatte, das war dem Freiherrn zu Theil geworden. Der Herr war ſeit langer Zeit der Gegenſtand ſeiner Sorge, ſeiner Arbeit, ſeiner eiferſüchtigen

Wachſamkeit. Er war dem Schurken geworden, was dem Landwirth ſein Acker, der Hausfrau ihr Lieblingsthier iſt. Es war ein allerliebſter kleiner Theil von gemüthlicher Zuneigung in dem Verhältniß. Auch die Hausfrau vertritt eifrig die Tugenden ihres vierbeinigen Pfleglings, ſie betrachtet ihn mit Freude und findet ſein Temperament ungewöhnlich ſanft. Sie iſt geneigt, ihren Liebling für das vortrefflichſte Stück ſeiner Art zu halten, und wenn der Schlachttag kommt, vergießt ſie vielleicht eine Thräne. Aber, beim heiligen Antonius! ſo leid es ihr auch thut, ſie wird das arme Ding doch ſchlachten.

Unterdeß ſagte unten Lenore zu Bernhard: „Iſt Ihnen gefällig, in den Park zu gehen?“ Bernhard folgte ſchweigend und ſah ſcheu auf die Ariſtokratin, welche ihren Kopf trotzig in die Höhe warf und wenig von ſeiner Anweſenheit erbaut ſchien. An dem grünen Platz, der einſt Anton ſo entzückt hatte, blieb ſie ſtehen und wies auf den Kiesweg. „Dort hinab geht es zum See, und hier weiter hinein in den Garten.“ Sie erhob die Hand zu einer verabſchiedenden Bewegung. Bernhard aber ſah ſtaunend auf den Platz, auf die Thürmchen des Schloſſes, die Schlingpflanzen des Balcons und rief: „Das habe ich ſchon einmal geſehen, und ich bin doch nie hier geweſen.“

Lenore blieb ſtehen: „Das Haus iſt nicht nach der Stadt gekommen, ſo viel ich weiß; es mag wohl andere geben, die ähnlich ausſehen.“

„Nein,“ erwiederte Bernhard ſich beſinnend, „ich habe das Schloß auf einer Zeichnung im Zimmer eines Freundes geſehen. Er muß Sie kennen,“ rief er freudig, „und er hat mir doch nie etwas davon geſagt.“

„Wie heißt dieſer Herr, der Ihr Freund iſt?“

„Es iſt ein Herr Wohlfart.“

Das Fräulein wandte ſich lebhaft zu dem Gelehrten: „Wohlfart? Ein Kaufmann bei T. O. Schröter, Colonial-

waaren und Producte? Ist's dieser Herr? — Und dieser Herr ist Ihr Freund? Wie kommen Sie zu der Bekanntschaft?" frug sie streng und stellte sich vor Bernhard auf, die Hände auf dem Rücken, wie ein Lehrer, der einen kleinen Dieb wegen gestohlener Aepfel ins Verhör nimmt.

Bernhard erzählte, wie er Anton kennen gelernt hatte und wie lieb ihm der tüchtige Freund geworden war. Darüber verlor er etwas von seiner Befangenheit, und das Fräulein viel von ihrer Strenge.

„Ja, wenn Sie so sind," sagte Lenore noch immer verwundert. „Also wie geht es Herrn Wohlfart? Erzählen Sie geschwind, wie sieht er aus, ist er lustig? Er hat wohl recht viel zu thun?"

Bernhard erzählte, er wurde immer beredter. Lenore setzte sich in die Rosenlaube und winkte ihm herablassend, gegenüber Platz zu nehmen. Als er geendet hatte, sagte sie freundlich: „Wenn Herr Wohlfart Ihr Freund ist, so gratulire ich Ihnen, er ist ein guter Mensch; ich will hoffen, daß Sie das auch sind."

Bernhard lächelte: „Unter meinen Büchern habe ich nur wenig Gelegenheit, meinen guten Willen dafür zu erweisen. Ich lebe still vor mich hin und zirpe wie eine Grille; in dem Treiben der Welt komme ich mir oft recht unnütz vor."

„Das viele Studiren wäre nicht meine Sache," erwiederte Lenore. „Man sieht Ihnen auch an, daß Sie wenig in der freien Luft leben. Kommen Sie, mein Herr, ich werde Sie herumführen. So setzen Sie doch Ihren Hut auf!"

Der Bediente trat mit dem Theebret aus der Halle. Lenore winkte ihm und sah wohlwollend zu, als Bernhard den heißen Trank so eilig einschlürfte, wie ein Ritter seinen Steigbügeltrunk. „Verbrennen Sie sich nicht," ermahnte sie.

Sie führte ihn durch den Park, wie sie einst Anton geleitet hatte. Bernhard war ein Sohn der großen Stadt. Nicht die hohen Baumkronen, nicht die blühenden Beete im

grünen Rasen, auch nicht die Thürmchen des Herrenhauses waren ihm etwas Ungewöhnliches, sein Auge hing nur an dem Fräulein. Es war ein klarer Abend im September Das Sonnenlicht fiel schräge durch das Laub, der Kiesweg war gefleckt von gelben Lichtern und dunkeln Schlagschatten. So oft ein Sonnenstrahl durch die Blätter auf Lenorens Haupt schoß, glänzte ihr Haar wie Gold. Das stolze Auge, der feine Mund, die schlanken Glieder des kräftigen Mädchens nahmen die Empfindung des Gelehrten gefangen. Sie lachte und zeigte die weißen kleinen Zähne, und er war entzückt; sie brach einen Zweig ab und schlug damit an die Büsche am Wege, und ihm war, als neigten sich die Zweige und Blätter vor ihr auf den Boden.

Sie kamen zu der Brücke, welche am Ende des Parks nach dem Feld führte. Einige Mädchen liefen an Lenore heran, knixten und küßten ihr die Hände, sie nahm diese Huldigung der Unterthanen wie eine Königin hin. Zwei kleine Dirnen hatten die hohlen Stengel des Löwenzahns in Kettenglieder zusammengebogen und eine lange Kette daraus gemacht, sie stellten sich verschämt vor Bernhard in den Weg und hielten ihm die Kette vor.

„Hinweg, ihr unartiges Volk!“ rief Lenore. „Wie könnt ihr uns den Weg versperren, der Herr kommt ja aus dem Schloß. — Sie lernen dies Wegelagern von den fremden Arbeitern.“ Und Bernhard fühlte mit Stolz, daß er in diesem Augenblicke zu ihr gehörte. Er griff in die Tasche und löste sich von den Mädchen. „Es ist lange her, daß ich eine solche Kette nicht gesehen habe,“ sagte er. „Dunkel erinnere ich mich, daß ich als kleiner Knabe auch einmal auf einem grünen Platze saß und die Stiele zusammensteckte.“ Er pflückte einige Stengel des Löwenzahns und versuchte die Kinderarbeit.

„Haben die gelehrten Herren auch an solchen Spielen Freude?“ frug Lenore lächelnd.

„O ja,“ erwiederte Bernhard. „Ich habe auch die spitzen

Blüthen von Aklei und Ritterſporn zu runden Kränzen in einander geſteckt und in meinen Büchern gepreßt, dann trocknete ich Blätter und ganze Blumen, dann legte ich ein Herbarium an. Was uns als Erwachſene intereſſirt, das knüpft ſich häufig an eine kleine Freude der Kinderzeit. Aus dem Kind, das zufällig einige bunte Kryſtalle in die Hand bekam, wird vielleicht ein Mineralog, und ſchon mehr als ein berühmter Reiſender iſt durch den Robinſon Cruſoe zu ſeinen Entdeckungen gekommen. Es iſt immer eine Freude, zu erfahren, wie ein bedeutender Mann das gefunden hat, was ſeine Seele erfüllt."

„Wir Frauen ſehen das ganze Leben hindurch die Natur an wie die Kinder," ſagte Lenore, „wir ſpielen mit den glänzenden Steinen und Blüthen noch in unſern alten Tagen, gerade ſo wie die Mädchen vor uns. Und die Kunſt iſt ſo gefällig, uns Blumen und Steine nachzumachen, damit wir nur niemals das Spielzeug entbehren. — Wenn Sie ſo gut mit den Kinderſpielen Beſcheid wiſſen, dort iſt etwas für Sie," ſie wies auf einen großen Klettenſtrauch am Wege. „Haben Sie ſich jemals eine Mütze aus Kletten gemacht?"

„Nein," antwortete Bernhard mit bangen Ahnungen.

„Sie ſollen ſogleich eine haben," entſchied Lenore. Sie gingen zu dem Klettenſtrauch. Bernhard pflückte die runden Köpfe ab und reichte ihr einige Hände voll hin. Sie neſtelte die Kletten an einander und machte eine Kappe mit zwei kleinen Hörnern daraus. „Das können Sie aufſetzen," ſagte ſie gnädig.

Bernhard hielt das kleine Monſtrum in der Hand. „Allein wage ich's nicht," verſetzte er, „die Vögel auf den Bäumen würden mich zu ſehr anſchreien. Wenn Sie auch eine Haube aufſetzen wollten —"

„Kletten können Sie nicht verlangen," erwiederte Lenore, „aber Sie ſollen den Willen haben. Kommen Sie zurück, ich zeige Ihnen, wie wir als Mädchen unſere Mützen gemacht

haben.“ Sie führte ihn an eine Stelle, wo eine Gruppe Sonnenroſen mit ſchwarzen Geſichtern und gelben Strahlen am Rande des Gebüſches ſtand. Dort ſchnitt ſie mit einem kleinen Trennmeſſer einige Blumen ab, durchſtach die Stengel und band ſie zu einem Helm zuſammen, den ſie ſich lachend aufſetzte. Es war ein fremdartiger Schmuck und gab dem ſchönen Geſicht ein wildes Anſehen. „Jetzt ſetzen Sie Ihre Kappe auf,“ befahl ſie. Bernhard gehorchte, und ſein ehrbares faltiges Geſicht, der ſchwarze Frack und die weiße Cravatte erſchienen unter der Klettenmütze ſo abenteuerlich, daß Lenore ihr Lachen nicht bekämpfen konnte und vergebens den Mund hinter ihrem Taſchentuch verbarg. „Sie ſehen ſchrecklich aus.“ Bernhard nahm den Kopfputz ſogleich wieder ab. „Kommen Sie zum Waſſer, dort ſollen Sie Ihr Spiegelbild ſehen.“

Sie geleitete ihn zu der Stätte, wo der Grund des Fabrikgebäudes ausgegraben wurde. Es war ein wüſter Platz. Erdhaufen, einige tauſend Ziegel, Baumſtämme und Balken waren zuſammengefahren. Die Arbeiter hatten Feierabend gemacht und den Platz verlaſſen, nur einige Kinder aus dem Dorfe kauerten unter dem Holz und ſammelten die Späne zum Abendfeuer. Wenige Schritte hinter der Bauſtelle zog ſich eine Bucht des Sees heran, durch Gebüſch eingefaßt und mit grünen Waſſerlinſen überdeckt. „Wie wüſt es hier ausſieht,“ klagte Lenore, „die Zweige der Sträucher ſind geknickt, auch die Bäume ſind beſchädigt. Das alles macht der Bau. Wir kommen der fremden Arbeiter wegen jetzt nur ſelten hierher. Auch die Kinder vom Dorfe ſind dreiſt geworden, ſie haben hier einen Spielplatz aufgeſchlagen, und es iſt ihnen gar nicht zu wehren.“

In dem Augenblick fuhr ein Kahn hinter dem Vorſprung des Gehölzes hervor. Ein kleines Bauernmädchen, ein backiges rundes Ding, ſtand darin und wankte ängſtlich bei der raſchen Bewegung des Kahnes, den ihr älterer Bruder

mit einer Stange vom Ufer abſtieß. „Sehen Sie," rief Lenore ärgerlich, „die Krabben haben auch unſern Kahn genommen. Wollt ihr ſogleich ans Land!" Die Kinder erſchraken über den Zuruf, dem Knaben fiel die Stange ins Waſſer, das kleine Mädchen ſchwankte in der Angſt des böſen Gewiſſens an den Rand des Kahnes, ſie verlor das Gleichgewicht und ſank in den Teich. Der Knabe trieb hilflos mitten in der Bucht. Ein lauter Schrei vom Ufer und aus ſeiner Kehle folgte dem Fall der Kleinen. „Retten Sie das Kind!" rief Lenore außer ſich. Bernhard lief gehorſam in den See, ohne daran zu denken, daß er nicht ſchwimmen konnte, er watete einige Schritt vor und ſtand gleich darauf bis unter die Arme in Schlamm und Waſſer. Er ſtreckte die Hände nach der Stelle aus, wo das Kind verſunken war, aber der Punkt war noch einige Klaftern von ihm entfernt. Unterdeß war Lenore ſchnell wie der Blitz hinter einen Strauch geſprungen. Nach wenig Augenblicken trat ſie hervor und eilte an einen Vorſprung des Ufers. Aus der Tiefe der grünen Waſſerlinſen ſah Bernhard mit Entſetzen und Wonne auf die hohe Geſtalt. Noch haftete die phantaſtiſche Blumenkrone auf ihrem Haupt, das luftige Kleid floß jetzt in leichten Falten an ihrem Leibe herunter, ans dem entſchloſſenen Geſicht ſtarrten die Augen nach der Stelle, wo der Rock des Kindes wieder ſichtbar wurde. Sie erhob die Arme hoch über das Haupt und ſtürzte ſich mit einem Sprunge in den See. Der Kranz fiel von ihrem Haupt, in langen Stößen ſchwamm ſie auf das Kind zu. Sie faßte den Rock, noch zweimal griff ſie mit der freien Hand aus und hatte den Kahn erreicht. Sie hielt ſich daran feſt und ſpannte alle Kräfte an, das Kind hineinzuheben, ſie faßte die Kette des Kahns und zog ihn hinter ſich an das Land. Bernhard, der bleich wie der Tod ihrer Anſtrengung zugeſehen hatte, kämpfte ſich an das Ufer zurück, er reichte ihr helfend die Hand und packte den Kahn. Lenore ergriff das bewußtloſe Kind, Bernhard hob den Knaben

an das Ufer, und vorwärts eilten Beide zu der nahen Gärtnerwohnung, der Knabe lief mit gellendem Geschrei hinter ihnen her. Das nasse Gewand legte sich dicht an Lenorens Leib, die schönen Formen des Körpers wurden in der raschen Bewegung dem Auge ihres Begleiters fast unverhüllt sichtbar. Sie achtete nicht darauf. Bernhard drang mit ihr in die Stube des Gärtners, aber Lenore trieb ihn hastig wieder hinaus. Mit Hilfe der erschrockenen Gärtnersfrau entkleidete sie das Kind und suchte das bewußtlose durch Reiben ins Leben zurückzubringen. Unterdeß lehnte Bernhard draußen an der Thür vor Kälte klappernd und in einer Aufregung, welche seine Augen glühen machte wie Kohlen. „Lebt das Kind?“ rief er durch die Thür.

„Es lebt,“ rief Lenore vom Bett zurück.

„Gelobt sei Gott!“ rief Bernhard und schlug die Hände zusammen; aber der Gott, an den er in diesem Augenblick dachte, war das schöne Weib dadrin, von dessen Reizen sein Auge mehr gesehen hatte, als irgend ein anderer Mann. Lange stand er so, schauernd und vor sich hin träumend, bis eine hohe Gestalt in wollenem Rock und Mieder aus dem Hause trat. Es war Lenore in den Kleidern der Gärtnerin, noch ergriffen von der Anstrengung, aber mit einem fröhlichen Lachen auf den Lippen. Außer sich griff Bernhard in stürmischer Bewegung nach ihrer Hand und küßte sie mehr als einmal, er hätte vor ihr auf die Knie sinken mögen.

„Sie sehen schön aus, mein Herr,“ sagte Lenore heiter, „Sie werden sich verkälten.“

Er stand vor ihr, naß, am ganzen Körper triefend, mit Wasserlinsen und Schlamm überzogen. „Ich fühle nichts von Kälte,“ rief er, aber seine Glieder schütterten.

„Schnell in das Haus,“ trieb Lenore. Sie öffnete die Thür und rief der Frau zu: „Geben Sie dem Herrn Kleider des Gärtners zum Wechsel. — Dort in der Kammer machen Sie Ihre Toilette.“

Bernhard lief nach der Kammer, die Gärtnersfrau trug ihm herzu, was sie von Kleidern in der Eile fand. Nach einer Weile trat er, in einen Bauernburschen verwandelt, vor das Haus, wo Lenore in der Abendsonne mit schnellen Schritten auf und ab ging. „Kommen Sie nach dem Schloß," sagte das Fräulein, welche wieder ihre ruhige Gönnermiene angenommen hatte.

„Noch einmal möchte ich das Kind sehen," bat Bernhard. Sie traten an das Bett, auf welchem das Mädchen lag, mit müden Augen sah die Kleine auf das faltige Gesicht des Mannes, der sich über das Lager beugte und ihr die Stirn küßte. „Es ist das Kind eines Tagelöhners aus dem Dorfe," sagte die Frau. Bernhard legte hinter Lenorens Rücken seine Börse auf das Bett.

Eilig schritten Lenore und Bernhard dem Schlosse zu, wo Ehrenthal an seinem Wagen ungeduldig die Rückkunft des Sohnes erwartete und mit maßlosem Erstaunen in dem Gärtnerburschen seinen Bernhard erkannte.

„Geben Sie dem Herrn einen Mantel," befahl Lenore dem Bedienten, „er friert. Wickeln Sie sich gut ein, Sie könnten sonst lange an Ihren Marsch unter die Wasserlinsen denken."

Und Bernhard dachte lange daran. Er hüllte sich in den Mantel und drückte sich in eine Ecke des Wagens, dem kalten Bade folgte brennende Hitze, stürmisch rollte sein Blut durch die Adern. Er hatte das schönste Weib der Welt gesehen, er hatte etwas erlebt, was für ihn größer und hinreißender war, als jeder Dichtertraum in seinen Pergamenten. Mit Scham dachte er daran, wie unbehülflich er selbst gewesen war, und wie von seinem tiefen Stand im Wasser sah er zu der Heldin auf, welche so entschlossen und stark geholfen hatte. Nur kurze Antworten vermochte er auf die Fragen seines Vaters zu geben. So saßen Vater und Sohn neben einander, kalte Arglist und die Glut der Leidenschaft. Beide hatten

auf dieſer Fahrt erreicht, wonach ſich ihr Herz ſo lange geſehnt, der Vater ein Anrecht an das ſchöne Gut, der Sohn ein Abenteuer, das ſeinem Leben einen neuen Inhalt gab.

Auf dem Gute ſtieg das Fabrikgebäude langſam in die Höhe, in dem Geldſchrank Ehrenthals füllte ſich die Caſſette des Freiherrn mit ſeinen Schuldverſchreibungen und dem neuen Hypothekeninſtrument, und während Bernhards zarter Leib an den Folgen des kalten Bades kränkelte, berauſchte ſich ſeine Seele an ſüßen Phantaſien.

10.

An einem Nachmittage brachte der Briefbote einen ſchwarzgeſiegelten Brief an Finks Adreſſe. Fink öffnete den Brief und ging ſchweigend auf ſein Zimmer. Als er nicht wieder herunterkam, eilte Anton beſorgt zu ihm hinauf. Er fand Fink auf dem Sopha ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt.

„Du haſt eine traurige Nachricht erhalten?“ frug Anton.

„Mein Oheim iſt geſtorben,“ erwiederte Fink, „er, vielleicht der reichſte Mann der Wallſtreet in Newyork, iſt auf einer Geſchäftsreiſe mit der Maſchine eines Miſſiſippiboots in die Luft geflogen. Er war ein unzugänglicher Mann; mir hat er in ſeiner Art viel Güte erzeigt, und ich habe ihm als thörichtes Kind mit Undank vergolten. Dieſer Gedanke macht mir ſeinen Tod bitter. Außerdem wird das Fact entſcheidend für meine Zukunft.“

„Du willſt fort von uns?“ fiel Anton erſchrocken ein.

„Ich werde morgen abreiſen. Mein Vater iſt zum Univerſalerben des Verſtorbenen ernannt, mir hat dieſer ſeinen Landbeſitz in den weſtlichen Vereinsſtaaten als Legat vermacht. Mein Oheim war ein großer Landſpeculant, und es gilt jetzt ſchwierige und verworrene Verhältniſſe zu löſen. Deshalb will mein Vater, daß ich ſo ſchnell als möglich nach Newyork

gehe, und auch ich merke, daß die persönliche Anwesenheit der Erben dort nöthig ist. Mein Vater hat auf einmal ein großes Zutrauen zu meiner Umsicht und Geschäftskenntniß bekommen. Lies selbst seinen Brief."

Anton zögerte den Brief zu nehmen. „Lies, Anton," sagte Fink mit trübem Lächeln, „in meiner Familie schreiben Vater und Sohn einander keine Geheimnisse." Anton sah auf eine Stelle: „Die vortrefflichen Zeugnisse, welche Herr Schröter mir über deinen praktischen Sinn und deinen Scharfblick im Geschäft eingesendet hat, veranlassen mich, dich zu ersuchen, daß du selbst hinübergehst. Ich würde dir in diesem Falle Herrn Westlock aus unserem Geschäft zur Hilfe mitgeben."

Anton legte den Brief schweigend auf den Tisch, und Fink frug: „Was sagst du zu dem Lob, welches mir der Prinzipal so freigebig ertheilt? Wie du weißt, habe ich einigen Grund, zu glauben, daß ich nicht in seiner Gunst stehe."

„Und doch halte ich das Lob für gerecht und sein Urtheil für richtig," erwiederte Anton.

„Gleichviel aus welchen Gründen es gegeben ist," versetzte Fink, „es entscheidet mein Schicksal. Ich werde jetzt, was ich mir lange gewünscht habe, Grundbesitzer jenseit des Wassers. — Auch wir müssen uns trennen, lieber Anton," fuhr er fort und hielt dem Freunde die Hand hin, „ich habe nicht geglaubt, daß das so schnell kommen würde. Doch wir sehen uns wieder."

„Vielleicht," sagte Anton traurig und hielt die Hand des jungen Erben fest. „Jetzt aber geh zu Herrn Schröter, er hat das erste Anrecht, zu erfahren, daß du uns verlassen willst."

„Er weiß es bereits, auch er hat einen Brief meines Vaters erhalten."

„Um so mehr wird er erwarten, daß du mit ihm sprichst."

„Du hast Recht, laß uns gehen!"

Anton eilte an seinen Platz zurück, und Fink trat in das

kleine Zimmer des Prinzipals hinter dem zweiten Comtoir. Der Kaufmann kam ihm ernst entgegen und sagte, nachdem er in würdiger Weise seine Theilnahme ausgedrückt hatte: „Es versteht sich, daß von dieser Stunde an Ihr Verhältniß zu meinem Geschäft gelöst ist; während der Tage, welche Sie noch hier zubringen, bitte ich Sie, sich als einen Gast meines Hauses zu betrachten, dem ich für seine Thätigkeit in meinem Interesse zu vielem Danke verpflichtet bin. Nehmen Sie Platz, Herr von Fink, und lassen Sie uns ruhig besprechen, womit ich Ihnen etwa noch dienen kann."

Fink sagte vom Sopha aus mit ebenso großer Artigkeit: „Die Bestimmungen, welche mein Vater über meine Zukunft getroffen hat, stimmen so sehr mit dem zusammen, was ich mir selbst für meine künftige Thätigkeit gewünscht habe, daß ich Ihnen darüber meinen Dank aussprechen muß. Ihre Urtheile über mich sind günstiger gewesen, als ich es nach Manchem, was vorgefallen ist, erwartet habe. Waren Sie in der That zufrieden mit mir, so wird es mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde dasselbe höre."

„Ich war es nicht ganz, Herr von Fink," erwiederte der Kaufmann mit Haltung, „Sie waren hier nicht an Ihrem Platz. Das durfte mich nicht verhindern, zu beurtheilen, daß Sie für eine andere, immerhin größere Thätigkeit vorzügliche Befähigung haben. Sie verstehen ausgezeichnet zu disponiren und die Menschen unter Ihre Herrschaft zu bringen, und besitzen eine ungewöhnliche Energie des Willens. Für solche Natur ist das Pult im Comtoir nicht der rechte Ort."

Fink verneigte sich. „Es wäre demungeachtet meine Pflicht gewesen, diese Stelle ganz auszufüllen; ich bekenne, daß ich das nicht immer gethan habe."

„Sie kamen her, ohne an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt zu sein, und haben sich in den letzten Monaten nur noch sehr wenig von einem fleißigen Comtoiristen unterschieden. Deshalb und weil ich die Ueberzeugung habe, daß Sie

Ihrem Weſen nach nicht ſowohl zum Kaufmann als zum Fabrikanten paſſen, habe ich Ihrem Herrn Vater ſo über Sie berichtet, wie ich berichtet habe."

„Sie halten mich für geeignet, Fabrikant zu werden?" frug Fink mit einer Verbeugung, welche für die gute Meinung danken ſollte.

„Im weiteſten Sinne des Wortes," erwiederte der Kaufmann. „Jede Thätigkeit, welche neue Werthe ſchafft, iſt zuletzt Thätigkeit des Fabrikanten; ſie gilt überall in der Welt für die ariſtokratiſche. Wir Kaufleute ſind dazu da, dieſe Werthe populär zu machen."

„In dieſem Sinne laſſe ich Ihre Anſicht gern gelten," antwortete Fink und erhob ſich von ſeinem Platz.

„Ihr Abgang wird für einen unſerer Freunde ein großer Verluſt ſein," ſprach der Kaufmann, den Erben begleitend.

Fink blieb ſtehen und ſagte ſchnell: „Geben Sie mir ihn mit nach Amerika. Er hat das Zeug, dort ſein Glück zu machen."

„Haben Sie bereits mit ihm darüber geſprochen?" frug der Kaufmann.

„Nein," antwortete Fink.

„So will ich Ihnen mein Bedenken nicht verhehlen; Wohlfart iſt jung, und die beſcheidene und regelmäßige Thätigkeit des Binnengeſchäfts erſcheint mir noch auf Jahre hinaus für die Bildung ſeines Charakters wünſchenswerth. Uebrigens wiſſen Sie, daß ich durchaus kein Recht habe, den freien Entſchluß deſſelben zu beſtimmen. Ich werde ihn ungern verlieren; wenn er aber die Ueberzeugung hat, in Ihrer Nähe ſchneller ſein Glück zu machen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden."

„Geſtatten Sie mir, ihn ſogleich darüber zu fragen," erſuchte Fink.

Er rief Anton in das Comtoir und ſagte zu ihm: „Anton, ich habe Herrn Schröter gebeten, dich mit mir zu entlaſſen. Es würde mir viel werth ſein dich mitzunehmen; du weißt,

daß ich an dir hänge, wir werden in den neuen Verhältniſſen zuſammen tüchtig vorwärts kommen, du ſelbſt ſollſt die Bedingungen feſtſetzen, unter denen du mit mir gehſt. Herr Schröter überläßt deinem freien Entſchluß die Entſcheidung."

Anton ſtand betroffen und nachdenkend; die Bilder der Zukunft, welche ſich ſo plötzlich vor ihm aufrollten, erſchienen ihm ſehr lachend, aber er faßte ſich ſchnell, ſah auf den Prinzipal und frng dieſen: „Sind Sie der Meinnng, daß ich gut thne, wenn ich gehe?"

„Nicht ganz, lieber Wohlfart," erwiederte der Kaufmann ernſt.

„Dann bleibe ich," entſchied Anton entſchloſſen. „Zürne mir nicht, daß ich dir nicht folge; ich bin eine Waiſe und habe jetzt keine andere Heimat als dies Haus und dies Geſchäft; ich will, wenn Herr Schröter mich behalten will, bei ihm bleiben."

Durch dieſe Worte faſt gerührt, ſagte der Kaufmann: „Denken Sie aber auch daran, daß Sie mit dieſem Entſchluß Vieles aufgeben. In meinem Comtoir können Sie weder ein reicher Mann werden, noch das Leben in großen Verhältniſſen kennen lernen; unſer Geſchäft iſt begrenzt, und es werden wohl die Tage kommen, wo die Beſchränkung deſſelben auch Ihnen peinlich erſcheinen wird. Alles, was eine Selbſtändigkeit Ihrer Zukunft ſichert, Vermögen und Bekanntſchaften, vermögen Sie drüben leichter zu erwerben als bei mir."

„Mein guter Vater hat mir oft geſagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich will nach ſeinen Worten leben," antwortete Anton mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung leiſe klang.

„Er iſt und bleibt ein Philiſter," rief Fink in einer Art von Verzweiflung.

„Ich glaube, daß dieſer Bürgerſinn eine ſehr reſpectable Grundlage für das Glück des Mannes iſt," ſagte der Kaufmann, und die Sache war abgemacht.

Fink ſprach nicht weiter über den Vorſchlag, und Anton bemühte ſich, durch zahlreiche kleine Aufmerkſamkeiten dem ſcheidenden Freunde zu zeigen, wie lieb er ihm ſei und wie ſchwer ihm der Abſchied werde.

Am Abend ſagte Fink zu Anton: „Höre, mein Sohn, ich habe Luſt, mir eine Frau mit hinüber zu nehmen.“

Erſchrocken ſah Anton den Freund an, und wie Einer, der eine mächtige Erſchütterung ſich und dem Andern verbergen will, frug er in gezwungenem Scherz: „Wie? du willſt Fräulein von Baldereck —“

„Nichts da,“ rief Fink muthwillig, „was ſoll ich mit einer Frau machen, die keine anderen Gedanken hat, als ſich mit dem Geld ihres Mannes zu amüſiren?“

„An wen denkſt du denn ſonſt? Du willſt doch nicht der Tante vom Geſchäft deinen Antrag machen?“

„Nein, mein Schatz, aber dem Fräulein vom Hauſe.“

„Um Alles nicht,“ rief Anton beſtürzt aufſpringend, „das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Gar nicht,“ verſetzte Fink kaltblütig; „entweder nimmt ſie mich, und dann werde ich ein wohlberathener Mann, oder ſie nimmt mich nicht, dann werde ich ohne Frau abreiſen.“

„Du wirſt ohne Frau abreiſen,“ rief Anton. „Haſt du denn je daran gedacht, Fräulein Sabine für dich zu wählen?“ frug er unruhig.

„Zuweilen,“ ſagte Fink, „im letzten Jahr oft, ſie iſt die beſte Hausfrau und das edelſte uneigennützigſte Herz von der Welt.“

Anton ſah erſtaunt auf ſeinen Freund. Nie hatte Fink durch eine Andeutung verrathen, daß ihm Sabine mehr gelte als eine andere Dame ſeiner Bekanntſchaft. „Aber du haſt mir ja nie etwas davon geſagt?“

„Haſt du mir etwas von deinen Empfindungen für eine andere junge Dame erzählt?“ antwortete Fink lachend.

Anton erröthete und ſchwieg.

„Daß ſie mich wohl leiden mag, glaube ich," fuhr Fink fort, „ob ſie mit mir geht, weiß ich nicht; dies wollen wir ſogleich erfahren, ich gehe jetzt hinunter, ſie zu fragen."

Anton ſprang zwiſchen ſeinen Freund und die Thür: „Noch einmal beſchwöre ich dich, überlege, was du thun willſt."

„Was iſt da zu überlegen, du Kindskopf," lachte Fink, aber eine ungewöhnliche Haſt wurde in ſeinen Geberden ſichtbar.

„Liebſt du denn Fräulein Sabine?" frug Anton.

„Das iſt wieder eine ſpießbürgerliche Frage," verſetzte Fink. „Meinetwegen ja, ich liebe ſie!"

„Und du willſt ſie mitnehmen in die Anſiedelungen und Wälder?"

„Gerade deshalb will ich ſie heiraten; ſie wird ein hochherziges ſtarkes Weib ſein, ſie wird meinem Leben Halt und Adel geben. Sie iſt nicht liebenswürdig, wenigſtens iſt nicht ſo bequem mit ihr zu plaudern wie mit mancher Andern, aber wenn ich mir ein Weib nehme, ſo brauche ich eins, das mich überſehen kann, und glaube mir, der Schwarzkopf iſt dazu gemacht! Jetzt aber laß mich los, ich muß erfahren, wie ich daran bin."

„Sprich nur erſt mit dem Prinzipal," rief Anton dem Stürmenden nach.

„Zuerſt mit ihr," ſagte Fink und ſprang die Treppe hinab.

Anton ging mit gefalteten Händen die Stube auf und ab; Alles, was Fink an Fräulein Sabine rühmte, hatte guten Grund, das fühlte er lebhaft; er wußte, daß ſie ihn tief im Herzen trug, aber er ahnte auch, daß ſein Freund mit unbekannten Hinderniſſen zu kämpfen habe. Und dieſe Haſt, dies Ueberſtürzen war ihm unheimlich, es war zu ſehr gegen ſeine eigene Natur. Und noch etwas mißfiel ihm. Fink hatte nur von ſich geſprochen, hatte er denn auch an das Glück des Fräuleins gedacht, hatte er auch Sinn dafür, was es ſie koſten würde, den geliebten Bruder zu verlaſſen, aus der Heimat

zu ſcheiden, ſich in ein fremdes Volk, vielleicht in ein wildes Leben zu wagen? Ja, er war überzeugt, Fink war der Mann, alle Blüthen der neuen Welt vor ihre Füße zu ſtreuen, aber er war auch unruhig, ſtets viel beſchäftigt, würde er immer ein Herz haben für die Gefühle ſeiner deutſchen Frau? Unwillkürlich nahm unſer Held in Gedanken wieder Partei gegen ſeinen Freund; es ſchien ihm, als dürfe Sabine nicht fort aus der Handlung, er fühlte tief die Leere, welche entſtehen würde, wenn ſie verſchwunden wäre, vom Mittagstiſch, aus dem Haushalt, und vor Allem aus dem Leben ihres Bruders. So ging er unruhig und kummervoll auf und ab. Es wurde dunkel, aus den gegenüberliegenden Fenſtern fiel ein matter Lichtſchein in das finſtere Zimmer, und immer noch kam Fink nicht zurück.

Unterdeß ward Fink bei Sabine gemeldet. Sie kam ihm haſtig entgegen, und ihre Wangen waren geröthet, als ſie ihm ſagte: „Mein Bruder hat mir geſagt, daß Sie uns verlaſſen müſſen.“

Fink begann in lebhafter Bewegung: „Ich muß, ich kann aber nicht ſcheiden, ohne offen gegen Sie geweſen zu ſein. Ich kam hierher ohne Intereſſe an dem ſtillen Leben, welches meinem zerſtreuten Geiſt ungewohnt war; ich habe hier das Glück und die Innigkeit eines deutſchen Haushalts kennen gelernt. Sie, mein Fräulein, habe ich immer als den guten Geiſt dieſes Hauſes verehrt. Sie haben mich bald nach meinem Eintritt in einer Entfernung zu halten geſucht, welche mir oft ſchmerzlich war. Ich komme, Ihnen jetzt zu ſagen, wie ſehr mein Blick und meine Seele an Ihnen gehangen hat; ich fühle, daß mein Leben glücklich ſein würde, wenn ich Ihre Stimme immerfort hören, und wenn Ihr Geiſt den meinen begleiten könnte auf den Wegen meiner Zukunft.“

Sabine wurde ſehr bleich und trat zurück. „Sprechen Sie nicht weiter, Herr von Fink,“ ſagte ſie bittend und bewegte

halb bewußtlos die Hand, als wollte ſie abwehren, was ihr bevorſtand.

„Laſſen Sie mich ausreden," fuhr Fink ſchnell fort; „ich würde es für mein höchſtes Glück halten, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen könnte, daß auch ich Gnade vor Ihren Augen gefunden habe. Ich habe nicht die Anmaßung, Sie zu bitten, daß Sie mir jetzt folgen ſollen in ein ungewiſſes Leben, aber geben Sie mir die Hoffnung, daß ich in einem Jahr zurückkehren und Sie bitten darf, mein Weib zu werden."

„Kehren Sie nicht zurück," ſagte Sabine unbeweglich wie eine Statue, mit kaum vernehmbarer Stimme; „ich beſchwöre Sie, machen Sie dieſem Geſpräch ein Ende."

Ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne des nächſten Seſſels, ſie hielt ſich daran feſt und ſtand ohne einen Tropfen Blut in den Wangen vor dem Flehenden, aber ſie ſah ihn durch ihre Thränen unverwandt an, mit einem Blick ſo voll Schmerz und Zärtlichkeit, daß der wilde Mann ganz aufgelöſt wurde und in der Sorge um ihre Bewegung all ſein Selbſtvertrauen, ja ſeine Werbung vergaß und nur die Abſicht hatte, ſie zu beruhigen.

„Ich fühle großes Bedauern, daß ich Sie ſo erſchreckt habe," ſagte er; „verzeihen Sie mir, Sabine!"

„Gehen Sie," ſagte Sabine noch unbeweglich mit rührender Bitte.

„Laſſen Sie mich nicht ohne einen Troſt von Ihnen ſcheiden, geben Sie mir eine Antwort; auch die ſchmerzlichſte iſt beſſer als dieſes Schweigen."

„So hören Sie," ſprach Sabine mit einer unnatürlichen Ruhe, während ihre Bruſt ſich hob und ihre Hand zitterte. „Ich bin Ihnen gut geweſen ſeit dem erſten Tage Ihrer Ankunft; als ein kindiſches Mädchen habe ich mit Entzücken auf den Ton Ihrer Stimme gehört und auf das, was Ihr Mund ſo einſchmeichelnd ſchilderte. Aber ich habe das Gefühl be-

kämpft. Ich habe es bekämpft," wiederholte ſie. „Ich darf Ihnen nicht angehören, denn es würde mein Unglück ſein."

„Weshalb?" frug Fink mit aufrichtiger Verzweiflung.

„Fragen Sie mich nicht," ſagte Sabine kaum vernehmlich.

„Ich muß aus Ihrem Munde mein Urtheil hören," rief Fink.

„Sie haben geſpielt mit Ihrem eigenen Leben und mit dem Leben Anderer; Sie werden einſt ſchonungslos handeln für Ihre Pläne. Sie werden Großes und Edles unternehmen, das glaube ich; aber die Menſchen werden Ihnen dabei nichts gelten. Ich kann einen ſolchen Sinn nicht ertragen. Sie würden gütig gegen mich ſein, das glaube ich, Sie würden mich überall ſchonen, aber Sie würden mich immer ſchonen müſſen, und das würde Ihnen eine Laſt werden; und ich, ich wäre in der Fremde allein. — Ich bin weich, ich bin verwöhnt, mit hundert Fäden bin ich feſtgebunden an den Brauch dieſes Hauſes, an die kleinen Pflichten des Haushaltes und an das Leben des Bruders."

Fink ſah finſter vor ſich nieder. „Sie ſtrafen in dieſer Stunde ſtreng, was Ihnen an mir mißfallen hat."

„Nein," rief Sabine die Hand gegen ihn ausſtreckend, „nicht ſo, mein Freund! Wenn ich Stunden hatte, wo Sie mir Schmerz machten, ich hatte eben ſo viele, wo ich mit Bewunderung zu Ihnen aufſah. Und ſehen Sie, das eben iſt es, was uns für immer auseinander hält. Ich kann nicht ruhig werden in Ihrer Nähe, immer fühle ich mich aus einem Gefühl in das andere geſchleudert, jetzt in banger Scheu und wieder in mächtiger Freude. Ich bin unſicher Ihnen gegenüber, und das würde ewig ſo bleiben. Ich müßte dieſen Kampf in mir verbergen, in einem Verhältniß, wo ich mich mit all meinem Gefühl an Sie anſchließen ſollte. Und Sie würden das erkennen und würden mir deshalb zürnen."

Sie reichte ihm die Hand hin, Fink beugte ſich tief auf die kleine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Segen über Ihre Zukunft," ſagte Sabine am ganzen Körper bebend. „Wenn Sie eine Stunde hatten, wo Sie gern unter uns waren, ſo denken Sie in der Fremde daran. Wenn Sie in dem deutſchen Bürgerhaus, in dem Thun meines Bruders je etwas gefunden haben, was Ihnen ehrenwerth erſchien, o ſo denken Sie in der Fremde daran. In dem großartigen Leben, das Sie erwartet, unter den mächtigen Verſuchungen, in dem wilden Kampfe, den Sie führen werden, denken Sie niemals gering von unſerer Art zu ſein." Sie hielt die Rechte über ſein Haupt, wie eine Mutter, welche angſtvoll den ſcheidenden Liebling ſegnet.

Fink hielt ihre Hand feſt. Beide ſahen einander ſtumm in die Augen, Beide mit erblichenen Wangen. Endlich rief Fink mit tiefem Tonfall ſeiner melodiſchen Stimme: „Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl!" ſagte das Mädchen leiſe, ſo leiſe, daß Fink kaum die Worte verſtand. Er ſchritt langſam über die Thürſchwelle, ſie ſah ihm unverwandt nach, wie man einer Erſcheinung nachſieht. —

Als der Kaufmann nach dem Schluß des Geſchäfts in das Zimmer ſeiner Schweſter trat, flog ihm Sabine entgegen, drückte ſich feſt an ihn und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt. „Was haſt du, Mädchen?" frug der Bruder beſorgt und ſtrich ihr das Haar von der feuchten Stirn.

„Fink war bei mir," rief Sabine ſich erhebend, „ich habe mit ihm geſprochen."

„Worüber? Hat er dir einen Antrag gemacht? Iſt er unartig geweſen?" frug der Kaufmann ſcherzend.

„Er hat mir einen Antrag gemacht," ſagte Sabine.

Der Kaufmann trat erſchrocken zurück. „Und du, meine Schweſter?"

„Ich habe gethan, was du von mir erwarten konnteſt; ich werde ihn nicht wiederſehen." Dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ſie ergriff die Hand des Bruders und küßte

ſie: „Sei nicht böſe, daß ich weine, ich bin noch angegriffen, es wird vorübergehen.“

„Meine holde Schweſter, liebe, liebe Sabine!“ rief der Kaufmann und umfaßte die gebeugte Geſtalt der Weinenden, „ich will nicht fürchten, daß du an mich gedacht haſt, als du die Hand des reichen Erben ausſchlugſt.“

„Ich dachte an dich und dein aufopferndes pflichtgetreues Leben, und ſeine glänzende Geſtalt verlor die ſchönen Farben, in denen ich ſie wohl ſonſt geſehen hatte.“

„Sabine, du haſt mir ein Opfer gebracht,“ rief der Bruder erſchrocken.

„Nein, Traugott; wenn es ein Opfer war, ſo habe ich es dieſem Hauſe gebracht, in deſſen Räumen ich unter deinem Schutze aufgewachſen bin, und dem Andenken an unſere guten Eltern, deren Segen über unſerem beſcheidenen Leben iſt.“

Es war ſpät, als Fink in Antons Zimmer trat, er ſah erhitzt aus, ſetzte den Hut auf den Tiſch, ſich auf das Sopha und ſagte zum Freunde: „Vor Allem gib mir eine Cigarre.“

Kopfſchüttelnd trug Anton ein Bündel herzu und frug: „Nun, wie ſieht's aus?“

„Hochzeit wird nicht,“ erwiederte Fink kalt. „Sie erklärte mir, ich ſei ein Taugenichts und keine annehmbare Partie für ein anſtändiges Mädchen. Sie nahm die Sache wieder zu gefühlvoll, verſicherte mich ihrer Hochachtung, gab mir eine Silhouette von meinem Weſen und entließ mich. Aber der Teufel ſoll mich holen,“ rief er aufſpringend und warf die Cigarre in eine Ecke, „wenn ſie nicht die beſte Seele iſt, die je in einem Unterrocke Tugend gepredigt hat: ſie hat nur den einen Fehler, daß ſie mich nicht heiraten will; und zuletzt hat ſie auch darin Recht.“

Das Heftige in der Laune des Freundes machte Anton beſorgt. „Wo biſt du aber ſo lange geweſen, und woher kommſt du jetzt?“

„Nicht aus dem Weinhaus, wie deine Weisheit anzunehmen ſcheint. Wenn Jemand einen Korb erhält, ſo hat er doch wohl das Recht, ein Paar Stunden melancholiſch zu ſein; ich habe mich benommen, wie ſich Jeder in ſolchen verzweifelten Fällen benimmt, ich bin einige Zeit umhergelaufen und habe philoſophirt. Ich habe mit der Welt gegrollt, d. h. mit mir ſelbſt und dem Schwarzkopf, und habe zuletzt damit aufgehört, daß ich vor einer bunten Lampe ſtehen blieb und einer Hökerin dieſe Orangen abkaufte.“ Bei dieſen Worten zog er einige Früchte aus der Taſche. — „Jetzt aber, mein Sohn, iſt die Vergangenheit abgethan, jetzt laß uns von der Zukunft reden, es iſt der letzte Abend, den wir mit einander zubringen, an dem ſoll keine Wolke über unſeren Seelen ſein. Mache mir ein Glas Punſch und drücke die dicken Geſchöpfe hinein. Orangenpunſch iſt eine von deinen Forcen, die du mir verdankſt. Ich habe dich's gelehrt, und du Schelm machſt ihn jetzt beſſer als ich. Komm, und ſetze dich her zu mir.“

Am andern Tage kam Vater Sturm in eigener Perſon auf das Zimmer des jungen Erben, um ſeine Reiſekoffer in die Droſchke zu tragen. Anton hatte den Morgen über mit Fink eingepackt und ſich ſo über die bangen Empfindungen weggeholfen, welche den zurückbleibenden Freund mehr bewegten als den ſcheidenden.

Fink faßte Antons Hand und ſagte: „Bevor ich das Handſchütteln mit den Uebrigen durchmache, wiederhole ich, was ich in den erſten Tagen zu dir geſagt habe: Treibe dein Engliſch fort, damit du mir nachkommen kannſt. Und wo ich auch ſein mag, in einer Cajüte oder im Blockhauſe, für dich werde ich ſtets einen Raum offen halten. Sobald dir dieſe alte Welt mißfällt, komm zu mir! Unterdeß ſei überzeugt, daß ich aufhöre, dumme Streiche zu machen. Und jetzt keine Rührung, mein Junge, es gibt keine große Entfernung mehr auf Erden.“ Er riß ſich los, eilte in das

Comtoir, trat noch einen Augenblick vor ſeinen Prinzipal, und es war für Anton eine Freude, zu ſehen, wie die beiden ſo verſchiedenen Männer, die große breitſchultrige Geſtalt des Bürgers und die zierliche Figur des Ariſtokraten neben einander ſtanden. Noch einen Gruß an die Damen warf Fink in das Haus zurück, zog den Freund noch einmal an die Bruſt und ſprang in den Wagen, fort in die neue Welt.

Anton aber ging traurig in ſein Comtoir zurück und ſchrieb einen Brief an Herrn Stephan in Wolfsburg, worin er dem ehrenwerthen Mann eine neue Waarenliſte und Zuckerproben übermachte.

Anton fühlte den Verluſt ſeines Freundes lange Zeit ſehr ſchmerzlich. Er blieb in den erſten Tagen vor Finks Thür ſtehen, weil er das fröhliche Lachen deſſelben zu hören glaubte, oft ſah er im Comtoir von ſeinem Sitze auf, um ſich an Finks ſpöttiſcher Miene zu erfreuen und einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit ihm auszutauſchen.

Seine Stellung im Haushalt wurde durch den Abgang des Freundes außerordentlich geändert. Das ging ſo zu. Herr Liebold hätte jetzt bei Tiſche neben der Tante ſitzen müſſen, wenn es nach Rang und Würde gegangen wäre. So war es auch früher geweſen, und Fink war zwiſchen ihn und die Tante eingeſchoben worden. Es iſt für einen wahrheitsliebenden Chroniſten ſchmerzlich, zu berichten, daß Herr Liebold über dieſen Einſchub auf's Höchſte erfreut war, indem er behauptete, es ſei ſehr angenehm, neben Damen zu ſitzen, und kein Menſch verſtehe beſſer weiblichen Umgang zu ſchätzen als er; aber zuweilen ſei eine nahe Nachbarſchaft doch ſehr unbequem, zumal alle Tage und beſonders beim Eſſen, und außerdem, wenn die Dame über das Zeitalter der jugendlichen Thorheiten hinaus ſei. Dieſen letzten Grund ſeiner Abneigung geſtand er aber nur ſeinen vertrauteſten Freunden, und ſeine Gegner, zu denen der Caſſirer gehörte, behaupteten, er werde

neben der jungen Nichte ſich noch viel verlegener und unglücklicher fühlen, als neben der ruhigen Schönheit der Tante. Das Reſultat war, daß im Comtoir wegen des Platzes am Mittagstiſch eine ſtille Gährung und ein geheimes Intriguiren entſtand, deſſen letzter Grund, leider und zur Schande des Männergeſchlechts ſei es geſagt, der war, daß keiner von den Herren neben der Tante und ſo nahe am Prinzipal ſitzen wollte. Es wurde deshalb am Abend nach Finks Abreiſe, während Anton einige Aufträge des Freundes beſorgte, im Hinterhauſe großer Rath gehalten, dem Herr Jordan präſidirte. Herr Specht erklärte ſich bereit, überall und neben jeder Tante der Welt zu ſitzen, aber der Vorſitzende bemerkte ihm mit vieler Artigkeit, ſeine Gegenwart ſei unten am Tiſche zur Belebung der Unterhaltung unentbehrlich; denn ſeinen gewagten Behauptungen zu widerſprechen, ſei der Hauptſpaß ſeiner Nachbarn. Und als jeder Einzelne der Anweſenden gegen die Ehre proteſtirt hatte, erklärte Herr Jordan ſeine Anſicht dahin, daß Wohlfart neben der Tante ſitzen ſolle; dies ſcheine ihm darum paſſend, weil er mit Fink am meiſten befreundet geweſen ſei und ein gutes Temperament für ältliche Damen habe. So wurde Anton am nächſten Tage durch Decret ſeiner Collegen an den leeren Platz gerückt, nachdem dieſer Beſchluß durch den Bedienten in das Vorderhaus getragen war und die ſtille Sanction der Damen erhalten hatte.

Noch eine Veränderung machte Anton durch. Wenige Tage nach Finks Abreiſe erhielt Herr Schröter einen Brief aus Hamburg, in welchem ein offener Zettel Finks an Anton lag. Fink ſchrieb: „Die Möbel in der Stube, welche ich bewohnt habe, gehören mir, ich mache dich hiervon, ſowie von Allem, was ich ſonſt hinterlaſſe, zu meinem Erben.“ — Das Wort „Erbe“ war unterſtrichen. — „Ich habe Herrn Schröter erſucht, dich in meiner Stube wohnen zu laſſen.“ Anton zog hinunter in das elegante Zimmer des erſten Stocks. In die zweite Stube Finks wurde Herr Baumann befördert,

welcher ſo Antons Stubennachbar blieb. Anton vergaß nicht, die gelbe Katze von ſeinem Schreibtiſch mit hinunter zu ſchaffen. Die Katze erwies ſich übrigens in der ganzen Zeit als verſtockt und machte auf ihrem Poſtament keine nächtlichen Bewegungen. Vielleicht kam das daher, daß Anton bei dem ſtillen und thätigen Leben, das er führte, nicht mehr träumte.

Seit dieſer Zeit wurde er im Comtoir Finks Erbe genannt, und dieſe Erbſchaft wurde für ihn wichtiger, als ſeine Collegen geglaubt hatten. Er ſaß jetzt am oberen Tiſche und hatte täglich ſeinen beſcheidenen Theil an der Unterhaltung, welche von der Familie geführt wurde. Die Tante, deren Liebling Fink geweſen war, verſöhnte ſich bald mit der Aenderung und nahm die kleinen Aufmerkſamkeiten Antons gnädig hin, und der Kaufmann richtete oft das Wort an ihn und freute ſich über die verſtändigen, mannhaften Anſichten des Jünglings; auch Sabine gewöhnte ſich, mit ihm über die Intereſſen des Tages zu ſprechen, und ihr Auge, welches ſonſt den Platz hinter der Tante ſo eifrig gemieden hatte, ruhte jetzt mit freundlichem Glanze auf dem offenen Geſicht unſeres Helden. Zwiſchen Beiden beſtand ein ſtilles Einverſtändniß, eine von den reizenden leichten Beziehungen, welche das Leben ſo freundlich ſchmücken. Sabine ſah in Anton den Freund, vielleicht den Vertrauten des Geſchiedenen, und Anton fühlte gegen das Fräulein eine unbegrenzte Verehrung, welche ſein Benehmen ſo zart und rückſichtsvoll machte, daß Sabine dies zuweilen mit Rührung empfand. Er ſprach bei Tiſche nie von Fink, obgleich ſein Herz voll von ihm war, und wenn die Tante in ihrer gutmüthigen Weiſe bei hundert kleinen Veranlaſſungen an Fink zu erinnern wußte, ſo parirte Anton mit aller Diplomatie, die er aufbringen konnte, ihre Andeutungen und wußte das Geſpräch wieder in eine unbedenkliche Richtung zu bringen.

Auch im Geſchäft änderte ſich die Stellung Antons: er war bis dahin einer der Adjutanten des Herrn Jordan im

Provinzialgeschäft gewesen, jetzt erhielt er seinen Platz im auswärtigen Geschäft unter dem Prinzipal selbst. Dieselbe Thätigkeit, welche Fink gehabt hatte, wurde ihm zugewiesen, und er erlangte bald etwas von der Virtuosität Finks, mit Herrn Tinkeles umzugehen und die Zackelwolle aus Ungarn zu beurtheilen.

Drittes Buch.

1.

Ein böſes Jahr kam über das Land, ein plötzlicher Kriegslärm erregte die deutſchen Grenzländer im Oſten, darunter auch unſere Provinz. Die furchtbaren Folgen eines heftigen Landſchreckens wurden ſchnell fühlbar. Der Verkehr ſtockte, die Werthe der Güter und Waaren fielen, Jeder ſuchte das Seine zu retten und an ſich zu ziehen, viele Capitalien wurden gekündigt, große Summen, welche in kaufmänniſchen Unternehmungen angelegt waren, kamen in Gefahr. Niemand hatte Luſt zu neuer Thätigkeit, Hunderte von Bändern wurden zerſchnitten, welche die Menſchen zu gegenſeitigem Nutzen durch lange Zeit verbunden hatten. Jede einzelne Exiſtenz wurde unſicherer, iſolirter, ärmer. Ueberall ſah man ernſte Geſichter, gefurchte Stirnen. Das Land war wie ein gelähmter Körper, langſam rollte das Geld, dies Blut des Geſchäftslebens, von einem Theile des großen Leibes zu dem andern; der Reiche befürchtete, daß er viel verlieren werde, der Arme verlor die Möglichkeit, ſich auch nur wenig zu erwerben. Die Zukunft erſchien plötzlich verhängnißvoll, ſchwarz, verderblich, wie der Himmel vor einem ſchweren Gewitter.

Das Schreckenswort „Revolution in Polen" brachte ſo große Wirkungen auch in Deutſchland hervor. Das Landvolk jenſeit der Grenze, aufgeregt durch alte Erinnerungen und ſeine Gutsherren, hatte ſich erhoben, es zog von fanatiſchen Geiſtlichen angeführt längs der Grenze hin und her, hielt Reiſende und Waarenſendungen an, fiel plündernd und brennend über

Edelhöfe und kleine Städte und verſuchte, ſich unter Häuptlingen militäriſch zu organiſiren, indem es ſeine Senſen gerade ſchmieden ließ und alte Flinten aus dem Verſteck hervorholte. Die Inſurgenten nahmen eine große polniſche Stadt unweit der Grenze ein, ſetzten ſich dort feſt und verkündeten ein Polenreich.

In unſerem Staat wurden ſchleunigſt Truppen zuſammengezogen und nach der Grenze geſchickt, dieſelbe militäriſch zu beſetzen. Unaufhörlich führten die Dampfwagen der neuerbauten Eiſenbahn Soldaten ab und zu, überall raſſelte die Trommel, die Straßen der Hauptſtadt füllten ſich mit Uniformen. Die Armee gerieth in die Aufregung, welche bei der Ausſicht auf Krieg regelmäßig entſteht. Die Offiziere rannten geſchäftig umher, kauften Landkarten und tranken Toaſte in jeder Art von Wein, die Soldaten ſchrieben nach Hauſe, ließen ſich womöglich etwas Geld ſchicken und mit mehr oder weniger Gefühl ihre Mädchen grüßen. Zahlreiche Soldatenbräute im Lande wurden durch bleiche Wangen kenntlich und erſchreckten ihre Familien durch fürchterliche Träume von ermordeten Musketieren; zahlreiche Mütter kauften ſich Wolle und ſtrickten mit trübem Auge Kriegsſocken für ihre armen Söhne, und ſuchten vorſichtig alte Leinwand zuſammen, um Charpie zu zupfen, was noch vom letzten großen Kriege her als nützliche Beſchäftigung in wilder Zeit anerkannt war; zahlreiche Väter ſprachen mit unſicherer Stimme von der Verpflichtung eines braven Sohnes, für König und Vaterland in den Krieg zu gehen, und erinnerten ſich mit größerer Sicherheit an den Schaden, den ſie einſt dem argen Napoleon zugefügt hatten.

Es war ein ſonniger Herbſtmorgen, als die erſte Nachricht von dem polniſchen Aufſtande in der Hauptſtadt ankam. Dunkle Gerüchte hatten ſchon am Abend vorher die Einwohner neugierig gemacht, und Haufen unruhiger Geſchäftsleute und erſchreckter Müßiggänger ſtanden auf dem Perron

des Bahnhofes. Sogleich nach Oeffnung des Comtoirs von T. O. Schröter kam Herr Braun, der Agent, hereingestürzt und erzählte athemlos, aber mit dem innern Behagen, welches der Besitzer auch der unangenehmsten Neuigkeit verspürt, daß ganz Polen und Galizien und viele angrenzende Länder in vollem Aufstande loderten; unzählige fremde Geschäftsreisende und friedliche Beamte seien überfallen und getötet worden, viele Grenzstädte ständen in Flammen und ein nichtswürdiger Krakuse in rother Mütze habe um einen Vetter von Herrn Braun bereits mit seiner Sense den Kriegstanz getanzt, in der Absicht, ihm den Garaus zu machen, sei aber durch eine Erinnerung, die ihm sein Weib mit der Mistgabel gegeben, wieder so weit zur Besinnung gekommen, daß er nur die Mütze des Vetters, die diesem vor Haarsträuben vom Kopfe gefallen war, durchstochen habe. Darauf sei sein Vetter barhäuptig die hundert Schritte bis zur Grenzbrücke gelaufen, wo ihn unsere Grenzwache aufgenommen und durch einen Schluck aus der Feldflasche wieder ins Gleichgewicht gebracht habe, während der Krakuse, die gemordete Mütze auf seiner Sense schwenkend, mit Triumphgeschrei abgezogen sei.

Anton gerieth über diese Nachrichten in die größte Bestürzung, und er hatte Grund dazu. Kurze Zeit vorher hatte ein unternehmender Kaufmann aus Galizien eine ungewöhnlich große Sendung von Commissionsartikeln, deren Werth sich auf zwanzigtausend Thaler belief, an die Firma abgesendet und, wie bei solchen Geschäften dort üblich ist, den größten Theil des Werthes bereits in Wechseln gezogen. Die Wagencaravane, welche diesen Transport bringen sollte, mußte gerade in dem insurgirten Gebiet sein. Außerdem war eine zweite Caravane mit Colonialwaaren auf dem Wege nach Galizien expedirt und nach der Berechnung jetzt ebenfalls in Feindesland. Und was über dem Allen stand, ein großer Theil der Geschäfte, welche das Haus machte, und ein großer Theil des Credits, welchen dasselbe bewilligte, war in den empörten Land-

ſchaften gemacht und bewilligt worden; Vieles, ja Alles, ſo ahnte Anton, ward durch dieſen Krieg in Frage geſtellt. Deshalb ſtürzte er ſeinem Prinzipal entgegen, als dieſer die Treppe herab kam, und erzählte ihm haſtig das Wichtigſte der Neuigkeit; während Herr Braun im Comtoir ſich beeilte, den anderen Herren die Schauergeſchichte vom tanzenden Krakuſen in zweiter Auflage mitzutheilen, wobei ihm begegnete, daß diesmal außer der Mütze des Vetters auch noch deſſen Rock und Stiefeln an der Senſe des Krakuſen hängen blieben, ſo daß der Bedrohte nur mit einem Hemd bekleidet bei der ſchützenden Grenzwache ankam. Beiläufig ſei hier erwähnt, daß der arme Vetter bei der nächſten Wiederholung auch das Hemd hergeben mußte, und daß ihm ſpäter noch die Haare abraſirt und ſein Leib durch Megären auf die nichtswürdigſte Weiſe zerzwickt wurde. Weiter konnte Herr Braun, ein wahrheitsliebender Mann, nicht gehen, da der Vetter noch als lebender Menſch unter dem Schirm einer neuen Mütze umherwandelte.

Unterdeß vernahm der Prinzipal Antons fliegenden Bericht. Er blieb einen Augenblick ſtumm auf der Treppe ſtehen, und Anton, welcher ängſtlich in ſein Geſicht ſtarrte, glaubte zu bemerken, daß er etwas bleicher ausſah als gewöhnlich; aber er mußte ſich wohl geirrt haben, denn der Kaufmann ſah über Anton hinweg unter die Auflader, welche unruhig in dem Hausflur ſtanden, und rief mit dem kühlen Geſchäftston, welcher unſerm Helden ſo oft imponirt hatte: „Sturm, ſchaffen Sie das Faß bei Seite, es ſteht mitten im Wege. Rührt euch, ihr Leute, in einer Stunde muß der Fuhrmann abgehen!“ worauf Sturm ſein breites Geſicht bekümmert nach dem Auge des Kaufmanns richtete und mit der ungeheuren Fauſt nach draußen weiſend, faſt muthlos ſagte: „Es trommelt, ſie ſchlagen Generalmarſch; es geht los, unſre Leute marſchiren. Mein Karl iſt mitten darunter, als Huſar, mit den Schnüren an ſeinem kleinen Rock. Es iſt ein Unglück! Ach unſre Waaren, Herr Schröter!“

„Eben deshalb eilt, ihr Männer," antwortete der Prinzipal lächelnd. „Der Wagen geht nach der Grenze, es ist Zucker und Rum darauf, unsere Soldaten wollen bei dem kalten Wetter ein Glas Punsch trinken." Diese humane Rücksicht auf die Kehlen der Vaterlandsvertheidiger brachte das Behagen in die Seelen der Riesen zurück, sie lächelten grimmig und Sturm setzte seinen Haken mit furchtbarer Kraft an den nächsten Ballen und schwang ihn mit einer Verachtung in die Luft, welche bedeuten sollte: „Wir geben nicht so viel auf die ganze Polakenwirthschaft", während die Uebrigen das Faß aus dem Wege rollten und kurze geschäftliche Späße über Soldatenpunsch machten.

Zu Anton gewandt sprach der Prinzipal: „Die Nachrichten sind nicht gut, aber wir wollen nicht Alles glauben." Darauf ging er in das Comtoir, grüßte Herrn Braun fast heiterer als sonst und ließ sich von ihm noch einmal die Geschichte seines Vetters und das übrige Unglück erzählen.

Als Braun gegangen war, sagte er beruhigend den Herren vom Comtoir: „Ich hoffe, daß unsere Waaren an der Grenze liegen, Fuhrleute sind ihrer Pferde wegen vorsichtig, sie werden es vermeiden, den Insurgenten in die Hände zu fallen. Sind die Wagen auf feindlichem Gebiet, so müssen wir versuchen, sie heraus zu bekommen." Zu Anton setzte er leiser hinzu: „Schreiben Sie sogleich an das Grenzzollamt und unsern Spediteur an der Grenze, sicher gehen Extrazüge dahin ab, ein Nachtzug kann Antwort bringen, morgen wissen wir Näheres."

Damit war für heut die große Frage erledigt, und Alles im Comtoir ging seinen gewöhnlichen Gang. Herr Liebold schrieb seine großen Zahlen ins Hauptbuch, Herr Purzel setzte Häufchen von Thalern zusammen und schob papierne Handschuhhalter um große Bündel von Cassenanweisungen, und Herr Pix ergriff den schwarzen Pinsel, malte neben der großen Wage Hieroglyphen auf Packleinwand und beherrschte die Hausknechte mit gewohnter Entschiedenheit. Der Prinzipal

ſelbſt wendete ſich an Herrn Jordan, nahm die eingegangenen Briefe, welche zum Theil eine Beſtätigung der kriegeriſchen Nachrichten enthielten, beſprach die geſchäftlichen Antworten und übergab ſie den einzelnen Commis. Darauf erſchienen die Mäkler, die Agenten und Senſale, und wie gewöhnlich fielen vom Pult des Prinzipals kurze Bemerkungen, oder ein trockener Scherz, wenn die Geſchäftsfreunde ſich zu tief in die Schrecken des Bürgerkrieges einließen. Die kleine Nebenunterhaltung im Geſchäft war etwas belebter, ſonſt Alles wie gewöhnlich. Beim Mittagstiſch ging das Geſpräch ſo ruhig vorwärts, als hätte nie ein polniſcher Bauer ſeine Senſe geſchwungen, und nach Tiſch fuhr der Prinzipal mit ſeiner Schweſter und einigen Damen ihrer Bekanntſchaft ſpazieren, und die Geſchäftsleute, welche ihn ſahen, ſagten mit Verwunderung: „Er fährt heut ſpazieren, er hat's wie gewöhnlich vorausgewußt, es iſt doch ein kluger Kopf, ein ſolides Haus. Allen Reſpect!“

Anton war den ganzen Tag an ſeinem Schreibpult in einer nervöſen Aufregung, wie er bis dahin noch nicht gekannt hatte. Er war beklommen und erwartungsvoll, und doch empfand er dieſe Stimmung mit Behagen, als ein großes Ereigniß. Er fühlte lebhaft die Gefahr des Geſchäftes und ſeines Prinzipals, aber er war nicht mehr niedergeſchlagen und muthlos. Ihm war, als trüge er Sprungfedern an Arm und Bein; ſeine Feder flog bei den gleichgültigen Geſchäftsbriefen, die er zu ſchreiben hatte; trotz dem Gedanken an die Gefahr, welche in ſeiner Seele fortwährend Fanfare blies, war ſeine Faſſungskraft nie ſchneller, ſein Stil nie klarer geweſen, nie hatte er ſo hurtig Proviſion und Speſen ausgerechnet. Es waren Augenblicke einer erhöhten, faſt freudigen Thätigkeit; er bemerkte das ſelbſt und wunderte ſich darüber. Bei ſeinem Prinzipal ſah er dieſelbe Stimmung, auch dieſer ſchritt mit glänzenden Augen und ſchnellem Fuß durch die Comtoire.

Nie hatte ihn Anton ſo verehrt als heut, er ſah ihm aus

wie verklärt. Mit einer wilden Freude ſagte ſich Anton: „Das iſt Poeſie, die Poeſie des Geſchäfts, ſolche ſpringende Thatkraft empfinden nur wir, wenn wir gegen den Strom arbeiten. Wenn die Leute ſprechen, daß unſere Zeit leer an Begeiſterung ſei und unſer Beruf am allerleerſten, ſo verſtehen ſie nicht, was ſchön und groß iſt. Dem Mann ſteht in dieſem Augenblick Alles auf dem Spiel, woran ſeine Seele hängt, ſein Geſchäft, der Erfolg eines langen Lebens von raſtloſer Thätigkeit, ſeine Freude, ſein Stolz, ſeine Ehre; und er ſteht kaltblütig an ſeinem Pult, ſchreibt Briefe über geraſpeltes Farbeholz und gibt ſein Urtheil über Kleeſamen ab, ja, ich glaube, er lacht innerlich.“ So dachte Anton, als er am Abend ſein Pult abräumte und mit den übrigen Herren nach dem Hinterhauſe ging. Auch ſeine Collegen ließen jetzt ihre innere Aufregung merken, ſie ſetzten ſich in Jordans Salon zuſammen und beſprachen mit gemüthlichem Schauder bei einer Taſſe ſchwarzen Thees die Neuigkeit und den Einfluß derſelben auf das Geſchäft. Alle waren geneigt anzunehmen, daß die Firma zwar einigen Verluſt erleiden werde, aber ſie ſeien die Männer, mehr zu retten, als irgend ein anderes Geſchäft retten werde. Herr Specht bemerkte hoffnungsreich, bei jeder Inſurrection würden ungeheure Colonialwaaren verbraucht, und die Firma werde ein glänzendes Geſchäft mit allen Flüſſigkeiten nach der Grenze machen. Wenn der Aufſtand nur ein Vierteljahr anhalte, ſei der mögliche Verluſt wieder gedeckt, denn trinken thäten ſie Alle, Freunde und Feinde. Zuletzt ſprach ſich Herr Jordan dahin aus, daß man noch gar nicht wiſſen könne, wie die Sache verlaufen werde. Dieſe neue und gründliche Anſicht wurde von den Meiſten gebilligt, worauf ſich die Einzelnen in ihre Zimmer verfügten. In ſeiner Stube vernahm Anton durch die dünne Wand, wie ſein Nachbar, Herr Baumann, beim Zubettegehen für das Geſchäft und den Prinzipal betete. Dies ergriff Anton ſo, daß er mit großen Schritten in ſeiner Stube auf und ab ging, bis das

Licht flackerte und der Gips auf dem Schreibtisch erschrak und in ein krankhaftes Zittern gerieth.

Es war spät geworden, als der Diener geräuschlos in Antons Zimmer trat und halblaut meldete, Herr Schröter wünsche ihn noch heut zu sprechen. Rasch folgte Anton dem Diener in den ersten Stock des Vorderhauses und trat erwartungsvoll in das braune Arbeitszimmer des Prinzipals. Der Kaufmann stand vor dem gepackten Koffer, sein Portefeuille lag auf dem Tisch und daneben das untrügliche Zeichen einer längeren Reise, die große englische Cigarrentasche von Büffelleder. Diese hielt hundert Stück, war seit alter Zeit ein Lieblingsgegenstand für die Bewunderung des Herrn Specht und galt dem ganzen Comtoir für eine Art Kriegsfahne, welche nur dann hervorgeholt und in den Wagen getragen wurde, wenn die Hauptmacht des Geschäfts auf ein außerordentliches Unternehmen auszog. Sabine war an den Schubladen des Schreibtisches beschäftigt und trug schweigend zu, was ihre Sorgfalt dem Reisenden für nützlich hielt. Sie warf einen schnellen Blick auf Anton und senkte das Haupt, als sie in seinem Gesichte las, was sie selbst mit banger Ahnung erfüllte. Der Prinzipal trat Anton freundlich entgegen. „Ich habe Sie spät herbemüht, glaubte aber nicht, daß Sie noch außer Bett sein würden."

Als Anton erwiederte: „Die Aufregung ließ mich nicht schlafen," fiel wieder ein Strahl aus dem Auge der Schwester auf ihn, so sorgenvoll und so dankbar für seine Theilnahme, daß er mächtig gerührt wurde und nicht weiter sprach, um seine Bewegung nicht zu verrathen.

Der Prinzipal aber sagte lächelnd: „Sie sind noch jung, die Ruhe kommt mit den Jahren. Es wird nöthig sein, daß ich selbst morgen nach unsern Waaren sehe. — Ich höre, die Polen zeigen besondere Rücksicht gegen unsere Landsleute, es ist möglich, daß sie sich sogar mit dem Gedanken tragen, unsere Regierung sei ihnen nicht abgeneigt. Diese Täuschung kann

nicht lange dauern, es wird kein Unrecht sein, wenn wir davon für unsere Waaren Vortheil zu ziehen suchen. Sie haben die Correspondenz geführt und wissen selbst, was für mich zu thun ist. Ich werde nach der Grenze reisen und mich dort über die nächsten Schritte entscheiden."

Mit ängstlicher Spannung hörte die Schwester auf seine Worte, sie suchte in seinen Mienen zu lesen, was er aus Rücksicht gegen sie nicht aussprach. Anton aber verstand, was die Rede bedeutete, sein Chef ging über die Grenze in das insurgirte Land.

Mit bittender Stimme sprach er näher tretend: „Könnte nicht ich an Ihrer Stelle die Reise machen? Ich fühle wohl, daß ich Ihnen noch keine Veranlassung gegeben habe, mir in so wichtiger Sache zu vertrauen. Ich werde mir wenigstens alle Mühe geben, bis zum Aeußersten, Herr Schröter." Antons Wangen glühten, als er dies sagte, er fühlte in diesem Augenblick entschiedene Neigung, sich mit allen Krakusen um die Waarenballen zu raufen.

„Das ist brav gesprochen und ich danke Ihnen," erwiederte der Prinzipal; „aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, die Reise könnte Schwierigkeiten haben, und da der Vortheil mein ist, wird auch billig sein, daß ich die Mühe übernehme." Anton ließ den Kopf hängen. „Ich beabsichtige im Gegentheil, Sie mit bestimmter Ordre hier zu lassen für den Fall, daß ich übermorgen Abend nicht zurück sein sollte."

Sabine hatte ängstlich zugehört, jetzt faßte sie die Hand des Bruders und sagte leise: „Nimm ihn mit."

Diese Unterstützung gab Anton neuen Muth. „Wenn Sie mich nicht allein schicken wollen, so erlauben Sie mir wenigstens Sie zu begleiten, vielleicht kann ich Ihnen doch in Etwas nützlich sein, ich würde es wenigstens sehr gern sein."

„Nimm ihn mit," wiederholte Sabine flehend.

Der Kaufmann wandte den Blick langsam von der Schwester auf das ehrliche Gesicht Antons, welches von Diensteifer strahlte,

und erfreut über den Eifer der Jugend, erwiederte er: „So mag es ſein. Sie begleiten mich morgen früh bis zur Grenze. Sollte meine Abweſenheit für längere Zeit nöthig werden, ſo wird es vortheilhaft ſein, Sie an Ort und Stelle zu informiren. Bis dahin mag Jordan die laufenden Geſchäfte beſorgen. Es iſt nicht nöthig, daß von unſerer Reiſe hier am Ort viel verlautet. Und jetzt ſchlafen Sie aus, Herr Wohlfart. Einer unſerer Hausknechte erwartet auf der Eiſenbahn die Nachtzüge; man hat mir verſprochen, daß die Zugführer uns Antwort zurückbringen ſollen. Iſt die Antwort ſo, wie ich annehme, dann fahren wir mit dem erſten Zug. Schlafen Sie wohl!“

Anton verbeugte ſich dankend und ſah noch im Hinausgehen, daß Sabine in heftiger Bewegung den Hals des Bruders umſchlang. Er ging nach ſeinem Zimmer, packte geräuſchlos eine Reiſetaſche, holte die damascirten Piſtolen heraus, welche ihm Fink hinterlaſſen hatte, und warf ſich halbentkleidet auf das Bett, wo er erſt ſpät den Schlummer fand. Gegen Morgen weckte ihn ein leiſes Klopfen, der Bediente meldete: „Die Briefe von der Eiſenbahn ſind gekommen.“ Anton eilte in das Comtoir und fand dort bereits Herrn Jordan und den Prinzipal in lebhaftem Geſpräch; bei ſeinem Eintritt rief ihm Herr Schröter aus den geſchäftlichen Verhandlungen kurz zu: „Wir reiſen!“

„Gut,“ dachte Anton. „Wir reiſen in Feindesland, wir ſchlagen uns mit den Senſenmännern und wir zwingen ſie unſere Waaren herauszugeben, denn daß ſie uns zwingen könnten, darf nach dem Willen des Prinzipals nicht angenommen werden.“

Nie hatte Anton mehr mit den Thüren geklopft, ſchneller die Treppenſtufen gemeſſen und kräftiger die Hände ſeiner Collegen geſchüttelt, als in der nächſten Stunde. Als er ſo geſchäftig durch den dunklen Hausflur eilte, hörte er ein leiſes Rauſchen neben ſich. Sabine trat ſchnell an ihn heran und

faßte ſeine Hand: „Wohlfart, ſchützen Sie meinen Bruder vor Gefahr!“ Anton verſprach mit maßloſer Bereitwilligkeit, dies in jeder Weiſe zu thun, fühlte nach ſeinen geladenen Piſtolen in der Rocktaſche und ſtieg in den Wagen, ſelbſt geladen mit den edelſten und ſeligſten Gefühlen, welche je ein junger Held gehabt hat. Er zog auf Abenteuer, er war ſtolz auf das Vertrauen ſeines Prinzipals, gehoben durch das zarte Verhältniß, in das er zu der Heiligen des Geſchäfts getreten war. Er war glücklich.

Das Dampfroß ſchnaubte und raſte über die weite Thallandſchaft, wie ein Pferd aus Beelzebubs Marſtall. In allen Waggons des Zuges ſaßen Soldaten, ſie hingen auf den Frachtſtücken, ſie guckten aus den kleinen Fenſtern der Packwagen; überall glänzten Bajonette und Helme, überall ſteckten Torniſter, Feldkeſſel und Trommeln. Auf allen Stationen ſtanden die Haufen der Neugierigen, überall haſtige Fragen und Antworten, überall aufregende Neuigkeiten, ſchreckliche Gerüchte und abenteuerliche Erzählungen. Anton war froh, als ſie ſich am Ende der Bahnſtrecke aus der kriegeriſchen Maſſe löſten und in einer leichten Chaiſe mit Courierpferden der Grenze zu rollten. Auf der Landſtraße war es ſtill, leerer als gewöhnlich, nur kleine Abtheilungen aus den Garniſonen nahe der Grenze wurden noch von den Reiſenden überholt. Die Mannſchaft ſang luſtig, als zöge ſie zum Manöver, hier und da machte der Spaßvogel der Compagnie ſeinen Witz über die ſchnellfüßigen Civiliſten, zuweilen ritt ein Offizier grüßend an den Wagen, wenn er den Prinzipal kannte, oder einen Auftrag für ſein Nachtquartier vorauszuſenden hatte. Der Kaufmann ſprach zu Anton gar nicht vom Geſchäft, aber mit großer Heiterkeit von allem Andern, von früheren Erlebniſſen, von dem Treiben an der Grenze, von Schmugglern und Zollwächtern, und behandelte ſeinen Reiſegenoſſen mit der vertraulichen Herzlichkeit, welche ein älterer Kamerad dem jüngeren zu zeigen pflegt. Nur gegen die Piſtolen bewies Herr

Schröter eine Kälte, welche den kriegeriſchen Muth Antons ein wenig dämpfte; denn als dieſer auf der zweiten Station ſeine Mordwerkzeuge ſorgfältig aus einer Wagentaſche in die andere trug, ſah der Prinzipal mit feindſeligem Blick auf die beiden Läufe, und als die Reiſenden bei den letzten Häuſern des Orts vorübergerollt waren, wies er auf die braunen Kolben, welche brüderlich aus der Taſche hervorragten, und ſagte zu Anton: „Ich glaube nicht, daß Ihnen gelingen wird, durch die Puffer unſere Waaren wieder zu erobern. Sie ſind geladen?“

Anton bejahte und erwiederte mit dem letzten Reſt ſeines kriegeriſchen Selbſtgefühls: „Es ſind gezogene Läufe.“

„So?“ ſagte der Prinzipal ernſthaft, nahm die Piſtolen aus der Taſche, rief dem Poſtillon zu, die Pferde anzuhalten, und ſchoß kaltblütig beide Läufe ab. „Es iſt beſſer, wir beſchränken uns auf die Waffen, die wir zu gebrauchen gewöhnt ſind,“ bemerkte er gutmüthig, indem er Anton die Piſtolen zurückgab, „wir ſind Männer des Friedens und wollen nur unſer Eigenthum zurückhaben. Wenn wir es nicht dadurch erhalten, daß wir Andere von unſerem Recht überzeugen, ſo iſt keine Ausſicht dazu. Es wird dort drüben viel Pulver unnütz verſchoſſen werden, Alles Ausgaben, welche nichts einbringen, und Koſten, welche Land und Menſchen ruiniren. Es gibt keine Race, welche ſo wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen und ſich durch ihre Capitalien Menſchlichkeit und Bildung zu erwerben, als die ſlaviſche. Was die Leute dort im Müßiggang durch den Druck der rohen Maſſe zuſammengebracht haben, vergeuden ſie in phantaſtiſchen Spielereien. Bei uns thun ſo etwas doch nur einzelne bevorzugte Klaſſen, und die Nation kann es zur Noth ertragen. Dort drüben erheben die Privilegirten den Anſpruch, das Volk darzuſtellen. Als wenn Edelleute und leibeigene Bauern einen Staat bilden könnten! Sie haben nicht mehr Berechtigung dazu, als dieſes Volk Sperlinge auf den Bäumen. Das Schlimme iſt nur,

daß wir ihre unglücklichen Verſuche auch mit unſerem Gelde bezahlen müſſen."

„Sie haben keinen Bürgerſtand," ſagte Anton eifrig beiſtimmend.

„Das heißt, ſie haben keine Cultur," fuhr der Kaufmann fort; „es iſt merkwürdig, wie unfähig ſie ſind, den Stand, welcher Civiliſation und Fortſchritt darſtellt und welcher einen Haufen zerſtreuter Ackerbauer zu einem Staate erhebt, aus ſich heraus zu ſchaffen."

„Da iſt doch Conrad Günther in der inſurgirten Stadt vor uns, dann die Geſchäfte der drei Hildebrand in Galizien," warf Anton ein.

„Brave Leute," ſtimmte der Kaufmann bei, „alle aber eingewandert, und der ehrbare Bürgerſinn hat keinen Halt, vererbt ſich ſelten auf die nächſte Generation. Was man dort Städte nennt, iſt nur ein Schattenbild von den unſern, und ihre Bürger haben blutwenig von dem, was bei uns das arbeitſame Bürgerthum zum erſten Stande des Staates macht."

„Zum erſten?" frug Anton.

„Ja, lieber Wohlfart; die Urzeit ſah die Einzelnen frei und in der Hauptſache gleich, dann kam die halbe Barbarei der privilegirten Freien und der leibeigenen Arbeiter, erſt ſeit unſere Städte groß wuchſen, ſind civiliſirte Staaten in der Welt, erſt ſeit der Zeit iſt das Geheimniß offenbar geworden, daß die freie Arbeit allein das Leben der Völker groß und ſicher und dauerhaft macht."

Im Abendlicht kamen die Reiſenden im Grenzort an. Es war ein kleines Dorf, welches außer den Zollgebäuden und den Wohnungen der Grenzbeamten nur ärmliche Hütten und eine Schenke zu zeigen wußte. Auf dem freien Platz zwiſchen den Häuſern und um das Dorf herum bivouakirten zwei Schwadronen Reiter, welche ihre Poſten längs dem ſchmalen Grenzfluß aufgeſtellt hatten und mit einer Abtheilung Jäger die Grenze bewachten. In der Schenke war ein wildes Treiben,

Huſaren und Jäger zogen ein und zogen aus, Huſaren und Jäger ſaßen Kopf an Kopf gedrängt in der kleinen Gaſtſtube, bunte Dolmans und grüne Röcke lagerten um das Haus herum auf Stühlen, Tiſchen, Pferderaufen, wankenden Tonnen und jedem möglichen Geräth, welches irgend eine Art des Sitzens verſtattete. Wie unzählige Herren Pixe kamen ſie Anton vor, ſo entſchloſſen verfuhren ſie mit der Schenke und allem Inhalt derſelben, lebendigem und flüſſigem. Mit lautem Gruß empfing der jüdiſche Wirth den wohlbekannten Kaufherrn; durch ſeinen Dienſteifer wurde der letzte Raum des Hauſes für die Reiſenden freigemacht, ein kleiner Verſchlag, in welchem ſie die Nacht wenigſtens allein verbringen konnten.

Kaum war der Kaufmann vom Wagen geſtiegen, als ihn ein halbes Dutzend Fuhrleute mit lebhaftem Freudenruf umringte, die Führer der Wagen, welche vor Kurzem durch das Geſchäft expedirt waren. Ganz ohne Unfall war es mit ihnen nicht abgegangen. Wie der älteſte erzählte, waren ſie auf der Straße jenſeit der Grenze durch den Anblick eines bewaffneten Bauernſchwarms zur eiligen Rückkehr getrieben worden. Beim Umwenden war ein Rad des letzten Wagens zerbrochen, der Fuhrmann hatte in der Angſt die Pferde ausgeſpannt und den Wagen jenſeit der Grenze ſtehen laſſen. Während der flüchtige Führer mit dem abgezogenen Hut in der Luft umher focht und ſeine Entſchuldigungen machte, trat der commandirende Rittmeiſter zu dem Kaufmann und beſtätigte die Ausſage der Leute.

„Man kann den Wagen etwa tauſend Schritt jenſeit der Brücke an der Straße hängen ſehen," erklärte er, und als der Kaufmann um Erlaubniß bat, die Brücke zu betreten, ſagte er zuvorkommend: „Ich werde Ihnen einen meiner Offiziere mitgeben."

Ein junger Offizier der Schwadron, welcher ſoeben von einer Patrouille zurückgekehrt war, tummelte ſein feuriges Pferd vor der Schenke.

„Lieutnant von Rothſattel," rief der Rittmeiſter, „begleiten Sie die Herren auf die Brücke."

Mit Entzücken hörte Anton den Namen, an welchen ſich für ihn ſo holde Erinnerungen knüpften. Er wußte augenblicklich, daß der Herr auf dem wilden Pferde Niemand anders ſein konnte, als der Bruder des Fräuleins vom See. Der Lieutnant, eine ſchlanke Geſtalt mit kleinem Bart auf der Oberlippe, ſah ſeiner Schweſter ſo ähnlich, wie einem jungen Reiteroffizier in Beziehung auf das allerſchönſte irdiſche Fräulein nur möglich iſt. Anton fühlte auf der Stelle eine freundſchaftliche Hochachtung für ihn, welche der junge Herr aus Antons Gruß wohl herausleſen mochte, denn er dankte durch ein herablaſſendes Neigen ſeines kleinen Kopfes. Tänzelnd bewegte ſich ſein Pferd neben den Kaufleuten bis zur Brücke. Dort ſtanden die Vedetten, ihre Piſtole mit geſpanntem Hahn in der Hand, unbeweglich wie Statuen, nur ihre Pferde verriethen manchmal durch eine Schweifbewegung oder ein Stampfen der Füße das muthige Leben. Die Reiſenden eilten auf die Mitte der Brückenwölbung und ſahen mit ſpähendem Blick die Landſtraße hinab. Vor ihnen in der Ferne lag der rieſige Wagen, wie ein weißer Elephant lag er verwundet auf einem Knie.

„Vor Kurzem war noch nicht geplündert," ſagte der Lieutnant, „die Leinwand hing noch dickbäuchig darüber. Ja, ſie haben ausgeräumt; dort an der Ecke flattert die weiße Decke."

„Es ſcheint nicht arg zu ſein," antwortete der Prinzipal.

„Wenn Sie ein Rad und ein paar Pferde hinüberſchaffen wollen, können Sie das Ding abholen," bemerkte der Lieutnant nachläſſig. „Unſere Leute hatten den ganzen Tag große Luſt dazu. Sie hätten gern nachgeſehen, ob etwas Trinkbares darin iſt. Wir haben aber Befehl, die Grenze nicht zu überſchreiten. Sonſt iſt's eine Kleinigkeit den Wagen herüber zu ſchaffen, wenn der commandirende Offizier Ihnen erlaubt die Poſten zu paſſiren, und wenn Sie mit dieſen da fertig

werden.“ Dabei wies er auf einen Haufen Bauern, welche jenseit der Brücke außerhalb Schußweite hinter einigen verkrüppelten Weiden lagerten und einen bewaffneten Mann als Posten auf die Landstraße vorgestellt hatten.

„Wir wollen den Wagen holen, wenn der commandirende Offizier erlaubt,“ sagte der Prinzipal, „ich hoffe, es wird möglich sein, mit den Leuten dort zu unterhandeln.“

Und Anton konnte sich nicht enthalten zu murmeln: „Den ganzen Tag haben die Herren ein paar Tausend Thaler auf der Landstraße liegen lassen, sie hätten Zeit genug gehabt, den Wagen für uns zurückzuschaffen.“

„Man muß keine unbilligen Forderungen an das Heer machen,“ antwortete der Kaufmann lächelnd, „wir wollen zufrieden sein, wenn sie uns erlauben, unser Eigenthum aus den Händen der Bauern zu holen.“ Die Reisenden eilten zum Rittmeister zurück, und der Kaufmann theilte diesem seinen Wunsch mit.

„Wenn Sie Pferde und Menschen finden, so habe ich nichts dagegen,“ erwiederte dieser.

Sogleich wurden die Fuhrleute zusammengerufen, der Prinzipal frug, wer ihn mit den Pferden begleiten wolle, er sei gut für den Schaden an den Pferden. Nach einigem Kratzen des Kopfes und einigem Schütteln der Hüte erklärten mehre ihre Bereitwilligkeit. Schnell wurden vier Pferde angeschirrt, ein Kinderschlitten des Schenkwirths hervorgeholt, ein Rad und einige Hebebäume darauf gelegt, und die kleine Caravane zog der Brücke zu, verfolgt von beifälligen Scherzen der Soldaten und begleitet von einigen Offizieren, welche an dem Feldzuge so viel Theilnahme verriethen, als sich mit ihrer kriegerischen Würde irgend vertrug.

An der Brücke sagte der Rittmeister: „Ich wünsche guten Erfolg, leider bin ich außer Stand, Ihnen meine Mannschaft zu Hilfe mitzugeben.“

„Es ist besser so,“ antwortete der Prinzipal grüßend, „wir

wollen als friedliche Leute unſere Waaren wiederholen und fürchten die Herren dort nicht, wollen ſie aber auch nicht reizen. Haben Sie die Güte, Herr Wohlfart, Ihre Piſtolen zurückzulaſſen, wir müſſen den Bewaffneten zeigen, daß uns der Kriegsapparat nichts angeht."

Anton hatte ſeine Piſtolen in die Rocktaſche geſteckt, wo ſie wieder trotzig hervorſahen, er gab ſie jetzt einem Schützen, den der Lieutnant von Rothſattel herbeiwinkte. So zogen ſie über die Brücke. Am Ende der Grenzbrücke parirte der Lieutnant unwillig ſein Pferd und brummte: „Dieſe Pfefferſäcke rücken eher ein als wir," und der Rittmeiſter rief ihnen noch nach: „Sollten Ihre Perſonen in Gefahr kommen, ſo werde ich es für keine Ueberſchreitung meiner Ordre halten, wenn ich Ihnen Lieutnant von Rothſattel mit Mannſchaft zu Hilfe ſchicke." Der Lieutnant ſtob zurück und commandirte den Zug, welcher in einiger Entfernung hielt, ſehr kampfluſtig: „Still geſeſſen!" worauf er wieder bis an das Ende der Brücke vorſprengte und mit großem Intereſſe und kriegeriſcher Ungeduld den Civiliſten nachſah. Zu ſeiner und des Kriegsheeres Ehre muß an dieſer Stelle bekannt werden, daß ſowohl er, als ſein Zug den Einrückenden warmen Empfang und ernſte Unbequemlichkeiten herbeiwünſchten, damit ſie ſelbſt das Recht erhielten, ſich hineinzumengen und ein wenig einzuhauen.

Es war kein imponirender Einmarſch in das feindliche Gebiet, den die Kaufleute anführten; mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit im ruhigen Schritt ſeine Cigarre anzündend ging der Prinzipal voran, ihm dicht zur Seite Anton, dahinter drei ſtämmige Fuhrleute mit den Pferden. So waren ſie ungefähr auf dreißig Schritt einigen Bauern mit weißen Kitteln nahe gekommen, als dieſe ihre Gewehre anſchlugen und durch einen polniſchen Schrei Halt geboten. Der Prinzipal rief mit lauter Stimme in ihrer Sprache: „Ruft euern Anführer." Gehorſam ſchrie einer von den Wilden mit heftiger Handbewegung

einem entfernten Haufen zu. Die anderen behielten mit drohender Haltung ihre Gewehre im Anſchlag und zielten, wie Anton ohne beſonderes Wohlgefallen bemerkte, unter heimtückiſchem Augenblinzeln ſämmtlich gerade auf ihn. Unterdeß kam mit großen Schritten der Anführer der Bande heran. Er trug einen blauen Rock mit bunten Schnüren, eine viereckige rothe Mütze mit grauem Pelz beſetzt und hielt eine lange Entenflinte in der Hand. Er war im Ganzen betrachtet ein brauner Kerl von gefährlichem Ausſehen, verziert mit einem ſchwarzen Schnurrbart, der ihm auf beiden Seiten am Mund herunter hing. Als der Mann herangekommen war, redete ihn der Kaufmann in unvollkommenem Polniſch mit kräftiger Stimme an: „Wir ſind Freunde! ich bin der Herr des Wagens dort und will mir ihn herüber holen; ſagt euern Leuten, daß ſie mir dabei helfen, ihr ſollt ein gutes Biergeld haben.“ Bei dem Wort „Biergeld“ ſenkten ſich die Gewehre hochachtungsvoll von ſelbſt. Der Hauptkrakuſe aber ſtellte ſich pathetiſch in die Mitte der Heerſtraße und begann eine Rede mit Handbewegungen, von welcher Anton ſehr wenig und ſein Prinzipal nicht Alles verſtand, die aber durch den Fuhrmann dahin erklärt wurde, der Mann bedaure, dem Herrn nicht dienen zu können, er habe Befehl von einem dahinter ſtehenden Corps, den Wagen zu bewachen, bis die Pferde ankämen, welche ihn nach ihrer Stadt ſchaffen ſollten.

Der Kaufmann ſchüttelte gemüthlich den Kopf und antwortete im Tone des ruhigen Befehls: „Das geht nicht, der Wagen gehört mir, und ich muß ihn mitnehmen, ich kann nicht ſo lange warten, bis euer Führer mir die Erlaubniß gibt.“ Dabei griff er in die Taſche und hielt dem inſurgirten Bewohner des blauen Rockes ungeſehen von den Andern ein halbes Dutzend harte Thaler hin: „So viel für euch und eben ſo viel für eure Leute.“ Der Anführer ſah auf die Thaler, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, kratzte ſich heftig

und drehte an ſeiner Mütze, worauf er endlich zu dem Reſultat kam: wenn die Sache ſo ſei, möge der gnädige Herr den Wagen nur fortnehmen.

Im Triumph zog die Caravane zu dem Wagen, die Fuhrleute ergriffen die Hebebäume und hoben mit vereinter Kraft die geſenkte Seite in die Höhe, löſten die Trümmer des alten Rades, ſetzten das neue an und ſpannten die Pferde vor, Alles unter thätiger Mitwirkung einiger Bauern, brüderlich unterſtützt von dem Commandeur, welcher in eigener Perſon einen Hebebaum regierte. Darauf wurden die Pferde herzhaft angetrieben und der Wagen rollte der Brücke zu unter dem lauten hoi! hoi! des Krakuſen, welcher dadurch vielleicht eine abmahnende Stimme in ſeinem Innern überſchreien wollte.

„Gehen Sie mit dem Wagen voraus," ſagte der Kaufmann zu Anton, und da Anton zögerte, ſeinen Prinzipal allein unter den Bauern zurückzulaſſen, fügte dieſer befehlend hinzu: „Ich will es haben." So fuhr der Wagen langſam an die Grenze, und ſchon von Weitem hörte Anton das Lachen und die Grüße der Soldaten.

Unterdeß blieb der Kaufmann in eifrigem Geſpräch mit dem Dolmetſch und dem Bandenführer zurück und ſchied endlich im beſten Einvernehmen von dem Inſurgenten, welcher mit ſlaviſcher Höflichkeit den Hauswirth auf der Landſtraße machte und die Reiſenden mit abgezogener Mütze bis in Schußweite von dem Militär begleitete. An der Brücke holte der Prinzipal den Wagen ein, machte das Halt! Werda! der Vedetten und das damit verbundene kriegeriſche Ceremoniell durch und empfing auf heimatlichem Boden den lachenden Glückwunſch des Rittmeiſters, während der Lieutnant ſpöttiſch zu Anton ſagte: „Sie haben keinen Grund gehabt, die Abweſenheit Ihrer Schlüſſelbüchſen zu bedauern."

„Es iſt beſſer ſo," antwortete Anton, „es war ein glattes Geſchäft. Die armen Teufel haben nichts geſtohlen als ein kleines Faß Rum."

Eine Stunde darauf ſaßen die Reiſenden mit den Offizieren der Reiter und der Jäger zuſammen in dem kleinen Verſchlage der Schenke bei einigen Flaſchen alten Ungarweins, welche der Wirth aus dem tiefſten Winkel ſeines Kellers heraufgeholt hatte. Nicht am wenigſten vergnügt war Anton. Er hatte zum erſten Mal in ſeinem Leben eine kleine anſtändige Kriegsgefahr durchgemacht und war im Ganzen mit ſich zufrieden, und jetzt ſaß er neben einem jungen Krieger, den er hochzuſchätzen äußerſt bereitwillig war, und hatte die Freude, dieſem ſeine Cigarren anzubieten und von dem Abenteuer dieſes Tages zu ſprechen.

„Die Bauern haben ja im Anfange auf Sie angelegt," ſagte der junge Herr, nachläſſig ſein Bärtchen kräuſelnd, „das war Ihnen wohl unbequem?"

„Nicht ſehr," erwiederte Anton ſo kühl als möglich; „einen Augenblick wurde ich ſtutzig, als die Flinten auf uns gerichtet waren, und hinter den Flinten andere Männer mit ihren Senſen die Pantomime des Kopfabſchneidens machten. Es kam mir befremdlich vor, daß die Mündungen alle gerade auf mein Geſicht gerichtet waren. Nachher hatte ich am Wagen zu thun und dachte nicht mehr daran. Und als auf dem Rückwege jeder unſerer Fuhrleute behauptete, daß gerade nur auf ihn gezielt worden ſei und auf keinen Andern, da kam ich zu der Anſicht, daß dieſe Vielſeitigkeit eine beſondere Eigenſchaft der Flintenläufe ſein muß, eine Art von optiſcher Ungezogenheit, die nicht viel zu bedeuten hat."

„Wir hätten Sie ſchon herausgehauen, wenn die Bauern Ernſt gemacht hätten," antwortete der Lieutnant wohlwollend. „Ihre Cigarren ſind übrigens gut."

Anton freute ſich darüber und goß ſeinem Nachbar das Glas voll. So unterhielt er ſich und blickte auf ſeinen Prinzipal, der heute beſonders aufgelegt war, ſich mit den bunten Herren über Krieg und Frieden zu unterhalten. Anton ſah, daß der Kaufmann die Offiziere mit einer gewiſſen förmlichen

Artigkeit behandelte, welche dem nachläſſigen Ton, in welchem die Herren die Trinkgeſellſchaft begonnen hatten, wirkſam ſteuerte. Bald wurde das Geſpräch allgemein, und man hörte mit Aufmerkſamkeit dem Kaufmanne zu, welcher von dem inſurgirten Gebiet, mit dem er durch frühere Reiſen bekannt war, erzählte und einzelne Führer des Aufſtandes zu ſchildern wußte.

Nur der junge Herr von Rothſattel ſchien zu Antons großer Betrübniß nicht zufrieden mit der Anerkennung, welche ſeine Kameraden dem Civiliſten gönnten, und mit dem Löwenantheil, den dieſer an der Unterhaltung erlangt hatte; er legte ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, ſah wie zerſtreut nach der Decke, ſpielte mit dem Säbelgriff und warf kurze Bemerkungen von den Lippen, welche eine gelangweilte Stimmung andeuten ſollten. Als der Rittmeiſter erwähnte, daß er am nächſten Morgen den Befehlshaber des Grenzcorps erwarte, und der Kaufmann darauf entgegnete: „Ihr Oberſt wird vor morgen Abend nicht hier eintreffen, wenigſtens hat er mir heut auf der Eiſenbahn, wo ich mit ihm zuſammentraf, ſo erzählt," da kam in dem jungen Offizier der Teufel des Hochmuths zum Durchbruch und er ſagte mit unartigem Ton: „Sie kennen unſern Obriſten alſo perſönlich? Er nimmt ja wohl ſeinen Zucker und Kaffe bei Ihnen?"

„Wenigſtens geſchah das früher," ſagte der Kaufmann artig, „ich ſelbſt habe als junger Mann einige Mal den Kaffe für ihn abgewogen."

Unter den Offizieren entſtand eine gewiſſe Verlegenheit, und einer der ältern verſuchte von ſeinem Standpunkt aus eine Verbeſſerung der beabſichtigten Grobheit, indem er etwas von einer höchſt reſpectablen Handlung ſprach, bei welcher jeder Militär oder Nicht-Militär ſeinen Bedarf nur mit Vergnügen entnehmen könnte.

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, welches Sie zu meinem Geſchäft haben, Herr Hauptmann," ſagte der Kauf-

mann lächelnd; „ich bin allerdings ſtolz darauf, daß mein Geſchäft reſpectabel geworden iſt durch meine und meiner Angehörigen angeſtrengte Thätigkeit.“

„Lieutnant Rothſattel, Sie führen die nächſte Patrouille, es iſt Zeit, daß Sie aufbrechen,“ erinnerte der Rittmeiſter. Klirrend erhob ſich der Lieutnant.

„Hier bringt Herr Warſchauer eine neue Flaſche, auf welche er große Stücke hält, es iſt der beſte Wein ſeines Kellers. Darf Herr von Rothſattel nicht erſt den Wein verſuchen, bevor er unſere Nachtruhe bewacht?“ frug der Kaufmann mit ruhiger Artigkeit zum Rittmeiſter gewandt. Der junge Herr dankte mit Trotz und ging raſſelnd aus der Stube. Anton hätte ſeinen Liebling prügeln mögen, ſo zornig war er auf ihn. Der Rittmeiſter aber beſeitigte das kleine Zwiſchenſpiel durch ein lebhaftes Geſpräch, welches er einleitete.

Es war ſpät geworden, und Anton ſah mit Verwunderung, daß der Kaufmann fortfuhr, mit ausgeſuchter Artigkeit den Wirth zu machen und an dem Prüfen des Ungarweins ein Behagen zu empfinden, welches mit dem Zwecke ſeiner Reiſe nicht recht verträglich war. Endlich, nachdem eine neue Flaſche entkorkt war, und auch der Rittmeiſter eine neue Cigarre des Kaufmanns bewundert hatte, warf dieſer leicht hin: „Ich wünſche morgen nach der inſurgirten Hauptſtadt zu reiſen und erbitte mir Erlaubniß dazu, wenn dieſe nöthig iſt.“

„Sie wollen —“ riefen die Offiziere rund um den Tiſch.

„Ich muß,“ ſagte der Kaufmann mit Ernſt und ſetzte ihnen kurz auseinander, weshalb er müſſe.

Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf: „Zwar läßt der Wortlaut meiner Ordre zweifelhaft, ob ich die Grenze für Jedermann zu verſchließen habe, doch iſt mir Abſperrung des empörten Landes als der nächſte Zweck unſerer Aufſtellung angegeben.“

„Dann würde ich meinen Wunſch dem Commandeur vortragen müſſen, das würde mich länger als einen Tag auf-

halten, und dieſer Aufenthalt könnte den Zweck meiner Reiſe vereiteln. Wie Ihre Güte mir mittheilt, herrſcht gegenwärtig unter den Inſurgenten noch erträgliche Ordnung, es iſt unmöglich, daß dieſe lange anhält. In den Rückſichten aber, welche ich dort finde, liegt für mich die einzige Möglichkeit meine Waaren zu retten, denn die Frachtwagen kann ich nur mit Bewilligung der revolutionären Behörde aus der Stadt ſchaffen."

„Und hoffen Sie dieſe zu erlangen?" frug der Rittmeiſter.

„Es muß verſucht werden," antwortete der Kaufmann. „Jedenfalls werde ich mich der Plünderung und Zerſtörung meines Eigenthums dort nach Kräften widerſetzen."

Der Rittmeiſter überlegte. „Was Sie thun wollen, ſetzt mich in einige Verlegenheit; wenn Ihnen ein Unglück zuſtößt, was ich faſt fürchte, ſo könnte mir ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ich Ihnen geſtattet habe, die Grenze zu paſſiren. Kann Sie denn nichts bewegen, dieſe Reiſe zu unterlaſſen?"

„Nichts," erwiederte der Kaufmann, „nichts als das Geſetz."

„Liegt Ihnen denn ſo viel an den Frachtwagen, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen wollen?" frug der Rittmeiſter nicht ohne inneres Mißfallen.

„Ja, Herr Rittmeiſter, ebenſo viel, als Ihnen daran liegt, Ihre Pflicht zu thun; es hängt für mich mehr an dem Beſitz dieſer Frachtwagen, als ein geſchäftlicher Vortheil. Ich muß hinüber, wenn mich nicht ein unbedingtes und unwiderrufliches Verbot der Staatsregierung daran hindert. Dieſem würde ich mich zuletzt nicht entziehen, ich werde aber Alles verſuchen, für mich eine Ausnahme zu erwirken."

„Wohlan," ſagte der Rittmeiſter aufſtehend, „ich will Ihrer Reiſe kein Hinderniß in den Weg legen. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie drüben unter keiner Bedingung etwas über die Stärke des Grenzpoſtens, die Auf-

ſtellung unſerer Truppen und über das mittheilen, was Sie etwa von unſern projectirten Maßregeln gehört haben."

„Ich gebe mein Wort," ſagte der Kaufmann.

„Ihre Perſönlichkeit bürgt mir zwar dafür, daß Ihre Angaben über den Zweck der Reiſe die richtigen ſind, zu meiner dienſtlichen Information wünſche ich aber die betreffenden Papiere zu ſehen, wenn Sie ſolche bei ſich haben."

„Hier ſind ſie," ſprach der Kaufmann ebenſo geſchäftsmäßig. „Hier mein Paß ins Ausland auf ein Jahr, hier der Verladeſchein des polniſchen Verkäufers, die Copien meiner Briefe an das Grenzzollamt und den hieſigen Spediteur, und hier die Antworten derſelben. Die Beamten des Grenzzollamts und der Spediteur können außerdem die Wahrheit dieſer Angaben bezeugen."

Der Rittmeiſter durchflog die Papiere und gab ſie zurück. „Sie ſind ein muthiger Mann, und ich wünſche Ihnen alles Glück," ſagte er mit amtlicher Würde. „Und wie wollen Sie reiſen?"

„Mit Poſtpferden. Im Falle man mir die Pferde verweigert, werde ich ſie kaufen und ſelbſt fahren; einen Wagen wird mir unſer Wirth überlaſſen, ich werde morgen bei Tage reiſen, weil ich bei Nacht noch mehr Verdacht erwecken würde."

„Wohlan, morgen mit Tagesanbruch ſehe ich Sie wieder. Wie ich annehme, rücken wir ſelbſt ſpäteſtens in drei Tagen in Feindes Land; falls ich bis dahin keine Nachricht von Ihnen habe, werde ich Sie in der eroberten Stadt aufſuchen. Wir brechen auf, meine Herren, die Sitzung hat bereits zu lange gedauert."

So zogen die Herren vom Militär mit geſchäftlichem Klirren ab, und Anton und ſein Prinzipal blieben mit den leeren Weinflaſchen allein in der Kammer. Der Kaufmann öffnete das Fenſter und wandte ſich dann zu Anton, welcher den letzten Verhandlungen in großer Aufregung zugehört hatte. „Wir werden uns hier trennen, lieber Wohlfart," fing er an.

Bevor er aussprechen konnte, ergriff Anton seine Hand und sagte mit Thränen in den Augen: „Erlauben Sie mir mit Ihnen zu gehen, schicken Sie mich nicht in das Geschäft zurück. Es würde mir mein ganzes Leben hindurch ein unerträglicher Vorwurf sein, wenn ich auf dieser Reise von Ihnen gegangen wäre."

„Es ist unnütz, vielleicht unklug, wenn Sie mitreisen. Was dort zu thun ist, kann ich sehr gut allein abmachen; wenn irgend eine Gefahr ist, was ich nicht glaube, so kann Ihre Gegenwart mich nicht davor schützen, ich würde nur das peinliche Gefühl haben, daß ich einen Andern um meinetwillen in Verlegenheit gebracht habe."

„Ich würde Ihnen doch sehr dankbar sein, wenn Sie mich mitnehmen wollten," bat Anton flehentlich, immer noch die Hand des Prinzipals haltend. „Auch Fräulein Sabine hat es gewünscht," fügte er hinzu, indem er in weiser Steigerung den stärksten Ueberredungsgrund zuletzt aus seinem bewegten Gemüth heraufholte.

„Sie ist ein furchtsames Mädchen," sagte der Kaufmann lächelnd. „Indeß, da Sie so freundschaftlich darauf bestehen, mag es sein. Wir reisen zusammen; rufen Sie den Wirth und lassen Sie uns die Reisegelegenheit besprechen."

2.

Es war noch dämmrige Nacht, als Anton vor die Thür der Schenke trat. Ein dichter Nebel hing über der Ebene und bewegte sich unruhig in dem Zwielicht des nahen Tages; unten am Horizont bezeichnete ein rother Feuerschein die Gegend, nach welcher die Reisenden fahren sollten. Mit grauem Schleier verhüllten die Dämpfe der Nacht einen dunklen Haufen an der Erde. Anton trat näher und erkannte eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder, sie kauerten am Boden, bleiche ausge-

hungerte, tiefgefurchte Gesichter. „Sie sind aus dem Grenzdorf von jenseits," erklärte ihm ein alter Wachtmeister, welcher in seinem Reitermantel daneben stand. „Ihre Dörfer brennen, sie waren in die Wälder gelaufen, heut Nacht kamen sie an das Wasser, streckten die Hände aus und schrieen jämmerlich nach Brot. Weil es meist Weiber und Kinder sind, hat der Herr Rittmeister ihnen erlaubt, herüber zu kommen, und hat ihnen einige Brote zerschneiden lassen. Sie haben einen Mordheißhunger. Nach ihnen kamen größere Banden, alle schrieen: Brot! Brot! und rangen die Hände. Wir haben ihnen einige Pistolenschüsse über die Köpfe gefeuert und sie weggefegt."

„Ei!" sagte Anton, „das ist keine tröstliche Aussicht für unsere Reise. Was soll hier aus den armen Leuten werden?"

„Es sind Grenzteufel," sagte der Wachtmeister begütigend, „die Hälfte des Jahres schmuggeln und saufen sie, und die andere Hälfte hungern sie. Diese hier frieren jetzt etwas."

„Kann man ihnen nicht einen Kessel mit Suppe kochen?" frug Anton mitleidig und griff nach seiner Tasche.

„Wozu Suppe?" sagte der Wachtmeister kaltblütig, „ein Schluck Branntwein wäre der ganzen Gesellschaft lieber; dort trinkt Alles Branntwein, auch was noch Säugling ist; wenn Sie etwas dran wenden wollen, ich will's ihnen austheilen und einen ehrlichen Soldaten nicht vergessen."

„Ich werde beim Wirth bestellen, daß die Hausmagd etwas Warmes kocht, und Sie, Herr Wachtmeister, haben die Güte, zuzusehen, daß Alles in Ordnung zugeht." Dabei griff er in die Tasche, und der Wachtmeister versprach bereitwillig, sein kriegerisches Herz dem Mitleid offen zu erhalten.

Eine Stunde darauf rollten die Reisenden in offener Britschka durch die Vorposten, der Kaufmann fuhr, Anton saß hinter ihm und blickte spähend in die Landschaft hinein, in welcher sich aus Finsterniß und Nebel bereits einzelne Gegenstände erkennen ließen. Ungefähr zweihundert Schritt waren sie gefahren, da tönte hinter einem dicken Weidenbaum an der

Landstraße ein polnischer Zuruf. Der Kaufmann hielt die Pferde an, ein Einzelner näherte sich vorsichtig dem Wagen. „Kommt herauf, guter Freund," rief der Kaufmann dem Fremden zu, „setzt euch neben mich." Höflich nahm der Fremde seine Mütze ab und schwang sich auf den Vordersitz des Wagens. Es war der oberste Krakuse von gestern mit seinem hängenden Schnauzbart. „Haben Sie ein Auge auf ihn," sagte der Kaufmann in englischer Sprache zu Anton, „er soll uns als Sauvegarde dienen und wird dafür bezahlt; wenn er mir auf den Leib rückt, so fassen Sie ihn von hinten."

Anton holte die verachteten Pistolen aus einer alten Ledertasche an der Seite des Wagens und steckte sie vor den Augen des Krakusen recht sichtbar in die Taschen seines Paletots. Der Führer im blauen Rock aber lachte vertraulich und erwies sich bald als ein Geschöpf von freundschaftlicher und geselliger Natur, er nickte verbindlich beiden Reisenden zu, trank Schlucke aus Antons Reiseflasche und machte Versuche, über seine linke Schulter mit diesem eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem er ihn in gebrochenem Deutsch Euer Gnaden nannte und ihm offenbarte, er rauche auch Tabak, habe aber keinen. Zuletzt bat er um die Ehre, die Herren fahren zu dürfen.

So waren sie an einer Gruppe zerfallener Häuser vorbeigekommen, welche an einem Sumpf auf kahler Fläche standen, wie riesige Pilze, die an einer vergifteten Stelle in die Höhe geschossen sind; da sahen sie sich plötzlich von einem Haufen Insurgenten umringt. Es war Landsturm, wie sie ihn schon am Tage vorher gesehen hatten, einige Dreschflegel, einige gerade Sensen, alte Musketen, Leinwandkittel, viel Schnapsgeruch und glotzende Augen. Der Haufe fiel den Pferden in die Zügel und schickte sich mit Blitzesschnelle an, dieselben abzuspannen. Da erhob sich der Krakuse von seinem Sitz wie ein Löwe und entwickelte in seinem Polnisch eine ungeheure Beredtsamkeit, wobei er mit Händen und Füßen nach allen Seiten hin focht. Er erklärte, daß diese Herren große

Herren der Niemcy seien, welche nach der Hauptstadt reisten, weil sie mit der Regierung sprechen müßten; es werde Jedem den Kopf kosten, der auch nur ein Haar aus dem Schwanze ihrer Pferde ausrisse. Auf diese Rede folgten ebenso lebhafte Gegenreden, bei denen ein Theil die Fäuste ballte, ein Theil die Mützen abnahm. Darauf hielt der Führer eine noch stärkere Rede und stellte allen Patrioten ein Zerschnittenwerden in vier Theile in Aussicht, wenn sie wagen würden, auch nur ihre Pferdeköpfe scheel anzusehen. Darauf wurde die Zahl der geballten Fäuste geringer und die Zahl der gezogenen Mützen größer. Endlich machte der Kaufmann dieser Scene ein Ende, indem er die Pferde mit einem kräftigem Peitschenschlag antrieb und den letzten widerspenstigen Patrioten zu einem schnellen Seitensprung veranlaßte. Im Galopp stoben die Pferde vorwärts, einige lebhafte Interjectionen klangen hinter ihnen her, und eine Kugel pfiff unschädlich über die Häupter der Reisenden, wahrscheinlich mehr aus allgemeiner Vaterlandsliebe, als zu einem bestimmten Zweck abgeschossen.

So ging es einige Stunden fort. Nicht selten überholten sie Haufen bewaffneter Landleute, welche entweder schrieen und ihre Kittel schwangen, oder einem Geistlichen mit der Kirchenfahne nachzogen, die Köpfe gesenkt, geistliche Lieder singend. Die Reisenden wurden einige Male aufgehalten und bedroht, zuweilen auch mit großer Ehrerbietung begrüßt, zumal Anton, der auf seinem Hintersitz für die Hauptperson galt.

Endlich näherten sie sich einem größern Dorf, die Haufen wurden dicker, das Geschrei lauter, unter den Bauerkitteln waren hier und da eine Uniform, Federbüsche und Bajonette sichtbar. Hier zeigte der Führer Symptome von Unruhe und erklärte dem Kaufmann, weiter könne er sie nicht führen, hier müßten sie sich bei dem Befehlshaber melden. Der Prinzipal zeigte sich damit zufrieden, zahlte dem Führer seinen Lohn aus und ließ den Wagen bei dem ersten Haufen, welcher die Straße besetzt hielt, halten. Ein junger Mann in blauer

Pekeſche, mit einer roth und weißen Schärpe um den Leib, eilte heran, nöthigte die Reiſenden abzuſteigen, und führte ſie mit leidenſchaftlichem Dienſteifer der Hauptwache zu. Der Kaufmann behielt die Zügel der Pferde in der Hand und raunte Anton zu, er ſolle den Wagen unter keinen Umſtänden aus den Augen laſſen. Anton heuchelte Unbefangenheit und drückte dem getreuen Krakuſen, der hinter dem Wagen herſchlich, etwas in die Hand, damit dieſer den Pferden einige Bündel Heu verſchaffe.

Das Wachtlocal war in einem Hauſe, deſſen Strohdach durch den weißen Anſtrich der Wände einen vornehmen Schimmer erhielt. Dort ſtanden einige Jagdflinten und Musketen an Holzpfähle gelehnt, bewacht von einem jugendlichen Volontär in blauem Rock und rother Mütze. Daneben ſaß der commandirende Offizier, ein plattes Geſicht unter einem mächtigen weißen Federbuſch; er war mit einer ungeheuern ſeidenen Schärpe und einem Säbel mit ſchöngewundenem Korbgriff geſchmückt. Dieſer Herr gerieth in nicht gewöhnliche Aufregung, als er die Fremden erblickte, er drückte ſeinen Hut feſt, ſtrich ſich grimmig den unordentlichen Bart und begann ein Verhör. Nach früherer Verabredung ſagten ihm beide Reiſende, daß ſie das Obercommando in wichtiger Angelegenheit zu ſprechen hätten. Ueber den Zweck ihrer Reiſe verweigerten ſie jede Auskunft. Dieſe Erklärung kränkte die Würde des Befehlshabers. Er machte liebloſe Anſpielungen auf verdächtige Menſchen und Spione und ſchrie ſeiner Wache zu, ins Gewehr zu treten. Fünf junge Männer in blauen Pekeſchen ſtürzten aus dem Hauſe, ſtellten ſich in Linie auf und wurden mit einem Aufwand von Commandowörtern befehligt, ihre Gewehre bereit zu halten. Anton ſprang unwillkürlich zwiſchen die Blauröcke und ſeinen Prinzipal. Indeß änderte der Herr mit dem großen Säbel ſeinen mörderiſchen Entſchluß, als der Kaufmann mit Gemüthsruhe an dem Pfoſten ſtehen blieb, um den er die Zügel geſchlungen hatte. Der

Befehlshaber begnügte sich, ihm nochmals zu versichern, er halte ihn für höchst gefährlich und sei sehr geneigt, ihn als Verräther zu füsiliren.

Der Kaufmann zuckte mit den Achseln und sagte in ruhiger Höflichkeit: „Sie sind durchaus im Irrthum über den Zweck unserer Reise. Sie können uns nicht im Ernst für Spione halten, denn wir haben uns durch einen Ihrer Landsleute gerade zu Ihnen führen lassen, um durch Ihre Güte ein Geleit nach der Hauptstadt zu bekommen. Ich bitte Sie nochmals, uns nicht aufzuhalten, da unsere Geschäfte bei der Commandantur dringend sind, und ich Sie für jede unnütze Verzögerung unserer Reise verantwortlich machen müßte.“ Der Commandeur fing nach dieser Rede von Neuem an zu wettern, er schnaubte heftig gegen den Kaufmann und Anton, trank endlich ein großes Glas Branntwein und faßte einen Entschluß. Er rief drei seiner Leute und befahl ihnen, sich mit den Reisenden aufzusetzen und dieselben nach der Hauptstadt zu transportiren. Ein neues Strohbund wurde in den Wagen geworfen, zwei confiscirte Burschen nahmen mit ihren Gewehren Platz hinter den Reisenden, vor ihnen setzte sich ein weißröckiger Bauer auf den Kutscherſitz, ergriff die Zügel und fuhr gleichgültig seine Ladung, Verdächtige, Patrioten und Alles, im Galopp nach der Hauptstadt.

„Unsere Lage hat sich verschlechtert,“ sagte Anton, „fünf Mann auf dem kleinen Wagen, und die armen Pferde sind ermüdet.“

„Ich sagte Ihnen, daß unsere Reise einige Unbequemlichkeiten haben würde,“ antwortete der Kaufmann. „Die Menschen sind nie lästiger, als wenn sie Soldaten spielen. Uebrigens ist diese Bewachung kein Unglück, wir werden wenigstens bei solcher Empfehlung in die Stadt gelassen werden.“

Es war Abend, als sie in der Nähe der Stadt ankamen. Ein röthlicher Schein am Himmel bezeichnete schon aus der

Ferne das Ziel ihrer Fahrt, dann zahlreiche bewaffnete Banden, welche in die Stadt hinein oder von ihr her zogen. Darauf folgten ein langer Aufenthalt an dem Thore, ein Durcheinander von Fragen und Antworten, Beleuchtung der Reisenden durch Laternen und brennende Kienspäne, feindselige Blicke und unverständliche Drohungen, endlich eine lange Fahrt durch die Straßen der alten Hauptstadt. Um sie herum bald Totenstille, bald ein wildes Geschrei zusammengelaufener Menschen, doppelt unheimlich, wenn die Worte den Hörenden unverständlich waren.

Zuletzt lenkte der Kutscher auf einen Marktplatz und hielt vor einem stattlichen Hause. Die Reisenden wurden durch ein Gedränge bunter Uniformen, beschnürter Röcke und heller Kittel gezogen und eine breite Treppe hinaufgedrängt. Dort stieß man sie in ein großes Zimmer und stellte sie einem Herrn mit weißen Glacéhandschuhen gegenüber, welcher in einen schriftlichen Rapport sah und ihnen kurz ankündigte, daß sie nach dem Bericht des Stations-Commandanten der Spionage verdächtig wären und vor einem Kriegsgericht verhört werden sollten. Der Kaufmann antwortete sogleich mit kräftigem Unwillen: „Dann bedaure ich, daß Ihr Untergebener eine große Unwahrheit gemeldet hat, denn wir haben die Reise bei hellem Tage auf der großen Landstraße bis hierher gemacht, in der bestimmten Absicht, Ihren Commandirenden zu sprechen; mein sind die Pferde und mein der Wagen, welche mich vor dieses Haus gebracht haben, und es war eine überflüssige Höflichkeit Ihres Stations-Commandanten, daß er mir solche Begleitung mitgegeben hat. Ich wünsche den Herrn, welcher hier befehligt, so bald als möglich zu sehen, nur ihm werde ich den Zweck meiner Reise mittheilen; haben Sie die Güte, ihm meinen Paß einzuhändigen."

Der Herr sah in den Paß und frug mit mehr Rücksicht auf Anton blickend: „Aber dieser Herr? er hat das Aussehen eines Offiziers Ihrer Armee."

„Ich bin ein Commis des Herrn Schröter," erwiederte Anton mit einer Verbeugung, „und durch und durch civil."

„Warten Sie," sprach der junge Mann von oben herab und ging mit dem Paß in ein Nebenzimmer.

Da er einige Zeit ausblieb und Niemand die Reisenden hinderte, setzten sie sich auf eine Bank und nahmen die sicherste Miene an, welche ihnen möglich war. Anton warf einen besorgten Blick auf seinen Prinzipal, welcher finster vor sich niedersah, und betrachtete dann verwundert seine Umgebung. Es war ein hohes Zimmer, die Decke mit Stuck und Malerei verziert, die Wände verräuchert und beschmutzt, Tische, Stühle und Bänke standen unordentlich umher, sie schienen aus einem Schenkhause herzugeschleppt; an den Tischen beugten sich einige Schreiber über ihre Papiere, und an den Wänden saßen und lagen Bewaffnete, sie schliefen oder sprachen laut mit einander, zum Theil in französischer Sprache. Das heruntergekommene Zimmer in der trüben Beleuchtung machte auf Anton keinen ermuthigenden Eindruck, und leise sagte er zu dem Kaufmann: „Wenn Revolution so aussieht, sieht sie häßlich genug aus."

„Sie verwüstet immer und schafft selten Neues. Ich fürchte, die ganze Stadt gleicht dieser Stube. Die gemalten Wappen an der Decke und die schmutzige Bank, auf der wir sitzen, wenn solche Gegensätze zusammenkommen, dann darf ein ehrlicher Mann sein Kreuz schlagen. Der Adel und der Pöbel sind jeder einzeln schlimm genug, wenn sie für sich Politik treiben; so oft sie sich aber mit einander vereinigen, zerstören sie sicher das Haus, in dem sie zusammenkommen."

„Die Vornehmen sind uns unbequemer," sagte Anton, „ich lobe mir unsern Krakusen, der war ein höflicher Insurgent und er hatte ein Herz für ein Achtgroschenstück, die Herren hier aber verfahren durchaus nicht geschäftsmäßig."

„Warten wir ab," sprach der Prinzipal.

Eine Viertelstunde war vergangen, da trat ein junger

Mann von ſchlankem Wuchs und ſtattlichem Ausſehen, gefolgt von dem Herrn mit den weißen Händen, aus dem Nebenzimmer, ſchritt artig auf den Kaufmann zu und ſagte mit lauter Stimme, ſo daß auch die Schläfer auf den Bänken ihn hören mußten: „Ich freue mich, Sie hier zu ſehen, ich habe ſo etwas erwartet; haben Sie die Güte, mir mit Ihrem Begleiter zu folgen.“

„Wetter! unſere Actien ſteigen,“ dachte Anton. Sie folgten dem majeſtätiſchen Redner in ein kleines Eckzimmer, welches gewiſſermaßen das Boudoir des Hauptquartiers war; denn es ſtand eine Ottomane darin, weich gepolſterte Seſſel und ein zierlicher Schreibtiſch von ſeltenem Holz. Verſchiedene Anzüge und Uniformen hingen unordentlich über den Möbeln, und auf dem Tiſch lag neben Papieren ein niedliches, koſtbar ausgelegtes Taſchenterzerol mit zwei Läufen und ein großes Petſchaft von buntem Stein in Gold eingefaßt.

Während Anton die Beobachtung machte, daß es in dem Raum ſehr elegant, aber auch ſehr unordentlich ausſah, ſagte der junge Befehlshaber mit etwas mehr Haltung und etwas weniger Zärtlichkeit zu dem Kaufmann: „Sie ſind durch ein Mißverſtändniß rauher Behandlung ausgeſetzt worden, wie ſie in unruhiger Zeit nicht immer zu vermeiden iſt; Ihre Begleiter haben Ihre Angaben beſtätigt. Ich erſuche Sie, mir mitzutheilen, was Sie zu uns führt.“ Der Kaufmann berichtete kurz, aber genau den Zweck ſeiner Reiſe, nannte die Namen ſeiner Geſchäftsfreunde am Ort und berief ſich auf ſie zur Beſtätigung ſeiner Ausſage.

„Ich kenne den einen oder andern dieſer Herren,“ antwortete der Befehlshaber nachläſſig. Er ſah den Kaufmann ſcharf an und frug nach einer Pauſe: „Haben Sie mir nichts weiter mitzutheilen?“

Der Prinzipal verneinte, aber der Andere fuhr ſchnell fort: „Ich begreife wohl, daß unſere ungewöhnliche Lage Ihrer Regierung verbietet, direct mit uns in Verbindung zu treten,

und daß Sie, falls Sie irgend einen Auftrag an uns haben, die höchste Vorsicht beobachten müssen."

Lebhaft fiel ihm der Kaufmann ins Wort: „Bevor Sie weiter sprechen, versichere ich nochmals, als Mann von Ehre, daß ich nur in meinen Angelegenheiten herkomme, und daß diese Angelegenheiten nur die angegebenen sind. Da ich aber aus Ihren Worten und aus Manchem, was ich auf dem Wege gehört habe, schließe, daß Sie mich für einen Bevollmächtigten, gleichviel von wem, halten, so fühle ich mich gezwungen Ihnen zu sagen, daß ich in keinerlei Auftrag hierher hätte reisen können, weil ein Auftrag, wie Sie zu erwarten scheinen, unmöglich ist."

Der vornehme Häuptling sah sehr ernst vor sich nieder und sagte nach einem Augenblick finstern Schweigens: „Gleichviel, Sie sollen darunter nicht leiden. — Der Wunsch, welchen Sie hier ausgedrückt haben, ist so ungewöhnlich, daß er bei einer regulären Obrigkeit durchaus nicht erfüllt werden könnte; wenn uns nicht vergönnt ist, Sie für einen Freund zu halten, so gebietet uns die Pflicht der Nothwehr, Sie und Ihr Eigenthum als feindlich zu behandeln. Aber die Männer meines Volkes haben, so oft sie zu den Waffen griffen, die verhängnißvolle Tugend gehabt, auch Andern einen großen Sinn zuzutrauen und um ihrer selbst willen auch da edel zu handeln, wo sie auf keinen Dank zu rechnen hatten. Seien Sie überzeugt, daß ich, so viel an mir liegt, dazu beitragen werde, Ihr Eigenthum frei zu machen."

So sprach der Edelmann mit Selbstgefühl und in prächtiger Haltung, und Anton fühlte lebhaft, daß etwas wahrhaft Edles aus den Worten hervorleuchtete; aber er war schon zu sehr Geschäftsmann, um sich solchem Eindruck ganz hinzugeben, und ein recht gemeines Bedenken fiel als Reif auf die aufkeimende Bewunderung. „Er verspricht uns Hilfe und hat sich noch nicht einmal überzeugt, ob das in der That unser Eigenthum ist, was wir aus seiner Stadt herausziehen wollen."

„Leider bin ich nicht so souverän," fuhr der Anführer fort, „daß ich Ihnen ohne Weiteres Ihr Verlangen erfüllen kann. Indeß hoffe ich, Ihnen auf morgen einen Freipaß für Ihre Wagen durchzusetzen. Vor Allem suchen Sie selbst zu ermitteln, wo Ihr Eigenthum sich befindet; ich werde Ihnen einen meiner Offiziere zum Schutz mitgeben. Morgen früh das Weitere."

Mit diesen Worten wurden die Reisenden huldreich entlassen, und Anton sah beim Herausgehen, wie der Befehlshaber sich ermüdet in einen weichen Sammtstuhl setzte und mit gesenktem Haupte an dem Griff seines schönen Terzerols spielte.

Ein kleiner Herr mit einer großen Schärpe, fast noch ein Kind, aber von zuversichtlichem Wesen, begleitete die Reisenden aus dem Hause. Im Herausgehen wurden sie von mehren Anwesenden artig gegrüßt, und Anton sah, daß das Vorzimmer sie noch immer für diplomatische Charaktere hielt. Der Offizier frug, wohin er die Herren begleiten solle, sein Auftrag sei, sie nicht zu verlassen.

„Zu unserm Schutz, oder zu unserer Bewachung?" frug Anton heiter, denn er hatte jetzt guten Muth.

„Sie werden mir keine Veranlassung geben, mich als Ihren Aufseher zu betrachten," antwortete der kleine Krieger in elegantem Französisch.

„Nein," sagte der Kaufmann, mit Theilnahme auf den Jüngling blickend, „aber wir werden Sie ermüden, denn wir haben noch heut sehr uninteressante und gewöhnliche Geschäfte abzumachen."

„Ich thue nur meine Pflicht," antwortete mit stolzer Haltung der Führer, „wenn ich Sie begleite, wohin Sie irgend wünschen."

„Und wir die unsere, wenn wir eilen," sagte der Kaufmann.

So ſchritten die Reiſenden durch die Straßen der Stadt. Die Nacht war eingebrochen, aber unter ihrem Mantel wurde das wüſte Treiben noch peinlicher. Haufen des niedrigſten Pöbels, Patrouillen des Heeres, Schaaren von flüchtigen Landbewohnern drängten ſich ſchreiend, fluchend, ſingend durcheinander; viele Fenſter waren erleuchtet, und der Lichterglanz verbreitete über den Straßen eine ſchattenloſe, geſpenſtige Helle. Ueber die Häuſer wälzten ſich dicht geballte, röthliche Wolken, es brannte in einer Vorſtadt, und der Wind trieb Schwärme goldener Funken und lohende Holzſplitter über die Häupter der Reiſenden. Dazu heulten die Glocken der Thürme mit ſchauerlicher Stimme eintönigen Klagegeſang. Die Reiſenden eilten ſchweigend durch das Gedränge, die trotzigen Worte ihres Begleiters öffneten ihnen einen Weg auch durch drohende Haufen. So kamen ſie zu dem Hauſe, in welchem der Agent der Handlung wohnte. Das Haus war verſchloſſen, und lange mußten ſie pochen, bis ein Fenſter geöffnet wurde und eine ängſtliche Stimme in den Straßenlärm hinunter rief, wer da ſei.

Als ſie eintraten, lief ihnen der Agent handeringend entgegen und fiel dem Kaufmann weinend um den Hals. Die Gegenwart des jungen Inſurgenten verhinderte ihn, ſeinen Gefühlen Worte zu geben; er öffnete den Ankommenden ſeine Zimmer und bat mit kläglicher Stimme um Entſchuldigung wegen der übergroßen Unordnung. Koffer und Kiſten waren gepackt, Frauen und Dienſtboten liefen ängſtlich ab und zu, verſteckten hier ſilberne Leuchter und packten dort wieder ſilberne Löffel aus. Unterdeß rang der Hausherr unaufhörlich die Hände, ging in der Stube auf und ab, beklagte ſein Unglück und das Unglück der Handlung, ſegnete und bedauerte die Ankunft des Kaufmanns in einem Athemzuge, und verſicherte dazwiſchen dem jungen Krieger mit gepreßter Stimme, daß auch er ein Patriot ſei, und daß nur ein unbegreifliches Verſehen des Dienſtmädchens die Cocarde von ſeiner Hausmütze abge-

trennt habe. Es war ersichtlich, daß der Mann und seine ganze Familie den Kopf verloren hatten. Mit Mühe und nur durch ernste Worte brachte ihn der Kaufmann so weit, daß er ihm in einer Fensterecke über den Stand der Geschäfte Auskunft gab. Die Frachtwagen waren in der Stadt angekommen, gerade an dem Tage, an welchem der Aufruhr losbrach. Durch die Vorsicht eines Fuhrmanns waren sie in dem großen Hofraum einer entlegenen Herberge untergebracht worden; was seit der Zeit aus dem Transport geworden war, wußte der Agent nicht.

Nach kurzer Unterredung sagte der Kaufmann: „Ihre Gastfreundschaft nehmen wir heut Nacht nicht in Anspruch, wir werden dort schlafen, wo unsere Wagen sind." Alle Einwendungen des Agenten wurden mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Der ehrliche, aber schwache Mann schien wahrhaft bekümmert über die neuen Gefahren, denen sich sein Geschäftsfreund aussetzen wollte.

„In der Frühe hole ich Sie ab," sagte der Kaufmann beim Scheiden; „ich beabsichtige morgen mit meinen Wagen abzureisen, vorher werde ich bei unsern Kunden einige Besuche machen, die, wie Sie wissen, nothwendig sind, dabei wünsche ich Ihre Begleitung." Der Agent versprach, bei Tageslicht alles Mögliche zu thun.

So traten die Reisenden wieder in die Nacht hinaus, geleitet von dem Polen, welcher mit Verachtung die halblaute Verhandlung angehört hatte. Auf der Straße sagte der Prinzipal, seine Cigarre unwillig wegwerfend, zu Anton:

„Unser Freund wird uns wenig nützen, er ist hilflos wie ein Kind. Er hat versäumt, im Anfange dieser wilden Tage seine Pflicht zu thun, Gelder einzuziehen und Deckung für unsere Forderungen zu suchen."

„Und jetzt wird Niemand den Willen haben," sagte Anton bekümmert, „weder uns Zahlung zu leisten, noch Deckung zu geben."

„Und doch müssen wir das morgen durchsetzen, und Sie sollen mir dabei helfen. Bei Gott, solche kriegerische Krämpfe sind für den Verkehr ohnedies unbequem genug, sie lähmen jede nützliche Thätigkeit des Menschen, und doch ist's diese allein, welche ihn davor bewahrt, ein Thier zu werden. Wenn aber ein Geschäftsmann sich noch mehr stören läßt, als nöthig ist, so begeht er ein Unrecht gegen die Civilisation, ein Unrecht, das gar nicht wieder gut zu machen ist."

So kamen sie in einen Stadttheil, in welchem leere Straßen und die Todtenstille um sie herum noch unheimlicher gegen den fernen Lärm und die Röthe am Himmel abstachen. Endlich machten sie Halt vor einem niedrigen Gebäude mit großem Thorwege. Sie traten ein und sahen in die Wirthsstube, einen schmutzigen Raum mit geschwärzten Deckbalken, in welchem sich auf Holzbänken und Tischen schreiende und Branntwein trinkende Patrioten drängten. Der junge Offizier trat auf die Schwelle und rief nach dem Wirth. Eine dicke Figur mit rothglühendem Gesicht tauchte aus dem Dampf eines Schenktisches hervor. „Im Namen der Regierung Zimmer für mich und meine Begleiter," forderte der Andere. Widerwillig ergriff der Wirth ein verrostetes Schlüsselbund und ein Talglicht und führte die Fremden in den Oberstock, dort öffnete er ein dumpfiges Zimmer und erklärte mürrisch, er habe keine andere Gaststube.

„Schafft uns ein Abendbrot und eine Flasche von eurem besten Wein," sagte der Kaufmann, „wir bezahlen euch gut und sogleich."

Diese Andeutung verbesserte die Stimmung des dicken Gastwirths sichtlich, er kam sogar auf den unglücklichen Einfall, höflich auszusehen. Jetzt frug der Kaufmann nach den Fuhrleuten und nach den Wagen. Diese Fragen kamen dem Wirthe quer. Zuerst versuchte er gar nichts zu wissen und behauptete, es seien viele Wagen in seinem Hofe aufgefahren, und es seien wohl auch Fuhrleute da, er kenne sie nicht.

Vergebens bemühte sich der Kaufmann, ihm den Zweck seiner Herkunft verständlich zu machen, der Wirth blieb verstockt und verfiel wieder in mürrische Grobheit, bis der junge Pole dazwischen trat und dem Kaufmann bemerkte, mit solchen Leuten müsse man anders reden. Er stellte sich vor den Wirth, bezeichnete ihn mit mehren Hundenamen und versprach, ihn auf der Stelle arretiren und abführen zu lassen, wenn er nicht die genaueste Auskunft gäbe.

Der Wirth sah scheu auf den Offizier und erbot sich endlich, fortzugehen und einen der Fuhrleute heraufzuschicken.

Kurz darauf polterte eine lange Gestalt mit braunem Filzhut die Treppe herauf, stutzte beim Anblick des Kaufmanns und erklärte endlich mit erzwungener Freundlichkeit, er sei da.

„Wo stehn die Wagen, wo sind die Frachtbriefe?"

Die Wagen waren im Hofe der Herberge aufgefahren, die Frachtbriefe kamen zögernd aus der schmutzigen Ledertasche des Fuhrmanns.

„Ihr steht mir dafür, daß eure Ladung vollständig und unversehrt ist?" frug der Kaufmann.

Mißvergnügt antwortete der Filzhut, er könne dafür nicht stehen. Die Pferde des Transports seien ausgespannt und in einem versteckten Stall verborgen, damit sie nicht von der Regierung mit Beschlag belegt würden; was von den Wagen heruntergekommen sei, könne er nicht wissen und nicht vertreten, jede Verantwortlichkeit höre bei solcher Unordnung auf.

„Wir sind in einer Diebeshöhle," sagte der Kaufmann zu seinem Begleiter; „ich bitte um Ihre Hilfe, die Leute zur Ordnung zu bringen."

Andere Leute zur Ordnung zu bringen, war gerade, was der junge Pole für seine Stärke hielt, denn er nahm lächelnd eine Pistole in die Hand und sagte verbindlich zu Anton: „Thun Sie wie ich und haben Sie die Güte mir zu folgen." Darauf faßte er den Fuhrmann beim Kragen wie einen erschossenen Hasen und schleppte ihn die Treppe hinunter in den

Hausflur. — „Wo ist der Wirth?“ rief er mit möglichst furchtbarer Stimme. „Der Hund von Wirth und eine Laterne!“ Als die Laterne endlich gebracht wurde, führte er den ganzen Zug, die Fremden, den gefangenen Fuhrmann, den dicken Wirth und was bei dem Lärm sonst zusammengelaufen war, in den Hof. Dort stellte er sich mit seinem Gefangenen als Mittelpunkt eines Kreises auf, widmete dem Wirth noch einige Hundesöhne, schlug seinen Fuhrmann mit dem Kolben der Pistole auf den Kopf und sagte dann dem Kaufmann artig in französischer Sprache: „Der Schädel dieses Burschen klingt merkwürdig hohl, was wünschen Sie zunächst von diesen Tröpfen?“

„Haben Sie die Güte, die Fuhrleute zusammenzurufen.“

„Gut,“ sagte der Pole, „und dann?“

„Dann will ich die Ladung der Wagen untersuchen, wenn das in der Finsterniß möglich ist.“

„Möglich ist Alles,“ sagte der Pole, „wenn Sie sich die Unbequemlichkeit machen wollen, bei Nacht diese alte Leinwand zu durchforschen. Ich würde Ihnen zu einer Flasche Sauterne rathen und zu einigen Stunden Ruhe. Man muß in solchen Zeiten die Gelegenheit nicht versäumen, sich zu stärken.“

„Ich würde es vorziehn, auf der Stelle die Wagen anzusehen,“ erwiederte der Kaufmann lächelnd, „wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Ich bin im Dienst,“ sagte der Pole, „also frisch ans Werk, es sind Hände genug hier, um Ihnen die Lichter zu halten. — Ihr gottverdammten Schurken,“ fuhr er polnisch fort, wieder den Fuhrmann kussend und den Wirth bedrohend, „ich führe euch alle zusammen ab und lasse Standrecht über euch halten, wenn ihr nicht auf der Stelle die übrigen Fuhrleute dieses Herrn vor meine Augen schafft. Wie viel sind ihrer?“ frug er französisch den Kaufmann.

„Es sind vierzehn Wagen,“ erwiederte dieser.

„Vierzehn müssen's sein,“ donnerte der Pole wieder die Leute an, „der Teufel soll all euren Großmüttern das Aergste

thun, wenn ihr euch nicht auf der Stelle vor dieſem Herrn aufſtellt.“ Mit Hilfe eines alten Hausknechts wurde endlich etwa ein Dutzend der Fuhrleute herbeigeſchafft, zwei waren nicht aufzutreiben; der Wirth geſtand endlich, ſie hätten ſich dem Heere der Patrioten angeſchloſſen.

Der Pole ſchien nicht viel Werth auf dieſen Patriotismus zu legen. Er ſprach zum Kaufmann gewandt: „Hier haben Sie die Leute, ſehen Sie nach der Ladung; wenn auch nur ein Stück fehlt, laſſe ich über die ganze Geſellſchaft Standrecht halten.“ Dabei ſetzte er ſich nachläſſig auf eine Wagendeichſel und drehte die Spitzen ſeiner beſchmutzten Glanzſtiefeln beim Licht der Laterne hin und her.

Eine Anzahl von Laternen, auch einige Fackeln wurden gebracht, und auf einige ermuthigende Worte des Kaufmanns ſtiegen die Fuhrleute in die Wagenburg, welche in dem großen Hofe aufgefahren war, rollten einige leere Wagen bei Seite und eröffneten den Zugang zu ihrer Ladung. Die meiſten waren ſchon früher im Geſchäft des Kaufmanns geweſen und kannten ihn und Anton perſönlich, einige zeigten ſich dienſtfertig und gutwillig, und während der Kaufmann den verſtändigſten unter ihnen vornahm und ausfrug, unterſuchte Anton, ſoweit es in der Eile möglich war, die Beſchaffenheit der Ladung, welche zumeiſt aus Wolle und Talg beſtand. Einige Wagen waren unbeſchädigt, der eine war ganz abgeladen, mehre andere ihrer Decken beraubt und theilweiſe geplündert. Der Kaufmann trat zu dem jungen Polen. „Es iſt ſo, wie wir annahmen,“ ſagte er; „der Wirth hat einige von den Fuhrleuten überredet, da jetzt Revolution ſei, hätten ihre Verpflichtungen aufgehört; ſie haben angefangen, die Ladung in einem Nebengebäude abzuladen. Kamen wir einen Tag ſpäter, ſo war Alles ausgeräumt. Der Wirth und einige Spießgeſellen waren die Anſtifter, ein Theil der Fuhrleute iſt durch Drohungen eingeſchüchtert worden.“

Auf dieſen Bericht folgte eine neue Auflage von Donner-

wettern aus dem Munde der kleinen Autorität; der Wirth, von dessen Gesicht alle Röthe verschwunden war, lag vor dem Offizier auf den Knien und wurde von diesem bei den Haaren festgehalten und in gefährlicher Weise zerzaust. Unterdeß warf sich Anton mit einigen Fuhrleuten gegen die verschlossene Remise, schlug das Thor auf und beleuchtete die Wollsäcke und die übrigen gestohlenen Güter.

„Lassen Sie die Leute ausladen, sie mögen zur Strafe die Nacht arbeiten," sagte der Kaufmann. Nach einigem Widerspruch fügten sich die Fuhrleute, besiegt durch eine Mischung von Drohungen und Versprechungen. Der Pole trieb die betrunkenen Gäste der Wirthsstube aus dem Hause, ließ das äußere Thor schließen und alles Beleuchtungsmaterial des Hauses in den Hof schaffen. Darauf zog er den Hauswirth unter fortgesetztem freundschaftlichem Haarrausen nach dem obern Stock, ließ ihn dort durch einige hilfreiche Patrioten mit großen Cocarden, welche unter den Gästen der Wirthsstube gewesen waren, an einen Bettpfosten befestigen und kündigte ihm an, daß er diese Nacht auf kein anderes Verhältniß zu seiner Bettstelle Anspruch habe. „Im Fall die Waaren vollständig aufgefunden und aus deinem Hause geschafft werden, wirst du Verzeihung erhalten; im entgegengesetzten Falle werde ich Gericht über dich halten und dich erschießen lassen."

Unterdeß klirrte und rasselte es im Hofraum, und Menschenstimmen schrieen eifrig durcheinander. Anton ließ die Wagen belasten und die Ladung fest machen. In dem Eifer der Arbeit sah er kaum um sich und dachte nur auf Augenblicke an die fremdartige Umgebung und das Abenteuerliche dieser Scene. Es war ein großer viereckiger Hofraum, von niedrigen verfallenen Holzgebäuden, Ställen und Wagenschuppen eingefaßt, mit zwei Einfahrten, durch die Herberge selbst und ein gegenüberliegendes Thor; ein Raum von mehr als einem Morgen Ausdehnung, wie sie häufig bei den Herbergen des östlichen Europas zu finden sind, welche an großen Ver-

lehrsſtraßen liegen und wie die Caravanſereien des Morgenlandes beſtimmt ſind, großen Waarentransporten und einer ſchnell zuſammenſtrömenden Menge nothdürftigen Schutz zu geben. Alle Arten von Wagen waren in dem Hofe in großem Viereck zuſammengefahren, es war ein Gewirr von Leitern, Deichſeln, Rädern, von großen geflochtenen Weidenkörben und grauen Leinwanddecken, von Heu- und Strohbündeln, alten Pechbüchſen und tragbaren Futterkrippen. Außer Stalllaternen und lodernden Kienfackeln leuchtete der rothe Himmel, noch immer zogen die Brandwolken, geballter Rauch und glühende Funken über die Häupter der Reiſenden. Das fremdartige Dämmerlicht beleuchtete hier wenigſtens ein Werk des Friedens. Die Fuhrleute arbeiteten eifrig unter lautem Zuruf; ein Haufen dunkler Geſtalten verſchwand bald im Schatten der Frachtwagen und Ballen, bald ſprang er auf die Höhe der Wagen, und die lebhaften Geberden der Arbeitenden gaben ihnen in dem rothen Licht das Ausſehen von Wilden, welche ein unbekanntes nächtliches Werk ausführen.

Der Kaufmann ging zwiſchen dem Hof und dem Gaſtzimmer ab und zu, vergebens bat ihn Anton, ſich doch einige Stunden Ruhe zu gönnen. „Für uns iſt heut keine Nacht zum Schlafen," ſagte er finſter, und Anton ſah in dem düſtern Blick ſeines Prinzipals die Entſchloſſenheit eines Mannes, der bereit iſt, Alles daran zu ſetzen, um ſeinen Willen durchzuführen.

Es war gegen Morgen, als der letzte rieſige Wollſack mit Ketten und Stricken hoch oben auf dem Wagen befeſtigt war. Anton, der ſelbſt Hand angelegt hatte, glitt herunter und meldete ſeinem Prinzipal: „Wir ſind fertig."

„Endlich," antwortete der Kaufmann tief aufathmend und ging hinauf in das Zimmer, um dies ſeinem freundlichen Begleiter anzuzeigen. Dieſer hatte die Nacht auf ſeine Weiſe zugebracht; zuerſt ließ er ſich das Abendbrot und den Wein, welchen entſetzte Dienſtmädchen auf ſeine Forderung herauf-

ſchafften, ſehr wohl ſchmecken und behielt noch Zeit, eine wie die andere vornehm um die Taille zu faſſen und ihnen einige aufmunternde Worte zu gönnen. Dann betrachtete er die unſaubern Betten und ſtreckte ſich endlich mit einem franzöſiſchen Fluch auf einem derſelben aus, ſah gleichgültig in das zuſammengezogene Geſicht des tückiſchen Wirthes, der ihm gegenüber auf dem Boden ſaß, ſtarrte die Zimmerdecke an und ſagte dem Kaufmann, welcher einige Male in die Stube trat, ſchon in halbem Schlummer Artigkeiten über ſeine Fertigkeit, die Nächte ohne Schlaf hinzubringen. Endlich ſchlief er feſt ein. Wenigſtens fand ihn der Kaufmann am Morgen hingeſtreckt auf der groben Leinwand, das feine Geſicht von langem ſchwarzem Haar eingefaßt, die kleinen Hände verſchlungen, ein freundliches Lächeln um ſeinen Mund. So war er mit ſeiner Umgebung kein unpaſſendes Bild der Ariſtokratie ſeines Stammes, er ſelbſt ein vornehmes Kind mit den Leidenſchaften und vielleicht mit den Sünden eines Mannes, und ihm gegenüber auf dem Fußboden die rohe Geſtalt des gefeſſelten Plebejers, der ſich den Anſchein gab, ebenfalls zu ſchlafen, aber oft mit böſem Blick auf den Liegenden hinſchielte.

Der Ariſtokrat ſprang auf, als der Kaufmann an ſein Bett trat, er öffnete das Fenſter und ſagte: „Guten Tag! es iſt Morgen, ich habe excellent geſchlafen.“ Darauf rief er eine vorbeiziehende Patrouille an, erklärte dem Führer kurz das Sachverhältniß, übergab ihm die Reſte des Abendeſſens und den Wirth und befahl ihm ohne Weiteres, mit ſeinen Leuten im Hauſe Wache zu halten, bis er ſelbſt zurückkehre. Dann trug er den Fuhrleuten auf, die Pferde anzuſchirren, und führte die Reiſenden in das Dämmerlicht eines unheimlichen Tages.

Auf dem Wege zum Agenten ſagte der Kaufmann zu Anton: „Wir theilen uns in die nöthigen Beſuche; ſagen Sie unſern Kunden, daß wir durchaus nicht beabſichtigen, ſie zu drücken, daß ſie bei Wiederherſtellung einiger Ordnung auf

die größte Nachsicht und Schonung rechnen können, ja unter Umständen eine Erweiterung ihres Credits, jetzt aber und vor Allem verlangen wir Sicherheiten. Wir werden in diesem Wirrwarr nicht viel abmachen, aber daß die Herren heut durch uns selbst an unsere Firma erinnert werden, das ist die Hälfte unserer Außenstände werth." Leiser fügte er hinzu: „Diese Stadt ist ihrem Schicksal verfallen, wir werden in der nächsten Zukunft hier wenig Geschäfte machen, denken Sie daran und seien sie fest." Und zum Polen gewendet sagte er: „Ich bitte Sie, meinem Gefährten zu erlauben, daß er in Begleitung des Agenten einige Geschäftswege gehe."

„Wenn Ihr Agent mir mit seiner Person für die Rückkehr dieses Herrn haften will," erwiederte der Pole zögernd, „so mag es geschehen."

Das Tageslicht hatte seine schöne Eigenschaft, den Blumen Farbe und den Furchtsamen Muth zu geben, auch an dem Agenten bewährt. Er erklärte sich bereit, mit Anton auszugehen. Unter dem Schutz der großen Cocarde, welche der Agent am Hute trug, eilte Anton von Haus zu Haus, er selbst bleich nach der ruhelosen Nacht, aber mit entschlossenem Herzen. Ueberall wurde er mit Staunen empfangen, welches nicht immer frei von Bestürzung war: Wie man in solcher Zeit daran denken könne, Geschäfte abzuwickeln, zwischen Waffenlärm und Sturmgeläut und in der Todesangst um eine furchtbare Zukunft?

Anton erwiederte kaltblütig: „Unsere Handlung ist nicht gesonnen, sich um den Kriegslärm zu kümmern, wo sie nicht dazu gezwungen wird; jede Zeit ist gut genug, um Verpflichtungen zu erfüllen; wenn für uns die Zeit war, hierher zu kommen, so ist auch für Sie Zeit, mit mir zu verhandeln." Durch solche und ähnliche Vorstellungen gelang es ihm doch, hier und da ein bestimmtes Versprechen, Anerbietungen, ja sogar einige Deckung zu erlangen.

Nach einigen Stunden angestrengter Arbeit traf Anton in

der Wohnung des Agenten wieder mit seinem Prinzipal zusammen. Als er Bericht abgestattet hatte, sagte der Kaufmann, ihm die Hand reichend: „Wenn wir noch unsere Wagen glücklich aus der Stadt bringen, haben wir so viel durchgesetzt, daß wir die unvermeidlichen Verluste an diesem Ort wohl ertragen können. Jetzt auf die Commandantur!“ — Er gab dem Agenten noch Aufträge und sagte ihm beim Abschied leise: „In wenig Tagen werden unsere Truppen einrücken, ich nehme an, daß Sie bis dahin Ihr Haus nicht verlassen. Dann sehen wir uns wieder.“

Der Agent rief mit aufgehobenen Händen den Schutz aller Himmlischen auf die Reisenden herab, verschloß und verriegelte hinter ihnen die Hausthüre und versteckte seine revolutionäre Cocarde in dem Ofen.

Die Reisenden eilten unter Führung des Polen mit schnellen Schritten durch das Gewühl. Wieder hatten sich die Straßen gefüllt, wieder zogen Schaaren Bewaffneter an ihnen vorüber, der Pöbel war wilder und aufgeregter, und das Geschrei war noch größer als am Abend zuvor. Es wurde an die Häuser gedonnert und Einlaß verlangt, Branntweinfässer wurden auf die Pflastersteine gerollt und von dichten Haufen trunkener Männer und Weiber umdrängt, Alles kündigte an, daß die befehlende Macht nicht stark genug war, die Straßendisciplin aufrecht zu erhalten. Auch im Hause des Commandirenden war ein unruhiges Treiben, Bewaffnete eilten zu und ab, und die Botschaft, welche sie brachten, mußte ungünstig sein, denn in dem großen Vorzimmer wurde mit halblauter Stimme viel geflüstert, und unruhige Erwartung lag auf allen Gesichtern.

Der junge Pole wurde bei seinem Eintritt von seinen Freunden umdrängt und in eine Ecke gezogen. Nach hastigen Fragen faßte er ein Gewehr, rief Einige beim Namen und verließ das Zimmer, ohne sich weiter um die Reisenden zu kümmern.

Der Kaufmann und Anton wurden in das Nebenzimmer

gewiesen. Dort empfing sie der junge Befehlshaber. Auch er war bleich und niedergeschlagen, aber hatte doch die Haltung eines vornehmen Mannes, als er den Kaufmann anredete: „Ich habe Ihren Wunsch befürwortet, hier ist ein Passirschein für Sie und Ihre Wagen; ich bitte Sie, daraus zu entnehmen, daß wir die Bürger Ihres Staates rücksichtsvoll zu behandeln wünschen, mehr vielleicht, als die Pflicht der Selbsterhaltung rathsam macht."

Der Kaufmann empfing das verhängnißvolle Papier mit glänzenden Augen: „Sie haben mir eine ungewöhnliche Rücksicht bewiesen," sagte er, „ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet und wünsche, daß es mir einst vergönnt sein möge, meine Dankbarkeit Ihnen zu beweisen."

„Wer weiß," antwortete der junge Befehlshaber mit trübem Lächeln, „wer Alles auf das Spiel setzt, kann auch Alles verlieren."

„Vieles," sagte der Kaufmann mit einer höflichen Neigung seines Hauptes, „aber nicht Alles, wenn man sich ehrlich Mühe gibt."

In diesem Augenblick drang ein dumpfer Ton in das Ohr der Sprechenden, ein Geräusch, wie der Zug des heulenden Windes oder das Brausen der hereinstürzenden Fluth. Der Commandirende stand unbeweglich und horchte. Plötzlich erklang ganz in der Nähe ein mißtönender Schrei aus vielen Kehlen, einzelne Schüsse folgten. Anton, durch Nachtwachen und lange Spannung empfänglich gemacht für einen Schauer, schrak zusammen, er sah, daß die Hand seines Prinzipals, welche den Passirschein festhielt, heftig zitterte. Da wurde die Thür des Kabinets aufgerissen, einige stattliche Männer stürzten herein, mit zerrissenen Kleidern, die Waffen in der Hand, in den verstörten Gesichtern die Spuren des Straßenkampfes, an ihrer Spitze der Führer der Reisenden.

„Empörung!" rief der junge Pole seinem Befehlshaber zu, „sie suchen dich! — Rette dich! — Ich halte sie auf."

Schnell wie der Gedanke sprang Anton zu seinem Prinzipal, er riß diesen mit sich fort, und Beide flogen durch das Vorzimmer die Treppe hinab in den Hausflur. Hier stießen sie auf einen Haufen Bewaffneter, welche sich noch einmal gegen eine andrängende Volksmasse am Eingang des Hauses zu setzen suchten. Aber so schnell auch die Reisenden waren, schneller noch glitt ihr Gefährte der letzten Nacht die Treppe hinunter, flog an die Spitze seiner Freunde und warf sich unter lautem Zuruf mit ihnen einem hereinbrechenden Pöbelhaufen entgegen. Wild flogen die schwarzen Haare um sein entblößtes Haupt, und in seinem schönen, jetzt so farblosen Angesicht glänzten die Augen von der unwiderstehlichen Energie eines tapfern Mannes. „Zurück!“ rief er mit heller Stimme dem wüsten Volke zu und sprang wie ein Panther von den Stufen des Portals weit hinein in den Haufen, mit flachen Schlägen seiner Klinge auf die Köpfe der Andrängenden hauend. Die Volksmasse wich zurück, die Gefährten des Tapfern stellten sich kampfbereit hinter ihm auf. Wieder ergriff Anton den Arm seines Prinzipals und zog ihn aus dem Hause mit der Hast, welche dem Menschen nur dann wird, wenn er widerstandslos einem mächtigen Triebe folgt. Schon waren sie an einem Vorsprung des Hauses, da fiel ein Schuß, und mit Entsetzen sahen sie noch, daß der junge Pole blutend auf den Rücken fiel, sie hörten seinen letzten Schrei: „Die Canaille!“

„Zu den Wagen!“ rief der Kaufmann und warf sich in eine enge Quergasse. Aus der Ferne klangen noch einzelne Schüsse und das Geschrei der Uneinigen; die Reisenden durchbrachen das Gedränge neugieriger und erschreckter Einwohner, welche ihren Lauf durch entlegene Straßen hinderten, und kamen athemlos, das Schlimmste befürchtend, vor der Herberge an.

Auch hier war die Empörung ausgebrochen. Die zurückgelaſſene Wache hatte den Wirth losgebunden und ſich ſchleunig entfernt, als die Nachricht von dem Tumult zu ihren Ohren gedrungen war. Jetzt füllte den Hof Zank und vielſtimmiges Geſchrei. Der Wirth, unterſtützt von einem Haufen Straßengeſindel, verhandelte heftig mit den Fuhrleuten. Ein Theil der Wagen war angeſpannt und zur Abfahrt bereit, von andern war die Decke wieder heruntergeriſſen, ein Trupp der Fuhrleute, offenbar die Minderzahl, ſtand davor und widerſetzte ſich dem andringenden Wirth und ſeiner Bande. Es war eine verzweifelte Lage. Der Kaufmann riß ſich von Anton los, welcher ihn zurückhalten wollte, ſtürzte mitten in den Haufen der Streitenden und rief, den Paſſirſchein hoch hebend, in polniſcher Sprache: „Haltet ein! Hier iſt der Befehl des Commandanten, daß unſere Wagen die Stadt verlaſſen ſollen. Wer ſich widerſetzt, wird beſtraft werden. Wir ſtehen unter dem Schutz der Regierung.“

„Welcher Regierung? du Schelm von einem Deutſchen!“ ſchrie der Wirth mit kirſchrothem Geſicht; „die alte Regierung gilt nicht mehr, die Verräther haben ihren Lohn erhalten, und ihr Spione ſollt gleichfalls hängen!“ So drang er auf den Kaufmann ein und hieb mit einem alten Säbel nach dem Haupt des Wehrloſen.

Unſerm Anton grauſte; aber wie der Menſch in den ſchrecklichſten Momenten von abenteuerlichen Ideenverbindungen befallen wird, welche wie Sternſchnuppen durch die Finſterniß eines empörten Gemüthes ſchießen, ſo erhielt auch ihm der breite Rücken des Wirthes auf einmal eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Rücken eines dicken Schulkameraden aus Oſtrau, eines gutmüthigen Bäckerſohnes, an dem er in vielen Balgereien den Knabenkunſtgriff geübt hatte, ſeinen Gegner durch einen gewiſſen Ruck und Druck von hinten platt auf die Erde zu legen. Er ſprang blitzſchnell hinter den Wirth, faßte ihn mit der Stärke eines Rieſen am Genick, gab ihm

den Ruck mit aller Kunſt und ſchrie dabei unwillkürlich: „Du Hanswurſt!“ — Der niederſauſende Säbel verlor ſeine gefährliche Richtung, er traf den Arm des Kaufmanns, zerſchnitt den Rock und drang in das Fleiſch ein, das Blut färbte augenblicklich die weiße Leinwand, welche durch den Schnitt bloßgelegt wurde. Als der Dicke, wie ein Käfer zappelnd, auf dem Rücken lag, hielt ihm Anton wieder die treue Piſtole vor und ſchrie in ſeiner verzweifelten Begeiſterung: „Zurück, ihr Schufte, oder ich ſchieße ihn tot!“

Dieſes ſchnelle Eingreifen bewirkte für den Augenblick mehr, als nach Lage der Dinge zu hoffen ſtand: das Geſindel, welches der Wirth aus ſeiner Schenkſtube zuſammengeholt hatte und welches zunächſt in fremdem Intereſſe handelte, wich zurück, und ein halbes Dutzend Fuhrleute drängte ſich mit Radſtangen und anderen Angriffswerkzeugen um den Kaufmann und ſchrie jetzt ebenſo laut, wie früher die andern, daß dem fremden Herrn und den Wagen kein Leid geſchehen ſolle. Der Kaufmann rief: „Jagt das fremde Volk hinaus!“ faßte ſelbſt den Säbel, welcher dem liegenden Wirth entfallen war, ſtürmte an der Spitze der Getreuen auf die Helfer des Wirths ein und trieb dieſe durch den gepflaſterten Hausflur. Die Hartnäckigſten machten noch einen vergeblichen Verſuch, ſich in der Schenkſtube feſtzuhalten, aber einer nach dem andern ward aus dem Hauſe geworfen, daß ſie brüllend und fluchend davonliefen. Darauf wurde die Hausthür geſchloſſen, und der Kaufmann eilte nach dem Hof zurück, wo Anton noch immer vor dem unverbeſſerlichen Wirth kniete und dieſen am Aufſtehen hinderte. Die übrigen Fuhrleute hatten ſich ſcheu zurückgezogen, der Kaufmann rief jetzt alle heran und befahl: „Spannt an!“ — Zu Anton ſagte er: „Dies Haus müſſen wir ſogleich verlaſſen. Beſſer auf dem Straßenpflaſter als in dieſer Höhle.“

„Sie bluten,“ rief Anton, beſtürzt zu dem Arm des Kaufmanns aufblickend.

„Es muß unbedeutend ſein, ich kann den Arm bewegen," antwortete der Kaufmann ſchnell. „Oeffnet das Hinterthor, hinaus mit den Wagen! Vorwärts, ihr Männer! — Einer der Fuhrleute wird Ihnen helfen, den Wirth feſtzuhalten."

„Und wo ſollen wir hin?" frug Anton in engliſcher Sprache. „Sollen wir mit den Wagen hinein in das Blutvergießen der Straße?"

„Wir haben einen Paſſirſchein und werden die Stadt verlaſſen," erwiederte der Kaufmann hartnäckig.

„Man wird den Paß nicht reſpectiren," rief Anton wieder und hielt dem ungeduldigen Wirth ſeine Piſtole an die Stirn.

„Im ſchlimmſten Falle gibt es mehre Herbergen in dieſem Theile der Stadt, jede andere wird eine beſſere Zuflucht ſein."

„Aber die Fuhrleute ſind nicht vollzählig und haben zum Theil böſen Willen."

„Den böſen Willen einzelner bezwinge ich," entgegnete der Kaufmann finſter; „die Geſpanne ſind vollzählig, es fehlen nur die Knechte. Wer Pferde beſaß, blieb bei ſeiner Pflicht. — Das Thor iſt geöffnet, hinaus mit den Wagen!"

Das hintere Thor führte auf einen offenen Platz, der mit Schutt und Bauſteinen bedeckt und von einzelnen ärmlichen Häuſern umgeben war. Der Kaufmann eilte an das Thor und trieb zur Abfahrt. Ein ſtämmiger Burſche kam von ſeinen Pferden zur Unterſtützung Antons herbei. Es waren angſtvolle Momente. In der Nähe des Hauſes rangen Anton und ſein Gehilfe mit dem liegenden Mann, und an der Thür heulten die häßliche Frau des Liegenden und die beiden Dienſtmädchen. Als der erſte Wagen durch das Hofthor hinausfuhr, wurde das Geſchrei der Weiber lauter, die Wirthin rief Mord und Hilfe und die Mädchen ächzten um ſo herzhafter, je eifriger der junge Fuhrmann ihnen verſicherte, dem Herrn Wirth ſolle kein Leid geſchehen, wenn er nur ruhig liegen bleibe; und ihre Zeche würden ſie auch bezahlen.

Da donnerten Kolbenſchläge an das verſchloſſene Hausthor, die Weiber ſtürzten hin und öffneten; und ſo groß war die hoffnungsloſe Spannung der letzten Augenblicke geweſen, daß Anton mit einer gewiſſen Befriedigung ein ſtarkes Commando Bewaffneter in den Hof dringen ſah. Er erhob ſich vom Boden und ließ den Wirth los. Der Kaufmann aber ging langſam, mit wankendem Schritt als ein gebrochener Mann den Feinden entgegen, welche im entſcheidenden Augenblick ſeinen Willen hinderten.

Der Anführer des Trupps, einer von den Wächtern, welche der junge Pole am Morgen in die Herberge gerufen hatte, ſagte zum Kaufmann: „Sie ſind Gefangener der Regierung, Sie und Ihre Waaren dürfen die Stadt nicht verlaſſen.“

„Ich habe einen Paſſirſchein,“ antwortete der Kaufmann mit heiſerer Stimme und griff nach der Bruſttaſche.

„Das neue Commando verbietet Ihnen die Abreiſe,“ wiederholte der Bewaffnete kurz.

„Ich muß mich unterwerfen,“ ſprach der Kaufmann, er ſetzte ſich matt auf eine Deichſel und faßte mit beiden Händen nach dem Wagenkorbe.

Anton hielt den halb Bewußtloſen in ſeinen Armen und rief in der tiefſten Empörung: „Wir ſind in dieſer Herberge zwei Mal beraubt worden, wir waren in Gefahr getötet zu werden, mein Begleiter iſt verwundet, wenn Ihre Regierung uns und die Wagen zurückhalten will, ſo ſchützen Sie wenigſtens unſer Leben und dieſe Güter, welche uns gehören. In dieſer Herberge können die Wagen nicht bleiben, und wenn Sie uns von den Wagen trennen und fortführen, ſo wird Plünderung und Zerſtörung derſelben noch ſchwerer zu verhüten ſein.“

Die Bewaffneten traten zuſammen und hielten Rath; der Anführer rief endlich auch Anton. Nach langem Verhandeln wurde beſtimmt, die Wagen in eine nahe gelegene Herberge von ähnlicher Beſchaffenheit, aber etwas beſſerem Charakter

zu geleiten. Anton erhielt die Erlaubniß, mit dem Kaufmann unter Bewachung in demſelben Gaſthofe zu bleiben, bis Weiteres über ſie beſchloſſen würde. Der Kaufmann hatte unterdeß an die Leinwand des Wagens gelehnt theilnahmlos dageſeſſen. Anton theilte ihm ſchnell das Ergebniß der Unterhandlungen mit.

„Wir müſſen es ertragen," ſagte der Prinzipal langſam und verſuchte mit Mühe ſich zu erheben. „Fordern Sie unſere Rechnung von dem Wirth."

„Der Wirth wird ſeine Bezahlung durch uns erhalten," ſagte der Führer des Trupps und ſtieß den Beſitzer des Hofes unſanft zur Seite. „Denken Sie jetzt an ſich ſelbſt," fügte er theilnehmend hinzu und faßte den Arm des Verwundeten, um ihn zu ſtützen.

„Bezahlen Sie für uns und für die Pferde," wiederholte der Kaufmann zu Anton gewandt, „wir dürfen hier nichts ſchuldig bleiben."

Anton zog ſeine Brieftaſche hervor, rief die Fuhrleute zuſammen, übergab vor ihren Augen dem Wirth ein Caſſenbillet und ſagte ihm: „So zahle ich euch, bis eure Forderung feſtgeſtellt iſt, vorläufig dieſe Summe. Ihr Männer ſeid Zeugen." Die Fuhrleute nickten reſpectvoll und eilten zu ihren Wagen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voran ein Theil der Bewaffneten, dann die Frachtwagen, welche langſam und unbehülflich über die Steine der Ausfahrt raſſelten, einige ohne Fuhrmann, nur durch die eingeübten Pferde in der Reihe gehalten. Der Kaufmann ſtand am Thor, auf Anton gelehnt, und zählte leiſe wie im Traume, ſo oft ein Wagen durch das Thor fuhr; da der letzte hinausrollte, ſagte er: „Abgemacht!" und ließ ſich von Anton und dem Polen hinter den Wagen her führen.

In der nächſten Querſtraße fuhr der Zug in den weiten Hofraum einer Herberge ein. Als nach langem Aufenthalt

der letzte Wagen abgespannt war, und die Wache das Thor von innen verriegelt hatte, sank der Kaufmann ohnmächtig zusammen und wurde in das Haus getragen.

In einem kleinen Zimmer wurde der Verwundete niedergelegt; die Polen stellten eine Wache vor das Zimmer der Reisenden, eine andere in den Hof; Anton blieb mit dem Ohnmächtigen allein. Angstvoll kniete er an dem Lager des Kaufmanns nieder, öffnete ihm die Kleider und benetzte das Gesicht mit kaltem Wasser. Nach einer Weile kehrte Leben in das Angesicht des Prinzipals zurück, er öffnete die Augen, blickte dankend auf Anton und wies auf das Fenster.

Anton sah hinaus und sagte freudig: „Es führt auf den Hof, ich kann die Wagen zählen und übersehen. Hier, glaube ich, sind wir in erträglicher Sicherheit; freilich sind wir Gefangene! Vor Allem aber erlauben Sie mir, nach Ihrer Wunde zu sehen, Ihre Kleider sind mit vielem Blut befleckt!"

„Die Schwäche kommt von der Anstrengung mehr als vom Blutverlust," antwortete der Kaufmann sich aufrichtend.

Anton öffnete die Thür und bat um einen Wundarzt. Der Wächter war bereit, einen solchen zu holen, und ließ nach Verlauf einer langen ängstlichen Stunde ein schäbiges Subject herein, welches eilig ein Barbiermesser und ein schmutziges Taschentuch hervorholte, das Messer an seinem Aermel strich und das Taschentuch in eine bedenkliche Nähe von Antons Kinn zu bringen wagte. Mit Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, weshalb er gerufen sei. Anton schnitt den Rockärmel und das Hemde auf und untersuchte selbst die verwundete Stelle. Es war ein Schnitt in den Oberarm, er schien nicht gerade tief, doch war der Arm steif und der Kaufmann fühlte heftige Schmerzen. Der Barbier versuchte einen Verband anzulegen und entfernte sich mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen wiederzukommen. Der Kaufmann sank erschöpft durch die Schmerzen des Verbandes auf das Lager zurück, und Anton saß den Rest des Tages neben ihm, machte dem

Arm Umſchläge von kaltem Waſſer und beobachtete den fieberhaften Schlummer des Kranken.

Bald verſank er ſelbſt in einen Zuſtand von Halbſchlaf, eine dumpfe Abſpannung, welche ihn gleichgültig gegen Alles machte, was außerhalb des Zimmers vorging. So kam der Abend und die Nacht, Anton ſchlich zuweilen vom Lager des Verwundeten nach dem Fenſter, um nach den Wagen zu ſehen, oder nach der Thür, um einige halblaute Worte mit der Wache zu wechſeln, welche eine gutmüthige Theilnahme bewies. Unterdeß wüthete in der Stadt das Feuer und vor den Thoren donnerte das Geſchütz angreifender Truppen. Anton ſah gleichgültig auf die glühende Lohe, welche vom Winde getrieben wieder über die unglückliche Stadt flog, er hörte mit einer ſchwachen Verwunderung, daß der Donner des Geſchützes immer ſtärker rollte und endlich in ein betäubendes Krachen überging, und wenn er Wehgeſchrei oder Gebrüll auf der Straße hörte, klang es ihm ſo unbedeutend, wie das Läuten eines Frühglöckchens, das er von ſeiner Stube im Hauſe des Prinzipals hören konnte, und das Niemanden aus der Morgenruh aufzuſtören vermochte, als höchſtens einige fromme Mütterchen. Müde griff er die ganze Nacht hindurch mit den Händen in das kalte Waſſer und an den Arm des Liegenden und fuhr auf, ſo oft dieſer ſtöhnte und ſich bewegte. Als aber gegen Morgen der Kranke in einen ruhigeren Schlummer ſank, vergaß auch Anton ſeine Arbeit, der Kopf fiel ihm ſchwer auf die Hände, welche er über den Tiſch ausgebreitet hatte; er ſah und hörte nichts mehr, er war unter dem Angſtgeſchrei und Kanonendonner, welche die Eroberung einer hartnäckig vertheidigten Stadt anzeigten, unter allen Gräueln eines blutigen Kampfes feſt eingeſchlafen, wie ein müder Knabe über ſeinen Schularbeiten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, war der Morgen längſt angebrochen, der Kaufmann lachte ihn von ſeinem Lager freundlich an und reichte ihm die geſunde Hand. Anton drückte

ſie erfreut und eilte wieder nach dem Fenſter: „Alles in Ordnung!“ Darauf öffnete er die Thür, die Wache war verſchwunden. Und auf der Straße klang Trommelwirbel und der regelmäßige Tritt einziehender Regimenter.

3.

„Wir gaben Sie bereits verloren,“ rief der eintretende Rittmeiſter dem Kaufmann zu. „Es iſt hier arg gewirthſchaftet worden, und meine Erkundigung nach Ihnen war ohne Erfolg; ein Glück war es, daß Ihr Brief mich in dem Gewirr auffand.“

„Wir haben unſern Willen durchgeſetzt,“ ſagte der Kaufmann, „wie Sie ſehen, nicht ohne Hinderniſſe —“ er zeigte lächelnd auf ſeinen verbundenen Arm.

„Vor Allem laſſen Sie mich wiſſen, welche Abenteuer Sie erlebt haben,“ ſagte der Rittmeiſter, ſich zu dem Verwundeten ſetzend; „Sie haben mehr Spuren des Kampfes aufzuweiſen als wir.“ Der Kaufmann erzählte. Er verweilte mit Wärme bei Antons Heldenthat, dem er ſeine Rettung zuſchrieb, und ſchloß mit den Worten: „Meine Wunde verhindert mich nicht zu reiſen, und meine Rückkehr iſt dringend nothwendig. Die Wagen will ich bis zur Grenze mit mir nehmen.“

„Morgen früh geht ein Zug unſers Trains nach der Grenze zurück, dieſem können Sie Ihre Wagen anſchließen. Uebrigens iſt die große Straße jetzt ſicher. Von morgen wird auch der Poſtenlauf wieder beginnen.“

„Unterdeß erbitte ich Ihre Vermittelung, ich will noch heut durch Stafette Briefe nach Haus ſenden.“

„Ich will ſorgen,“ verſprach der Rittmeiſter, „daß Ihre Rückkehr morgen keine Verzögerung erleidet.“

Als der Offizier das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Kaufmann zu Anton: „Ihnen, lieber Wohlfart, muß ich jetzt

eine Ueberraſchung bereiten, die Ihnen, wie ich fürchte, wenig willkommen ſein wird. Ich wünſche Sie an meiner Stelle hier zu laſſen.“ Erſtaunt trat Anton an das Lager des Prinzipals. „Auf unſern Agenten iſt in dieſer Zeit nicht zu bauen,“ fuhr der Kaufmann fort; „ich habe in dieſen Tagen mit Freuden erkannt, wie ſehr ich mich auf Sie verlaſſen kann. Was Sie noch nebenbei gethan haben zur Rettung meiner Stirnhaut, das bleibt Ihnen unvergeſſen, ſo lange ich lebe. — Und jetzt ſetzen Sie ſich mit Ihrer Schreibtafel zu mir, wir überlegen noch einmal, was wir zu thun haben.“

Am nächſten Morgen hielt ein Poſtwagen vor der Herberge, der Kaufmann wurde von Anton hineingehoben und ließ an der Seite der Straße halten, bis die Frachtwagen einer nach dem andern zum Thore hinausgefahren waren. Dann drückte er noch einmal Antons Hand und ſagte: „Ihr Aufenthalt wird Wochen, ja er kann Monate dauern. Ihre Arbeit wird ſehr unangenehm und zuweilen ohne Erfolg ſein. Und ich wiederhole Ihnen, ſeien Sie nicht zu ängſtlich, ich vertraue auf Ihr Urtheil, wie auf mein eigenes. Fürchten Sie nicht, uns einen Verluſt zu bereiten, wenn Sie unſichere Schuldner zur Zahlung bringen können. Dieſer Ort iſt verwüſtet und fortan für uns verloren. Leben Sie wohl, auf ein gutes Wiederſehn zu Hauſe.“

So blieb Anton allein in der fremden Städt, in einer Stellung, in welcher großes Vertrauen ihm große Verantwortlichkeit auflegte. Er rief den Wirth und ſchloß mit ihm auf der Stelle einen Vertrag über ſeinen ferneren Aufenthalt. Die Stadt war ſo angefüllt mit Militär, daß er es vorzog, in der kleinen Wohnung, welche er bereits in Beſitz hatte, zu bleiben und die Unbequemlichkeiten des dürftigen Quartiers zu ertragen. Er durfte nicht erwarten, es irgendwo wohnlicher zu finden.

Wohl war es eine verwüſtete Stadt, welche Antons Fuß durchſchritt. Vor wenig Tagen füllte das Gewühl leidenſchaft-

licher Menſchen die Straßen, jede Art von Unternehmungsluſt war auf den wilden Geſichtern zu leſen. Wo war jetzt der Trotz, die Kampfgier, die Begeiſterung der vielen Tauſende? — Die Haufen der Landleute, Schwärme des Pöbels, Krieger des Patriotenheeres waren zerſtoben wie Geiſter, welche der Sturmſchlag fremder Trommeln verſcheucht hat. Was von Menſchen auf den Straßen daherſchritt, das waren eingedrungene Soldaten. Aber ihre bunten Uniformen gaben der Stadt kein beſſeres Anſehen. Zwar das Feuer war gelöſcht, deſſen Qualm in den letzten Tagen den Himmel verdunkelt hatte. Aber in dem bleichen Herbſtlicht ſtanden die Häuſer da wie ausgebrannt. Die Thüren blieben verſchloſſen, viele Scheiben zerſchlagen, auf den Steinen lag der Unrath, faules Stroh, Trümmer von Hausgeräth, hier mit zerbrochenen Rädern ein Karren, dort eine Montur, Waffen, die Leiche eines Pferdes. An einer Straßenecke ſtanden Schränke und Tonnen, die man aus Häuſern zuſammengeworfen hatte als einen letzten Wall gegen die eindringenden Truppen, und dahinter lagen mit einem Strohbund nachläſſig zugedeckt die Leiber getöteter Menſchen. Anton wandte ſich mit Grauſen ab, als er die blutloſen Köpfe unter den Halmen erblickte. Auf den Plätzen bivouakirten neu eingezogene Truppen, ihre Pferde ſtanden in Haufen zuſammengekoppelt, daneben aufgefahrene Geſchütze; in allen Straßen dröhnte der Tritt ſtarker Patrouillen, nur ſelten eilte eine Geſtalt in Civilkleidern über das Pflaſter, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit furchtſamem Blick von der Seite auf die fremden Krieger ſehend, zuweilen wurde ein bleicher Mann von Bewaffneten vorübergeführt, und wenn er zu langſam ging, mit dem Kolben vorwärts geſtoßen. Die Stadt hatte häßlich ausgeſehen während der Aufregung, ſie erſchien noch häßlicher in der Totenruhe, welche jetzt auf ihr lag.

Als Anton mit ſolchen Eindrücken von ſeinem erſten Gange zurückkehrte, fand er vor ſeiner Zimmerthür einen

Huſaren, der wie auf Poſten mit dröhnendem Tritt auf und ab ging.

„Herr Wohlfart!“ ſchrie der Huſar und ſtürzte dem Ankommenden entgegen.

„Mein lieber Karl,“ rief Anton, „das iſt die erſte Freude, die ich in dieſer traurigen Stadt habe. Aber wie kommen Sie hierher?“

„Sie wiſſen ja, daß ich jetzt meine Zeit abdiene. Wir ſtießen zu unſern Kameraden an der Grenze, wenige Stunden, nachdem Sie abgereiſt waren. Vom Wirth, der mich noch aus dem Geſchäft kannte, erfuhr ich Ihre Abreiſe. Sie können denken, in welcher Angſt ich war. Erſt heut erhielt ich Urlaub, und es war mein Glück, daß ich einen der Fuhrleute in der Hausthür frug, ſonſt hätte ich Sie noch nicht gefunden. Und jetzt vor Allem, Herr Wohlfart, was macht unſer Prinzipal, wie ſteht's mit unſern Waaren?“

„Kommen Sie nur ins Zimmer,“ erwiederte Anton. „Sie ſollen Alles hören.“

„Halt,“ rief Karl, „erſt muß noch etwas in Ordnung gebracht werden. Sie ſprechen Sie zu mir, das leide ich nicht. Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie zu mir, als wäre ich noch der Karl im Geſchäft.“

„Aber Sie ſind's ja nicht mehr,“ ſagte Anton lachend.

„Dies hier iſt nur Maskerade,“ ſagte Karl auf ſeine Uniform weiſend, „in meinem Herzen bin ich immer noch freiwilliger Auflader bei T. O. Schröter. Wenn mir bei Ihnen wohl ſein ſoll, ſo führen Sie das alte Du wieder ein.“

„Wie du willſt, Karl,“ erwiederte Anton, „komm herein und laß dir erzählen.“

Karl gerieth in den heftigſten Zorn gegen den ſchlechten Wirth. „Dieſer diebiſche Hundsfott! An unſerer Firma, an unſerm oberſten Chef hat er ſich vergriffen. Aber morgen führe ich einen ganzen Beritt unſerer Jungen in ſeine Herberge. Ich laſſe ihn in ſeinen eigenen Hof treiben, er wird

als hölzernes Pferd aufgestellt und wir springen eine Stunde lang über ihn weg, einer nach dem andern, und bei jedem Sprunge geben wir ihm einen Puff auf seinen boshaften Kopf."

„Herr Schröter hat ihm die Strafe erlassen," sagte Anton begütigend, „sei du nicht grausamer. — Höre, du bist ein hübscher Junge geworden."

„Es geht an," erwiederte Karl geschmeichelt. „Mit der Landwirthschaft habe ich mich ausgesöhnt. Mein Onkel ist ein guter Mann. Wenn Sie sich meinen Alten halb so groß denken, als er ist, und dünn statt dick, und mit einer kleinen Stumpfnase statt einer großen Nase, und mit einem länglichen Gesicht statt einem runden, und mit einem eselsfarbenen Rock und ohne Lederschürze, dafür mit zwei hohen Kniestiefeln, so haben Sie ganz meinen Onkel. Ein prachtvolles kleines Kerlchen. Er meint's gut mit mir. Im Anfange freilich war mir's zu still auf dem Lande, dagegen viel wasserpolakisches Volk in der Nähe; aber es ging mit der Zeit. Man sieht bei der Wirthschaft immer, was man schafft, das ist die größte Freude. Daß ich Soldat werden mußte, war meinem grauröckigen Onkel ein Strich durch die Rechnung; mir war's recht, daß ich einmal im Ernste auf ein Pferd kam und etwas von der Katzbalgerei mit ansehen konnte. Elende Wirthschaften hier auf dem Lande, Herr Wohlfart. Und dieser Platz, es ist eine gräuliche Verwüstung!" So schwatzte Karl vergnügt fort. Endlich ergriff er seine Mütze: „Wenn Sie jetzt hier bleiben, so erlauben Sie mir, Sie manchmal auf eine Viertelstunde zu besuchen."

„Du sollst thun wie zu Hause," sagte Anton. „Wenn du mich einmal nicht triffst, der Wirth hat den Schlüssel, hier stehen die Cigarren."

So hatte Anton einen alten Freund wieder gefunden. Aber Karl blieb nicht seine einzige Bekanntschaft in Dolman und Schleppsäbel. Der Rittmeister freute sich über den Landsmann, der sich so wacker gegen die Insurgenten gehalten hatte.

Er ſtellte ihn dem Oberſten vor, welcher die Truppenabtheilung befehligte. Anton mußte dieſem ſeine Abenteuer erzählen und wurde in einem großen Kreiſe von Epauletten höchlich gelobt, darauf lud ihn der Rittmeiſter an einem der nächſten Tage zu Tiſche und ſtellte ihn den Offizieren ſeiner Schwadron vor. Antons beſcheidene Ruhe machte einen günſtigen Eindruck auf die bunten Herren. In der Garniſon wären ſie wahrſcheinlich durch gewiſſe Anſichten über Menſchengröße verhindert worden, mit einem jungen Kaufmann ungezwungen zu verkehren, hier im Felde waren ſie ſelbſt tüchtigere Männer, als in der geſchäftigen Langeweile des Friedens, ihre Vorurtheile wurden geringer und ihre Anerkennung eines muthigen Mannes unbefangener. So betrachteten ſie den Herrn aus dem Comtoir bald als einen verdammt guten Jungen, ſie gewöhnten ſich, ihn im Scherz bei ſeinem Vornamen zu nennen, und wenn ſie im Kaffehaus ihre Taſſe tranken und eine Partie Domino ſpielten, ſo riefen ſie Anton unfehlbar in ihren Kreis. Eine dunkle Sage von großem Vermögen und von ungewöhnlichen Verbindungen des Civiliſten tauchte aus dem Dunkel der Jahre jetzt wieder auf, aber, um der Schwadron nicht Unrecht zu thun, dies war nicht mehr der Hauptgrund für die rückſichtsvolle Behandlung, die ſie ihrem Landsmann gönnte. Anton fühlte ſich durch die leichte Verbindung mit den ritterlichen Knaben mehr gehoben, als er ſich ſelbſt oder Herrn Pix geſtanden hätte. Er genoß jetzt den freien Verkehr mit anſpruchsvollen Menſchen, und erſchien ſich Manchem ebenbürtig, den er bis dahin von ſeinem Comtoir aus mit ſtillem Reſpect betrachtet hatte. Alte Erinnerungen wurden in ihm mächtig, er fühlte ſich auf's Neue hereingezogen in den Zauber eines Kreiſes, welcher ihm für frei, glänzend und ſchön galt. Auch der Lieutnant von Rothſattel gehörte bald zu den guten Bekannten Antons. Anton behandelte ihn mit der zarteſten Aufmerkſamkeit, und der Lieutnant, im Grunde ein verzogener, leichtſinniger, gutmüthiger Menſch, ließ ſich die herzliche Nei-

gung Antons gern gefallen und lohnte ihm durch besondere Vertraulichkeit.

Die Geschäfte Antons sorgten dafür, daß er unter den neuen Bekannten seine Selbständigkeit nicht verlor. Wohl war die Stadt ein verwüsteter Ort, der wilde Rausch war verflogen, jetzt lag die Abspannung auf aller friedlichen Thätigkeit. Die täglichen Lebensbedürfnisse waren theuer und lohnende Arbeit war nur für Wenige vorhanden. Mancher, der sonst Stiefeln getragen hatte, ging barfuß, wer in anderer Zeit einen neuen Rock gekauft hätte, ließ jetzt einen Lappen auf den alten setzen, der Schuster und der Schneider verzehrten zum Frühstück Wassersuppe statt Kaffe und Zucker, der Krämer bezahlte seine Schuld beim Kaufmann nicht, und der Kaufmann vermochte nicht seine Verpflichtung gegen andere Handlungshäuser zu erfüllen. Wer in solcher Zeit sein Geld zurückfordert von Solchen, welche schwere Verluste muthlos beklagen, der hat eine harte Arbeit. Anton empfand das. Ueberall hörte er Klagen, die nur zu sehr begründet waren, an vielen Orten versuchte man seinem Drängen durch allerlei Kunstgriffe zu entgehen. Täglich erlebte er peinliche Scenen, oft mußten beim Advocaten endlose Verhandlungen in polnischer Sprache aufgenommen werden, bei denen er sich wie verkauft vorkam, obgleich der Agent den Dolmetscher machte. Es war ein bunt zusammengewürfelter Handelsstand, in welchem Anton zu verkehren hatte, Männer aus allen Theilen Europas. Der Verkehr hatte Vieles, was in deutschen Augen als wild und unregelmäßig galt. Und doch übte die Gewohnheit, Verpflichtungen zu erfüllen, einen so großen Einfluß auch auf muthlose Naturen, daß Antons Beharrlichkeit mehr als einmal den Sieg errang.

Die größte Forderung hatte sein Haus an einen Herrn Wendel, einen kleinen trockenen Mann, der stille Geschäfte nach allen Seiten gemacht hatte. Man sagte, er sei reich geworden

durch Schmuggel und ſei jetzt in großer Gefahr zu fallen. Er hatte den Prinzipal ſelbſt mit Trotz empfangen und geberdete ſich gegen Anton lange wie ein Verzweifelter. Anton hatte wieder einmal wohl eine Stunde lang in den mürriſchen Alten hineingeſprochen, und wie ſehr der Mann ſich drehte und wand, er war feſt geblieben. Da brach Wendel endlich in die Worte aus: „Es iſt genug, ich bin ein ruinirter Mann, aber Sie verdienen zu Ihrem Gelde zu kommen. Ihr Haus iſt gegen mich immer großartig geweſen. Sie ſollen Deckung erhalten. Schicken Sie mir noch heut Ihren Agenten, holen Sie mich morgen früh ab.“

Als am nächſten Morgen Anton in Begleitung des Agenten bei dem Schuldner eintrat, ergriff Wendel nach finſterm Gruß einen großen roſtigen Schlüſſel, zog langſam einen verſchoſſenen Mantel an, auf welchem zahlreiche Kragen übereinander lagen, wie die Schindelreihen auf einem Dach, und brachte die Gläubiger in einen entlegenen Stadttheil vor ein verfallenes Kloſter. Sie ſchritten durch einen langen Kreuzgang. Anton ſah bewundernd zu dem kunſtvollen Bau der Wölbung auf; die Zeit hatte viele Gurte geſprengt und einige Gewölbkappen ausgebröckelt, die Trümmer lagen auf den großen Steinen des Fußbodens. An der Wand waren die Leichenſteine der alten Bewohner eingemauert, verwitterte Inſchriften meldeten dem unaufmerkſamen Geſchlecht der Lebenden, daß einſt fromme Slavenmönche in dieſen Räumen den Frieden geſucht hatten. In dieſem Kreuzgange waren ſie täglich, das Brevier in der Hand, auf und ab gegangen, hier hatten ſie gebetet und geträumt, bis ſie ihre arme Seele der Fürbitte ihres Heiligen übergeben mußten. Im Innern des Gebäudes öffnete Wendel eine verborgene Thür und führte ſeine Begleiter auf gewundener Steintreppe hinab in ein großes Gewölbe. Einſt hatte der Wein des reichen Kloſters darin gelegen, und der Bruder Kellermeiſter war, ach wie oft, dieſelben Stufen hinabgegangen; er war zwiſchen den Reihen

der Fässer umhergewandelt, hatte hier und da eine Probe ausgehoben, und wenn das Glöckchen über ihm läutete, hatte er schnell sein Haupt gesenkt und ein kleines Gebet gesprochen, und war darauf wieder an das Kosten gegangen, oder in behaglicher Stimmung auf und ab spaziert. Die Betglocken des Klosters waren längst eingeschmolzen, die leeren Zellen der Brüder hatten Risse, und Getreide wurde jetzt aufbewahrt, wo ehemals der Prior an der Spitze der Brüder beim ehrbaren Mahle saß. Alles war verschwunden, nur der Keller hatte sich erhalten, und wie vor vierhundert Jahren, lagen noch jetzt die Kufen des feurigen Ungarweins auf ihren schmalen Kentnern. Noch immer schossen die Strahlen der schönen Wölbung zu großen Sternen zusammen, noch immer war der Raum mit reinem Weiß getüncht, der Boden mit hellem Sand tief bestreut, noch immer war es Brauch, daß der Kellermeister nur mit einem Wachslicht dem edlen Wein nahen durfte. Es waren nicht dieselben Fässer, aus denen die alten Mönche ihren Trunk zogen, aber es war dasselbe Gewächs von den Rebenhügeln der Hegyalla, der rosige Wein von Menes, der Stolz Oedenburgs und der milde Trank der sorgfältigen Lese von Rust.

„Hundert und fünfzig Kufen, die Kufe zu achtzehn, vierundzwanzig, dreißig Ducaten," sagte der Agent, und die Inventur der Fässer begann. Mit gesenktem Haupt ging Wendel von einem Faß zum andern, die Kerze in der Hand. Vor jedem blieb er stehen und wischte mit einem reinen Leinwandlappen sorgfältig die kleinste Spur des Schimmels ab, die sich an einzelnen Fässern zeigte. „Es war mein liebster Weg hierher," sagte er zu Anton. „Seit zwanzig Jahren bin ich zu jeder Weinlese hinausgefahren und habe eingekauft. Es waren fröhliche Tage, Herr Wohlfart, das ist jetzt vorbei für immer. Oft bin ich hier auf und ab gegangen und habe mir das Sonnenlicht angesehen, das von oben auf die Fässer fiel, und habe an die gedacht, die vor mir hier gegangen sind. Heut

bin ich zum letzten Mal in dieſem Keller. Was wird jetzt aus dem Wein werden? Sie werden ihn fortſchaffen, man wird ihn in der Fremde ohne Verſtand austrinken; in den Keller wird ein Branntweinbrenner ſeinen Spiritus thun, oder ein neuer Brauer ſein bairiſches Bier. Die alte Zeit geht zu Ende auch für mich! — Das hier iſt das edelſte Gewächs," ſagte er, zu einem Faß tretend. „Ich hätte es ausnehmen können bei unſerer Abmachung. Was ſoll mir das Faß allein? Austrinken? Ich trinke keinen Wein mehr. Es ſoll fortgehen mit dem Uebrigen. Nur Abſchied will ich noch von ihm nehmen." Er füllte ſein Glas. „Haben Sie je ſo etwas getrunken?" frug er und hielt Anton betrübt das Glas hin. Anton verneinte gern.

Langſam ſtiegen ſie wieder die Stufen hinauf. An der Schwelle hielt der Kaufmann noch einmal an und ſah in den Keller hinab eine lange Weile. Dann drehte er ſich entſchloſſen um, ſchlug die Kellerthür zu, zog den Schlüſſel ab und legte ihn feierlich in Antons Hand. „Hier iſt der Schlüſſel zu Ihrem Eigenthum, unſere Rechnung iſt abgemacht. Leben Sie wohl, meine Herren." Langſam und mit geſenktem Haupt ging er den verfallenen Kreuzgang hinab; in dem Dämmerlicht des trüben Tages glich er einem der alten Kellermeiſter des Kloſters, der noch als Geiſt durch die Trümmer der vergangenen Herrlichkeit gleitet. Der Agent rief ihm nach: „Aber das Frühſtück, Herr Wendel!" Der Alte ſchüttelte den Kopf und winkte abwehrend mit der Hand.

Ja, das Frühſtück! Jedes Abkommen an dieſem Orte wurde mit Wein überſchwemmt. Dieſe langen Sitzungen im Weinhauſe, welche auch in der traurigen Zeit nicht ausgeſetzt wurden, waren für Anton kein geringes Leiden. Er ſah, daß man in dem Land viel weniger arbeite und viel mehr ſchwatze und trinke, als bei ihm daheim. So oft es ihm gelungen war, etwas ins Reine zu bringen, konnte auch er ſich dem Frühſtück nicht entziehen. Dann ſetzten ſich Käufer und Ver-

käufer, die Helfer und wer ſonſt zu den Bekannten gehörte, in einer Weinhandlung am runden Tiſch zuſammen, man fing mit Porter an, aß Caviar nach Pfunden und zechte dann den rothen Wein von Bordeaux. Gaſtfrei wurde nach allen Seiten eingeſchenkt; wer ein bekanntes Geſicht hatte, mußte am Gelage Theil nehmen, immer zahlreicher wurde die Geſellſchaft, oft kam der Abend heran. Unterdeß ließen die Hausfrauen der Männer, an ſolche Ereigniſſe gewöhnt, das Mittageſſen wohl drei Mal wieder abtragen und hoben es zuletzt gleichmüthig bis zum andern Tage auf. Anton dachte in ſolcher Zeit an Fink, der ihm, dem Widerſtrebenden, wenigſtens eine mäßige Fertigkeit beigebracht hatte, dergleichen ſchwere Geſchäfte mit Anſtand durchzumachen.

An einem Nachmittag ſaß Anton beim Domino. Da rief ein älterer Lieutnant von ſeiner Zeitung den ſpielenden Offizieren zu: „Geſtern Abend ſind einem unſerer Huſaren zwei Finger der rechten Hand zerſchmettert worden. Der Eſel, welcher mit ihm einquartiert war, hat an ſeinem Karabiner geſpielt, bevor er den Schuß herausgezogen hatte. Der Doctor hält eine Amputation für unvermeidlich. — Schade um den tüchtigen Mann, er war einer der brauchbarſten Leute in der Schwadron. Solch Malheur trifft immer die Beſten.“

„Wie heißt der Mann?“ frug Herr von Bolling, ſeinen Stein ſetzend.

„Es iſt der Gefreite Sturm.“

Anton ſprang auf, daß die Steine auf dem Tiſche tanzten. „Wo liegt der Verwundete?“

Der Lieutnant beſchrieb ihm die Lage des Lazareths.

In einem finſtern Zimmer, voll von Betten und kranken Soldaten, lag der bleiche Karl und ſtreckte ſeine linke Hand Anton entgegen. „Es iſt vorüber,“ ſagte er, „es hat hölliſch weh gethan, aber ich werde die Hand doch wieder gebrauchen.

Die Feder kann ich noch führen, und auch das Uebrige will ich verſuchen, und iſt's nicht mit der Rechten, ſo iſt's mit der Linken. Nur in goldenen Ringen werde ich keinen Staat mehr machen."

„Mein armer, armer Karl," rief Anton, „mit deinem Dienſt iſt's vorbei."

„Wiſſen Sie was," ſagte Karl, „das Unglück will ich ertragen, ein ordentlicher Krieg wird doch nicht; wenn's auf das Frühjahr zum Einſäen kommt, bin ich wieder im Stande. Ich könnte ſchon jetzt aufſtehen, wenn nicht der Doctor ſo ſtreng wäre. Hier iſt es nicht ſchön," ſetzte er entſchuldigend hinzu, „es ſind viele unſerer Leute erkrankt, da muß man ſich in der fremden Stadt behelfen."

„Du ſollſt nicht in dieſer Stube bleiben," ſagte Anton, „wenn ich's ändern kann. Es riecht hier ſo nach Krankheit, daß ein Geſunder ſchwach wird; ich werde bitten, daß dein Rittmeiſter dir erlaubt, in meine Wohnung zu ziehen."

„Lieber Herr Anton," rief Karl erfreut. „Still," ſagte dieſer, „noch weiß ich nicht, ob wir die Erlaubniß erhalten."

„Noch eine Bitte habe ich an Sie," ſagte beim Abſchiede der Kranke, „theilen Sie die Geſchichte dem Goliath ſo mit, daß er nicht zu ängſtlich wird. Wenn er's durch Zufall von Fremden erfährt, ſo ſtellt er ſich wie ein Menſchenfreſſer."

Das verſprach Anton und eilte darauf zu dem Regimentsarzt und zu ſeinem Gönner, dem Rittmeiſter.

„Ich will mich dafür verwenden, daß er jetzt Urlaub erhält," verſprach dieſer. „Da mir bei der Beſchaffenheit der Wunde ſeine Verabſchiedung zweifellos ſcheint, ſo kann er ja bei Ihnen abwarten, bis dieſe erfolgt."

Drei Tage darauf trat Karl mit ſeiner verbundenen Hand in Antons Zimmer. „Da bin ich," ſagte er. „Adieu Dolman, adieu Selim, mein Brauner! Eine Woche müſſen Sie noch mit mir Geduld haben, Herr Anton, dann hebe ich Ihnen wieder Tiſch und Stuhl mit ſteifem Arm."

„Hier iſt eine Antwort deines Vaters," ſagte Anton, „ſie iſt an mich gerichtet."

„An Sie?" frug Karl verwundert, „warum an Sie? warum hat er denn nicht an mich geſchrieben?"

„Höre ſelbſt." Anton ergriff einen großen Bogen, der von oben an mit halbzölligen Buchſtaben bemalt war, und las: „Geehrter Herr Wohlfart, das iſt ein großes Unglück für meinen armen Sohn! Zwei Finger von zehn bleiben nur acht. Wenn es auch kleine Finger ſind, es thut ebenſo weh. Es iſt ein ſehr großes Unglück für uns beide, daß wir einander nicht mehr ſchreiben können. Deswegen bitte ich, daß Sie die Güte haben, ihm Alles zu ſagen, was folgt. Er ſoll ſich nicht ſehr grämen. Bohren kann vielleicht noch gehn, auch Manches mit dem Hammer. Und wenn der Himmel wollte, daß dieſes nicht möglich wäre, ſo ſoll er ſich doch nicht zu ſehr grämen. Es iſt für ihn geſorgt durch einen eiſernen Kaſten. Wenn ich geſtorben bin, findet er den Schlüſſel in meiner Weſtentaſche. So laſſe ich ihn von ganzem Herzen grüßen. Sobald er wieder fahren kann, ſoll er zu mir kommen, um ſo mehr, da ich ihm ſchriftlich nicht mehr ſagen kann, daß ich bin ewig ſein getreuer Vater Johann Sturm." — Anton reichte den Brief dem Invaliden.

„Es iſt richtig," ſagte Karl zwiſchen Lächeln und Wehmuth, „er hat ſich in der erſten Angſt eingebildet, daß auch er mir nicht mehr ſchreiben kann, weil ich an der Hand bleſſirt bin. Der wird Augen machen, wenn er meinen nächſten Brief erhält."

So wohnte Karl mehre Wochen in dem Zimmer neben Anton. Sobald er ſeine Hand wieder bewegen konnte, bemächtigte er ſich der Garderobe des Freundes, und begann einige der kleinen Dienſte, welche er vor Jahren im Hauſe des Prinzipals übernommen hatte. Anton hatte zu wehren, daß er nicht die unnöthige Rolle eines Bedienten übernahm. „Haſt du ſchon wieder meinen Rock unter der Bürſte?" ſagte er in Karls Stube tretend, „du weißt, daß ich das nicht

leiden will." — „Es war nur zur Gesellschaft von meinem," entschuldigte sich Karl, „zwei neben einander halten sich immer besser als einer. Ihr Kaffe ist fertig, aber die Maschine taugt nichts, er schmeckt immer nach Spiritus." Da er sich für Anton nicht nützlich machen konnte, wie er sagte, so fing er an für sich selbst zu arbeiten. Bei seiner alten Vorliebe für Handwerkszeug hatte er bald eine Menge verschiedenartiger Instrumente um sich versammelt, und so oft Anton das Haus verließ, begann ein Sägen, Bohren, Hobeln und Raspeln, daß sogar der taube Artilleriehauptmann, welcher im Nebenhause einquartiert war, zu der Ansicht kam, ein Tischler sei eingezogen, und seine eingefallene Bettstelle zum Ausbessern herüberschickte. Da Karl die rechte Hand noch schonen mußte, übte er die linke Hand mit allen Werkzeugen nach der Reihe und freute sich wie ein Kind über die Fortschritte, die er machte. Und als ihm der Arzt für die nächsten Wochen auch diese Thätigkeit abrieth, fing er an mit der linken Hand zu schreiben und zeigte Anton täglich Proben seiner Handschrift. „Es ist nur der Uebung wegen," sagte er, „der Mensch muß wissen, was er vermag. Uebrigens ist es nur eine Angewohnheit, mit den Händen zu schreiben; wer keine hat, thut's mit den Beinen; ich glaube, daß nicht einmal die nöthig sind, es müßte auch mit dem Kopfe gehen."

„Du bist ein Narr," sagte Anton lachend.

„Ich versichere Sie," fuhr Karl fort, „ein langes Rohr in den Mund gesteckt, mit zwei Drähten, die hinter die Ohren gedrückt werden, um die Schwankung zu verringern, es müßte ganz erträglich gehen. — Da ist die beinerne Einfassung von Ihrem Schlüsselloche abgesprungen, die wollen wir sogleich anleimen."

„Ich wundere mich, daß sie nicht von selbst wieder fest wird," spottete Anton, „denn aus deiner Stube kommt ein schrecklicher Leimgeruch herausgezogen. Die ganze Luft ist in Leim verwandelt."

„Gott bewahre," ſagte Karl, „es iſt ja geruchloſer Leim, den ich habe, eine neue Erfindung."

Als der treue Mann mit dem Abſchied in der Taſche nach der Heimat zurückfuhr, fühlte ſich Anton ſo vereinſamt, als wäre er erſt jetzt aus dem Zauberkreiſe der großen Wage in die Fremde gezogen.

Einſt ging Anton an der verhängnißvollen Herberge vorüber, in welcher ſein Prinzipal verwundet worden war. Er ſtand einen Augenblick ſtill und ſah mit Neugier auf das alte Haus und den Hofraum, in welchem jetzt weißröckige Soldaten beſchäftigt waren, ihr Lederzeug zu färben und zu glätten. Da erblickte er ein Weſen im ſchwarzen Kaftan, welches wie ein Schatten aus der Schenkſtube quer über die Einfahrt hinglitt. Es waren die ſchwarzen Ohrlocken, es war das kleine Käppchen, es war Figur und Haltung des alten Bekannten Schmeie Tinkeles. Ach, aber es war nicht ſein Geſicht. Der frühere Tinkeles war in ſeiner Art ein hübſcher Burſch geweſen. Er hatte ſeine beiden Locken ſtets ſo glänzend und kokett getragen, wie einem Geſchäftsmann nur möglich iſt, er hatte hübſche rothe Lippen gehabt und einen leichten Roſaſchimmer auf ſeinen gelben Wangen. Der gegenwärtige Schmeie war nur ein Schatten des frühern. Er ſah geſpenſtig bleich aus, ſeine Naſe war ſpitz und lang geworden, und ſein Kopf hing ihm nach vorn, wie der Kelch einer welkenden Blume am Bach Kidron.

Anton rief erſtaunt: „Tinkeles, ſeid ihr's wirklich?" und trat auf ihn zu. Tinkeles ſchrak zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen Anton an, ein Bild des Schreckens und der Furcht. „Gott gerechter!" waren die einzigen Worte, welche über ſeine blutloſen Lippen kamen.

„Was habt ihr, Tinkeles? Ihr ſeht ja aus wie ein

armer Sünder! Was treibt ihr hier am Platz? und wie zum Teufel kommt ihr gerade in dieſes Haus?"

„Ich kann doch nichts dafür, daß ich hier bin," antwortete der Geſchäftsmann noch immer in halber Bewußtloſigkeit; „ich kann doch nichts dafür, daß der Prinzipal hat ſolches Unglück gehabt mit dem Menſchen. Sein Blut iſt ja gefloſſen wegen der Waaren, welche der Mauſche Fiſchel hatte abgeſchickt und hatte das Geld bereits gezogen. Ich bin unſchuldig, Herr Wohlfart, auf meine ewige Seligkeit, ich habe nicht gewußt, daß der Wirth iſt ein ſo ſchlechter Menſch, und wird die Hand aufheben gegen den Herrn, welcher vor ihm ſteht ohne Hut, ohne Mütze. — Ohne Mütze," jammerte er lauter, „in bloßem Kopf, Sie können glauben, es iſt mir geweſen, als wenn ein Schwert fiele in meinen Leib, als ich habe geſehen, wie der Wirth ſich benommen hat ſo gewaltthätig gegen einen Mann, der vor ihm ſtand mit aufgerichtetem Haupt als ein Ehrenmann, was er iſt geweſen ſein Lebelang."

„Hört, Schmeie," ſagte Anton, erſtaunt auf den Galizier blickend, der immer noch darnach rang, durch Worte ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, „hört, mein Burſch, ihr ſeid hier in dieſer Herberge geweſen, als die Wagen geplündert wurden, ihr habt aus einem Verſteck unſern Streit mit dem Wirth angeſehen. Ihr kennt den Wirth und wohnt noch hier, ich will euch gerade heraus ſagen, was ihr mir zur Hälfte eingeſtanden habt. Ihr habt von dem Abladen der Wagen gewußt; und ich will euch noch etwas anvertrauen, ihr habt ein Intereſſe daran gehabt, daß die Fuhrleute hier zurückblieben, und ihr habt mit dem Wirth unter einer Decke geſteckt. Nach dem, was ihr mir geſagt habt, laſſe ich euch nicht los, bevor ich Alles weiß. Ihr werdet entweder jetzt auf mein Zimmer kommen und mir freiwillig geſtehen, was ihr wißt, oder ich führe euch zum Militär und laſſe euch von den Soldaten verhören."

Tinkeles war vernichtet. „Gott meiner Väter, es iſt ſchrecklich, es iſt ſchrecklich!“ wimmerte er leiſe und klapperte mit den Zähnen.

Anton fühlte Mitleid mit der großen Angſt des Mannes: „Kommt mit mir, Tinkeles; ich verſpreche euch, wenn ihr ehrlich geſteht, ſoll euch nichts geſchehen.“

„Was ſoll ich geſtehn dem Herrn,“ ächzte Schmeie, „wo ich doch nichts habe zu geſtehn?“

„Wenn ihr nicht gutwillig kommt, ſo rufe ich die Soldaten,“ gebot Anton barſch.

„Nichts von Soldaten,“ bat Tinkeles wieder ſchauernd, „ich will kommen mit Ihnen und will ſagen, was ich weiß, wenn Sie mir wollen verſprechen, daß Sie mich verrathen gegen Niemanden, nicht an Ihren Prinzipal und nicht an Mauſche Fiſchel, auch nicht an den ſchlechten Menſchen dieſen Wirth, und an keinen Soldaten.“

„Kommt,“ ſagte Anton und wies mit der Hand die Straße hinab. So führte er den Willenloſen wie einen Gefangenen mit ſich fort und verwandte kein Auge von ihm, weil er befürchtete, daß Schmeie den Rathſchlägen ſeines böſen Gewiſſens folgen und in eine Seitengaſſe entlaufen könnte.

Der Galizier hatte nicht den Muth dazu, er ſchlich mit geſenktem Haupt neben Anton her, ſah ihn zuweilen ſeufzend an und gurgelte unverſtändliche Worte vor ſich hin. Auf Antons Zimmer fing er aus freien Stücken an: „Es iſt mir geweſen eine Laſt auf meinem Herzen, ich habe nicht können ſchlafen, ich habe nicht können eſſen und trinken, und wenn ich gelaufen bin, um zu machen ein Geſchäft, ſo hat es mir in der Seele gelegen, wie ein Stein in einem Glaſe: wenn man trinken will, fällt der Stein auf die Zähne, und man beſchüttet ſich mit Waſſer. Weh! was habe ich mich beſchüttet!“

„So redet,“ ſagte Anton, wieder erweicht durch die aufrichtige Klage.

„Ich bin hergekommen wegen der Wagen,“ fuhr Tinkeles

haſtig fort und ſah Anton furchtſam an. „Der Mauſche hatte doch mit Ihnen gehandelt ſeit zehn Jahren, und immer ehrlich, und Sie haben verdient ein gutes Stück Geld an ihm; und da hat er gemeint, daß jetzt gekommen wäre die Zeit, wo er anfangen könnte ein großes Geſchäft und mit Ihnen ſeine Abrechnung machen. Und wie losgegangen iſt das Geſchrei und das Geſchmuſe, da iſt er zu mir gekommen und hat zu mir geſagt: „Schmeie," ſagt' er „du haſt keine Furcht," ſagt' er. „Laß ſie ſchießen und gehe unter ſie und ſieh, daß du anhältſt die Wagen für mich. Vielleicht kannſt du ſie verkaufen unterwegs, vielleicht bringſt du mir ſie zurück, es iſt immer beſſer, wir haben ſie, als es hat ſie ein Anderer." So bin ich hergekommen und habe gewartet, bis die Wagen angekommen ſind, und habe geſprochen mit dem Wirth: weil die Waaren doch nicht würden kommen in Ihre Hände, wäre es am beſten, ſie kämen wieder in unſere. Aber daß der Wirth ſoll ſein ein ſolcher Blutmenſch, das habe ich nicht gewollt und habe ich nicht gewußt, und ſeit ich habe geſehen, wie er Ihrem Herrn hat aufgeſchnitten den Rock, habe ich keine Ruhe gehabt, und habe immer geſehen vor mir das blutige Hemd und das feine Tuch von ſeinem grünen Rock, welches entzwei geſchnitten war."

Anton hörte die Geſtändniſſe des Tinkeles mit einem Intereſſe an, welches den Widerwillen überwog, den er gegen das — nicht ſeltene — Manöver der galiziſchen Händler empfand. Er begnügte ſich dem Sünder zu ſagen: „Eurer Schurkerei verdankt Herr Schröter ſeinen wunden Arm, und wären wir euch nicht in die Quere gekommen, ſo hättet ihr uns zwanzigtauſend Thaler geſtohlen."

„Es ſind nicht zwanzigtauſend," rief Schmeie ſich windend, „die Wolle ſteht ſchlecht, und mit Talg iſt nichts zu machen. Es ſind weniger als zwanzig."

„So?" ſagte Anton verächtlich, „und was werde ich jetzt mit euch thun?"

„Thun Sie nichts mit mir," bat Schmeie beweglich und legte seine Hand bittend auf Antons Rock. „Lassen Sie schlafen die ganze Geschichte. Sie haben die Waaren, seien Sie damit zufrieden. Es ist ein schönes Geschäft, das der Mausche Fischel nicht hat machen können, weil Sie ihn haben daran gehindert."

„Es thut euch noch leid?" erwiederte Anton erzürnt.

„Es ist mir recht so, daß Sie die Waaren haben," sagte der Jude, „denn Sie haben vergossen Ihr Blut darüber. Und deshalb thun Sie nichts mit mir; ich will sehen, daß ich Ihnen kann in andern Sachen zu Gefallen sein. Wenn Sie etwas zu thun haben hier am Ort für mich, es wird mir sein eine Beruhigung, daß ich Ihnen kann zu etwas verhelfen."

Anton antwortete kalt: „Wenn ich euch auch versprochen habe, eure Spitzbüberei dem Gericht nicht anzuzeigen, so können wir doch mit euch kein Geschäft mehr machen. Ihr seid ein schlechter Mensch, Tinkeles, und habt euch gegen unser Haus unredlich bewiesen. Wir sind von jetzt ab geschiedene Leute."

„Warum sagen Sie mir, daß ich ein schlechter Mensch bin?" klagte Tinkeles; „Sie haben mich gekannt als ehrlichen Mann seit Jahren, wie können Sie sagen, daß ich schlecht bin, weil ich habe einmal machen wollen ein Geschäft, und habe dabei Unglück gehabt und hab's nicht gemacht? Ist das schlecht?"

„Es ist genug," befahl Anton, „ihr könnt jetzt gehen." Tinkeles blieb stehen und frug: „Können Sie vielleicht brauchen neue kaiserliche Ducaten? Ich kann sie Ihnen besorgen mit fünf und ein Viertel." — „Ich will nichts von euch," sagte Anton, „geht."

Der Jude ging zögernd bis zur Thür und drehte wieder um. „Es ist zu machen ein schönes Geschäft mit Hafer, wenn Sie wollen mit übernehmen die Lieferung, ich will Ihnen

einen Theil verſchaffen; es iſt dabei zu verdienen ein rares Geld."

„Ich mache keine Geſchäfte mit euch, Tinkeles; geht in Gottes Namen."

Der Jude ſchlich hinaus; noch einmal kratzte es an der Thür, aber das Gewiſſen war in dem Schelm ſo mächtig geworden, daß er ſich nicht mehr in das Zimmer traute. Nach einigen Minuten ſah Anton, wie er ſchwermüthig quer über die Straße ging.

Seit dieſem Tage wurde Anton durch den reuigen Tinkeles in Belagerungszuſtand geſetzt. Kein Tag verlief, wo der Galizier ſich nicht an Anton herandrängte und in ſeiner Weiſe Verſöhnung mit ihm ſuchte. Bald überfiel er ihn auf der Straße, bald ſtörte ſein unſicheres Klopfen den Beſchäftigten am Schreibtiſch, immer aber hatte er etwas anzupreiſen oder Neues mitzutheilen, wodurch er Gnade zu erwerben hoffte. Rührend war ſeine Erfindungskraft, er erbot ſich, alles Mögliche für Anton zu kaufen oder zu verkaufen, jede Art von Geſchäftsgängen zu machen, zu ſpioniren und zuzutragen. Und als er entdeckte, daß Anton auch mit Offizieren verkehrte, und daß beſonders ein junger Lieutnant mit zartem Geſicht und einem kleinen Bart zuweilen mit Anton aus der Reſtauration ging und die Wohnung deſſelben beſuchte, da fing Tinkeles an, auch ſolche Gegenſtände anzubieten, die nach ſeiner Meinung für einen Offizier angenehm ſein mußten. Anton blieb zwar dabei, jedes Geſchäft mit dem Sünder zu vermeiden, konnte aber zuletzt nicht mehr über's Herz bringen, den armen Teufel rauh zu behandeln, und Tinkeles erkannte aus manchem unterdrückten Lächeln oder aus kurzen Fragen Antons, daß ſeine Fürſprache beim Chef des Hauſes nicht unmöglich ſei. Und er warb darum mit der Ausdauer ſeines Ahnherrn Jakob.

An einem Morgen klirrte der junge Rothſattel in Antons Zimmer. „Ich werde krank gemeldet, habe ſtarken Katarrh

und muß in meinem troſtloſen Quartier bleiben," ſagte er, ſich auf dem Sopha niederlaſſend. „Sie können mir heut Abend helfen die Zeit vertreiben. Wir ſpielen eine Partie Whiſt. Ich habe noch unſern Doctor und einen und den andern Kameraden dazu aufgefordert. Werden Sie kommen?" — Erfreut und ein wenig geſchmeichelt ſagte Anton zu. „Gut," fuhr der junge Herr fort, „dann müſſen Sie mir auch die Möglichkeit geben, mein Geld an Sie zu verlieren; das elende Vingt-un hat mir die Taſchen rein ausgefegt. Leihen Sie mir auf acht Tage zwanzig Ducaten." „Mit Vergnügen," ſagte Anton und ſuchte eilig ſeine Börſe hervor.

Als der Lieutnant das Geld nachläſſig in ſeine Taſche ſteckte, klang auf der Straße der Hufſchlag eines Pferdes; ſchnell trat er an das Fenſter. „Wetter, das iſt eine hübſche Katze, polniſches Blut, der Roßkamm hat ſie einem der Rebellen geſtohlen und will jetzt einen ehrlichen Soldaten damit anführen."

„Woher wiſſen Sie, daß das Pferd zu verkaufen iſt?" frug Anton, der unterdeß am Schreibtiſch einen Brief ſiegelte.

„Sehen Sie nicht, daß ein Gauner das Thier im Parademarſch vorbeiführt?"

In dem Augenblick klopfte es leiſe an der Thür, und Schmeie Tinkeles ſchob zuerſt ſein lockiges Haupt und darauf den ſchwarzen Kaftan in die Stube und gurgelte unterwürfig: „Ich wollte die gnädigen Herren fragen, ob ſie vielleicht wollen anſehen ein Pferd, welches ſo viel Louisd'or werth iſt, als es Thalerſtücke koſtet. — Wenn Sie doch nur gehen wollten bis an das Fenſter, Herr Wohlfart, Sie ſollen es ja nur anſehen; ſehen iſt nicht kaufen."

„Iſt dieſe Geſtalt einer von Ihren Geſchäftsfreunden, Wohlfart?" frug der Lieutnant lachend.

„Er iſt es nicht mehr, Herr von Rothſattel," antwortete Anton in demſelben Ton, „er iſt in Ungnade gefallen. Diesmal gilt ſein Beſuch Ihnen. Nehmen Sie ſich in Acht, er wird Sie verführen, das Pferd zu kaufen."

Der Händler hörte aufmerkſam der Unterredung zu und heftete ſeinen Blick neugierig auf den Lieutnant. „Wenn der gnädige Herr Baron will kaufen das Pferd," ſagte er, zudringlich zu dem Lieutnant tretend und denſelben unverrückt anſtarrend, „ſo wird es ein ſchönes Reitpferd ſein auch auf dem Gut in Ihrer Wirthſchaft."

„Was zum Henker weißt du von meinem Gut?" ſagte der Lieutnant; „ich habe kein Gut!"

„Kennt ihr dieſen Herrn?" frug Anton.

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen, wenn er es iſt, welcher das große Gut hat in Ihrem Lande und jetzt gebaut hat eine Fabrik, worin er macht Zucker aus Viehfutter."

„Er meint Ihren Herrn Vater," erklärte Anton dem Lieutnant; „Tinkeles hat ſeine Verbindungen auch in unſerer Provinz und hält ſich oft Monate bei uns auf."

„Was ich höre!" rief der Galizier nachdenkend, „es iſt der Vater von dem Herrn Offizier. Um Vergebung, Herr Wohlfart, alſo Sie ſind bekannt mit dem Herrn Baron, welcher iſt der Vater von dieſem Herrn?" — Um den Schnurrbart des Lieutnants zuckte ein Lächeln.

„Ich habe den Vater dieſes Herrn wenigſtens geſehen," antwortete Anton, unwillig über die zudringliche Frage des Händlers und darüber, daß er das Erröthen ſeiner Wangen fühlte.

„Und um Vergebung, wenn ich fragen darf, Sie kennen den Herrn Offizier genau, wie man kennt einen guten Freund —"

„Was geht euch das an, Tinkeles?" frug Anton barſch und erröthete noch tiefer, weil er auf die Frage nicht ſo recht zu antworten wußte.

„Ja, er iſt mein guter Freund, Jude," ſagte der Lieutnant, auf Antons Schulter ſchlagend. „Er iſt mein Caſſirer, er hat mir heute erſt zwanzig Ducaten geborgt und wird mir kein Geld geben, um dein Pferd zu kaufen. Alſo geh zum Teufel."

Der Händler lauſchte mit vorgebogenem Hals auf jedes Wort des Offiziers und ſah die jungen Männer mit einer Neugierde, und wie Anton zu bemerken glaubte, mit einer Theilnahme an, welche von ſeinem gewöhnlichen lauernden Weſen verſchieden war. „Alſo zwanzig Ducaten hat er Ihnen geborgt," wiederholte er bedächtig, „er wird Ihnen auch mehr borgen, wenn Sie mehr von ihm verlangen. Ich weiß," murmelte er, „ich weiß."

„Was wißt ihr?" frug Anton.

„Ich weiß doch, wie es iſt unter jungen Herren, welche gut Freund mit einander ſind," ſagte der Händler mit einer nachdrücklichen Bewegung des Kopfes. „Alſo Sie können das Pferd nicht brauchen, Herr Wohlfart? So empfehle ich mich Ihnen, Herr Wohlfart." Bei dieſen Worten kehrte er kurz um und verſchwand. Gleich darauf hörte man das Pferd im Trabe fortreiten.

„Iſt das ein verrückter Kerl!" rief der Lieutnant, dem Davoneilenden nachſehend.

„Er iſt ſonſt nicht ſo ſchnell bereit ſich zu entfernen," erwiederte Anton, verwundert über das räthſelhafte Benehmen des Geſchäftsmannes. „Wahrſcheinlich hat Ihre Uniform ſeinen Abgang beſchleunigt."

„Ich hoffe, ſie hat Ihnen einen Gefallen gethan. Alſo heut Abend," ſagte der Lieutnant grüßend und verließ das Zimmer.

Am Nachmittag tönte wieder das leiſe Klopfen an Antons Thür, Tinkeles erſchien auf's Neue. Er ſah ſich vorſichtig in der Stube um und trat, ohne auf Antons finſtere Stirn zu achten, nahe an ihn heran. „Erlauben Sie mir zu fragen," ſprach er mit vertraulichem Kopfſchütteln, „es iſt in der Wahrheit, daß Sie ihm geborgt haben zwanzig Ducaten, und daß Sie ihm geben würden noch mehr, wenn er mehr haben wollte?"

Anton ſah den Händler erſtaunt an und ſagte aufſtehend: „Ich habe ihm das Geld gegeben und werde ihm noch mehr

geben. Und jetzt ſagt ihr mir gerade heraus, was euch im Kopfe herum geht. Denn ich ſehe, ihr habt mir etwas mitzutheilen."

Tinkeles machte ein ſchlaues Geſicht und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „Wenn er auch iſt Ihr guter Freund, ſo nehmen Sie ſich doch in Acht, daß Sie ihm borgen kein Geld. Wiſſen Sie was, borgen Sie ihm keinen Gulden mehr," wiederholte er nachdrücklich.

„Und weshalb nicht?" frug Anton. „Euer guter Rath iſt mir nichts werth, wenn ich nicht weiß, aus welchen Gründen ihr mich warnt."

„Und wenn ich Ihnen ſage, was ich weiß, wollen Sie dann ſprechen für mich bei Herrn Schröter, daß er nicht mehr denkt an die Frachtwagen, wenn er mich ſieht in Ihrem Comtoir?" frug der Jude ſchnell.

„Ich will ihm ſagen, daß ihr mir ſeit der Zeit in anderer Weiſe ehrlich gedient habt. Was er dann thun wird, ſteht bei ihm," erwiederte Anton ebenſo ſchnell.

„Sie werden ſprechen für mich," ſagte der Händler, „das iſt mir genug. Und Sie ſollen hören, was Ihnen erhalten kann Ihr gutes Geld. — Es ſteht faul mit dem Rothſattel, dem Vater dieſes jungen Menſchen, ſehr faul; das Unglück hält über ihn eine ſchwarze Hand. Er iſt ein verlorner Menſch. Es iſt ihm nicht zu helfen."

„Woher habt ihr dieſe Nachricht?" rief Anton erſchrocken. „Es iſt unmöglich," ſetzte er ruhiger hinzu, „es iſt eine Unwahrheit, Geſchwätz von Winkelagenten und ähnlichem Volk."

„Glauben Sie meiner Rede," ſprach der Jude mit einem eindringlichen Ernſt, welcher ſeine Figur größer machte und ſogar ſeine Sprache weniger mißtönend. „Sein Vater iſt unter den Händen von Einem, der heimlich wandelt wie ein Engel des Verderbens. Er geht und legt ſeinen Strick um den Hals der Menſchen, die er bezeichnet hat, ohne daß ihn Einer ſieht. Er zieht den Strick zu, und ſie fallen um, wie die hölzernen

Kegel. Warum wollen Sie Ihr Geld verlieren an solche Leute, die schon tragen die Schlinge am Halse?"

„Wer ist der Teufel, den ihr meint, wer hat den Baron in Händen?" rief Anton in einer Aufregung, welche ihn alle Vorsicht vergessen ließ.

„Was nützt der Name," erwiederte der Galizier kalt. „Wenn ich auch wüßte den Namen, so würde ich ihn doch nicht sagen, und wenn ich ihn sage, es kann Ihnen nichts helfen und dem Rothsattel auch nicht, denn Sie kennen den Mann nicht, und Ihr Baron kennt ihn vielleicht auch nicht."

„Ist dieser Mann Ehrenthal?" frug Anton.

„Ich kann den Namen nicht sagen," wiederholte der Händler mit einem Achselzucken, „aber der Hirsch Ehrenthal ist es nicht."

„Wenn ich euren Worten glauben soll, und wenn ihr mir damit einen Dienst leisten wollt," fuhr Anton ruhiger fort, „so müßt ihr mir Genaues mittheilen. Ich muß den Namen dieses Mannes wissen, und ich muß Alles wissen, was ihr über ihn und den Freiherrn gehört habt."

„Nichts habe ich gehört," erwiederte der Händler verstockt, „wenn Sie mich fragen wollen, wie die Gerichte fragen. Eine Rede, die gesprochen ist, verfliegt in der Luft wie ein Geruch, der Eine fängt das auf, der Andere jenes. Ich kann Ihnen nicht sagen die Worte, die ich gehört habe, und ich will sie nicht sagen um vieles Geld. Ich will nicht die Hand legen an meine Gebetschnüre und vor Gericht zeugen. Was ich spreche, ist gut für Ihr Ohr und für kein anderes. Ihnen aber sage ich, daß Zwei haben zusammen gesessen nicht einen Abend, viele Abende, und nicht in einem Jahre, sondern mehre Jahre, und sie haben leise mit einander gemurmelt in unserer Herberge hinten an dem Geländer, wo unten das Wasser läuft. Und das Wasser hat gemurmelt unten, und sie haben gemurmelt oben über dem Wasser. Ich lag in der Stube auf meinem Strohsack, daß sie glaubten, ich schliefe. Und oft

habe ich gehört aus dem Munde von Beiden den Namen Rothſattel und den Namen von ſeinem Gute. Und ich weiß, daß ein Unglück über ihm ſteht, aber weiter weiß ich nichts. Und jetzt iſt es geſagt und ich werde gehen. Der gute Rath, den ich Ihnen gegeben habe, ſoll ſein Ihre Bezahlung für den Tag, wo Sie gefochten haben mit einer Piſtole für die Wolle und für die Häute. Und Sie werden denken an das Verſprechen, das Sie mir gegeben haben."

Anton ſah beſorgt vor ſich nieder. Durch Bernhard wußte er, daß der Freiherr mit Ehrenthal in vielfacher Verbindung ſtand, und dieſer Verkehr des Gutsbeſitzers mit dem übelberüchtigten Speculanten war ihm ſchon oft auffallend erſchienen. Aber was Tinkeles ſagte, klang doch zu unglaublich, er ſelbſt hatte nie etwas Ungünſtiges über die Verhältniſſe des Freiherrn gehört. „Bei dem, was ihr mir heut erzählt habt," ſprach er nach einer Weile, „kann ich mich nicht beruhigen. Ihr werdet euch beſinnen, vielleicht erinnert ihr euch an die Namen und einzelnen Worte, die ihr gehört habt."

„Vielleicht werde ich mich erinnern," erwiederte der Galizier mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der dem bekümmerten Anton entging. „Und ſo haben wir geſchloſſen unſere Rechnung, ich habe Ihnen Sorge gemacht und Gefahr, dafür habe ich Ihnen jetzt gethan einen Gefallen. Einen großen Gefallen," ſetzte er ſelbſtgefällig in das betroffene Geſicht Antons blickend hinzu. — „Können Sie gebrauchen Louisd'or gegen Banknoten?" frug er plötzlich im Geſchäftston; „ich kann Ihnen laſſen Louisd'or, wenn Sie mir dafür geben Ducaten oder Banknoten."

„Ihr wißt, ich mache keine Geldgeſchäfte," antwortete Anton zerſtreut. — „Vielleicht können Sie abgeben Wiener Wechſel auf gute Häuſer?" — „Ich habe keine Wechſel abzugeben," ſagte Anton ärgerlich.

„Gut," ſagte der Jude, „eine Anfrage beißt Niemanden," und wandte ſich zum Gehen. An der Thür hielt er noch

einen Augenblick an. „Dem Seligmann, der das Pferd hat vorgeführt für die Herren und hat auf die Herren gewartet einen ganzen halben Tag, habe ich geben müssen zwei Gulden Münz. Es ist eine bare Auslage, die ich gemacht habe für Sie, wollen Sie mir nicht wiedergeben meine zwei Gulden?"

„Gott sei Dank!" rief Anton wider Willen lächelnd, „jetzt seid ihr wieder der alte Tinkeles. Nein, Schmeie, die zwei Gulden bekommt ihr nicht."

„Und Sie wollen mir nicht abnehmen die Louisd'or gegen Papier auf Wien?"

„Auch nicht," erwiederte Anton.

„Adjes," sagte Tinkeles. „Wenn ich Sie wiedersehe, sind wir gut Freund mit einander." Er ergriff die Klinke. „Und wenn Sie wissen wollen den Namen von diesem Mann, der den Rothsattel so herunterbringen kann, daß er klein wird, wie das Gras auf der Landstraße, wo Jedermann tritt darauf, so fragen Sie nach dem Buchhalter von Hirsch Ehrenthal, mit Namen Itzig. Veitel Itzig wird sein der Name." Bei diesen Worten eilte Tinkeles zur Thür hinaus. Anton sprang ihm nach, aber der Händler hörte nicht auf sein Rufen und war aus der Hausthür geschlüpft, bevor Anton ihn einholen konnte. Da gegründete Aussicht war, ihn in Kurzem wieder zu sehen, so ging Anton, sehr beschäftigt durch die Geständnisse des wunderlichen Heiligen, auf sein Zimmer zurück.

Was er gehört hatte, mußte er sogleich dem Sohne des Freiherrn mittheilen. Er sagte sich, daß bei dem großen Zartgefühl seines militärischen Freundes diese Mittheilung schwierig sei. „Aber es muß geschehen, noch heut Abend ziehe ich ihn bei Seite, ich gehe zeitig zu ihm, oder bleibe beim Aufbruch zurück."

Diesem guten Vorsatz gönnte das Schicksal eine bequeme Ausführung nicht. So früh Anton auch in das Quartier des jungen Rothsattel eilte, er fand doch die Stube bereits durch

eine Anzahl Husarenlieutnants besetzt. Eugen lag in seinem Schlafrock auf dem Sopha, die Schwadron lagerte um ihn herum. Gleich nach Anton trat der Doctor ein. „Wie geht's?" frug dieser zum Kranken tretend.

„Gut genug," erwiederte Eugen; „ich brauche Ihr Giftpulver nicht."

„Etwas Fieber," fuhr der Doctor fort, „eingenommener Kopf und so weiter. Es ist zu heiß hier, ich schlage vor, das Fenster zu öffnen."

„Beim Teufel, das werden Sie nicht, Doctor," rief ein junger Herr, der sich aus zwei Stühlen eine Art Bank zusammengerückt hatte. „Sie wissen, daß ich außer dem Dienst keinen Zug vertragen kann." — „Lassen Sie zu," rief Eugen, „wir sind Homöopathen, die Wärme vertreiben wir durch Wärme. Was trinken wir?"

„Irgend ein Punsch wird für den Patienten immer noch am gesündesten sein," sagte der Doctor.

„Holen Sie die Ananas, bester Anton, sie liegt mit dem ganzen Apparat hier nebenan," bat Eugen.

„Ei," rief der Doctor, als Anton die Frucht und der Bursch einen Korb Wein hereinbrachten, „ein süßer Koloß, ein ausgezeichnetes Exemplar. Mit Verlaub, ich mache den Punsch, die Mischung muß nach dem Zustand des Patienten eingerichtet werden." Er griff nach seiner Tasche, brachte ein schwarzes Besteck hervor und suchte ein Messer zum Zerschneiden der Frucht.

„Alle Wetter! plagt sie der Teufel? Zum Henker mit Ihrem Besteck!" riefen sämmtliche Husarenoffiziere aufspringend. Wie Heckenfeuer fuhren die Verwünschungen um das Haupt des Doctors.

„Meine Herren," rief der Doctor, nur wenig eingeschüchtert durch den Sturm des Unwillens, „hat Einer von Ihnen ein Messer? Sehen Sie nicht erst nach, ich weiß, Keiner hat eins. Spiegel und Bürste, weiter darf man in Ihren Taschen

doch nichts ſuchen. Und verſteht Einer von Ihnen eine Bowle zu machen, die ein Mann von Herz und Welt trinken kann? Austrinken, ja, aber machen können Sie nichts."

„Ich will's verſuchen, Doctor," ſagte Bolling aus einer Ecke.

„Ah, Herr von Bolling, Sie auch hier?" erwiederte der Doctor mit einer Verbeugung.

Bolling nahm ihm die Ananas aus der Hand und hielt ſie ſorgfältig aus dem Bereich des mediciniſchen Armes. „Kommen Sie, Anton," rief er, „und verhüten Sie, daß dieſes Ungeheuer von Doctor mit ſeinem Tranchirmeſſer dem Getränk zu nahe kommt."

Während Anton mit dem älteren Lieutnant in eifriger Thätigkeit war, zog der Doctor zwei Spiele Karten aus der Taſche und legte ſie feierlich auf den Tiſch.

„Fort mit Ihren Karten," rief Eugen, „heut wenigſtens wollen wir ohne Sünde beiſammen bleiben."

„Sie können's ja nicht," ſpottete der Doctor, „Sie ſelbſt ſind der Erſte, der darnach greifen wird. Ich beabſichtigte nichts als ein ruhiges Whiſt mit ſtabilem Paré nach rechts und links, ein Spiel für fromme Einſiedler. Was Sie aber mit dieſen Karten anfangen, das wird die Zeit lehren. Hier liegen ſie beim Leuchter."

„Hört nicht auf den Verſucher," rief einer der Lieutnants lachend.

„Wer die Karte zuerſt anfaßt, zahlt ein Frühſtück zur Strafe," ein anderer.

„Hier iſt der Trank," ſagte Bolling und trug die Bowle auf den Tiſch. Er goß ein. „Koſten Sie, Blutmenſch," ſagte er zu dem Doctor.

„Roh," entſchied dieſer, „morgen Abend wird ſie trinkbar ſein."

Während die Herren ſich über das Getränk ſtritten, griff Eugen nach einem Spiel Karten und zog es in zwei Häufchen ab, die er neben einander legte. Der Doctor rief:

„Halt, gefangen! Er ſelbſt zahlt die Strafe.“ Alles lachte und drängte an den Tiſch. „Die Bank, Doctor,“ riefen die Offiziere, ſie warfen ihm die Karten zu, ſchnell kamen einige andere Spiele aus den Taſchen der Herren ans Licht, der Doctor legte ein Häufchen Papier und Silber auf den Tiſch, das Spiel begann. Man pointirte nicht gerade hoch, kurze Scherze begleiteten den Gewinn und Verluſt der Spieler. Auch Anton ergriff eine Karte und ſetzte ohne Aufmerkſamkeit. Er vermochte heut nur mit Mühe an der Unterhaltung Theil zu nehmen, und ſah mit innigem Bedauern auf den jungen Rothſattel, der ſich ahnungslos über die Karten beugte. Anton gewann einige Thaler, aber mit Mißbehagen bemerkte er, daß Eugen endloſes Unglück hatte. Ein Ducaten nach dem andern flog in die Taſche des Bankhalters. Da Anton bei dem Verluſt ſeines Wirthes nicht ganz unbetheiligt war, ſo machte er keine Bemerkung darüber; aber der Doctor ſelbſt ſagte zu ſeinem Patienten, nachdem er wieder einige Ducaten eingeſtrichen hatte: „Sie ſind heiß geworden, Sie haben Fieber, es wäre am klügſten, wenn Sie nicht mehr ſpielten, ich habe noch nie einen Fieberkranken gehabt, der nicht im Pharao verloren hätte.“

„Das geht Sie nichts an, Doctor,“ erwiederte Eugen heftig und ſetzte wieder.

„Du haſt Unglück, Eugen,“ rief der gutmüthige Bolling, „du gehſt wieder zu ſehr ins Geſchirr.“

Als der Abzug beendet war, nahm der Doctor die Karten und ſteckte ſie gemüthlich in die Taſche. „Die Bank hat ſtark gewonnen,“ ſagte er, „aber ich höre doch auf, es iſt genug des Guten.“

Wieder erhob ſich ein Sturm unter den Offizieren. „Ich will Bank legen,“ rief Eugen, „geben Sie mir Ihre Caſſe, Wohlfart.“

Der Doctor proteſtirte, endlich beruhigte er ſich mit der Anſicht, „vielleicht hat er Glück als Bankier, man muß dem

Menſchen nicht die Gelegenheit entziehen, eine Scharte auszuwetzen."

Anton holte einige Caſſenbillets aus der Taſche und legte ſie ſchweigend vor Eugen hin, aber er ſelbſt ſpielte nicht mehr. Traurig ſaß er da und ſah auf ſeinen guten Freund, der mit einem Geſicht, das von Wein und Fieber glühte, auf die Karten der Spieler hinſtarrte. Wieder flog ein Abzug auf den andern und wieder verlor Eugen, was er vor ſich hatte. Die Caſſenſcheine flogen von ihm weg, kaum einmal fiel ein Blatt zu ſeinen Gunſten. Verwundert ſahen die Offiziere einander an. „Auch ich ſchlage vor, daß wir aufhören," rief Volling, „ein ander Mal geben wir dir Revanche."

„Ich will ſie heut haben," forderte Eugen, ſprang auf und verſchloß die Thür, „Keiner kommt heraus. Setzt ordentlich und wagt, hier iſt Geld." Er warf einen Haufen Streichhölzer auf den Tiſch. „Das Holz einen Champagnerthaler. morgen zahle ich; ich gebe zu, daß das Holz einmal gebrochen wird, unter einem Thaler kein Point." Wieder fuhren die Karten auf den Tiſch und wieder ging das Spiel fort. Anton bemächtigte ſich unterdeß des Punſchlöffels und beſchloß, nichts mehr in die Gläſer zu gießen. Eugen verlor immerfort; die Streichhölzer wurden wie durch eine geheime Kraft nach allen Richtungen fortgeriſſen. Eugen holte neue Bündel und rief: „Beim Abſchied machen wir Rechnung." Da erhob ſich Volling und ſtampfte mit dem Stuhle auf den Boden.

„Ein Hundsſott, wer die Stube verläßt," gebot Eugen.

„Du biſt ein Narr," ſagte der Andere unwillig; „es iſt Unrecht, ſeinem nächſten Kameraden das Geld abzunehmen, wie wir heut mit dir thun. Ich habe ſo etwas noch nie geſehen. Wenn hier der Satan ſein Spiel hat, ich will ihm nicht helfen." Er ſetzte ſich vom Tiſch ab, Anton trat zu ihm; Beide ſahen ſchweigend dem Uebermuth zu, mit welchem das Geld aus einer Hand in die andere geworfen wurde.

„Auch ich habe genug," ſagte der Doctor und zeigte ein

dickes Bund Hölzer in seiner Hand. „Dies ist ein merkwürdiger Abend; seit ich Karten kenne, ist mir so etwas noch nicht vorgekommen. Er vermag kein Paroli abzuschlagen."

Von Neuem sprang Eugen zu dem Seitentisch, wo die Hölzer lagen, da ergriff Bolling den Rest des Packets, öffnete das Fenster und warf die Hölzer hinunter auf die Straße. „Besser, die Teufelsbolzen verbrennen da unten einen Stiefel, als hier deine Börse." Darauf schleuderte er die Karten auf die Erde. „Das Spiel soll aufhören, du hast uns vorhin aufgetrumpft, wie einer aus der Wachtstube des alten Dessauers, ich thue jetzt dasselbe."

„Ich verbitte mir solche Befehle," rief Eugen gereizt.

Bolling schnallte seinen Säbel um und griff mit der Hand an das Gefäß. „Du wirst dich heut fügen," sagte er ernst, „morgen will ich dir vor den Kameraden Rede stehen. Macht eure Rechnung, ihr Herren, wir brechen auf."

Die Marken wurden auf den Tisch geworfen, der Doctor zählte.

Eugen riß finster die Brieftafel aus der Tasche und notirte seine Schuld an die Einzelnen. Ohne Behagen, mit kurzem Gruß entfernte sich die Gesellschaft. „Es sind gegen achthundert Thaler," sagte der Doctor auf dem Wege. Bolling zuckte die Achseln. „Ich hoffe, er kann das Geld schaffen, aber ich wollte doch, daß Sie heut das Stempelpapier in Ihrer Tasche behalten hätten. Wenn von der Geschichte etwas verlautet, so wird Rothsattel keine Ursache haben sich zu freuen. Wir alle werden gut thun, über den Vorfall zu schweigen, auch Sie, Herr Wohlfart, bitte ich darum."

Anton ging in stürmischer Bewegung nach Hause. Den ganzen Abend hatte er wie auf Kohlen gesessen und dem Verschwender in der Stille die bittersten Vorwürfe gemacht. Er schalt sich, daß er ihm Geld geliehen hatte, und fühlte doch, wie unpassend es gewesen wäre, seinen Wunsch nicht zu gewähren.

Als er am nächsten Morgen Eugen aufsuchen wollte, öffnete sich die Thür, und Eugen selbst trat in das Zimmer, verstimmt, niedergeschlagen, unsicher. „Ein nichtswürdiges Malheur gestern," rief er, „ich bin in arger Klemme; ich muß heut achthundert Thaler schaffen und habe in diesem Unglücksnest Niemand, an den ich mich wenden kann, als Sie. Seien Sie verständig, Anton, und besorgen Sie mir das Geld."

„Auch mir ist es nicht leicht, Herr von Rothsattel," erwiederte Anton ernst; „es ist keine unbedeutende Summe, und die Gelder, über die ich hier disponiren kann, sind nicht mein Eigenthum."

„Sie werden es schon möglich machen," fuhr Eugen überredend fort; „wenn Sie mir nicht aus der Verlegenheit helfen, so bin ich ganz rathlos. Der Oberst versteht keinen Spaß, ich riskire Alles, wenn die Geschichte nicht schnell abgemacht wird." Er ergriff in seiner Verlegenheit Antons Hand und drückte sie ängstlich.

Anton sah in das verstörte Gesicht dessen, der Lenorens Bruder war, und erwiederte mit innerer Ueberwindung: „Ich habe eine kleine Summe, welche mir gehört, in der Casse unsers Geschäfts, und habe von hier aus Geld an unser Haus zu senden. Es wird möglich sein, daß ich unsern Cassirer auf mein Geld anweise, und die Summe, welche Sie brauchen, zurückbehalte."

„Sie sind mein Retter," rief Eugen erleichtert; „in spätestens vier Wochen schaffe ich Ihnen achthundert Thaler zurück," fügte er hinzu, bei der Aussicht auf das Geld geneigt das Beste zu hoffen.

Anton ging zum Schreibtisch und zählte dem Lieutnant das Geld auf. Es war ein großer Theil der Summe, die er von seinem Erbtheil übrig hatte.

Als Eugen das Papier unter lebhaftem Danke eingesteckt hatte, begann Anton: „Und jetzt, Herr von Rothsattel, wünsche

ich Ihnen noch etwas mitzutheilen, was mir gestern den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen hat. Ich bitte Sie, mich nicht für zudringlich zu halten, wenn ich Ihnen nicht verschweige, was Sie wissen müssen, und was doch ein Fremder kaum zu sagen das Recht hat."

„Wenn Sie mir gute Lehren zutheilen wollen, so ist der Augenblick schlecht gewählt," antwortete der Lieutnant finster, „ich weiß ohnedies, daß ich einen dummen Streich gemacht habe, und bin auf eine Strafpredigt meines Papa's gefaßt. Was ich von ihm anhören muß, wünsche ich von keinem Dritten zu vernehmen."

„Sie trauen mir wenig Zartgefühl zu, Herr von Rothsattel," rief Anton, aufrichtig bekümmert durch den Aerger des Offiziers. „Ich habe gestern aus einer allerdings wenig lautern Quelle gehört, daß Ihr Herr Vater durch die Intriguen gewissenloser Speculanten in Verwickelungen gekommen ist oder doch kommen soll, welche seinem Vermögen Gefahr drohen. Auch der Name des gefährlichen Menschen, welcher die Ränke gegen ihn schmiedet, ist mir genannt worden."

Der Lieutnant sah verwundert in das ernste Gesicht Antons und sagte endlich: „Teufel, Sie jagen mir einen Schrecken ein. Doch nein, es ist nicht möglich, Papa hat mir nie etwas davon gesagt, daß seine Verhältnisse nicht ganz in Ordnung sind."

„Vielleicht kennt er selbst nicht die Pläne und die Rücksichtslosigkeit der Menschen, welche die Absicht haben, seinen Credit für ihre Zwecke zu benutzen."

„Der Freiherr von Rothsattel ist nicht der Mann, sich von irgend Jemand benutzen zu lassen," entgegnete der Lieutnant mit Stolz.

„Das nehme auch ich an," räumte Anton bereitwillig ein. „Und doch bitte ich Sie, daran zu denken, daß die letzten großen Unternehmungen des Herrn Barons ihn mehrfach mit schlauen und wenig bedenklichen Händlern in Berührung ge-

bracht haben. Der mir den Rath ertheilte, gab ihn offenbar in guter Meinung. Er ſprach eine Anſicht aus, welche, wie ich fürchte, von einer Anzahl untergeordneter Geſchäftsleute getheilt wird, daß Ihr Herr Vater in ernſter Gefahr ſei, große Summen zu verlieren. Und ich fordere Sie auf, mit mir zu dem Mann zu gehen, vielleicht gelingt es uns, mehr von ihm zu erfahren. Es iſt derſelbe Händler, den Sie geſtern bei mir ſahen."

Der Lieutnant ſah ſehr niedergeſchlagen vor ſich hin, er faßte, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Dienſtmütze, und Beide eilten nach der Herberge, in welcher Tinkeles wohnte.

„Es wird am beſten ſein, daß Sie ſelbſt nach ihm fragen," ſagte Anton auf dem Wege. Der Offizier ging in das Haus, er frug einen Hausknecht, den Wirth, alle Hausgenoſſen, welche ihm in den Weg kamen: Schmeie war geſtern Mittag abgereiſt. Sie eilten von der Herberge zum Stadtcommando und erhielten nach vielen Fragen die Auskunft, daß dem Tinkeles ſein Paß nach der türkiſchen Grenze viſirt worden. So war der Zudringliche plötzlich verſchwunden, und durch ſeine Abreiſe erhielt die Warnung für Beide noch größeres Gewicht. Je länger ſie über ſeine Bekenntniſſe ſprachen, deſto aufgeregter wurde der Lieutnant und um ſo weniger wußte er, was zu thun ſei. Endlich brach er in großer Bewegung mit der Klage hervor: „Mein Vater iſt vielleicht jetzt in Geldverlegenheit. Wie ſoll ich ihm meine Schuld geſtehen? Es iſt für mich ein verfluchter Fall. Wohlfart, Sie ſind ein honetter Mann, denn Sie haben mir das Geld geliehen, obgleich Sie die Nachrichten dieſes unſichtbaren Juden ſchon im Kopfe hatten. Sie müſſen jetzt weiter anſtändig ſein und mir die Summe auf längere Zeit leihen."

„So lange, bis Sie ſelbſt den Wunſch ausſprechen, ſie zurückzuzahlen."

„Das iſt gentil," rief der Lieutnant, „und noch Eins, ſchreiben Sie ſelbſt an meinen Vater. Sie wiſſen am beſten,

was der verrückte Menſch Ihnen geſagt hat, und mir iſt es langweilig, ſo etwas meinem Papa mitzutheilen."

„Aber Ihr Herr Vater wird die Einmiſchung eines Fremden mit Recht für zudringlich halten," entgegnete Anton, befangen durch die Ausſicht, mit dem Vater Lenorens in Briefwechſel zu treten.

„Mein Vater kennt Sie ja," ſagte Eugen überredend; „ich erinnere mich, daß meine Schweſter mir ſchon von Ihnen erzählt hat. Schreiben Sie nur, ich hätte Sie darum gebeten. Es iſt wirklich beſſer, wenn Sie das übernehmen." Anton willigte ein. Er ſetzte ſich auf der Stelle hin und berichtete dem Baron die Warnungen des Händlers.

So kam er in der Fremde mit der Familie des Freiherrn in eine neue Verbindung, welche für ihn und die Rothſattel verhängnißvoll werden ſollte.

4.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes ſchreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verſtändigen Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menſchen ſtark, geſund und gut macht, das iſt dem Landwirth zu Theil geworden. Sein Leben iſt ein unaufhörlicher Kampf, ein endloſer Sieg. Ihm ſtählt die reine Gottesluft die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er iſt der Prieſter, welcher Beſtändigkeit, Zucht und Sitte, die erſten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Thätigkeit veralten, die ſeine iſt ſo ewig, wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menſchen in enge Mauern einſchließt, in die Tiefen der Erde oder zwiſchen die Holzplanken des Schiffes, ſein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, und unten den feſten Grund. Ihm wird die höchſte Freude des Schaffens, denn

was ſein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Thier, das wächſt unter ſeiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter iſt die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppirende Füllen, Waldesgrün und Wieſenduft eine Erquickung des Herzens; aber kräftiger, ſtolzer, edler iſt das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtſein über ſeine Flur ſchreitet, dies alles iſt mein, meine Kraft erſchuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft ſich ein Wunſch, an jeden Eindruck ein Vorſatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn Alles, das fruchtbare Feld, das Thier und der Menſch ſoll Neues ſchaffen nach ſeinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit iſt ſein Genuß, und in dieſem Genuſſe wächſt ſeine Kraft. — So lebt der Mann, welcher ſelbſt der arbeitſame Wirth ſeines Gutes iſt.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehre Menſchenalter ein ſtarker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt iſt. Die Pflugſchar greift tief in den gereinigten Boden, anſpruchsvolle Culturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen ſich große Dolden und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet ſich mächtig die fleiſchige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo ſich kunſtvolle Induſtrie auf den Ackerſchollen anſiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Geſtalten der Maſchinen nach dem Wirthſchaftshof, der ungeheure Kupferkeſſel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen ſich gehorſam im Kreiſe, lange Röhren verſchlingen ſich in den neugebauten Räumen, und die mechaniſchen Gelenke bewegen ſich raſtlos bei Tag und Nacht. Eine edle Induſtrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder dieſe Kraft. Wo der eigene Grund des Gutes ſeine Früchte der Fabrik reichlich ſpendet, da arbeiten im Freien

die uralte Pflugschar, im gemauerten Haus der neue Dampfkessel brüderlich mit einander, um ihren Herrn reicher zu machen, stattlicher und weiser. So lange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Thiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preise auf dem nächsten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt am meisten interessirte, und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, so war ihm das vielleicht der größte Aerger. Und mit abschließendem Stolz sah er aus seinem umgrenzten Kreise, wie in die blaue Ferne hinein in das geschäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältnisse, welche durch eine neue Zeit geschaffen sind. Jetzt steht er selbst mitten zwischen den Rädern des modernen Schaffens, er beobachtet viele Strömungen des menschlichen Geistes auch außerhalb seiner Feldmark. Viele Gesetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der Menschen, er gewinnt einen andern Maßstab für den Werth des Mannes, jetzt wo er das Gewühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für sich braucht. Er knüpft seine Fäden an Leute von anderm Beruf, und Fremde freuen sich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vortheil mit dem seinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreise, in welche ihn sein Interesse zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf Andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geschlecht arbeitsamer Menschen seine Hütten auf den Ackerboden, in jeder Abstufung von Wissen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. In starker Zunahme wächst die Kraft seiner Landschaft, der Werth des Bodens steigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Gleise alter Gewohnheit. Der schlechte Feldweg wird zur Chaussee, der sumpfige Graben zum Canal. Zwischen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Frachtwagen entlang, auf wüsten Stellen erheben sich die rothen Dächer neuer Wohnungen; der Brief-

bote, der ſonſt nur zweimal in der Woche ſeine Ledertaſche durch die Fluren trug, erſcheint jetzt alle Tage, ſein Ranzen iſt ſchwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimat zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute an der Thür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang ihm ſonſt der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen Sonne geworden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die kindiſche Baſe jedes Fortſchritts. Die Nadel des Schneiders hat viel an neuen Stoffen zu nähen, zwiſchen den Bauerhäuſern ſtellt der kleine Kaufmann ſeinen Kram auf, er legt ſeine Citronen an das Schaufenſter, den Tabak in ſchönen Packeten, und lockende Flaſchen mit ſilbernen Zetteln. Und die Schullehrer in den Dörfern klagen über die Menge der Schüler, ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Claſſe eingerichtet; in einem Schrank ſeiner Wohnſtube legt der Lehrer die erſte Leihbibliothek an, und der Buchhändler in der Stadt übergibt ihm neue Bücher zum Verkauf. — So wird das Leben des ſtarken Landwirths ein Segen für die Umgegend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirth, dem der Grund unter den Füßen fremden Gewalten verfällt! Er iſt verloren, wenn ſeine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Anſprüche zu befriedigen, welche andere Menſchen an ihn machen. Die Geiſter der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und ſicher gegenüber ſteht, ſie empören ſich, wo ſie Schwäche, Eile und halben Muth ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüthe der Oelſaat und die blaue Blume des Flachſes vertrocknen ohne Frucht, Roſt und Brand fallen über das Getreide, in tötlichem Faulfieber ſchwindet der kleine Leib der Kartoffel; ſie alle, ſo lange an Gehorſam gewöhnt, wiſſen ſo bitter jede Nachläſſigkeit zu ſtrafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch;

wenn die Lerche aus dem Roggen aufſteigt, muß er denken, daß die Frucht ſchon auf dem Halme verkauft iſt; wenn das Geſpann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleiſch ſchon von fremden Gläubigern gefordert iſt, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche ſeinem Acker durch das Wiederkäuen der eßluſtigen Thiere im nächſten Jahr kommen ſoll, noch ihm ſelbſt zum Vortheil werden wird. Finſter, mürriſch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann ſeiner Wirthſchaft und den Feldern fremd, er ſucht jenſeit ſeiner Flur den läſtigen Gedanken zu entfliehen, und durch die Flucht beſchleunigt er ſeinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollſtändiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirth, der übereilt in unverſtändigem Gelüſt die ſchwarze Kunſt des Dampfes über ſeine Schollen führt, um Kräfte aus ihnen hervorzulocken, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteſte Fluch, der Sterblichen beſchieden iſt. Nicht er allein wird ſchwächer, er macht auch viele Andere ſchlecht, die er zum Dienſt an ſein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die er vorwitzig in ſeinem Kreis aufſtellte, wird zerriſſen, was in ſeiner Wirthſchaft noch unverſehrt war, die Kraft ſeines Bodens verzehrt ſich in fruchtloſen Verſuchen, ſeine Geſpanne erlahmen an ſchweren Fabrikfuhren, ſeine ehrlichen Landarbeiter verwandeln ſich in ein ſchmutziges, hungerndes Proletariat. Wo ſonſt ruhiger Gehorſam wenigſtens das Nöthige ſchuf, wuchert jetzt Hader, Widerſetzlichkeit und Betrug. Er ſelbſt iſt hineingezogen in den Wirbel läſtiger Geſchäfte, wie brauſende Wellen ſtürzen die Forderungen auf ihn herein, im verzweifelten Kampf, ein Ertrinkender, ſucht er ohne Wahl Hilfe bei Allem, was in den Bereich ſeiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtloſen Ringen ſinkt er hinab in die Tiefe.

Auf dem Gut des Freiherrn hatte die Saat oft beſſer geſtanden, als bei den Nachbarn, ſeine Herden waren als kerngeſund in der ganzen Landſchaft bekannt, Fehljahre, welche Andere niederdrückten, hatten ihm verhältnißmäßig wenig geſchadet; jetzt war das alles wie durch böſen Zauber verändert In der Rinderherde brach eine peſtartige Krankheit aus, das Getreide ſtand hoch im Feld, und als die Garben in der Scheuer zerſchlagen wurden, waren der Scheffel nur wenige, die er aufſchütten konnte. Ueberall war ſein Anſchlag größer geweſen als der Ertrag. Zu anderer Zeit hätte er's ruhig überwunden, jetzt machte ihn das krank. Die Ackerwirthſchaft wurde ihm verhaßt, er überließ ſie ganz dem Amtmann. Alle ſeine Hoffnungen flogen jetzt der Fabrik zu, und wenn er ſeine Feldmark betrat, ſo geſchah es nur, um nach den Rüben zu ſehen, auf deren Bau er im letzten Jahr die beſte Kraft des Gutes verwandt hatte.

Hinter den Bäumen des Parks erhob ſich das neue Fabrikgebäude. Viele Stimmen geſchäftiger Menſchen ſchrieen um den neuen Bau durcheinander. Die erſte Rübenernte wurde eingebracht und zum Verarbeiten aufgeſchüttet. Mit dem nächſten Tage ſollten die regelmäßigen Arbeiten in der Fabrik beginnen. Noch immer hämmerte drin der Kupferſchmied, an der großen Preſſe arbeitete der Mechaniker, und emſige Frauen trugen Körbe von Spänen und Kalkbrocken aus den Mauern und ſäuberten mit Scheuerlappen die Stätte, in der ſie fortan handlangen ſollten. Der Freiherr ſtand vor dem Hauſe; er hörte ungeduldig auf das Klopfen der Hämmer, die ſo lange die Vollendung des Werkes verzögert hatten. Von morgen begann für ihn eine neue Zeit. Er ſtand jetzt an der Pforte ſeines Schatzhauſes. Die alten Sorgen konnte er weit hinter ſich werfen, in den nächſten Jahren zahlte er ab, was er geliehen hatte, dann ſammelte er Geld. Und während er ſo dachte, ſah er auf ſeine abgetriebenen Pferde und das ſorgenvolle Geſicht des alten Amtmanns, und eine unbeſtimmte

Furcht ſchlich wie ein häßliches Inſect über die unruhig flatternden Blätter ſeiner Gedanken. Er hatte Alles auf dieſen Wurf geſetzt, er hatte ſein Gut ſo hoch mit Hypotheken belaſtet, daß er ſich in dieſem Augenblick fragen konnte, wie viel davon noch ihm ſelbſt gehöre — Alles, um durch den erhärteten Saft der Ackerfrucht den Wappenſchild ſeines Geſchlechts höher zu ſtellen. Hüte dich, Freiherr! Und wenn du die weißen Kryſtalle härteſt, daß ſie klingen wie Stein, ſie halten Wind und Wetter nicht aus, ſie zerfließen im Regen, ſie verwittern in der Luft, und was du darauf gegründet, das ſtürzt in Trümmer.

Der Freiherr ſelbſt war in den letzten Jahren ein Anderer geworden. Falten auf der Stirn, zwei mürriſche Falten um den Mund und graues Haar an den Schläfen, das waren die erſten Folgen der ewigen Sorge um Capital, um die Familie, um die Zukunft des Gutes. Seine Stimme, die ſonſt kräftig aus der Bruſt geklungen hatte, war ſcharf und heiſer geworden, und eine zornige Haſt war in ſeinen Geberden. Schwere Sorge hatte der Freiherr in der letzten Zeit gehabt. Was bei einem großen Bau Mangel an Geld heißt, das Elend hatte er gründlich kennen gelernt. Ehrenthal war jetzt ein regelmäßiger Beſucher des Schloſſes. Seine Pferde hatten in jeder Woche gutes Heu von den Raufen des Freiherrn gerupft, in jeder Woche hatte er ſeine Brieftaſche hervorgezogen und Rechnungen gebracht oder Caſſenſcheine aufgezählt. Seine Hand, die im Anfange ſo ehrerbietig nach der Taſche griff, war ſäumig geworden, und nur langſam löſten ſich die flatternden Papiere von ſeinen Fingern, ſein gebeugter Hals war ſteif, ſein unterwürfiges Lächeln hatte ſich in einen trockenen Gruß verwandelt, er ſchritt jetzt mit prüfendem Blick durch den Wirthſchaftshof, und ſtatt der feurigen Lobrede kam mancher Tadel aus ſeinem Munde. Der demüthige Agent war zum anſpruchsvollen Gläubiger herangewachſen, und der Freiherr ertrug mit immer ſteigendem Widerwillen die

Ansprüche eines Mannes, den er nicht mehr entbehren konnte. Aber nicht Ehrenthal allein, auch andere fremde Gestalten klopften an das Arbeitszimmer des Gutsherrn und verhandelten mit ihm unter vier Augen. Die breite Figur des rauhen Pinkus schritt alle Vierteljahre aus dem Gasthof des Dorfes auf das Schloß, und jedes Mal, wenn sein schwerer Fuß die Stufen betrat, zog hinter ihm der Mißmuth in das Haus.

Alle Wochen war Ehrenthal auf dem Gute erschienen, jetzt war die schwerste Zeit gekommen, und kein Auge erblickte den Geschäftsmann. Er war verreist, hieß es in der Stadt, und unruhig hörte der Freiherr auf das Geräusch jedes Wagens, ob nicht einer den Säumigen zuführe, den Verhaßten, Unentbehrlichen.

Lenore trat zu dem Vater, eine reife Schönheit von vollen Formen und hohem Wuchs; daß auch sie von dem Ernst des Lebens berührt war, zeigte das sinnende Auge und der besorgte Blick, den sie auf den Freiherrn warf. „Der Bote bringt die Postsachen," sagte sie, ein Packet Briefe und Zeitungen überreichend. „Es ist gewiß wieder kein Brief von Eugen dabei."

„Der hat jetzt Anderes zu thun, als zu schreiben," antwortete der Vater, aber er selbst suchte eifrig die Handschrift des Sohnes. Da sah er ein Schreiben von fremder Hand, mit dem Postzeichen der Stadt, in welche Eugen eingerückt war. Es war Antons Brief. Schnell öffnete er. Als er in der ehrerbietigen Sprache die gute Meinung erkannt und den Namen Itzig gelesen hatte, verbarg er den Brief hastig in seiner Brusttasche. Die geheime Angst, welche jetzt manchmal sein Herz zusammenzog, überfiel ihn wieder und gleich darauf folgte der unwillige Gedanke, daß seine Verlegenheiten ein Gegenstand der Unterhaltung in der Fremde waren. Unbestimmte Warnungen waren das Letzte, was er bedurfte, sie demüthigten ihn nur. Lange stand er in finsterm Schweigen neben der Tochter. Da der Brief aber Nachrichten von Eugen

enthielt, ſo zwang er ſich endlich zu ſprechen. „Da hat mir ein Herr Wohlfart geſchrieben, der jetzt als Kaufmann jenſeit der Grenze umherreiſt und Eugens Bekanntſchaft gemacht hat.“

„Er?“ rief Lenore.

„Er ſcheint ein ordentlicher Mann geworden zu ſein,“ fuhr der Freiherr mit Ueberwindung fort. „Er ſpricht mit Wärme von Eugen.“

„Ja!“ rief Lenore erfreut, „was gewiſſenhaft und zuverläſſig heißt, das lernt man kennen, wenn man mit ihm umgeht. Welcher Zufall! Die Schweſter und der Bruder. Was hat er dir geſchrieben, Vater?“

„Geſchäftliches, das wahrſcheinlich gut gemeint iſt, mir aber nicht von weſentlichem Nutzen ſein kann. Die thörichten Knaben haben irgend ein Geſchwätz aus dritter Hand gehört und haben ſich um meine Angelegenheiten unnöthige Sorge gemacht.“ Und ſchwerfällig ſchritt er nach dieſen Worten zu ſeiner Fabrik.

Beunruhigt folgte ihm Lenore. Endlich entfaltete er die Zeitung und wandte die Blätter nachläſſig um, bis ſein Blick auf eine gerichtliche Anzeige fiel. Eine dunkle Röthe ſtieg ihm langſam über die Wangen, das Blatt fiel zur Erde, er griff mit der Hand an die Bretter eines Wagens und legte ſeinen Kopf darauf. Erſchrocken hob Lenore das Zeitungsblatt auf und ſah den Namen der polniſchen Herrſchaft, auf welcher der Vater, wie ſie wußte, ein großes Capital ſtehen hatte. Ein Termin zur Verſteigerung der Herrſchaft wegen Concurſes war angezeigt.

Wie ein Blitzſtrahl traf den Freiherrn die Nachricht. Wenn er ſein eigenes Gut belaſtet hatte, war ihm die Summe, die auf fremdem Boden ruhte, als die letzte Grundlage ſeines Wohlſtandes erſchienen. Oft hatte er gedacht, ob es nicht thöricht war, Andern in der Fremde ſein Geld zu laſſen und daheim fremdes nur zu theuer zu bezahlen; immer hatte er eine Scheu davor gefühlt, auch dies runde Capital in ſeine

Unternehmungen zu werfen, er betrachtete es als das Wittthum ſeiner Gemahlin, als das Erbtheil der Tochter. Jetzt war auch dieſe Summe gefährdet, die letzte Sicherheit war verſchwunden, Alles um ihn wankte. Ehrenthal hatte ihn betrogen, er hatte die Correſpondenz mit dem Bevollmächtigten des polniſchen Grafen geführt, er hatte ihm am letzten Termin die Zinſen noch vollſtändig berechnet, es war kein Zweifel, Ehrenthal wußte von den ſchlechten Verhältniſſen des polniſchen Gutes und hatte ſie ihm verheimlicht.

„Vater," rief Lenore, ihn von dem Wagen aufrichtend, „faſſe dich, ſprich mit Ehrenthal, fahr' zu deinem Anwalt, es wird auch gegen dieſes Unglück eine Hilfe geben."

„Du haſt Recht, mein Kind," ſagte der Freiherr mit klangloſer Stimme, „noch iſt möglich, daß die Gefahr nicht ſo groß iſt. Laß anſpannen, ich will nach der Stadt. Verbirg der Mutter, was du geleſen haſt, und du, liebe Lenore, begleite mich."

Als der Wagen vorfuhr, fand er den Freiherrn noch auf derſelben Stelle, wo die Nachricht in ſein Herz gedrungen war. Schweigend ſaß er während der Fahrt in eine Ecke gedrückt.

In der Stadt brachte er die Tochter vor ſein Quartier, das er immer noch nicht aufgegeben, um ſeinen Bekannten und ſeiner Frau nicht den Verdacht zu erwecken, als gehe es mit ſeinem Vermögen zurück. Er ſelbſt fuhr zu Ehrenthal. Zornig trat er in das Comtoir und hielt dem Händler nach rauhem Gruß das Zeitungsblatt entgegen. Ehrenthal erhob ſich langſam und ſagte mit dem Kopfe nickend: „Ich weiß, der Löwenberg hat deswegen an mich geſchrieben."

„Sie haben mich getäuſcht, Herr Ehrenthal!" rief der Freiherr, mühſam nach Haltung ringend.

„Wozu?" erwiederte achſelzuckend der Händler, „wozu ſollte ich Ihnen verſtecken, was doch die Zeitung melden muß? Das kommt vor bei jedem Gut, bei jeder Hypothek. Was iſt dabei für ein Unglück?"

„Die Verhältniſſe der Herrſchaft ſind ſchlecht, Sie haben lange darum gewußt," rief der Freiherr; „Sie haben mich betrogen."

„Was reden Sie da von Betrug?" fuhr Ehrenthal zornig auf; „nehmen Sie ſich in Acht, daß nicht ein Fremder Ihre Worte hört. Ich habe mein Geld bei Ihnen ſtehen, wie kann ich ein Intereſſe haben, Sie kleiner zu machen und größer zu machen Ihre Verlegenheiten? Ich ſelber ſtecke darin bei Ihnen ſo tief," er wies auf die Stelle, wo bei den Menſchen das Herz zu ſitzen pflegt. „Hätte ich gewußt, daß dieſe Fabrik wird freſſen mein gutes Geld, ein Tauſend nach dem andern, wie ein Thier frißt, das hinten offen iſt, ich hätte mich bedacht und Ihnen auch nicht gezahlt einen einzigen Thaler. Ich will mit meinem Gelde füttern eine Herde Elephanten, aber ich will niemals wieder füttern eine Fabrik. Wie können Sie alſo ſagen, daß ich Sie betrogen habe?" ſchloß er in ſteigender Hitze.

„Sie haben um den Concurs gewußt," rief der Freiherr, „und haben mir verheimlicht, wie es mit dem Grafen ſteht."

„Bin ich es geweſen, der Ihnen hat verkauft die Hypothek?" frug der entrüſtete Ehrenthal. „Ich habe Ihnen alle halbe Jahre die Zinſen eingezogen, das iſt mein Unrecht, ich habe Ihnen außerdem gezahlt noch vieles Geld, das iſt mein Betrug." — Verſöhnend fuhr er fort: „Sehen Sie die Sache ruhig an, Herr Baron, ein anderer Gläubiger hat angetragen auf den Verkauf der Herrſchaft, die Gerichte haben's uns nicht angezeigt, oder ſie haben die Anzeige geſchickt an eine falſche Adreſſe. Was thut's? Sie werden jetzt bekommen nach der Subhaſtation ausgezahlt Ihr Capital, dann können Sie bezahlen die Gläubiger, die Sie auf Ihrem Gut haben. Es ſind, wie ich höre, große Güter bei dieſer Herrſchaft, und Sie haben nichts zu befürchten für Ihr Capital."

Mit dieſer zweifelhaften Hoffnung mußte ſich der Freiherr entfernen. Niedergeſchlagen beſtieg er ſeinen Wagen; er rief

dem Kutſcher: „zum Juſtizrath Horn!“ aber mitten auf dem Wege gab er Gegenbefehl und fuhr nach ſeinem Quartier zurück. Es war zwiſchen ihm und dem alten Rechtsfreund eine Kälte eingetreten. Er hatte ſich geſcheut, dieſem ſeine unaufhörlichen Verlegenheiten mitzutheilen, und war durch einige wohlgemeinte Warnungen deſſelben verletzt worden; ſo hatte er oft die Hilfe anderer Juriſten in Anſpruch genommen.

Itzig war in ſeinem Zartgefühl aus dem Comtoir geſtürzt, als er die Pferdeköpfe des Barons auf der Straße erblickte, jetzt ſteckte er den Kopf wieder herein. „Wie war er?“ frug er Herrn Ehrenthal.

„Wie ſoll er geweſen ſein,“ antwortete Ehrenthal unwillig, „er war wie ein Fiſch, welcher hat viele Gräten; er hat geſchlagen mit ſeinem Kopf in die Luft, und ich habe gehabt meinen Aerger. Mein Geld habe ich geſteckt in das Gut, und Sorgen habe ich um das Gut, ſo viel als Haare auf dem Kopfe, weil ich gefolgt bin Ihrem Rath.“

„Wenn Sie denken, daß ein Rittergut Ihnen geſchwommen kommt, wie ein Fiſch mit dem Waſſer, daß Sie nur dürfen ausſtrecken die Hand und feſthalten, ſo thun Sie mir leid,“ entgegnete Veitel ironiſch.

„Was thue ich mit der Fabrik?“ rief Ehrenthal; „das Gut iſt geweſen für mich zwei Mal ſo viel werth, ohne den Schornſtein.“

„So verkaufen Sie die Ziegeln, wenn Sie den Schornſtein erſt haben,“ verſetzte Veitel boshaft. „Ich wollte Ihnen noch ſagen, daß ich morgen einen Beſuch habe von einem Bekannten aus meiner Gegend. Ich kann morgen nicht kommen in Ihr Comtoir.“

„Sie haben in dem letzten Jahr ſo oft Ihre eigenen Gänge gemacht,“ erwiederte Ehrenthal grob, „daß mir nichts daran liegt, wenn Sie auch länger fortbleiben aus meinem Comtoir.“

„Wiſſen Sie, was Sie geſagt haben?“ fuhr Veitel auf. „Sie haben mir geſagt: Itzig, ich brauche dich nicht mehr, du kannſt gehen. Ich aber werde gehen, wenn es mir recht iſt, und nicht, wenn es Ihnen recht iſt.“

„Sie ſind ein dreiſter Menſch,“ rief Ehrenthal; „ich will Ihnen verbieten, daß Sie ſo zu mir reden. Wer ſind Sie, junger Itzig?“

„Ich bin der, welcher weiß Ihre ganzen Geſchäfte, ich bin der, welcher Sie ruiniren kann, wenn er will, und ich bin der, welcher es gut mit Ihnen meint, beſſer als Sie ſelber. Und deswegen, wenn ich übermorgen in das Comtoir komme, werden Sie zu mir ſagen: Guten Morgen, Itzig! Haben Sie mich verſtanden, Herr Ehrenthal?“ Er ergriff ſeine Mütze und eilte auf die Straße, dort brach ſein unterdrückter Zorn gegen Ehrenthal in helle Flammen aus, er ſchwenkte heftig die Hände und murmelte drohende Worte. Daſſelbe that Ehrenthal in ſeinem Comtoir.

Der Freiherr fuhr zu ſeiner Tochter zurück, er ſetzte ſich niedergeſchlagen auf das Sopha, und die liebevollen Worte Lenorens gingen ungehört bei ſeinem Ohr vorüber. Er hatte nichts, was ihn noch in der Stadt zurückhielt, als ſeine Furcht, der Baronin die traurige Nachricht mitzutheilen. Er brütete über Plänen, wie er den möglichen Verluſt überwinden könnte, und malte ſich wieder mit den ſchwärzeſten Farben aus, welche Folgen dies Ereigniß haben mußte. Unterdeß ſaß Lenore ſchweigend am Fenſter und ſah hinunter in das Getümmel der Straße, auf die Laſtwagen, welche vorüber raſſelten, und auf die Ströme geſchäftiger Menſchen, die auf dem Trottoir dahin zogen, unaufhörlich, ohne Raſt, um Verdienſt und Genuß. Und während Lenore ſich frug, ob wohl Einer von all den Leuten, die vorüber gingen, den heimlichen Kummer, die Furcht, die Muthloſigkeit gefühlt habe, die in den letzten Jahren über ihr junges Herz gekommen war, da ſah zuweilen Einer

von unten zu den Spiegelfenstern des ſtattlichen Hauſes auf, dann ruhte ſein Auge bewundernd auf dem ſchönen Mädchen, und er beneidete vielleicht das Glück der Vornehmen, die ſo ruhig von oben herabſehen auf die Leute, die ſich um den Verdienſt plagen müſſen.

So wurde es dunkel auf der Straße, das Licht der Laternen warf einen matten Schein in das Zimmer, Lenore ſah auf die Schatten und Lichtſtreifen, welche ſich an der Stubenwand bewegten, und mit der ſteigenden Finſterniß vergrößerte ſich das Bangen in ihrer Bruſt. Vor der Hausthür aber ſtanden zwei Männer in eifrigem Geſpräch, der eine trat in das Haus, die Klingel wurde gezogen, ein ſchwerer Tritt ſchallte im Vorzimmer. Der Bediente trat ein und meldete Herrn Pinkus. Bei dem Namen fuhr der Freiherr auf, forderte Licht und eilte in das Nebenzimmer.

Der Herbergsvater trat bei dem Freiherrn ein und neigte einige Mal ſeinen großen Kopf, beeilte ſich aber nicht zu ſprechen; der Freiherr ſtützte ſich auf die Tiſchplatte, wie Einer, der bereit iſt Alles zu hören. „Was bringen Sie mir ſo ſpät?"

„Der Herr Baron weiß, daß morgen der Wechſel fällig iſt mit zehntauſend Thalern."

„Können Sie nicht erwarten, daß ich Ihnen bei der Verlängerung Ihre zehn Procent einrechne?" frug der Freiherr mit Verachtung. „Ich glaube erſt morgen das Rechenexempel machen zu müſſen."

„Da es Ihnen nicht recht iſt, das Exempel zu machen," erwiederte Pinkus, „ſo beſtehe ich nicht darauf. Ich komme Ihnen anzuzeigen, daß ich plötzlich in die Lage gekommen bin Geld zu brauchen; ich werde Sie morgen bitten um die zehntauſend."

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Das war der zweite Schlag, und dieſer traf ſein Leben. Er hatte geahnt, daß noch etwas kommen würde ihn zu zermalmen; jetzt wußte er genau, daß Alles unnütz war, was er noch ſagen konnte.

Sein Geſicht war fahles Gelb, als er mit heiſerer Stimme begann: „Wie können Sie dieſe Forderung ſtellen, nach dem, was wir mit einander beſprochen haben? Wie oft haben Sie mir betheuert, daß dieſe Wechſelform nichts als eine leere Förmlichkeit ſei?“

„Es iſt geweſen bis heut eine Förmlichkeit,“ ſagte Pinkus, „jetzt wird's ein Zwang. Ich habe morgen zu zahlen zehntauſend Thaler an einen Mann, dem ich verpflichtet bin.“

„Dann ſprechen Sie mit dem Mann,“ ſagte der Freiherr, „ich bin bereit, Ihnen neue Zugeſtändniſſe zu machen, ich bin aber jetzt außer Stande zu zahlen.“

„Dann, Herr Baron, thut mir's leid, Ihnen zu ſagen, daß man gegen Sie verfahren wird nach Wechſelrecht.“

Der Freiherr ſchwieg und wandte ſich ab.

„Wann darf ich morgen wiederkommen nach meinem Geld?“ frug Pinkus.

„Um dieſe Stunde,“ erwiederte eine Stimme, welche hohl klang, wie die Stimme eines Greiſes. Mit einem neuen Kopfnicken entfernte ſich Pinkus, der Freiherr wankte in ſein Zimmer zurück. Sein Kopf ſank auf die Lehne des Sophas herab, erſtarrt dachte er an das, was jetzt kommen mußte. Lenore kniete neben ihm nieder, ſie faßte ſein Haupt und legte es auf ihre Schulter, ſie nannte ihn mit den zärtlichſten Namen und flehte ihn an, doch wieder zu ſprechen. Er hörte nichts und ſah nichts, in ihm ſchlug es wie mit einem Hammer immer ſtärker und ſchneller. Die hohlen Gebilde von buntem Glas, die er ſich ausgeblaſen hatte, zerſplitterten in Scherben, er ahnte jetzt die ſchreckliche Wahrheit, er war ein ruinirter Mann.

So ſaß er bis zum ſpäten Abend, die Tochter brachte ihn endlich dazu, einen Schluck Wein zu trinken und an die Heimkehr zu denken. „Ja, fort von hier,“ rief er, „ins Freie!“ Sie fuhren ab. Als die Bäume der Landſtraße an ihm vorbeiflogen und die friſche Luft in ſein Geſicht ſchlug, kam ſeine

Seele wieder in Spannung. Dieſe Nacht und der ganze nächſte Tag gehörten ihm, in dieſer Zeit mußte ſich Hilfe finden. Es war nicht die erſte Verlegenheit, die er empfand, und er hoffte jetzt ſogar, es werde nicht die letzte ſein. Er war dieſe Wechſelſchuld von urſprünglich ſiebentauſend und einigen hundert Thalern eingegangen, weil der Händler, der ihm heut das Geld kündigte, vor einigen Jahren zu ihm gekommen war und ihm das Geld angeboten, ja aufgedrängt hatte, zuerſt mit den niedrigſten Zinſen. In dem ſichern Muth eines glücklichen Unternehmers hatte er das Geld angenommen. Es hatte einige Wochen müßig dagelegen, dann hatte er es angegriffen, und Schritt vor Schritt hatte der Gläubiger ſeine Forderungen geſteigert bis zum Solawechſel und einem übermäßigen Zinsfuß. Jetzt trotzte der Schurke. War er wie die Ratte, welche den bevorſtehenden Untergang des Schiffes merkt und ſich zu retten ſucht? Der Freiherr lachte auf, daß Lenore zuſammenfuhr — aber er war nicht der Mann, ſich widerſtandslos dem Gauner in die Hände zu geben, er wußte, die Nacht und der nächſte Tag mußten ihm Hilfe bringen. Ehrenthal konnte ihn nicht im Stiche laſſen.

Er fühlte die Nothwendigkeit ſich zu beherrſchen, er gewann es über ſich, mit ſeiner Tochter wieder von gleichgültigen Dingen zu ſprechen. „Es ſind unangenehme Geſchäfte, die ſich jetzt drängen," ſagte er, „und ich bin durch die vielen Anſprüche, welche man in der letzten Zeit an mich gemacht hat, auch körperlich angegriffen. Es wird vorübergehen, mein Kind. Jedem Unternehmer kommt ſolche Zeit; iſt die Fabrik erſt im Gange, ſo iſt das Aergſte überſtanden."

Es war Nacht, als ſie nach Hauſe kamen, der Freiherr eilte auf ſein Zimmer. Er legte ſich zu Bett, aber er wußte, daß das eine Scene war, die er nur ſeinem Bedienten vorſpielte; das war wieder eine Nacht, wo der Schlaf ſein Haupt nicht berühren ſollte. Vom Thurme der Dorfkirche ſchlug eine Stunde nach der andern, der Freiherr zählte jeden Schlag,

und nach jeder Stunde pochte das Blut ſtürmiſcher in ſeinen Adern, und heißer wurde ſeine Angſt. Wo war Rettung? Es gab für ihn keine andere als Ehrenthal. Aller Widerwille, den er dagegen empfand, morgen als Bittender vor dieſen Mann zu treten, floß dahin mit dem Fieberſchweiß, der von ſeiner Stirn rann. So lag er und rang die Hände; und wenn der Schlummer, das ſtille Kind der Nacht, ſich ſeinem Lager näherte, immer erhob ſich das graue Geſpenſt der Angſt neben ſeinem Haupt und trieb mit drohender Geberde den hilfreichen Gott aus ſeiner Nähe. Gegen Morgen erſt verlor er die Empfindung ſeines Elends.

Schneidende Mißtöne drangen aus dem Hofe in ſein Zimmer und weckten ihn; die Arbeiter der Fabrik zogen mit der Dorfmuſik unter ſein Fenſter und brachten ihm ein Ständchen. Zu anderer Zeit hätte er ſich über den gutwilligen Eifer gefreut, heut hörte er nur die unreinen Klänge, und ſie quälten ihn. Haſtig kleidete er ſich an und eilte in den Hof. Sein Haus war bekränzt, die Arbeiter hatten ſich vor der Thür aufgeſtellt, ſie empfingen ihn mit lautem Zuruf, er mußte den Mund aufthun und ihnen ſagen, daß er ſich dieſes Tages freue und daß er viel Gutes von ihm erwarte, und während er ſprach, fühlte er, wie unwahr ſeine Worte waren und wie gebrochen ſein Muth. Er ließ anſpannen, ehe er noch ſeine Frau und Tochter begrüßt hatte, und jagte wieder der Stadt zu. Er ſtand in Ehrenthals Hauſe und ſchüttelte an der Thür des Comtoirs; noch war die Thür verſchloſſen, ſein Diener mußte den Händler vom Frühſtück herunterholen.

Unruhig über das Außerordentliche des frühen Beſuchs erſchien Ehrenthal, er hatte ſich diesmal nicht beeilt, den alten Schlafrock auszuziehen. Der Freiherr trug ſein Anliegen ſo kaltblütig vor, als ihm nach der ſchlafloſen Nacht möglich war. Ehrenthal gerieth in die größte Entrüſtung. „Dieſer Pinkus," rief er ein Mal über das andere, „er hat ſich unterſtanden, Ihnen Geld zu borgen gegen einen Wechſel! Wie kann er

Ihnen borgen eine ſo große Summe? Der Mann hat keine zehntauſend Thaler, er iſt ein kleiner Mann ohne Mittel.“ Der Freiherr geſtand, daß die Summe urſprünglich geringer geweſen war, aber dies Geſtändniß ſteigerte die Unruhe Ehrenthals.

„Von ſieben zu zehn,“ rief er und rannte heftig auf und ab, daß der Schlafrock um ihn flog, wie die Flügel einer Eule. „Faſt dreitauſend Thaler hat er gewonnen! Ich habe immer ein ſchlechtes Zutrauen zu dieſem Menſchen gehabt, jetzt weiß ich, was er iſt! Er iſt ein Spion, ein Achſelträger, der auf zwei Schultern trägt! Er hat auch nicht gegeben die ſiebentauſend, ſein ganzer Kram iſt nicht ſiebentauſend werth.“

Die ſtarke Entrüſtung des Händlers warf einen Freudenſchimmer in die Seele des Freiherrn; wie Unrecht hatte er dem Mann oft in ſeinen Gedanken gethan! „Auch ich habe Urſache, den Pinkus für einen gefährlichen Menſchen zu halten,“ ſagte er.

Aber dieſe Beiſtimmung gereichte dem Freiherrn zum Unheil, der Zorn Ehrenthals wandte ſich jetzt gegen ihn. „Was rede ich von dem Pinkus,“ ſchrie er; „er hat gehandelt, wie ein Menſch von ſeiner Art handeln muß. Aber Sie, der Sie ſind ein Edelmann, wie haben Sie in ſolcher Weiſe an mir handeln können? Sie haben hinter meinem Rücken mit einem Andern Geſchäfte gemacht und haben ihn in kurzer Zeit verdienen laſſen drei von ſieben auf Wechſel. Auf Wechſel,“ fuhr er fort; „wiſſen Sie, was das heißt, ein Wechſel?“

„Ich wünſchte, daß die Schuld nicht nöthig geweſen wäre,“ ſagte der Freiherr; „da aber heut der Verfalltag iſt, und der Mann in eine Verlängerung nicht willigt, ſo müſſen wir verſuchen Zahlung zu ſchaffen.“

„Was heißt wir!“ fuhr Ehrenthal zornig auf; „Sie müſſen Zahlung ſchaffen, ſehen Sie zu; wie Sie Geld ſchaffen für den Mann, dem Sie dreitauſend haben geſchrieben in ſeine Taſche. Sie haben mich nicht gefragt, als Sie ausgeſtellt

haben den Wechſel, Sie brauchen mich nicht zu fragen, wie Sie werden zahlen das Geld."

In dem Freiherrn lagen Angſt und Zorn im Kampfe. „Mäßigen Sie Ihre Sprache, Herr Ehrenthal," rief er.

„Was ſoll ich mich mäßigen," ſchrie der Händler; „Sie haben ſich nicht gemäßigt und der Pinkus hat ſich nicht gemäßigt, ich will mich auch nicht mäßigen!"

„Ich werde wiederkommen," ſagte der Freiherr, „wenn Sie die Haltung gewonnen haben, die ich mir gegenüber unter allen Umſtänden erbitten muß."

„Wenn Sie Geld von mir wollen, ſo kommen Sie nicht wieder, Herr Baron," rief Ehrenthal. „Ich habe kein Geld für Sie; lieber will ich werfen die Thaler auf die Straße, als Ihnen noch zahlen einen einzigen in Ihr Gut."

Der Freiherr verließ ſchweigend das Zimmer. Sein Elend war groß, er mußte das Gezänk des gemeinen Mannes ertragen. Jetzt fuhr er in der Stadt bei ſeinen Bekannten umher und ſtand die Qual aus, alle Stunden von Neuem um Geld zu bitten und immer abſchlägige Antwort zu erfahren. Zum Mittag war ſeine Kraft gebrochen. Er kehrte in ſein Quartier zurück und überlegte, ob er noch einmal zu Ehrenthal gehen, oder ob er die Zahlung des Wechſels wegen wucheriſcher Zinſen verweigern ſollte. Da ſchlich der in ſein Haus, welcher bis dahin ſein Leben in weitem Kreiſe umlauert hatte, er, der künftige Beſitzer des Gutes, der Erbe der Rothſattel. Der Freiherr wunderte ſich, als eine fremde Geſtalt, die er kaum ein oder das andere Mal geſehen hatte, in ſein Zimmer trat, ein hageres Geſicht von röthlichem Haar eingefaßt, zwei verſchmitzte Augen, und um den Mund ein grotesker Zug, wie man ihn auf den lachenden Larven des Carnevals ſieht.

Veitel verneigte ſich tief und begann: „Gnädigſter Herr Baron, haben Sie die Gewogenheit zu verzeihen, daß ich mit einem Geſchäft zu Ihnen komme. Ich habe den Auftrag von Herrn Pinkus, das Geld einzucaſſiren für den Wechſel.

Ich wollte Sie unterthänigst fragen, ob Sie vielleicht so gnädig sein wollen, mir zu zahlen das Geld."

Der finstere Ernst der Stunde ging dem Freiherrn verloren, als er die lange Gestalt sah, welche sich krümmte, Gesichter schnitt und in possenhafter Artigkeit zu vergehen bemüht war. „Wer sind Sie?" frug er mit der Würde eines großen Herrn.

„Veitel Itzig ist mein Name, gnädiger Herr, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen das zu melden."

Der Freiherr fuhr zusammen, als er den Namen Itzig hörte. Das war der Mann, vor dem er gewarnt war, der Unsichtbare, Erbarmungslose. Wieder schnürte ihm die Angst das Herz zusammen.

„Ich war bis jetzt Buchhalter bei Ehrenthal," fuhr Itzig bescheiden fort. „Aber der Ehrenthal wird mir zu groß; ich habe geerbt ein kleines Vermögen, ich habe es übergeben dem Pinkus in sein Geschäft. Jetzt bin ich dabei, mich selbst zu etabliren."

„Sie können das Geld jetzt nicht bekommen," erwiederte der Freiherr ruhiger. Diese hilflose Gestalt konnte schwerlich ein gefährlicher Gegner sein.

„Ausgezeichnet," sagte Veitel, „es ist mir eine Ehre, zu hören von dem gnädigen Herrn, daß Sie mir's zahlen werden im Nachmittag. Ich habe Zeit." — Er zog eine silberne Uhr heraus. — „Ich kann warten bis gegen Abend. Und damit ich den Herrn Baron nicht incommodire durch Wiederkommen zu einer Stunde, wo ich Ihnen nicht recht bin, oder wo Sie nicht zu Hause sind, so will ich mir die Freiheit nehmen, mich zu stellen auf Ihre Treppe. Ich kann stehen," sagte er, als wolle er eine Einladung des Freiherrn, sich auf die Treppe zu setzen, im Voraus ablehnen. „Ich halte aus bis heut Abend um fünf. Der gnädige Herr braucht sich meinetwegen gar nicht zu geniren." Durch die demüthige Fratze Veitels klang es wie Hohn, dem Freiherrn fiel das

Schreckliche der Stunde von Neuem auf das Herz. Veitel ging mit Verbeugungen an die Thür und zog sich wie ein Krebs aus der Stube. Da rief der Freiherr ihn zurück. Wie festgezaubert blieb er in gekrümmter Stellung stehen. Er sah in diesem Augenblick vollständig aus wie ein etwas schwacher und wunderlicher Mensch. Der warnende Brief hatte dem armen Teufel von Buchhalter zur Last gelegt, was vielleicht Ehrenthal selbst gesponnen hatte. Jedenfalls war mit diesem Manne bequemer zu verkehren, als mit einem andern.

„Können Sie mir angeben," frug der Freiherr mit innerer Ueberwindung, „wie ich Ihnen für Ihre Forderung Deckung geben kann, ohne daß ich heut oder in diesen Tagen die Summe auszahle?"

Veitels Augen blitzten wie die eines Raubvogels, aber er schüttelte den Kopf, und zuckte lange mit den Achseln, während er sich den Schein gab, nachzudenken. „Gnädigster Herr Baron," sagte er endlich, „vielleicht gibt es ein Mittel, das letzte Mittel. Sie haben eine Hypothek von zwanzigtausend Thalern auf Ihrem Gut, welche Ihnen selber gehört und welche bei Ehrenthal im Comtoir liegt. Ich will machen, daß der Pinkus Ihnen läßt die Zehntausend, und will Ihnen noch schaffen zehn, wenn Sie meinem Freunde cediren diese Hypothek."

Der Freiherr horchte auf. „Wahrscheinlich wissen Sie nicht," entgegnete er streng, „daß ich das Instrument bereits an Ehrenthal cedirt habe."

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, das haben Sie nicht gethan, es ist keine gerichtliche Cession vorhanden."

„Aber mein schriftliches Versprechen," sagte der Freiherr.

Veitel zuckte die Achseln: „Wenn Sie versprochen haben, dem Ehrenthal zu stellen eine Hypothek für sein Geld, warum muß es gerade sein diese? Und was brauchen Sie eine Hypothek für Ehrenthal? In diesem Jahre erhalten Sie Ihr Capi-

tal, das Sie haben auf der Herrſchaft bei Rosmin, dann können Sie ihn bezahlen mit barem Geld. Bis dahin laſſen Sie ruhig die Hypothek in ſeinen Händen, es braucht kein Menſch zu wiſſen, daß Sie uns gemacht haben eine Ceſſion. Wenn Sie die Gnade haben wollen, mit mir zu gehen zu einem Notar und meinem Freunde vor dieſem die Hypothek zu verſchreiben, ſo ſchaffe ich Ihnen noch heut zweitauſend Thaler, und an dem Tage, wo Sie das Inſtrument legen in unſere Hände, zahle ich Ihnen den Reſt."

Der Freiherr hatte ſich gezwungen, dieſen Antrag mit einem Lächeln anzuhören. Endlich ſagte er kurz: „Was Sie mir vorſchlagen, kann ich nicht annehmen, denken Sie an einen andern Ausweg."

„Es gibt keinen," verſetzte Veitel, „aber es iſt erſt Mittag, ich kann warten bis um fünf." Er machte wieder ſeine tiefen Bücklinge und wandte ſich an der Thür noch einmal um. „Was Sie, gnädiger Herr, jetzt von Geld brauchen," ſagte er ernſt, „das ſind nicht die zehntauſend Thaler allein; Sie werden in den nächſten Monaten noch nöthig haben eben ſo viel für Ihre Fabrik, und um zu retten Ihr Capital auf der polniſchen Herrſchaft. Wenn Sie mir cediren die Hypothek, haben Sie das ganze Geld. Und noch eine Bitte habe ich an meinen gnädigen Herrn: Geruhen Sie, nicht gegen Ehrenthal zu ſprechen von unſerm Geſchäft; er iſt ein harter Mann und würde mir ſchaden mein Leben lang."

„Seien Sie ohne Sorge," ſagte der Freiherr mit einer verabſchiedenden Handbewegung. Veitel entfernte ſich.

Der Freiherr ging mit großen Schritten auf und ab. Was der ehrerbietige Mann ihm vorgeſchlagen hatte, wühlte ſein Inneres auf. Ja, es war Rettung für ihn aus dieſer und aus kommenden Verlegenheiten, aber er konnte darauf nicht eingehen, das verſtand ſich von ſelbſt. Er war lächerlich, der ihm den Antrag machte, und man konnte ihm nicht einmal zürnen, er verſtand's nicht anders. Aber der Freiherr

hatte ſein Wort verpfändet, er durfte an die Sache gar nicht mehr denken.

Und doch, wie gering war für ihn die Gefahr. Die Documente blieben ruhig in Ehrenthals Hand, bis der Freiherr ſeine polniſchen Gelder erhielt, dann zahlte er die Summe bar an Ehrenthal und löſte ſeine Documente ein. Kein Menſch durfte etwas von dem Geſchäft erfahren, und wenn es zum Schlimmſten kam, ſo ließ er eine neue Hypothek für Ehrenthal auf ſein Gut ausfertigen, er bewilligte ihm noch eine Entſchädigung, und der Geldmann gab ſich zufrieden. Immer wies er den Gedanken von ſich ab, und unaufhörlich kam er zurück. Es ſchlug eins, es ſchlug zwei Uhr; er klingelte dem Bedienten und befahl anzuſpannen, und frug gelegentlich, ob der fremde Menſch noch im Hauſe ſei. Der Kutſcher fuhr vor, der Fremde ſtand unten an der Treppe. Der Freiherr ſtieg die Stufen hinab, ohne ihn anzuſehen, und ſetzte ſich in den Wagen. Als der Diener mit abgezogenem Hut neben ihm ſtand und frug, wohin der Kutſcher fahren ſolle, da erſt fiel ihm ein, daß er es ſelbſt nicht wußte. „Zu Ehrenthal!“ ſagte er endlich.

Ehrenthal hatte unterdeß einen unruhigen Vormittag verlebt. Der freche Eingriff, den ein Dritter in ſeine Rechte gewagt, flößte ihm den Argwohn ein, daß außer ihm noch eine andere unbekannte Macht gegen den Baron ſpeculire. Er ſchickte zu Pinkus, überſchüttete dieſen mit Vorwürfen und ſuchte auf jede Weiſe zu erfahren, woher das Capital gekommen ſei. Pinkus aber war auf's Beſte geſchult, er zeigte eine eherne Stirn und war grob. Darauf ſchickte Ehrenthal nach Itzig. Itzig war nirgend zu finden.

So war er in unholder Laune, als der Freiherr wieder bei ihm vorfuhr; er wußte am beſten, daß dieſe neue Schuld nicht nöthig war, um den Edelmann im ruhigen Lauf der Jahre aus dem Beſitz ſeines Gutes zu bringen, und zürnte ihm deshalb als einem Thoren, der ſich eine ſo unnütze

Verlegenheit bereitete. Und er ſagte ihm mit dürren Worten, daß der Tag gekommen ſei, wo die Geldzahlungen aufhören müßten. Es gab wieder eine heftige Scene, der Freiherr ging erbittert aus dem Comtoir, ſetzte ſich in ſeinen Wagen und beſchloß noch einen letzten Verſuch bei einem früheren Kameraden zu machen, der als reicher Mann bekannt war.

Es war vier Uhr vorbei, als er hoffnungslos in ſeinem Quartier ankam. An der Treppe lehnte eine hagere Geſtalt, welche dem Vorübereilenden eine tiefe Verbeugung machte und ruhig ſtehen blieb. Die Kraft des Freiherrn war erſchöpft. Er ſetzte ſich in die Sophaecke, wie am Tage zuvor, und ſtarrte vor ſich hin. Es gab keine Rettung, das wußte er jetzt genau, keine andere als die, welche dort unten im Schatten des Pfeilers auf ihn lauerte. In einer wüſten Abſpannung erwartete er, was kommen würde. Unthätig, ohne ſein Haupt von der Lehne zu erheben, hörte er die Viertelſtunden von vier zu fünf ſchlagen. Wieder ſchlug es in ſeinem Haupt wie mit einem Hammer, jeder Schlag brachte ihn dem Augenblick näher, wo ſein Schickſal zu ihm hereintrat. Der letzte Schlag der fünften Stunde war verhallt, der Klingelzug im Vorzimmer zitterte, der Freiherr erhob ſich von ſeinem Sitz. Itzig öffnete die Thür und hielt zwei Papiere in der Hand.

„Ich kann nicht zahlen," rief ihm der Freiherr mit heiſerer Stimme entgegen.

Itzig verneigte ſich wieder und bot ihm das andere Papier: „Hier iſt der Entwurf zu einem Vertrage."

Der Freiherr ergriff ſeinen Hut und ſagte, ohne den Fremden anzuſehen: „Kommen Sie zu einem Notar!"

Es war Abend, als der Freiherr zu dem Schloß ſeiner Väter zurückkehrte. Das bleiche Mondlicht glänzte auf den Thürmchen und den Vorſprüngen des Baues, ſchwarz wie

Pech war der See, ſchwarz die Strebepfeiler, welche den Grund des Hauſes zuſammenhielten. Und farblos wie der Park und das Haus war das Geſicht des Mannes, der ſich in dem Wagen zurücklehnte und die Lippen zuſammenpreßte, als Einer, der nach einem langen Kampfe zur Entſcheidung gekommen iſt. Er ſah gleichgültig auf das Waſſer, auf die Mauern ſeines Hauſes und auf das kalte Mondlicht am Dach, und doch war ihm lieb, daß die Sonne nicht ſchien, und daß er das Haus ſeiner Väter nicht im goldenen Licht des Tages anzuſehen hatte. Er mühte ſich in die Zukunft zu denken, die ihm jetzt ſicherer war, er überlegte alle Vortheile, die er von ſeiner Fabrik haben mußte, er dachte hinein bis in die Zeit, wo ſein Sohn hier wohnen würde als ein befeſtigter reicher Mann, ohne die Sorgen, die den Vater in die Gemeinſchaft mit niedrigen Geldleuten geführt und ſein Haar gebleicht hatten. Er dachte an Alles, aber auch die liebſten ſeiner Gedanken waren ihm gleichgültig geworden, und er mußte ſich zwingen ſie feſtzuhalten. Er ſtieg ab und griff nach der gefüllten Briefta ſche, bevor er ſeiner Gemahlin die Hand reichte und Lenore mit einem Kopfnicken grüßte, welches ihren ängſtlichen Blick beruhigen ſollte. Er ſprach herzlich zu den Frauen, und es gelang ihm, Scherze über den unruhigen Tag zu machen; aber er fühlte, daß etwas zwiſchen ihn und ſeine Liebſten getreten war; auch ſie erſchienen ihm fremd. Wenn ſie ſich an ihn lehnten und ſeine Hand faßten, ſo zuckte er leiſe, als müſſe er die Hand zurückziehen. Und wenn ſeine Frau ihn zärtlich anſah, da lag in ihrem Blick, auf den er immer auch im größten Leid als auf die letzte Hilfe hingeſehen hatte, jetzt etwas, das er nicht ertragen konnte, und er ſchlug das Auge zu Boden. Er ſchritt zu der Fabrik, wo die Leute noch auf die Ankunft des Herrn warteten, und erblickte ſeinen Namenszug, der aus bunten Lampen zuſammengeſetzt über der Thür brannte, darüber die ſiebenzinkige Krone ſeines Geſchlechts; und er wandte die Augen ab, der Glanz der Lampen ſtach ihn in die Seele.

Um ihn jubelte die Freude, die Arbeiter brachten ihm ein Hoch nach dem andern aus, die Dorfmuſik ſpielte wieder luſtige Tänze. Sie ſpielten auch denſelben Marſch, unter dem er einſt mit dem Regiment oft vor ſeinem alten General vorbeimarſchirt war, der den jungen Offizier wie ein Vater geliebt hatte. Er dachte an das narbenvolle Geſicht des alten Kriegers und an ſeine Kameraden, er dachte auch an ein Ehrengericht, das die Offiziere des Regiments einſt über einen Unglücklichen gehalten hatten, der ſein Ehrenwort leichtſinnig gegeben und gebrochen. Er ging in ſein Schlafzimmer, und ihm war wohl, als es um ihn finſter wurde und er nichts mehr von Allem ſah, nicht ſein Schloß und ſeine Fabrik, nicht den prüfenden Blick ſeiner Frau. Und wieder hörte er auf dem Lager eine Stunde nach der andern ſchlagen, und bei jedem Schlage mußte er denken: „Es gibt jetzt einen andern Mann vom Regiment, der mit grauem Haar daſſelbe gethan hat, was damals einen Jüngling dazu brachte, ſich eine Kugel in den Kopf zu ſchießen. Hier liegt der Mann und kann nicht ſchlafen, weil er ſein Ehrenwort gebrochen hat.“

5.

Die Frühlingsſtürme fuhren über das Flachland, als Anton in das Geſchäft zurückgerufen wurde. Der Winter war ihm eine Zeit harter Arbeit, großer Beſchwerden geweſen. Aus der fremden Stadt war er mehr als einmal in Kälte und Schnee durch verwüſtete Landſchaften gereiſt, weit hinein in den Oſten und Süden bis an die Berge Siebenbürgens und in die Weideländer der Magyaren. Er hatte viel Trauriges geſehen, niedergebrannte Edelhöfe, zerſtörten Wohlſtand, unſichere Menſchen, Hunger, Rohheit und brennenden Haß der Parteien.

„Um welche Stunde kommt er?“ frug Sabine den Bruder.

„In wenig Stunden, mit dem nächſten Bahnzug.“

Sabine ſprang auf und ergriff ihr Schlüſſelbund. „Und noch ſind die Mädchen nicht fertig, ich muß ſelbſt zum Rechten ſehen. Heut Abend ſoll er bei uns eſſen, Trangott; auch wir Frauen wollen etwas von ihm haben.“

Der Bruder lachte. „Verzieht ihn nur nicht.“

„Dafür iſt geſorgt,“ ſagte die Tante. „Wenn er einmal wieder im Comtoir ſitzt, dann ſteckt er wie in einer Schublade, man kann ihn, außer Mittags, lange ſuchen.“

Unterdeß kramte Sabine unter ihren Schätzen, belud den Arm des Bedienten mit allerlei Packeten und ſah ungeduldig in den Hof hinab, ob die Herren noch nicht aus dem Hinterhauſe in das Comtoir gehen wollten. Endlich huſchte ſie ſelbſt in Antons Stube. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf das Sophakiſſen, das ſie für den Abweſenden geſtickt hatte, und ordnete in einer Alabaſterſchale alle Blumen, welche der Gärtner aufgetrieben hatte. Als ſie ſo über der Schale ſtand, fielen ihre Blicke auf die Wände des Zimmers, wo noch die Zeichnung hing, welche Anton in den erſten Wochen nach ſeinem Eintritt gemacht, und auf den koſtbaren Teppich, den noch Fink über den Fußboden gezogen hatte. Zum erſten Mal ſeit langer Zeit war ſie in dieſem Raum, den ihr Fuß gemieden hatte, ſo lange der Andere ein Bewohner des Hauſes war. Wo lebte er jetzt? Ihr war heut, als ſei ſie ſeit vielen vielen Jahren von ihm getrennt, und die Erinnerung an ihn kam ihr wie das bange Gefühl nach einem ſchweren Traume. Dem ehrlichen Mann, der jetzt hier wohnte, konnte ſie offen ſagen, wie werth er ihr geworden war, und freudig durfte ſie der Stunde entgegenſehen, wo ſie ihm danken wollte für Alles, was er ihrem Bruder gethan.

„Aber Sabine!“ rief die Tante erſchrocken an der Thür. Auch die Tante hatte es leiſe in das Zimmer ihres Tiſchnachbars gezogen.

„Was haſt du?“ frug Sabine aufſehend.

„Aber es ſind ja die geſtickten Vorhänge, die du aufgezogen haſt. Die gehören doch nicht ins Hinterhaus, in dieſe Herrenwirthſchaft!“

„Laß ſie hängen,“ ſagte Sabine lächelnd.

„Und die Ueberzüge, und dieſe Handtücher, das iſt unerhört, es ſind ja deine beſten Stücke. Mein Gott! Die Ueberzüge mit Spitzen und auch das roſa Futter dazu.“

„Laß dir's gefallen, Tante,“ rief Sabine erröthend. „Der heut zurückkommt, hat es wohl verdient, daß er das Beſte aus den alten Schränken erhält.“

Aber die Taute fuhr fort den Kopf zu ſchütteln. „Wenn ich's nicht ſelbſt ſähe, ich hätte es Keinem geglaubt. So etwas für den täglichen Gebrauch zu geben! Ich verſtehe dich nicht mehr, Sabine. — Man wird ihn nach und nach um einige Nummern herabſetzen müſſen; er merkt's nicht, das iſt mein einziger Troſt. Nein, daß ich das erleben mußte!“ Sie ſchlug die Hände zuſammen und verließ aufgeregt das Zimmer.

Sabine ergriff wieder die Schlüſſel und eilte ihr nach. „Sie macht gegen Trangott unnütze Worte,“ ſagte ſie ſich leiſe im Gehen, „ich muß ihr beweiſen, daß es nicht anders einzurichten war.“

Unterdeß war auch dem Reiſenden zu Muthe wie einem Sohn, der nach langer Abweſenheit in das Vaterhaus zurückkehrt. Auf den letzten Stationen vor der Hauptſtadt pochte ſein Herz in freudigen Schlägen; das alte Haus und die Collegen, das Geſchäft und ſein Pult, der Kaufmann und Sabine, alle fuhren in lachenden Bildern vor ſeinem Auge vorüber. Endlich hielt die Droſchke vor der geöffneten Hausthür. Da ſtanden die Frachtwagen, die Tonnen, der Leiterbaum. Da rief Vater Sturm mit einer Stimme, welche hell über die breite Straße klang, ſeinen Namen, riß den Wagenſchlag auf und hob ihn heraus, wie ein Mann ſein Kind aus dem Wagen hebt. Da eilte Herr Pix bis auf die Straße, ſchüttelte ihm lange die Hand und bemerkte in ſeiner Freude nicht, daß

unterdeß ſein ſchwarzer Pinſel dieſe Bewegungen benutzte, um auf Antons Pelz allerlei Striche und Punkte zu malen. Dann kam Anton bei der großen Wage vorbei und ſchüttelte mit der Hand vergnügt an den Ketten. Dann trat er in das vordere Comtoir, wo bereits die Lampen brannten, und rief herzhaft ſeinen „Guten Abend!“ hinein. Mit lautem Ruf erhoben ſich die Collegen wie Ein Mann und drängten ſich um ihn. Herr Schröter eilte aus der Hinterſtube herzu, und als er ſein „Willkommen!“ rief und die Hand entgegenhielt, fuhr ein heller Strahl von Freude über ſein ernſtes Geſicht. Das waren glückliche Augenblicke, und Anton wurde weicher, als ſich für einen gereiſten Mann ſchickt. Und als er nach den erſten Fragen und Antworten aus dem Comtoir nach ſeinem Zimmer ging, da ſprang im Hofe Pluto mit Ungeſtüm auf ihn zu und wedelte unmäßig mit dem zottigen Schwanze, und Anton hatte Mühe, ſich ſeiner Liebkoſungen zu erwehren. Vor ſeinem Zimmer kam ihm der Diener mit vergnügtem Lächeln entgegen und riß reſpectvoll die Thüre auf. Ueberraſcht ſah ſich Anton um, der Raum war feſtlich geſchmückt, im Kamin vor dem Ofen brannte ein behagliches Feuer, eine grüne Guirlande hing über der Thür, auf dem Sopha lag ein neues geſticktes Kiſſen, auf dem Tiſche ſtand ein zierliches Theeſervice und daneben eine Alabaſterſchale mit Blumen. „Das Fräulein hat ſelbſt Alles aufgeſtellt,“ vertraute ihm Franz. Anton beugte ſich über die Schale und betrachtete die einzelnen Blumen auf's Genaueſte. Sie waren im Allgemeinen anderen Naturerzeugniſſen ihrer Art nicht unähnlich, aber Anton ſtarrte in ſie hinein, als hätte er noch nie etwas Aehnliches geſehen. Darauf nahm er das Kiſſen, befühlte und ſtreichelte die Stickerei und ſtellte ſie voll Bewunderung wieder an ihre Stelle. Zuletzt nahm er auch die Katze in die Hand, klopfte ſie auf den Rücken und ſetzte ſie vorſichtig gleich einem lebenden Geſchöpf wieder auf den Schreibtiſch; und die Katze war nicht unempfänglich für ſolche Freundlichkeit.

denn in dem rothen Scheine des Kaminfeuers glänzte sie hell und lebendig, und es klang durch das Zimmer wie ein leises Schnurren.

Wieder eilte Anton in das Comtoir, dem Chef über seine letzte Thätigkeit Bericht zu erstatten. Der Kaufmann nahm ihn in sein kleines Zimmer und besprach mit ihm die Ereignisse der vergangenen Zeit in so herzlicher Weise, wie man mit einem Freund über wichtige Angelegenheiten verhandelt. Es war doch eine ernste Unterredung. Vieles war verloren und nicht Weniges noch gefährdet. Erst in der Ferne war Anton mit dem ganzen Umfange der Gefahr bekannt geworden, welche das Geschäft bedroht hatte. Und er erkannte, daß die Thätigkeit vieler Jahre nöthig sei, um die Verluste wieder auszugleichen und an Stelle der abgerissenen Fäden neue anzuknüpfen. Mit kurzen Worten sagte ihm der Kaufmann dasselbe. „Ihrer Umsicht und Energie verdanke ich viel," schloß er, „ich hoffe, Sie werden mir helfen, das verlorene Terrain in anderer Weise wieder zu gewinnen; das Unvermeidliche werden wir tragen." Und als Anton hinausging, rief er ihm lächelnd nach: „Es ist noch Jemand, der Ihnen zu danken wünscht; ich bitte Sie, heut Abend mein Gast zu sein."

So trat Anton an sein Pult, öffnete das lang verschlossene und legte sich Papier und Feder zurecht. Aber aus dem Schreiben wurde heut nicht viel. Jordan weigerte sich, ihm Briefe zu geben, und in beiden Arbeitsstuben hörte die unruhige Bewegung nicht auf. Einer nach dem Andern verließ seinen Platz und kam zu Antons Stuhl. Herr Baumann klopfte dem Stubennachbar mehrmals leise auf den Rücken und ging dann immer wieder vergnügt auf seinen Platz zurück, und Herr Specht hockte in großer Aufregung an dem Geländer neben Antons Sitz, und seine Fragen und verwunderten Ausrufe schossen wie ein Bach auf Anton nieder. Herr Liebold legte das Löschblatt mehre Minuten vor der Schlußstunde in das Hauptbuch und zog sich nach dem vordern Comtoir

Sogar Herr Purzel trat, die heilige Kreide in der Hand, aus ſeinem Verſchlage; zuletzt kam auch Herr Pix in das Zimmer, um Anton im Vertrauen zu erzählen, daß er ſchon ſeit einigen Monaten keine Solopartie geſpielt, und daß Specht unterdeß in einen Zuſtand gekommen ſei, der mit Verrücktheit eine unverkennbare Aehnlichkeit habe.

Am Abend betrat Anton den obern Stock des Vorderhauſes. Die Portière rauſchte zurück, Sabine ſtand vor ihm. Ihr Mund lachte, aber ihre Augen glänzten feucht, als ſie ſich auf die Hand herabbeugte, welche die Todesgefahr vom Haupt des Bruders abgewandt hatte.

„Fräulein!“ rief Anton erſchrocken und zog die Hand zurück.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen, Wohlfart!“ rief Sabine und hielt ihn mit beiden Händen feſt. So blickte ſie ihn ſchweigend an, verklärt durch eine Rührung, welche ſie nicht bewältigen konnte. Als Anton das Mädchen betrachtete, welches mit gerötheten Wangen, ſo bewegt und dankbar zu ihm aufſah, da erkannte er, daß ſeit jenem Streich des ſlaviſchen Säbels auch ſeine Stellung zur Familie und zu ihr geändert war. Die Schranke war gefallen, welche bis dahin den Arbeiter des Comtoirs von dem Fräulein getrennt hatte. Und mit einer ſtolzen Freude, welche ihm das Herz ſchwellte, empfand er auch, daß er ſelbſt in dieſer Zeit ein Mann geworden war, wohl werth, daß ein Weib ſeiner Kraft und Ruhe vertraute.

Er erzählte ihr noch einmal, was ſie durch viele Fragen aus ſeinem Munde zu vernehmen ſuchte, den Kampf um die Wagen, die Schrecken der wilden Zeit. Andächtig lauſchte Sabine ſeinem Wort. Auch er war ihr ein Anderer, ſeine Züge waren beſtimmter, ſeine Haltung ſicherer, ſeine Rede feſt. Ihr Auge ſuchte den klaren Glanz des ſeinen, und wenn ein voller Blick freudig auf ſie fiel, ſchlug ſie das ihre unwillkürlich nieder. Nie war ihr aufgefallen, wie hübſch und ſtattlich er war. Heut ſah ſie auch das. Ein offenes männ-

liches Antlitz, darüber das kastanienbraune lockige Haar, zwei prächtige Augen von dunklem Blau, ein kräftiger Mund und auf den Wangen ein feines Roth, das in der wachsenden Empfindung sich veränderte, wie das Sonnenlicht auf der lachenden Flur. Er war ihr neu geworden und doch wie ein lieber vertrauter Freund.

Die Tante kam herein, die gestickten Vorhänge hatten in ihrer Seele eine Erschütterung hervorgerufen, welche noch anhielt und jetzt durch ein Seidenkleid und eine neue Haube an das Licht trat. Ihre Begrüßung war laut und wortreich, und ihre Bemerkung, daß der neue Backenbart Herrn Wohlfart sehr gut stehe, wurde durch ein stilles Kopfnicken der Nichte bestätigt.

„Da habt ihr den Helden des Comtoirs," rief der Kaufmann. „Jetzt zeigt, daß ihr Ritterdienste besser zu lohnen wißt als durch schöne Worte. Tragt ihm auf, was Küche und Keller hergeben. Kommen Sie, mein treuer Gefährte. Der Rheinwein erwartet, daß Sie nach manchem schweren Polentrunk auch ihm eine Ehre erweisen."

In dem ruhigen Licht der Lampe strahlte das Zimmer vor Behagen, als die Vier sich zu Tische setzten. Der Kaufmann hielt Anton das Glas über den Tisch: „Willkommen in der Heimat!" „Willkommen im Hause!" rief Sabine. Da sagte er leise: „Ich habe eine Heimat, ich habe ein Haus, in dem ich mich wohl fühle. Durch Ihre Güte habe ich Beides gewonnen. Viele Abende, wenn ich dort draußen in einer schlechten Herberge saß, unter wildfremden Leuten, deren Sprache ich nur unvollkommen verstand, da habe ich an diesen Tisch gedacht, und welche Freude es für mich sein würde, wieder Ihr Angesicht und diese Räume zu sehen. Denn das Bitterste auf Erden ist doch, sich in den Stunden der Ruhe allein zu fühlen, ohne einen guten Freund, ohne eine Stätte, an welcher das Herz hängt."

Und als er spät am Abend aufbrach, sagte der Kaufmann

beim Nachtgruß: „Wohlfart, ich wünſche Sie noch feſter an dies Haus zu feſſeln. Jordan verläßt uns mit dem nächſten Vierteljahr, um als Aſſocié in die Handlung ſeines Oheims zu treten. Ich habe Sie für ſeine Stelle beſtimmt. Ich weiß, daß ich keinen beſſern Mann zu meinem Stellvertreter machen kann.“

Als Anton in ſein Zimmer zurückkehrte, da fühlte er, was der Menſch nur in wenigen Stunden des Lebens ungeſtraft fühlen darf, daß er glücklich war, ohne Reue, ohne Wunſch. Er ſetzte ſich auf das Sopha, ſah auf das Kiſſen und die Blumen, und ſeine Gedanken flogen zurück über die letzten Stunden. Immer wieder ſah er Sabine vor ſich, wie ſie ſich auf ſeine Hand niederbeugte und ihm dankte. Lange ſaß er ſo in holdem Traume und legte ſein müdes Haupt auf die ſeidenen Arabesken, welche Sabinens Hand geſtickt hatte.

Da fiel ſein Auge auf den Tiſch, ein Brief lag auf der Decke, das Poſtzeichen war von Newyork, die Adreſſe von Finks Hand.

Fink hatte ihm in den erſten Jahren der Trennung einige Mal geſchrieben, faſt immer nur wenige Zeilen, nie etwas von ſeinen Geſchäften, noch weniger von den Plänen, welche er im Hinterhauſe für ſeine Zukunft gemacht hatte. Dann war eine lange Zeit verſtrichen, in welcher Anton ohne jede Nachricht vom Freunde geblieben war; er wußte nur, daß Fink viele Zeit auf Reiſen im Weſten der Union zubrachte, wo er als Bevollmächtigter des Handelshauſes, an deſſen Spitze ſein Oheim geſtanden, und im Intereſſe verſchiedener Compagnien, an welchen der Verſtorbene Theil hatte, thätig war. Aber mit Beſtürzung las Anton Folgendes:

„Es muß endlich doch heraus, was ich dir armen Jungen gern verſchwiegen hätte. Ich bin unter die Räuber und Mörder gegangen. Wenn du einen harten Kehlabſchneider brauchſt, wende dich nur an mich. Ich lobe mir einen Burſchen, der aus freier Wahl ein Schuft wird; er hat wenigſtens das

Vergnügen, mit dem Teufel einen klugen Vertrag zu machen, und kann die Classe von Niederträchtigkeiten aussuchen, in der er sich behaglich fühlt. Mein Loos ist weniger angenehm. Ich werde durch den Zwang der Schelmereien, welche Andere ausgedacht haben, auf einem Wege fortgetrieben, welcher eine haarsträubende Aehnlichkeit mit der Chaussee hat, die sich Lawinen auf ihrem Sprunge nach der Tiefe bereiten. Wie das Felsstück in der Schneemasse, so stecke ich, von allen Seiten eingeengt, in der eisigen Kälte der furchtbarsten Speculationen, welche je großartiger Wuchersinn ausgedacht hat. Der Verstorbene hat die Güte gehabt, gerade mich zum Erben seiner Lieblingsprojecte, der Speculationen mit Land, zu machen. Lange vermied ich, mich selbst in die Einzelheiten dieses Geschäfts zu verlieren. Ich ließ ein Jahr lang Westlock diesen Theil der Erbschaft bearbeiten. Wenn das feig war, so fand ich eine Entschuldigung in der Masse von Arbeiten, welche mir die Börsengeschäfte des toten Herrn machten. Endlich wurde die Uebernahme auch dieser Thätigkeit unvermeidlich, und wenn ich schon vorher sehr bestimmte Ahnungen über die weite Ausdehnung des Luftsacks bekommen hatte, den der Tote statt eines Gewissens mit sich herum trug, so ist mir jetzt ganz unzweifelhaft geworden, daß die Absicht seines Testamentes war, sich für die kindischen Bosheiten, die ich gegen ihn geübt, dadurch zu rächen, daß er mich zum Spießgesellen von alten verwitterten Schurken machte, deren Schlauheit so groß ist, daß Satan selbst den Schwanz in die Tasche stecken und ihnen entlaufen würde.

Diesen Brief erhältst du aus einer neuen Stadt in Tennessee, einem anmuthigen Ort, der dadurch nicht besser wird, daß er auf Speculation von meinem Geld gebaut ist. Einige Holzhütten, die Hälfte davon Schenken, bis unter das Dach angefüllt mit einem schmutzigen und verworfenen Gesindel von Auswanderern, von denen die Hälfte an Fäulniß und Fieber darnieder liegt. — Auch was noch umherläuft, ist ein hohl-

ängiges, verkümmertes Geſchlecht, Alle Candidaten des Todes. Täglich, wenn die armen Tröpfe die aufgehende Sonne erblicken, ſo oft ſie den unbeſcheidenen Wunſch fühlen, etwas zu eſſen und zu trinken, täglich vom Morgen bis zum Abend iſt ihr Lieblingsgeſchäft, auf die Landhaifiſche zu fluchen, welche ihnen ihr Geld für Transportkoſten, für Land und Improvements abgenommen und ſie in dieſe Gegend geführt haben, welche zwei Monate im Jahre unter Waſſer ſteht und die übrige Zeit einem zähen Brei ähnlicher ſieht, als irgend welchem Lande. Die Männer aber, welche ſie auf dieſem kothigen Weg ins Himmelreich weiſen, ſind meine Agenten und Bundesgenoſſen, und ich, Fritz Fink, bin der Glückliche, der hier allſtündlich mit jedem Fluch der deutſchen und iriſchen Zunge beworfen wird. Was noch geſunde Beine hat, ſchicke ich fort, was als Bewohner meines Hospitals umherſchleicht, das habe ich mit Welſchkorn und China zu füttern. In meiner Stube kriechen, während ich dies ſchreibe, drei nackte Paddykinder auf der Diele umher, ihre Mütter ſind ſo pflichtvergeſſen geweſen, dies Jammerthal zu verlaſſen, und ich genieße den Vorzug, die froſchartigen Scheuſälchen über den Nachttopf zu halten. Eine angenehme Beſchäftigung für meines Vaters Sohn! Wie lange ich hier feſtſitzen werde, weiß ich nicht, möglicherweiſe bis der Letzte geſtorben iſt.

Unterdeß bin ich mit meinen Aſſociés in Newyork zerfallen, ich habe den Vorzug gehabt, eine allgemeine Unzufriedenheit zu erregen, die Theilhaber an der großen Weſtlandcompagnie ſind zuſammengekommen, man hat Reden gegen mich gehalten und Beſchlüſſe gefaßt. Mich würde das wenig kümmern, wenn ich einen Weg ſähe, mich von dieſer Bande loszumachen. Aber der Tote hat die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ich feſt geſchnürt bin, wie ein Sklave im Negerſchiff. Es ſind ungeheure Summen in dieſe wüſte Speculation geworfen. Wenn ich ihnen den Kram kündige, ſo bin ich ſicher, daß ſie Mittel finden werden, mich die ganze Summe, die der

Tote gezeichnet hat, bezahlen zu laſſen, und wie ich das durchſetzen ſoll, ohne nicht nur mich, ſondern vielleicht auch die Firma Fink und Becker zu ruiniren, das ſehe ich noch nicht.

Indeſſen wünſche ich deine Meinung über das, was ich thun ſoll, nicht zu hören. Sie kann mir nichts nutzen, denn ich weiß ſie ohnedies. Ich wünſche überhaupt keinen Brief von dir, du einfältiger, altfränkiſcher Tony, der du glaubſt, ehrlich handeln ſei eine ſo einfache Geſchichte, wie ein Butterbrod ſtreichen. Denn habe ich Alles gethan, was ich konnte, die Einen begraben, die Andern gefüttert und meine Compagnons ſo ſehr geärgert, als mir möglich iſt, dann ziehe ich auf einige Monate weiter nach Weſten, in eine ehrliche Prairie, wo weniger Gekrächz von Alligatoren und Nachteulen, und etwas mehr Ariſtokratism zu finden ſein wird als hier. Gibt es auf der Prairie Tinte und Stift, ſo ſchreibe ich dir wieder. Iſt dieſer Brief der letzte, den du von mir erhältſt, ſo widme mir eine Thräne und ſage in deiner ſalbungsvollen Art: Schade um ihn, er hatte auch ſeine guten Seiten!"

Darauf folgte eine genaue Darſtellung der Geſchäfte Finks und die Statuten der Landcompagnie.

Anton las den unerfreulichen Brief einige Mal durch, dann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb an den Freund, trotz dem Verbot deſſelben, die ganze Nacht hindurch.

Noch in dem ruhigen Licht der nächſten Tage behielt Anton die erhobene Stimmung. Wenn er im Comtoir arbeitete und mit ſeinen Collegen ſcherzte, immer fühlte er, wie feſt ſein Leben in den Mauern des großen Hauſes Wurzeln geſchlagen hatte. Auch den Andern wurde das bemerkbar. Am Mittagstiſch war die Unterhaltung jetzt lebhafter als je. Nicht nur der Prinzipal, auch Anton und Sabine führten das Geſpräch. In einer Zeit, wo das Geſchäft wenig Freudiges brachte, kam in dieſe Drei ein neues Leben. Der Kaufmann

richtete ſeine Rede faſt ausſchließlich an Anton, und wenn Anton erzählte, dann hörte der ganze Tiſch aufmerkſam zu, und zuweilen klang ein heiteres Lachen aller Collegen um die feierliche Tafel. Auch des Abends war Anton eine bevorzugte Perſon. Er wurde oft in das Vorderhaus geladen, dann ſaß er mit den Frauen und dem Prinzipal am kleinen Tiſch zuſammen, und dem Hausherrn war anzuſehen, wie lieb ihm das perſönliche Verhältniß zu einem Manne wurde, der ſo innig mit den Intereſſen ſeines Geſchäftes verwachſen war und in deſſen friſchem und geordnetem Sinn er ein Bild ſeiner eigenen Jugend erblickte.

Für Sabine wurden dieſe Stunden ein Genuß. Es war ihr ein freudiger Fund, wenn ſie im Geſpräch über die Neuigkeiten des Tages, über ein geleſenes Buch, über Erlebtes und Gefühltes wahrnahm, daß der Mann, der jahrelang ſo nahe an ihnen gelebt hatte, in ſo Vielem mit ihr übereinſtimmte. Seine Bildung, ſein Urtheil überraſchten ſie, ſie ſah ein ehrliches Gemüth plötzlich in glänzenden Farben vor ſich ſtehen, wie der Reiſende ſtaunend auf eine reiche Landſchaft blickt, die ihm wogender Nebel lange verhüllt hat.

Friedlich fanden ſich die Collegen in die ungewöhnliche Stellung ihres Genoſſen. Daß er dem Prinzipal das Leben gerettet hatte, wußten ſie aus dem eigenen Munde des Chefs, und dieſer Zufall wurde ſelbſt für Herrn Pix ein Grund, die Einladungen Antons in das Vorderhaus ohne Bemerkung zu ertragen. Anton that das Seine, dem Comtoir ſeine Perſönlichkeit werth zu erhalten. An freien Abenden lud er die Einzelnen auf ſein Zimmer, nicht ſelten kam die ganze Geſellſchaft bei ihm zuſammen. Jordan beklagte ſich lächelnd, daß er ſchon bei Lebzeiten vergeſſen ſei, und das Comtoir gewöhnte ſich, in Anton ſeinen Nachfolger, den ſtillen Rathgeber der Jüngeren zu ſehen. Am liebſten war Anton mit Baumann zuſammen, der in dem letzten halben Jahre wieder einige ſtarke Anwandlungen von Miſſionsgelüſten gehabt hatte und jetzt nur durch

die Ueberzeugung zurückgehalten wurde, daß in der schwierigen Gegenwart ein geübter Calculator dem Geschäft nicht fehlen dürfe. Am eifrigsten aber bemühte sich um Antons Gunst der phantasiereiche Specht. Ihm hatte der Reisende einen romantischen Heiligenschein bekommen. Was Anton etwa erfahren hatte, das malte die Einbildungskraft des Herrn Specht mit den grellsten Farben aus. Er war geneigt anzunehmen, daß der Heimgekehrte außer den Abenteuern, welche er eingestand, noch unendlich reizende und furchtbare erlebt hatte, die zu verbergen er durch geheimnißvolle Verhältnisse gezwungen war.

Leider war Spechts eigene Stellung zu den anderen Herren während Antons Abwesenheit mächtig erschüttert worden. Er war immer der Gegenstand gewesen, an welchem sich die gute Laune der Andern aufzurichten liebte, wie die Schlingpflanze an einem dünnen Bäumchen, und oft war er von den Blüthen fremden Witzes fast erstickt worden. Jetzt sah Anton mit Bedauern, daß der gute Herr Specht in dem Zustand allgemeiner Mißachtung lebte. Sogar sein Quartett hatte ihn aufgegeben, wenigstens schwebte zwischen ihm und den beiden Bässen eine finstere Wolke des Mißmuths. So oft Specht eine Behauptung aufstellte, welche nicht ganz unbestreitbar war, zuckte Pix die Achseln und warf ihm mit Verachtung das ungehörige Wort „Kürbis" entgegen. Fast Alles, was Specht sagte, war „Kürbis"; sogar bei Tische kugelte dieser Pflanzenkörper in den untern Regionen von einem Munde zum andern, und so oft das Wort ausgesprochen wurde, gerieth Herr Specht in leidenschaftlichen Zorn, brach tief gekränkt das Gespräch ab und zog sich aus der Gesellschaft der Andern in sich selbst zurück.

Anton besuchte an einem Abend den Verfehmten auf seinem Zimmer. Schon vor der Thür hörte er die scharfe Stimme des Insassen, welcher das berühmte Lied: „Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt" von dem erhabenen Ort seiner Behausung — Herr Specht wohnte drei Treppen hoch —

in das Haus hinunter ſang. Als Anton leiſe die Thür öffnete, ſaß Specht in kunſtvoller Haltung, graziös auf einen Arm geſtützt, bei ſeiner Lampe am Tiſch und ſang mit ſo innigem Behagen, daß Anton einige Augenblicke ſtehen blieb, den Begeiſterten nicht zu ſtören. Es war kein großes Zimmer, welches Specht bewohnte, und die Erfindungskraft des Herrn hatte jahrelang gearbeitet, demſelben einen Charakter zu geben, welcher von dem Weſen gewöhnlicher Stuben verſchieden war. Es ſah in der That keiner andern irdiſchen Behauſung ähnlich. Alle Wände waren mit Bildern überzogen, mit Portraits berühmter Künſtlerinnen, viele im Coſtüm ihrer Rolle, dazwiſchen ragten zahlreiche Conſolen, auf denen kleine Vaſen, Muſcheln und Thonfiguren und andere Merkwürdigkeiten ſtanden. Da der Conſolen mehr waren, als der darauf zu ſtellenden Gegenſtände, ſo hatte Specht die leeren einſtweilen mit Taſſen und Champagnerflaſchen beſetzt. Ueber dem Bett hing ein mächtiger Ritterſchild von glänzendem Meſſingblech, daneben große Fechthandſchuhe und ein Köcher mit Pfeilen. Ueber den Pfeilen war ein Zettel an die Wand geſchlagen, mit einem gemalten Totenkopf und zwei gekreuzten Knochen und dem warnenden Wort: „Vergiftet“, dahinter drei Ausrufungszeichen.

Am auffälligſten aber war die Mitte des Zimmers eingerichtet. Dort ſchwebte etwas über Manneshöhe ein ungeheurer Reifen, durch Bindfaden an einem Haken der Decke feſtgehalten. Darunter ſtanden große Thongefäße, mit Erde gefüllt, und von den Gefäßen liefen zahlreiche geſpannte Schnüre bis zu dem Reifen. Unter dem Reifen ſtand ein Gartentiſch aus knorrigen Baumäſten und einige Stühle aus Weidenruthen. Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer ein durchaus unerhörtes Ausſehen, und die freie Bewegung der darin befindlichen Gliedmaßen wurde für jeden Andern als den erfahrenen Bewohner ſehr ſchwierig. Es war nicht abzuſehen, welchen Zweck dieſe geheimnißvolle Vorrichtung hatte.

Allerdings erinnerten der wilde Tiſch, die Stühle und Erdtöpfe den menſchlichen Geiſt gewiſſermaßen an Garten und freie Natur, während wieder die ausgeſpannten Schnüre eine entfernte Aehnlichkeit mit Strickleitern hatten, welche zum Maſtkorb eines Schiffes hinaufführen. Zuletzt neigte ſich Anton zu der Anſicht, daß dieſe Erfindung eine Menſchenfalle vorſtelle, welche nach dem Muſter eines Spinngewebes gebaut und darauf berechnet war, die Köpfe und Beine boshafter Collegen feſtzuhalten. Wenigſtens ſaß Specht ſelbſt als Dirigent in der Mitte des Netzwerks, und ſein Sirenengeſang konnte wohl darauf berechnet ſein, die Eintretenden durch vorgeſpiegelten grünen Raſen und falſche Veilchenkränze ins Garn zu locken.

Anton blieb außerhalb der Falle ſtehen und rief endlich Specht von der Thür an: „Was zum Henker haben Sie in Ihrem Salon für ein Bindfadenſyſtem ausgebreitet?“

Specht ſprang auf und verſetzte mit glänzenden Augen: „Es iſt eine Laube.“

„Eine Laube? Ich ſehe ja nichts Grünes.“

„Es kommt,“ ſagte Specht und führte den Beſuch zu ſeinen Gefäßen.

Bei näherer Betrachtung entdeckte Anton in den Töpfen einige ſchwache Epheuranken, welche beſtäubt und verkommen wie die Ueberreſte dämmeriger Traumbilder ausſahen, welche dem erwachenden Menſchen noch einige Augenblicke an den Fäden ſeiner Seele hängen, um gleich darauf für immer zu vergehen.

„Aber Specht, dieſer Epheu wird's nicht thun,“ ſagte Anton.

„Er iſt auch nicht allein da,“ belehrte Specht geheimnißvoll; „ſehen Sie, hier kommt noch Anderes.“ Er wies auf mehre magere, ſpargelähnliche Gebilde, welche ſich aus den Töpfen erhoben und mit nichts Anderem zu vergleichen waren, als mit den unglücklichen Verſuchen zu keimen, welche die

Kartoffeln zur Zeit des Frühjahrs in einem warmen Keller anstellen.

„Und was sollen diese Keime bedeuten?"

„Es sind Bohnen und Kürbisse," sagte Herr Specht. „Das Ganze wird eine Kürbislaube; in einigen Wochen werden die Fäden von den Ranken belaufen sein. Denken Sie, Wohlfart, wie famos das aussehen wird! Von allen Seiten die grünen Ranken, die Blüthen und die großen Blätter. Das Ganze wird ein Zelt sein mit zwei Eingängen. Die meisten Kürbisse werde ich abschneiden, damit mir die Last nicht zu schwer wird, einzelne lass' ich hängen, es werden Netze darunter gemacht. Bitte, stellen Sie sich das ganze dicke Grün vor, dazwischen die gelben Blüthen, es wird reizend aussehen! Das wird ein Sitz, mit guten Freunden eine Flasche Wein zu trinken oder vierstimmig zu singen."

Ach die guten Freunde hatten Herrn Specht verlassen, er ließ sich aber alle Sonntage vom Bedienten eine halbe Flasche Wein holen, setzte vier Gläser auf den Tisch und trank eines nach dem andern aus.

„Aber Specht," frug Anton lachend, „können Sie denn im Ernst glauben, daß die Kürbisse in Ihrer Dachstube wachsen werden?"

„Warum sollen sie nicht wachsen?" rief Herr Specht gekränkt. „Sie sind gerade wie die Andern. Die Pflanzen haben ja Sonne, ich sorge für frische Luft, ich gieße mit Rinderblut, sie haben Alles, was sie brauchen."

„Aber sie sehen verzweifelt kränklich aus."

„Das ist nur der Anfang, die Luft ist draußen noch kalt, und wir haben einige Wochen gehabt, wo der Sonnenschein fehlte. Später schießen sie auf einmal in die Höhe. Wenn Einer nichts von einem Garten hat, muß er sich zu helfen wissen." Er sah sich vergnügt in der Stube um. „Sehen Sie, im Decoriren eines Zimmers will ich's mit jedem reichen Mann aufnehmen. Natürlich nach meinen Mitteln. Aus Del-

bildern mache ich mir nicht viel, sie werden in der Regel schwarz; meine Bilder hier werden höchstens ein wenig heller. Es hat mich Geld gekostet, dafür ist es hier hübsch geworden. Mein Zimmer ist nicht groß, aber es ist wohnlich."

„Ja," entgegnete Anton, „außer für gewisse Unarten unruhiger Menschen, als Geradestehen und Umhergehen. Darauf muß man hier verzichten. Sie können nur solchen Besuch gebrauchen, der sich gleich an der Thür auf den Fußboden setzt."

„Ruhig zu sitzen ist ja eine Hauptregel bei der Unterhaltung," versetzte Specht. „Leider sind die Menschen oft schlecht und ohne Herz. — Finden Sie nicht auch, Wohlfart, daß in unserm Comtoir einige Collegen gemüthlos sind?" sagte er leise.

„Manchmal etwas kurz," erwiederte Anton, „aber die Meinung ist gut."

„Ich finde das nicht," seufzte Specht. „Ich bin jetzt ganz allein und muß meinen Trost außer dem Hause suchen. Wenn ich kann, gehe ich ins Theater, oder zu den Reitern, und wenn ein Zwerg kommt oder ein Seehund, und natürlich in die Concerte."

„Aber das hilft doch nicht immer gegen die Einsamkeit."

„Nein," bekannte Specht, „denn es kostet Geld, und Sie wissen, ich habe keinen hohen Gehalt, und ich fürchte, ich werde auch nicht viel mehr kriegen als jetzt. Von Hause aus hatte ich Vermögen," sagte er wichtig, „aber ein Vetter von mir, der mein Vormund war, hat mich darum gebracht. Hätte ich's noch, könnte ich vielleicht mit Vieren fahren. Glauben Sie mir, ich wäre auch nicht glücklicher. Wenn nur der Pix nicht so grob wäre," klagte er wieder. „Es ist schauderhaft, Wohlfart, das alle Tage anhören zu müssen. — Ich wollte ihn fordern, während Sie verreist waren," rief er und wies auf ein altes Rappier, dessen Klinge hinter dem Bett hervorragte. „Aber er benahm sich schlecht. Ich schrieb ihm, daß es mir sehr leid thäte, ihn fordern zu müssen, und es wäre sehr

gleichgültig, wo er ſich mit mir duelliren wollte. Ich ſchlug ihm entweder den Berg auf der Promenade vor oder auch unſern Oberboden, wo Raum genug iſt, und erſuchte ihn um eine Mittheilung über die Waffen, welche er für paſſend hielte. Da ſchrieb er mir unhöflich zurück, er würde ſich nur im Hausflur duelliren, wo er ſich alle Stunden des Tages aufhielte, und was die Waffen beträfe, ſo könnte ich fechten, womit ich wollte, ſeine Waffe wäre der große Pinſel, er ſei bereit, mir auf jede Backe eine Signatur zu machen. Sie werden mir zugeben, daß ich darauf nicht eingehen konnte."

Das gab Anton zu.

„Jetzt hetzt er die andern Collegen wider mich auf," klagte Specht kleinlaut. „Der Zuſtand iſt für mich unerträglich, ich kann gar nicht mehr mit den Andern zuſammen ſein, ohne daß ich beleidigt werde. Aber ich weiß, wodurch ich mich räche. Ich ſpare jetzt. Wenn die Kürbiſſe erſt blühen, dann gebe ich Allen einen Satz, nur Pix lade ich nicht ein, wie er's damals mit Ihnen gemacht hat, Wohlfart. Ich will uns beide an ihm rächen."

„Gut," ſagte Anton, „das gefällt mir. Aber wiſſen Sie was: da auch ich den Collegen eine Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ſo wollen wir beide zuſammen das Feſt in Ihrer Stube geben."

„Das iſt ausgezeichnet von Ihnen, Wohlfart," rief Specht glücklich.

„Und wir wollen nicht warten," fuhr Anton fort, „bis die Kürbiſſe groß geworden ſind, ſondern wollen uns unterdeß durch anderes Grün helfen."

„Gut," ſagte Specht, „vielleicht durch Tannenbäume."

„Ich werde dafür ſorgen," verſetzte Anton, „und endlich wollen wir Pix nicht ausſchließen, ſondern gerade dazu laden. Das iſt eine viel feinere Rache, die Ihres guten Herzens am würdigſten iſt."

„Meinen Sie?" frug Specht zweifelhaft.

„Gewiß," entſchied Anton. „Ich ſchlage nächſten Sonnabend vor, die Einladung machen wir gemeinſchaftlich."

„Schriftlich," rief Specht vergnügt, „auf roſa Papier."

„Das iſt recht," ſagte Anton. Darauf beriethen die Beiden in der Laube die nähere Einrichtung des Feſtes.

Die Collegen waren nicht wenig verwundert, als ſie einige Tage darauf durch bunte Billete, die Herr Specht geheimnißvoll vor Anfang der Comtoirſtunden auf den Platz eines Jeden gelegt hatte, zur Kürbisblüthe in Herrn Spechts Stube eingeladen wurden. Da Antons geachteter Name mit unterzeichnet war, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Einladung anzunehmen. Unterdeß zog Anton das Fräulein in das Geheimniß, und erbat von ihr aus dem Garten einige vorhandene Epheuſtöcke und was ſonſt von Blumen gerade entbehrlich war, Specht arbeitete alle Abende bei verſchloſſenen Thüren in ſeiner Stube, und am Tage des Feſtes bezog er mit Hilfe des Bedienten den leeren Bindfaden mit grünen Ranken, ſtellte einige blühende Sträucher in Gruppen, ließ ſich eine Anzahl bunter Glaslampen holen und befeſtigte an den Ranken trichterförmige Erfindungen aus gelbem und weißem Papier, welche mit Kürbisblüthen ganz beſondere Aehnlichkeit hatten.

Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer das Ausſehen, welches Herr Specht in ſeinen Träumen ſchon lange geahnt hatte. Am Abend des Feſtes waren die Gäſte höchlich überraſcht. Als Letzter trat Herr Pix ein, und auch er vermochte ein erſtauntes „Donnerwetter!" nicht zu unterdrücken, als er die unglückliche Laube wirklich umrankt und mit gelben Blüthen bedeckt ſah, welche in dem farbigen Lampenlicht ſchimmerten und von ihrem Draht fremdlich herunternickten. Die großen Thongefäße waren durch Sträucher verdeckt, in der Mitte der Laube hing eine rothe Lampe wie ein Glühwurm herab, und auf dem Gartentiſch ſtand ein rieſig großer Kürbis. Anton nöthigte das Quartett in die Laube und beſetzte mit den Uebrigen alle noch leeren Räume der Stube, auch das

Bett war mit Polſtern überdeckt und mußte als zweites Sopha dienen.

Als ſich Alle gelagert hatten, trat Specht an den großen Kürbis und begann feierlich: „Sie haben mich lange mit dem Kürbis geneckt, hier iſt meine Rache. Hier iſt der Kürbis.“ Er ergriff den kurzen Stiel und hob den obern Theil ab. Der Kürbis war hohl, eine Bowle ſtand darin.

Die Collegen lachten und riefen „Bravo!“ und Specht ſchenkte die Gläſer voll.

Dennoch war im Anfange eine gewiſſe Spannung zwiſchen Herrn Specht und den übrigen Herren nicht abzuleugnen. Zwar das verrufene Wort „Kürbis“ wurde nicht gehört, aber ſeine Vorſchläge fanden ſelten bereitwillige Aufnahme. Als Anton ein Bündel türkiſcher Pfeifen, die er in der Fremde für die Collegen gekauft hatte, herbeitrug und unter die Anweſenden vertheilte, da machte Specht den Vorſchlag, daß Alle ſich als Türken mit gekreuzten Beinen auf das Bett oder den Fußboden ſetzen ſollten. Und dieſer Vorſchlag fiel durch. Auch als er die Behauptung aufſtellte, daß die tſcherkeſſiſchen Mädchen, welche bisher von ihren Eltern in die türkiſchen Familien verkauft worden, bei größerer Ausdehnung unſerer Handelsverbindungen mit dem Orient bis zu uns kommen würden, um die Rolle der Kellnerinnen in den bairiſchen Bierkellern zu übernehmen, da konnte ſelbſt dieſe Behauptung ſich keine Anerkennung erringen. Aber nach und nach wirkte der milde Inhalt des Kürbis auf die ſtrengen Seelen der Gäſte.

Zuerſt wurde der Zwieſpalt unter den muſikaliſchen Naturen des Hauſes ausgeglichen. Anton brachte die Geſundheit des Quartetts aus. Das Quartett dankte mit einiger Befangenheit, da es ſich gerade vor vier Wochen in Mißklängen aufgelöſt hatte. Es ergab ſich aus düſtern Andeutungen der Bäſſe, daß Specht eine ungehörige Forderung an ſie geſtellt hatte. Herr Specht hatte ſie benutzen wollen, um einer Roß-

bändigerin des Circus, der entzückenden Tillebi, ein Ständchen zu bringen. Die Bäſſe hatten ſich geweigert, bei ſolchem nächtlichen Werk thätig zu werden, und Specht war auf dieſe Weigerung in heftigen Zorn gerathen und hatte geſchworen, keinen Ton mit den Andern zu ſingen, ſo lange ſie der Unvergleichlichen aus abgeſchmackten Bedenken ihre Huldigung verweigerten. „Hätte er das Ständchen noch am Abend bringen wollen,“ ſprach Balbus, „ſo wären wir vielleicht um des lieben Friedens willen mit gegangen, aber er behauptete, es müßte um vier Uhr früh geſchehen, weil das die Stunde ſei, wo die Kunſtreiter aufſtünden, um ihre Pferde zu füttern. Das war uns doch zu arg. Unterdeß iſt das Frauenzimmer mit einem Bajazzo durchgegangen.“

„Das iſt nicht wahr,“ rief Specht, „der Bajazzo hat ſie gewaltſam entführt.“

„Jedenfalls hat er uns dadurch einen Dienſt erwieſen,“ ſagte Anton, „denn er hat den Herren die Erfüllung Ihres kräftigen Schwurs unmöglich gemacht. Und ſo ſehe ich keinen Grund, weshalb Sie als Künſtler und treue Collegen noch länger der Ausübung Ihrer muſikaliſchen Virtuoſität entſagen ſollen. Wie ich höre, waren Sie, liebſter Specht, ein wenig heftig, machen Sie den Herren darüber Ihre Entſchuldigung, wie ſie einem Mann von Ehre wohl anſteht; alsdann ſchlage ich den Herren vor, das Quartett auf der Stelle neu zu begründen.“

Da erhob ſich Specht und ſprach: „Nach dem Rath meines Freundes Wohlfart mache ich Ihnen meine Entſchuldigung, bin übrigens bereit, Ihnen in jeder Art Rede zu ſtehen.“ Worauf er ſein Glas austrank und den Bäſſen heftig die Hand ſchüttelte.

Darauf wurden die Notenbücher gebracht und mit Behagen ließen alle Vier in der Kürbislaube ihre Stimme erſchallen.

Noch blieb die Verſöhnung mit Pix als das ſchwerſte

Werk. Specht ſah ſeinen Gegner den ganzen Abend mißtrauiſch an.

Pix ſaß gefühllos auf dem Bett und ſtreichelte den Pluto, welcher mit ihm zur Abendgeſellſchaft gekommen war.

Specht goß Pix das Glas voll und ſtellte es auf den Bettpfoſten. Pix trank es ſchweigend aus. Specht füllte das Glas von neuem und begann in weltmänniſchem Ton: „Nun Pix, wie finden Sie den Kürbis?“

„Es iſt eine verrückte Idee,“ ſagte Pix.

Gekränkt wandte ſich Specht ab und ſah wieder unruhig auf ſeinen Gegner. Nach einer Weile ſtreckte er die Füße mit ſcheinbarem Behagen aus, verbarg ſeine Hände in den Hoſentaſchen und ſprach über die Schulter: „Sie werden mir zugeben, Pix, daß man über manche Dinge verſchiedene Anſicht haben kann und deshalb doch nicht feindlich zu ſein braucht.“

„Das gebe ich zu,“ antwortete Pix.

„Warum alſo,“ fuhr Specht heftig fort und ſprang auf, „warum ſind Sie mein Feind? warum denken Sie gering von mir? Es iſt hart, mit ſeinen Collegen in Feindſchaft leben. Ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich Sie achte und daß mir Ihr Benehmen unangenehm iſt. Sie haben mir Genugthuung verweigert und ſind doch noch böſe auf mich.“

„Erhitzen Sie ſich nicht,“ rieth Pix, „ich habe Ihnen keine Genugthuung verweigert und ich bin gar nicht böſe auf Sie.“

„Wollen Sie mir das vor allen dieſen Herren erklären?“ frug Specht erfreut, „wollen Sie mit mir anſtoßen?“ Er holte ſein Glas.

„Kommen Sie her,“ ſagte Pix verſöhnlich, „ich habe gar nichts mehr gegen Sie, ich ſage nur, das mit den Kürbiſſen war ein verrückter Einfall.“

„Es iſt noch mein Einfall,“ rief Specht, das Glas zu-

rückziehend, „ich dünge mit Rinderblut, in einigen Wochen werden sie grün sein.“

„Nein,“ versetzte Pix, „das ist vorbei für immer, morgen früh werden auch Sie das einsehen. Und jetzt kommen Sie her und stoßen Sie an, von den Kürbissen soll zwischen uns nicht mehr die Rede sein.“

Specht stieß verdutzt an und wurde gleich darauf sehr lustig. Die Last war von ihm genommen, welche ihn lange gedrückt hatte. Er sang, er schüttelte allen Collegen die Hände und wurde groß in gewagten Behauptungen.

Als Anton mit den Andern die Treppe hinabstieg, bemerkte er, daß Pluto etwas Gelbliches im Maule trug und eifrig daran kaute. „Es sind Spechts Kürbisse,“ erklärte Pix, „der Hund hat sie für Rindfleisch gehalten und sämmtlich abgebissen.“

6.

Anton stand vor dem Bett des kranken Bernhard und sah mit innigem Antheil auf die verfallene Gestalt seines Freundes. Das Antlitz des Gelehrten war noch faltiger als sonst, seine Haut durchscheinend wie aus Wachs, unordentlich hing sein lockiges Haar um die feuchte Stirn, die Augen blitzten in fieberhafter Aufregung dem Besuch entgegen. „So lange waren Sie in der Fremde!“ rief er klagend; „ich habe mich alle Tage nach Ihnen gesehnt. Jetzt da Sie zurück sind, wird es auch mit mir besser werden.“

„Ich komme oft, wenn ich Sie nicht durch unser Gespräch aufrege,“ erwiederte Anton.

„Nein,“ sagte Bernhard, „ich will ruhig zuhören, Sie sollen von Ihrer Reise erzählen.“

Anton begann seinen Bericht. „Ich habe in dieser Zeit gesehen, was wir uns oft mit einander gewünscht haben, fremde Menschen und ein stürmisches Treiben. Ich habe gute Ge-

ſellen auch in der Fremde gefunden, und doch iſt mir bei Vielem, was ich erlebte, die Ueberzeugung gekommen, daß es kein größeres Glück gibt, als ſich in ſeiner Heimat mitten unter ſeinen Landsleuten tüchtig zu rühren. Manches habe ich erfahren, was auch Sie gefreut hätte, weil es poetiſch war und die Seele bewegte, aber zuletzt war das Widerwärtige doch im Vordergrund."

„Es war dort, wie überall auf der Erde," entſchied Bernhard. „Wo ein großes Gefühl das Herz erſchüttert und den Menſchen vorwärts treiben möchte, wirft die Erde ihren Schmutz daran, und das Schöne verkümmert, und alles Große wird lächerlich gemacht. Es iſt wo anders wohl auch nicht beſſer als bei uns."

„Das iſt unſer alter Streit," ſagte Anton heiter; „ſind Sie noch nicht bekehrt, Ungläubiger?"

Bernhard zupfte mit dem Finger an ſeiner Bettdecke und antwortete niederſehend: „Vielleicht bin ich's doch, Wohlfart."

„Ei," rief Anton neckend, „und wer hat Ihre Bekehrung bewirkt? War's etwas, das Sie erlebt haben? Gewiß, ſo muß es ſein."

„Was es auch war," entgegnete Bernhard mit einem Lächeln, das ſein Geſicht wie ein heller Schein überflog, „ich glaube, daß es auch bei uns Schönheit und Liebenswürdigkeit gibt, ich glaube, daß auch bei uns das Leben große Leidenſchaften bringen kann, heilige Freuden und bittere Schmerzen. Und ich glaube," fuhr er traurig fort, „daß man auch bei uns unter dem Druck eines furchtbaren Schickſals untergeht."

Beſorgt hörte Anton dieſe Worte und ſah, wie das große Auge des Kranken begeiſtert in die Höhe blickte. „Gewiß iſt es, wie Sie ſagen," erwiederte er endlich, „aber das Allerſchönſte, was dieſem Leben den höchſten Werth gibt, iſt doch, wenn die Kraft des Menſchen größer iſt als Alles, was auf ihn eindringt. Ich lobe mir einen Mann, der ſich Leidenſchaften und ein ernſtes Schickſal nicht über den Kopf wachſen

läßt, der ſelbſt, wenn er unrecht gethan hat, ſich immer wieder herauszureißen weiß."

„Wenn es aber zu ſpät iſt, und wenn die Macht der Verhältniſſe ſtärker wird als er?"

„Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältniſſe," ſagte Anton. „Ich denke mir, wenn Einer noch ſo ſehr umdrängt iſt, und er will nur eine tüchtige Kraft daran ſetzen, ſo kann er ſich wohl heraushauen; er wird Wunden davon tragen, wie ein Soldat in der Schlacht, aber ſie werden ihm gut ſtehen. Und wenn er die Rettung nicht findet, ſo kann er wenigſtens kämpfen als ein Tapferer. Und wenn er ſo unterliegt, werden die Augen Aller mit Theilnahme auf ihm ruhen. Nur wer ſich ohne Widerſtand ergibt, wenn das Wetter hereinbricht, den verweht der Wind von dieſer Erde."

„Eine Flammfeder wird durch kein Gebet in Stein verwandelt, ſagt der Dichter," erwiederte Bernhard und ſchnellte mit dem Finger eine Feder von ſeinem Kiſſen in die Luft. „Ich will Sie etwas fragen, Wohlfart," fuhr er nach einer Weile fort, „kommen Sie näher heran. Denken Sie, ich wäre ein Chriſt, und Sie mein Beichtvater, vor dem man keine Geheimniſſe haben möchte." Er ſah unruhig auf die Thür des Nebenzimmers und frug leiſe: „Was halten Sie von dem Geſchäft meines Vaters?"

Betroffen fuhr Anton zurück, Bernhard ſah in ängſtlicher Spannung auf den Freund: „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, ach, vielleicht zu wenig. Ich will nicht wiſſen, ob er für reich oder arm gilt, aber ich frage Sie als meinen Freund, was halten fremde Menſchen von der Art, wie er ſein Geld erwirbt? Es iſt ſchrecklich und vielleicht ein großes Unrecht, daß ich, ſein Sohn, ſo frage, aber mich zwingt etwas, dem ich nicht widerſtehen kann. Seien Sie ehrlich gegen mich, Wohlfart." Er erhob ſich in ſeinem Bett und ſagte, den Arm um Antons Hals legend, dieſem ins

Ohr: „Gilt mein Vater bei Männern Ihrer Art für rechtſchaffen?“

Antons Herz zog ſich von innigem Mitgefühl zuſammen, er durfte nicht ſagen, was er dachte, und er durfte nicht lügen. So ſchwieg er eine Weile, der Kranke ſank in ſeine Kiſſen zurück und ein leiſes Stöhnen zitterte durch die Stube.

„Mein theurer Bernhard,“ erwiederte Anton, „bevor ich dem Sohn eine ſolche Frage beantworte, muß ich erſt wiſſen, weshalb er einen Dritten frägt. Wenn Sie es nur thun, um durch meine Anſicht Ihr Urtheil über die Geſchäfte Ihres Vaters zu vervollſtändigen, ſo muß ich Ihnen die Antwort verweigern, gleichviel, wie ſie ausfallen würde. Denn was ich etwa kenne, ſind nur die kalten, vielleicht unfreundlichen Anſichten Fremder, und ſolche Auffaſſung ſoll der Sohn eines Geſchäftsmanns niemals zu der ſeinigen machen.“

„Ich frage,“ ſagte Bernhard feierlich, „weil ich um das Wohl Anderer in großer Sorge bin, vielleicht kann Ihre Antwort mehren Menſchen Angſt und Noth erſparen.“

„Dann,“ verſetzte Anton, „will ich Ihnen antworten. Ich kenne keine einzelne Handlung Ihres Vaters, welche nach kaufmänniſchen Begriffen unehrenhaft iſt. Ich weiß nur, daß er zu der großen Klaſſe von Erwerbenden gezählt wird, welche bei ihren Geſchäften nicht ſehr darnach fragen, ob ihr eigener Vortheil durch Verluſte Anderer erkauft wird. Herr Ehrenthal gilt für einen vorſichtigen und gewandten Mann, dem die gute Meinung ſolider Männer weniger gleichgültig iſt, als hundert Andern. Er wird vielleicht Manches thun, was ein Kaufmann von ſicherem Selbſtgefühl vermeidet, aber er wird ſicher auch gegen Vieles Widerwillen empfinden, was gewiſſenloſe Speculanten um ihn herum wagen.“

Wieder kam ein zitternder Seufzer von den Lippen des Kranken, ein peinliches Schweigen folgte. Endlich erhob ſich Bernhard und ſprach ſo nahe an Antons Ohr, daß dieſer den heißen Athem des Kranken auf ſeiner Wange fühlte: „Ich

weiß, Sie kennen den Baron Rothſattel.“ Anton ſah erſtaunt auf. „Das Fräulein hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie eine Bekannte von Ihnen iſt.“

„Es iſt ſo, wie Fräulein Lenore ſagt,“ erwiederte Anton, mit Mühe ſeine Aufregung verbergend.

„Wiſſen Sie etwas von der Verbindung meines Vaters mit dem Freiherrn?“ frug Bernhard weiter.

„Nur wenig,“ ſagte Anton, „nur was Sie ſelbſt mir gelegentlich erzählt haben, daß Herr Ehrenthal dem Freiherrn Geld auf ſein Gut geliehen hat. Jetzt in der Fremde habe ich gehört, daß dem Freiherrn irgend eine Gefahr droht, ich habe ſogar Veranlaſſung gehabt, ihn vor einem Intriganten zu warnen.“ Bernhard ſtarrte angſtvoll auf Antons Lippen, Anton ſchüttelte den Kopf; „es war aber Jemand,“ ſagte er, „der Ihrem Hauſe nicht fremd iſt, Ihr Buchhalter Itzig.“

„Er iſt ein Schurke,“ rief Bernhard heftig und ballte ſeine magere Hand. „Er iſt eine gemeine niederträchtige Natur. Von dem erſten Tage, wo er in unſer Haus kam, habe ich einen Abſcheu gegen ihn gefühlt, wie gegen ein unreines Thier.“

„Es ſcheint mir,“ erklärte Anton, „daß Itzig, den auch ich aus früheren Zeiten kenne, hinter dem Rücken Ihres Vaters gegen den Freiherrn arbeitet. Die Warnung, welche mir im Intereſſe des Freiherrn kam, war ſo dunkel, daß ich wenig daraus zu machen wußte; ich konnte nichts thun, als ſie dem Freiherrn ſo mittheilen, wie ich ſie ſelbſt erhielt.“

„Dieſer Itzig beherrſcht meinen Vater,“ flüſterte Bernhard; „er iſt ein böſer Geiſt in unſerer Familie; wenn mein Vater ſelbſtſüchtig gegen den Freiherrn handelt, ſo trägt dieſer Menſch die Schuld.“

Schonend gab Anton das zu. „Ich muß wiſſen, wie es zwiſchen dem Freiherrn und meinem Vater ſteht,“ fuhr Bernhard fort; „ich muß wiſſen, was zu thun iſt, um der Familie aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich kann helfen,“ rief der Kranke, und wieder flog ein matter Strahl von Freude

über ſein Antlitz. „Mein Vater liebt mich. Er liebt mich ſehr, jetzt in meiner Schwäche habe ich empfunden, daß ſein Herz an mir hängt. Wenn er des Abends an mein Bett kommt und mit ſeiner Hand über meine Stirn ſtreicht, wenn er ſich mir gegenüberſetzt, wo Sie ſitzen, und mich ſtundenlang kummervoll anſieht, — Wohlfart, er iſt ja doch mein Vater!“ Er ſchlug die Hände zuſammen und verbarg ſein Haupt in den Kopfkiſſen. „Sie müſſen mir helfen, mein Freund,“ begann er wieder, „Sie müſſen mir ſagen, was geſchehen kann, den Freiherrn zu retten. Ich fordere das von Ihnen. Ich ſelbſt werde meinen Vater fragen. Ich fürchte mich vor der Stunde, wo ich mit ihm darüber ſpreche, aber nach dem, was Sie mir geſagt haben, ſorge ich, auch er weiß nicht Alles, oder,“ ſetzte er murmelnd hinzu, „er wird mir nicht Alles ſagen. Sie aber müſſen den Freiherrn ſelbſt aufſuchen.“

„Vergeſſen Sie nicht, Bernhard,“ erwiederte Anton, „daß es auch dem reinſten Willen nicht erlaubt iſt, ſich ſo in die Verhältniſſe eines Andern einzudrängen. Wie gut unſere Abſicht ſein mag, dem Freiherrn bin ich ein Fremder. Mein Vermitteln wird ihm, wie Ihrem Vater, leicht als vorlaute Anmaßung erſcheinen, und ich fürchte, wir werden auf dieſem Weg wenig erfahren. Ich ſage nicht, daß der Schritt unnütz iſt, aber ich halte ihn für unſicher. Eher wird es möglich ſein, daß Sie ſelbſt auf die Maßregeln Ihres Vaters Einfluß gewinnen.“

„Gehen Sie doch zum Freiherrn,“ bat Bernhard dringend, „und wenn er ſelbſt gegen Sie verſchloſſen bleibt, ſo fragen Sie das Fräulein. Ich habe ſie geſehen,“ fuhr er fort, „ich habe es Ihnen verſchwiegen, wie der Menſch ſein liebſtes Geheimniß verhüllt, heut ſollen Sie auch das erfahren. Ich weiß, wie ſchön ſie iſt, wie ſtolz ihre Haltung, wie edel ihre Geberde. Wenn ſie über den Raſen ſchritt, war ſie wie eine Königin der Natur, ein heller Schimmer glänzte um ihr Haupt;

wo sie hinsah, neigte sich Alles vor ihrem Blick — ihre Zähne wie Perlen und ihre Brüste wie Rosenhügel," sagte er leise und sank in die Kissen zurück mit gefalteten Händen und blitzenden Augen.

„Auch er!" rief es in Anton. „Mein armer Bernhard, Sie schwärmen."

Bernhard schüttelte den Kopf. „Seit dem Tage weiß ich, daß unser Leben nicht grau ist," sagte er lächelnd; „es ist nicht grau, aber es ist grausig. Wollen Sie jetzt mit dem Freiherrn und mit seiner Tochter sprechen?"

„Ich will," versprach Anton aufstehend. „Aber ich wiederhole Ihnen, ich beginne etwas Auffallendes, das leicht neue Verwickelungen herbeiführen kann, auch für uns beide."

„Wer so daliegt wie ich, der fürchtet keine Verwickelungen," sagte Bernhard; „und Sie," fuhr er fort und sah Anton prüfend an, „Sie werden in Ihrem Leben sein, was Sie mir heut gesagt haben, ein Mann, welcher sich durchschlägt, und wenn er auch Wunden erhält, seine Aufgabe ist, mit dem Geschick zu kämpfen. Mich, Anton Wohlfart, mich wird der Sturmwind verwehen."

„Kleinmüthiger," rief Anton weich, „das spricht die Krankheit aus Ihnen. Der Muth wird Ihnen mit der Genesung zurückkehren."

„Hoffen Sie?" frug der Kranke zweifelnd; „oft thue ich's auch, nur manchmal überfällt mich die Muthlosigkeit. Ja ich will leben, und anders will ich leben als bisher, ich will alle Mühe daran setzen, stärker zu werden, ich werde nicht mehr so viel träumen als jetzt, mich nicht mehr aufregen und quälen in meiner Kammer. Ich will versuchen, wie man lebt, wenn man ein tüchtiger Mann ist, der jeden Streich zurückgibt, den er empfängt," so rief er mit gerötheten Wangen und streckte die Hand dem Freunde entgegen.

Anton beugte sich zu ihm nieder, dann verließ er das Zimmer.

Am Abend trat Ehrenthal zu dem Bett des Sohnes, wie er immer that, wenn er das Comtoir verſchloſſen und den Schlüſſel in ſeiner Schlafkammer verſteckt hatte. „Was hat heut der Doctor geſagt, mein Bernhard?"

Bernhard hatte ſich mit dem Kopfe nach der Wand gedreht, jetzt warf er ſich plötzlich herum und ſagte heftig: „Vater, ich muß etwas mit dir reden, verſchließe die Thür, damit uns Niemand ſtört."

Erſchrocken lief Ehrenthal zu beiden Thüren, verſchloß und verriegelte gehorſam, dann eilte er zum Bett des Sohnes zurück. „Was haſt du, das dich kümmert, mein Bernhard?" frug er und fühlte mit der Hand auf die Stirn des Kranken. Bernhard entzog ihm ſein Haupt, die Hand des Vaters ſank auf die Bettdecke. „Setze dich hierher," ſagte der Sohn finſter, „und beantworte meine Frage ſo aufrichtig, als wenn du zu dir ſelber ſprächſt."

Der Alte ſetzte ſich und ſagte: „Frage, mein Sohn, ich will dir Alles beantworten."

„Du haſt mir geſagt, daß du dem Baron Rothſattel viel Geld geborgt haſt, daß du ihm keines mehr leihen willſt, und daß der Edelmann ſein Gut nicht wird behalten können."

„Es iſt, wie ich habe geſagt," erwiederte der Vater, vorſichtig wie in einem Verhör.

„Und was ſoll jetzt aus dem Baron und ſeiner Familie werden?"

Ehrenthal zuckte die Achſeln. „Er wird herunter von ſeinem Gut, und wenn der Tag kommt, wo das Gut vom Gericht verkauft wird, ſo werde ich wegen meinem Geld bieten müſſen auf das Gut, und ich hoffe, ich werde es kaufen. Ich habe eine große Hypothek, welche iſt ſicher, und eine kleine hinten am Ende, welche iſt ſchlecht. Wegen der ſchlechten Hypothek werde ich erſtehen das Gut."

„Vater," rief Bernhard mit ſchneidender Stimme, ſo daß Ehrenthal zuſammenfuhr, „du willſt einen Vortheil ziehen aus

dem Unglück des Mannes, du willst dich an seine Stelle setzen! Ja, du bist auf das Gut des Barons gefahren und hast mich mitgenommen vielleicht mit dem Gedanken, die Verlegenheit des Edelmanns zu benutzen. Es ist schrecklich, schrecklich!" Er warf sich in die Kissen zurück und rang die Hände.

Ehrenthal rückte unruhig auf seinem Sitz. „Führe nicht solche Reden von Sachen, die du nicht verstehst. Die Geschäfte sind für den Tag, wenn ich Abends zu dir komme, sollst du dich nicht ängstigen um meine Arbeiten. Ich will's nicht haben, daß du die Hände aufhebst und sagst schrecklich."

„Vater," rief Bernhard, „wenn du nicht willst, daß ich vergehen soll vor Scham und Kummer, so wirst du deine Absicht aufgeben."

„Aufgeben!" versetzte Ehrenthal entrüstet. „Wie kann ich aufgeben mein Geld? wie kann ich aufgeben das Gut, um das ich mich bemüht habe bei Tag und bei Nacht? wie kann ich aufgeben das größte Geschäft, das ich gemacht habe in meinem Leben? Du bist ein ungehorsames Kind und machst uns Jammer um gar nichts. Was habe ich für ein Unrecht gethan, daß ich dem Baron gegeben habe mein Geld? Er hat's gewollt. Was thue ich für ein Unrecht, wenn ich kaufe das Gut? Ich rette mein Geld."

„Verflucht sei jeder Thaler, den du darauf gewandt, verflucht der Tag, wo du diesen unglücklichen Entschluß gefaßt!" fuhr Bernhard auf und erhob seine Hand drohend gegen den Vater.

„Was ist das?" schrie Ehrenthal aufspringend, „welcher böse Gedanke hat getroffen das Herz meines Sohnes, daß er so spricht zu seinem Vater? Was ich gethan habe, für wen habe ich's gethan? Nicht für mich und meine alten Tage. Ich habe dabei gedacht jeden Tag an dich, mein Sohn, der du bist ein anderer Mann als dein Vater. Ich werde haben den Kummer, und du sollst gehen aus dem Schloß in den Garten und wieder zurück in das Schloß, und wenn du gehst,

ſoll der Amtmann abziehen ſeine Mütze, und die Knechte im Hofe abziehen ihre Hüte, und ſie ſollen zu ſich ſagen: das iſt der junge Herr Ehrenthal, welcher iſt unſer Herr, der da geht."

„Ja," verſetzte Bernhard bitter, „das iſt deine Liebe. Mich willſt du zum Mitſchuldigen machen einer ungerechten That. Du irrſt, Vater; niemals werde ich aus dem Schloſſe in den Garten gehen mit meinem Buche, eher will ich als armer Bettler mein Eſſen erbitten von der Gemeinde, als daß ich einen Fuß auf das Gut ſetze, das durch Sünde erworben iſt."

„Bernhard!" ſchrie der Alte mit gerungenen Händen, „du wirfſt die Steine auf mein Vaterherz, daß ich fühle die Laſt, wie ſie mich drückt zu Boden."

„Und du verdirbſt deinen Sohn," rief Bernhard in auflodernder Leidenſchaft „Sieh zu, für wen du geſchachert und gelogen haſt; aber ſo wahr es einen Himmel über uns gibt, du wirſt Niemandem ſagen, daß es geſchehen iſt für deinen unglücklichen Sohn."

„Mein Sohn," jammerte der Vater, „ſchlage nicht auf mein Herz mit deinem Fluche. Seit du biſt geweſen ein kleiner Bocher, der ſein Gebetbüchel in die Schule getragen hat, habe ich gehabt meinen Stolz, wenn ich auf dich geſehen habe. Ich habe dir gelaſſen allen Willen, zu thun, was dir am liebſten war; ich habe dir gekauft von Büchern, ich habe dir gegeben von Geld mehr, als du haſt haben wollen; wo ich dir etwas abſehen konnte an deinen Augen, ich habe dir's abgeſehen. Wenn ich unten den ganzen Tag mich geärgert habe, mußte ich immer denken: mein Sohn ſoll lachen, weil ich mich ängſtige." Er nahm den Zipfel ſeines Schlafrocks und fuhr ſich damit über die Augen, vergeblich bemüht, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen. So ſaß er als ein geſchlagener Mann dem Sohne gegenüber.

Bernhard ſah ſchweigend auf die gebeugte Geſtalt, endlich ſtreckte er die Hand aus: „Mein Vater!" rief er weich. Ehren-

thal fuhr ſchnell mit beiden Händen nach der dargebotenen Rechten und hielt ſie feſt, als könnte ſie ihm wieder entzogen werden, er ſchob ſich näher heran, küßte und ſtreichelte ſie. „So biſt du wieder mein guter Sohn," ſagte er gerührt. „Jetzt wirſt du nicht mehr führen ſolche läſterliche Reden und du wirſt nicht mehr zanken wegen dieſes Barons."

Bernhard zog haſtig ſeine Hand zurück.

„Ich will ihn nicht drücken, ich will Nachſicht mit ihm haben wegen der Zinſen," fuhr der Vater flehend fort und ſuchte die Hand des Sohnes.

„O, es iſt umſonſt, mit ihm zu reden," rief Bernhard im tiefſten Schmerz, „er verſteht meine Rede nicht!"

„Ich will Alles verſtehen," klagte Ehrenthal, „daß du mir wiedergibſt deine Hand."

„Willſt du deine Pläne gegen das Gut aufgeben?" frug Bernhard.

„Sprich nicht von dem Gut," flehte der Alte.

„Umſonſt!" murmelte Bernhard ſich abwendend, und verbarg das Geſicht in ſeinen Händen.

Ehrenthal ſaß vernichtet dem Kranken gegenüber, auch er ſeufzte ſchwer auf. „Höre mich, mein Sohn," bat er endlich mit leiſer Stimme, „ich will ſehen, daß ich ihm ſchaffe ein anderes Gut, welches er behaupten kann mit ſeinen Mitteln. Haſt du gehört, mein Sohn Bernhard?"

„Geh," rief Bernhard ohne Härte, aber mit der Energie eines tiefen Schmerzes, „geh und laß mich jetzt allein!"

Ehrenthal erhob ſich und verließ mit geſenktem Haupt das Zimmer, in der Nebenſtube ging er heftig auf und ab, rang die Hände und ſprach mit ſich ſelbſt. Und wieder öffnete er leiſe die Thür, trat an Bernhards Bett und frug klagend: „Willſt du mir nicht geben deine Hand, mein Sohn?" — Bernhard lag abgewandt und rührte ſich nicht.

Mit klopfendem Herzen nannte Anton dem Diener des Freiherrn seinen Namen. „Wohlfart?“ rief der Freiherr gedehnt, und die Erinnerung an den Brief Antons stach verletzend in seine Seele. „Führe ihn herein.“ Mit kühlem Gruß beantwortete er Antons tiefe Verneigung. „Ich bin Ihnen wohl noch den Dank schuldig für Ihr Schreiben von neulich,“ sagte er; „daß ich es nicht beantwortet habe, wie die gute Meinung verdiente, müssen Sie mit meinen vielen Geschäften entschuldigen.“

„Wenn ich jetzt in derselben Angelegenheit komme,“ begann Anton, „so bitte ich Sie, dies nicht für Zudringlichkeit zu halten. Mich führt der Auftrag eines Bekannten her, der die wärmste Ergebenheit gegen Sie und Ihr Haus empfindet. Es ist der Sohn des Kaufmann Ehrenthal. · Er selbst wird durch Krankheit verhindert, Ihnen seine Aufwartung zu machen, er läßt Sie deshalb durch mich bitten, daß Sie den Einfluß, den er auf seinen Vater hat, benützen möchten. Im Falle Ihnen seine Einwirkung irgendwie brauchbar erscheint, soll ich Sie ersuchen, ihm Ihre Wünsche mitzutheilen.“

Der Freiherr horchte hoch auf. Jetzt, wo ihn Alles verließ, wo er sich selbst aufgegeben hatte, drängten sich fremde Gestalten in sein Leben, dieser Itzig, Wohlfart, der Sohn Ehrenthals. Was ihm Wohlfart anbot, klang abenteuerlich, aber es konnte für ihn eine Hilfe werden gegen das, was unaufhörlich an seinem Herzen fraß, eine Hilfe gegen die Ansprüche Ehrenthals, gegen die furchtbare Gefahr, in der sein guter Name schwebte. „Ich kenne den jungen Mann nur wenig,“ sagte er mit Haltung, „ich ersuche Sie, vor Allem zu erklären, wie ich zu der Ehre komme, ein so ungewöhnliches Wohlwollen des Herrn zu erhalten.“

Anton erwiederte warm: „Bernhard Ehrenthal hat ein edles Herz und sein Leben ist rein. Unter seinen Büchern aufgewachsen, versteht er wenig von den Geschäften seines Vaters, aber er hat die Ansicht gewonnen, daß dieser sich

durch schlechte Rathschläge verleiten läßt, feindselig gegen Sie aufzutreten. Er hat Einfluß auf seinen Vater, sein feines Ehrgefühl ist sehr beunruhigt, und er wünscht dringend, seinen Vater von Maßregeln abzuhalten, welche er selbst nicht für ehrenhaft hält."

Hier war Hilfe! Das war ein reiner Luftzug, der in die stickende Atmosphäre eines Krankenzimmers drang, aber dem Kranken machte die frische Luft Mißbehagen. Diese ehrenhaften Leute, die so bereit waren zu verdammen, was ihnen nicht ehrenvoll erschien, wurden ihm peinlich. Und schon jetzt, während er den Werth erkannte, den auch diese unsichere Aussicht für ihn haben konnte, fühlte er in seinem Herzen eine Abneigung, seine Lösung aus der Angst diesen Beiden zu verdanken. Dem eifrigen Wohlfart wenigstens, der Alles sein sollte, was zuverlässig und gewissenhaft heißt, ihm wollte er Näheres nicht mittheilen. Und so erwiederte er mit einer Freundlichkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Meine Beziehungen zu dem Vater Ihres Freundes sind allerdings von der Art, daß die wohlmeinende Vermittelung durch einen Dritten in unserm beiderseitigen Interesse liegen möchte. Ob der junge Ehrenthal die geeignete Person dafür ist, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls sagen Sie ihm, daß ich für den Antheil dankbar bin, den er an meinen Angelegenheiten nimmt, und daß ich mir vorbehalte, zu seiner Zeit mit ihm selbst darüber Rücksprache zu nehmen." Nach diesem Bescheid erhob sich Anton, der Freiherr begleitete ihn bis an die Thür und — merkwürdig, er machte ihm dort eine tiefe Verbeugung.

Es war kein Zufall, daß in dem Augenblick, wo Anton durch das Vorzimmer ging, auch Lenore hereintrat. „Herr Wohlfart," rief sie freudig und eilte auf ihn zu. „Liebes Fräulein," rief auch er, und Beide begrüßten einander als alte Freunde.

Sie hatten im Nu die letzten Jahre vergessen, sie waren, wie vor Jahren, Ritter und Dame aus der Tanzstunde. Beide

ſagten einander, wie ſehr ſie ſich ſeit der Zeit geändert hätten, und während ſie das erzählten, waren ſie in Empfindungen und Worten unvermerkt wieder jünger geworden um alle die Jahre, welche ſeit ihrer letzten Unterhaltung vergangen waren.

„Sie tragen Ihren Halskragen wieder aufrecht!“ rief Lenore mit leiſem Vorwurf. Anton ſtrich ihn ſchnell herunter.

„Haben Sie noch den Capouchon von damals? Er war mit rother Seide gefüttert, gnädiges Fräulein?“ frug er, „der ſtand Ihnen reizend.“

„Der jetzige hat blaues Futter,“ ſagte Lenore lachend. „Und denken Sie, die kleine Comteß Lara heiratet in der nächſten Woche, wir haben erſt neulich über Sie und das Tagebuch geſprochen. Auch Eugen hat uns von Ihnen geſchrieben. Wie allerliebſt, daß Sie den Bruder kennen gelernt haben! Kommen Sie herein, Herr Wohlfart, ich muß wiſſen, wie es Ihnen ſeit der Zeit gegangen iſt.“ Sie führte ihn in ein Geſellſchaftszimmer und lud ihn ein, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen. Sie ſaß ihm gegenüber und ſah ihn mit lachenden Augen an, deren Gruß ihn einſt ſo glücklich gemacht hatte. Vieles in ihm war anders geworden, ja vielleicht ſchüttelte jetzt zuweilen ein anderer Mädchenkopf ſeine Locken in dem Zimmer der gelben Katze; aber als er die Gebieterin ſeiner jungen Jahre, das wilde ehrliche Mädchen als vornehme Dame ſich gegenüber ſah, da lebten alle Empfindungen der Vergangenheit wieder auf, und er athmete mit Entzücken den feinen Duft des eleganten Zimmers, in dem ſie lebte.

„Da ich Sie ſehe,“ ſagte Lenore, „iſt mir, als wäre die Tanzſtunde geſtern geweſen. Es war eine fröhliche Zeit auch für mich! Seitdem habe ich vieles Ernſte erfahren,“ fügte ſie hinzu und ſenkte ihr Haupt. Anton bedauerte das mit einem Eifer, der das Fräulein zwang, wieder heiter auszuſehen und ihm freundlich in die Augen zu blicken.

„Was hat Sie zu meinem Vater geführt?“ frug ſie endlich mit verändertem Ton.

Anton ſprach von Bernhard, von dem langen Siechthum des Freundes und ſeinen guten Wünſchen für ihre Familie, er verbarg ihr nicht, daß ſie ſelbſt einen mächtigen Antheil daran habe, ſo daß Lenore auf ihr Taſchentuch herunterſah und die Zipfel zuſammenlegte. Er ſagte ihr, wie ſehr die Krankheit des Freundes ihn beſorgt mache. „Wenn Sie Ihrem Herrn Vater die Vermittelung Bernhards empfehlen können, ſo thun Sie es. Ich werde eine ſtille Sorge nicht los, daß in dem Comtoir Ehrenthals eine Verſchwörung gegen ihn ausgedacht iſt. Vielleicht finden Sie ein Mittel, Bernhard oder mich wiſſen zu laſſen, wie wir dem Herrn Baron von Nutzen ſein können.“

Lenore ſah ängſtlich in Antons Geſicht und rückte ihren Stuhl näher an den ſeinen. „Sie ſind mir wie ein alter Freund, Ihnen kann ich vertrauen, was mich ängſtigt. Der Vater verbirgt der Mutter und mir, was ihn quält, ach, aber er ſelbſt iſt anders geworden von Jahr zu Jahr. Er hat für die Fabrik viel Geld gebraucht, und es fehlt ihm oft daran, das weiß ich. Alle Tage bitten die Mutter und ich den Himmel, uns den Frieden wieder zu geben, eine Zeit, wie damals, wo ich Sie kennen lernte. — Sobald ich etwas erfahre, ſollen Sie es wiſſen. Ich will Ihnen ſchreiben,“ rief ſie entſchloſſen; „wenn Eugen auf Urlaub herkommt, ſoll er Sie aufſuchen.“

So verließ Anton die Wohnung des Freiherrn, aufgeregt durch das Wiederſehen der ſchönen Freundin, voll vom beſten Willen, der Familie zu dienen. An der Hausthür ſtieß er auf Herrn Ehrenthal. Mit kurzem Gruß eilte er an dem gefährlichen Manne vorüber, der ihm die Bitte nachrief, recht bald ſeinen Sohn Bernhard zu beſuchen.

Ehrenthal hatte einige traurige Tage verlebt, er hatte in ſeinem Leben nicht ſo viel geſeufzt und den Kopf geſchüttelt

als jetzt. Vergebens frug seine Frau Sidonie ihre Tochter: „Was hat der Mann, daß er so seufzt?“ Vergebens suchte Itzig das gebeugte Gemüth seines Brodherrn durch lockende Bilder der Zukunft aufzurichten. Alle Unzufriedenheit, welche sich in der Seele des Händlers angesammelt hatte, entlud sich gegen den Buchhalter. „Sie sind der Mensch, welcher mir hat gerathen zu diesen Schritten gegen den Baron,“ schrie er ihn am Morgen nach der Scene mit Bernhard an. „Wissen Sie, was Sie sind? Malhonnet sind Sie.“

Itzig sah erstaunt in das Gesicht ihm gegenüber und zuckte die Achseln. „Wenn Sie weiter nichts wissen,“ sagte er; „was ist das für ein Wort „malhonnet“? Soll ich's aufschlagen in dem Buch, wo die fremden Wörter stehen? Reden Sie doch nicht so schwach, Ehrenthal.“ Dann seufzte Ehrenthal wieder, sah Veitel böse an und verbarg den Kopf in die Zeitung.

Länger als zwei Tage vermochte er nicht den Schmerz seines Sohnes zu ertragen, welcher zusehends kränker wurde und alles Zureden der Eltern mit kurzen Worten zurückwies. „Ich muß ein Opfer bringen,“ sagte Ehrenthal vor sich hin, „ich muß die Ruhe wiedergeben seinen Nächten und machen, daß er aufhört mit seinem Stöhnen. Ich will denken an meinen Sohn, und ich will dem Baron schaffen die andere Herrschaft bei Rosmin, worauf er jetzt stehen hat sein Geld, und wenn nicht, so will ich ihm retten das Geld darauf ohne einen Nutzen für mich. Ich verliere dabei einen Vortheil, den ich machen könnte mit dem Löwenberg, von mehr als einem Tausend Thaler. Ich denke, das wird mir bewegen den Bernhard.“ So setzte er entschlossen seinen Hut auf, zog ihn tief in die Stirn, um die rebellischen Gedanken, welche immer noch in ihm aufstiegen, kräftig zu unterdrücken, und schritt in die Wohnung seines Schuldners.

Der Freiherr empfing den unerwarteten Besuch mit der Angst, welche ihm jetzt bei jedem Eintritt eines Geschäfts-

mannes den Athem benahm. „Kaum iſt der Warner hinaus, ſo kommt der Feind ſelbſt. Jetzt wird er die gerichtliche Ceſſion der Hypothek von mir fordern, jetzt kommt, was darauf folgen muß.“ Aber freudig erſtaunte er, als Ehrenthal mit höflichen Worten aus freien Stücken ſich erbot, für ihn nach Rosmin zu reiſen und nöthigenfalls von dort aus weiter, um ihn bei dem Verkauf der polniſchen Herrſchaft zu vertreten. „Ich will mir zu Hilfe nehmen einen ſichern Mann, den Juſtiz-commiſſarius Walther aus Rosmin, damit Sie ſehen, daß Alles in Ordnung zugeht. Sie werden mir Vollmacht geben, zu bieten auf das Gut, und die Käufer ſo weit zu treiben, bis Ihre Hypothek gedeckt iſt durch den Kaufpreis, den ein Anderer zahlt.“

„Ich weiß, daß dies nothwendig ſein wird,“ ſagte der Freiherr, „aber um Gottes willen, Ehrenthal! was ſoll geſchehen, wenn die Herrſchaft in unſern Händen bleibt?“

Ehrenthal zuckte die Achſeln: „Sie wiſſen, ich habe Ihnen nicht zugeredet zu der Hypothek, ja ich kann ſagen, ich habe Ihnen abgeredet, wenn ich mich recht beſinne. Wenn Sie mir damals hätten gefolgt, ſo hätten Sie vielleicht nicht gekauft die Hypothek.“

„Es iſt aber einmal geſchehen,“ verſetzte der Freiherr ärgerlich.

„Erſt bitte ich Sie, Herr Baron, zu bezeugen, daß ich unſchuldig bin.“

„Das iſt ja jetzt gleichgültig.“

„Für Sie iſt es gleichgültig,“ ſagte Ehrenthal, „aber nicht für mich und meine Ehre als Geſchäftsmann.“

„Wie meinen Sie das?“ fuhr der Freiherr auf, daß Ehrenthal zuſammenſchrak. „Sie wagen zu behaupten, daß mir etwas gleichgültig iſt, was ſelbſt Ihnen keine Ehre bringt.“

„Was werden Sie hitzig, Herr Baron,“ rief der Händler; „ich ſpreche ja nichts gegen Ihre Ehre, ſoll mich Gott davor bewahren!“

„Sie ſprachen doch davon," ſagte der unglückliche Mann.

„Wie können Sie mißverſtehen einen alten Bekannten!" klagte Ehrenthal; „ich will nichts als Ihre Verſicherung, daß ich unſchuldig bin an dem Kauf der Hypothek."

„Meinetwegen ja," rief der Freiherr mit dem Fuße ſtampfend.

„So iſt es recht," ſagte der Händler beruhigt. „Und wenn ein Unglück geſchieht, und Sie die Herrſchaft behalten müſſen, ſo wollen wir ſehen, was dann zu thun iſt. Es iſt eine böſe Zeit zum Geldleihen, aber ich will Ihnen doch vorſchießen die Caution und die Gerichtskoſten gegen eine Hypothek auf die Herrſchaft."

Darauf beſprach er die Ausfertigung der Vollmacht und ſeine Reiſe nach der benachbarten Provinz. Als er den Freiherrn verließ, blieb dieſer als ein Spielball entgegengeſetzter Stimmungen zurück.

War er verloren? war er gerettet? Eine quälende Sorge kam ihm, daß dieſe Hypothek ſein Schickſal entſcheiden würde. Er beſchloß, ſelbſt hinzureiſen und Ehrenthal nichts zu überlaſſen. Aber wieder überfiel ihn die Angſt, daß er dem Mann jetzt ein großes Vertrauen zeigen müſſe, damit dieſer auch ihm nicht mißtraue. So trieb er kraftlos in einer See von Gefahren. Die Wellen hoben ſich und rauſchten gegen ſein Leben heran.

Am Abend trat Ehrenthal wieder in die Krankenſtube des Sohnes und legte eine für ihn ausgefertigte Vollmacht auf die Bettdecke.

„Kannſt du mir jetzt geben deine Hand?" frug er ſeinen Sohn, der finſter vor ſich hinſtarrte; „ich reiſe für den Baron, ihm zu kaufen ein neues Gut. Wir haben Alles mit einander beſprochen. Hier iſt die Vollmacht, die er mir ausgeſtellt hat; ich werde ihm noch vorſchießen ein Capital; wenn er es verſteht, kann er wieder werden ein angeſehener Mann."

Bernhard ſah mit trübem Auge auf ſeinen Vater und

ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nicht genug, mein armer Vater,“ ſagte er.

„Ich habe mich doch verſöhnt mit dem Baron, und er hat mir zugeſtanden, daß ich keine Schuld habe an dieſem Unglück. Iſt dir das genug, mein Sohn?“

„Nein,“ ſagte der Kranke. „So lange du in deinem Comtoir den ſchlechten Menſchen, dieſen Itzig, duldeſt, wird kein Friede in mein Leben kommen.“

„Er ſoll fort,“ rief Ehrenthal bereitwillig; „wenn mein Sohn Bernhard es verlangt, ſoll er fort zum nächſten Quartal.“

„Und du willſt den Gedanken aufgeben, das Gut des Barons für dich zu erſtehen?“ frug Bernhard weiter, ſich zu dem Vater wendend.

„Wenn es kommt zum Verkauf, will ich denken an das, was du mir geſagt haſt,“ erwiederte der Vater ausweichend. „Jetzt rede mir nicht mehr von dem Gut; wenn du wieder wirſt ſein mein geſunder Sohn, dann ſprechen wir darüber.“ So ergriff er die Hand, welche Bernhard ihm zu geben zögerte, hielt ſie feſt in der ſeinen und ſaß ihm ſchweigend gegenüber.

War er einmal in ſeinem Leben zufrieden, ſo war er es jetzt, wo er ſich die Verſöhnung mit ſeinem Sohn erhandelt hatte.

7.

Welle um Welle ſchlug über das Haupt des Ertrinkenden.

Die Fabrik hatte im Winter einige Monate gearbeitet. Die Rübenernte des Gutes war mißrathen, der Anbau in der Umgegend, von dem der Freiherr Vieles erwartet hatte, war unzureichend geweſen. Manche der kleinen Landwirthe hatten ihre Contracte nicht erfüllt, andere hatten Schlechtes geliefert. Die Rüben fehlten, es fehlte das Capital, die Fabrik ſtand ſtill, die Arbeiter verliefen ſich.

Ehrenthal war in die polniſche Landſchaft gereiſt. Den Freiherrn ſchüttelte das Fieber der Erwartung. Er beſtellte Poſt-

pferde, um seinem Bevollmächtigten nachzureisen, er bestellte sie wieder ab, denn ihm graute vor dem Tage des Termins, vor dem Bieten, dem Schacher und der bebenden Angst bis zum Schluß des Protokolls. Und wenn er dem Händler nicht traute, auf den Anwalt in Rosmin konnte er sich sicher verlassen. So kam der finstere Tag, wo Ehrenthal mit dem Brief des Justizcommissarius Walther vor ihn trat. Das Capital des Freiherrn war nur dadurch zu retten gewesen, daß Ehrenthal die Herrschaft für den Freiherrn erstand. Die Eigenthümer der ersten Hypothek von hunderttausend Thalern hatten ihn hinaufgetrieben bis hunderttundviertausend, dann waren sie fortgefahren, kein anderer Käufer war im Termin erschienen. „Die Herrschaft gehört jetzt Ihnen, Herr Baron," schloß der Händler. „Damit Sie im Stande sind, die Güter zu behaupten, habe ich mit den Eigenthümern der ersten Hypothek verhandelt, sie werden Ihnen die Hunderttausend auf der Herrschaft stehen lassen. Ich habe für Sie erlegt viertausend Thaler und die Gerichtskosten." Der Freiherr sprach kein Wort, sein Kopf fiel schwer auf das Holz des Schreibtisches. Der Händler erzählte, wie er die Herrschaft für den Freiherrn übernommen hatte. Vor der Thür brummte er: „Es ist vorbei mit ihm. Zum nächsten Quartal verliert er sein altes Gut, und er hat keine Kraft zu behaupten das neue. Zuletzt werde ich kaufen müssen auch diese Herrschaft."

Jetzt nahte der Termin, an dem der Freiherr die Interessen aller geliehenen Gelder bezahlen sollte. Er fuhr umher und suchte wieder Geld. Vergebens. Zuletzt kam er zu Georg Werner, der das Gut seiner Mutter übernommen hatte. Befangen empfing ihn der junge Herr, welcher einige Jahre lang Lenoren seine Huldigung gegönnt und sich dann vorsichtig zurückgezogen hatte. Die Verlegenheiten des Freiherrn waren kein Geheimniß mehr. Der Gutsnachbar zeigte den Antheil, der bei solchen Veranlassungen schicklich ist. Er bedauerte sehr, daß dem Freiherrn auf der neugekauften Herrschaft eine so

große Hypothek ausgefallen war. „Wen haben Sie zum Termin geschickt?“ frug er.

„Den Hirsch Ehrenthal,“ erwiederte der Freiherr gedrückt.

Jetzt wurde der Nachbar beredt. „Ich fürchte,“ rief er, „der Mensch hat Sie schlecht vertreten. Ich kenne diesen Wucherer. Er hat uns vor Jahren durch seine Schurkerei um eine große Summe gebracht. Mein Vater hatte auf seinem Gut oben in der Provinz einen Wald geschlagen und das Holz an einen Holzhändler abgeliefert. Ehrenthal machte mit diesem Mann ein Gaunergeschäft, er handelte ihm das Holz zu einem Spottpreise ab, der Andere entwich nach Amerika. Die beiden Schurken haben das Geld meines Vaters mit einander getheilt.“

Die Wange des Freiherrn wurde fahl, er stand auf, sprach von seinem Anliegen kein Wort mehr und entwich von der Schwelle des Nachbars wie ein Verbrecher.

Seit dem Tage brütete er in seinem Sessel finster vor sich hin; wenn er ausging, that er es nur, um sich auf Augenblicke zu betäuben. Er war rauh gegen seine Gemahlin, ganz unzugänglich für die Tochter. Die Frauen litten unsäglich.

Noch eine Hoffnung dämmerte ihm, die Vermittlung Bernhards. Und diesmal hatte er Recht, auf dem Wege war noch Rettung zu finden. Aber er ergriff nicht die Hand, die sich ihm uneigennützig darbot, nicht Anton ließ er rufen, sondern einen Andern, der ihm unheimlich war, wenn er ihn nicht sah, und dessen trödelhaftes Wesen ihm wohl that, so oft er ihn erblickte. Noch einmal in der letzten Stunde bot ihm das gnadenvolle Schicksal die freie Entscheidung über seine Zukunft. Ach, aber er selbst war nicht mehr frei. Es war der Fluch einer schlechten That, der jetzt sein Urtheil verwirrte.

Wieder stand Itzig vor ihm, der Freiherr sah die gekrümmte Gestalt von der Seite an: „Der junge Ehrenthal hat sich gegen mich erboten, meine Differenz mit seinem Vater beizulegen.“

Veitel fuhr in die Höhe, wie durch einen Schuß getroffen; „der Bernhard!“ rief er heftig.

„So iſt ja wohl ſein Name; er ſoll krank ſein.“

„Er wird ſterben,“ erwiederte Veitel.

„Wann?“ frug der Freiherr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, er verbeſſerte ſich aber ſogleich: „Was fehlt ihm?“

„Es ſitzt hier,“ ſagte Veitel auf die Bruſt zeigend, „es arbeitet wie ein Blaſebalg; wenn ein Loch reißt, hört der Wind auf.“

Der Freiherr zeigte ein bedauerndes Geſicht, aber er dachte nur, daß er ſelbſt Eile habe. „Der Kranke ſoll ſo viel Einfluß auf ſeinen Vater beſitzen, daß durch ihn die Einwilligung des Ehrenthal zu hoffen iſt.“

„Was verſteht der Bernhard von Geſchäften, er iſt ein Narr,“ rief Veitel, unfähig, ſeinen Aerger zu verbergen. „Wenn man ihm ein altes Leder hinlegt, das mit Buchſtaben beſchrieben iſt, ſo gibt er dafür jede Hypothek; er iſt unwiſſend.“

„Wie ich ſehe, gefällt Ihnen dieſer Weg nicht?“ frug der Freiherr rathlos.

Bevor Itzig antwortete, ſtand er lange nachdenkend, unruhig fuhren ſeine Augen von dem Freiherrn in die Ecken des Zimmers. Endlich erwiederte er mit plötzlicher Freundlichkeit: „Der gnädige Herr haben Recht. Es wird am beſten ſein, wenn Sie und Ehrenthal an das Bett des kranken Bernhard gehen und dort mit einander abmachen Ihr Geſchäft.“ Wieder ſchwieg er eine Weile, und ſein Geſicht röthete ſich von ſtürmiſchen Gedanken. „Wollen der gnädige Herr mir überlaſſen, Ihnen Tag und Stunde anzuſagen, wo Sie am beſten ſprechen den Bernhard Ehrenthal? Wenn Sie eingetreten ſind ins Comtoir, dann werde ich ſchnell hinaufgehen zu Bernhard und ihm ſagen, daß Sie gekommen ſind. Unterdeß haben Sie die Gnade und warten Sie im Comtoir, und wenn es dauert eine halbe Stunde, bis ich wiederkomme, warten Sie;

was auch der Ehrenthal ſagt und wie er auch ſchreit, warten Sie doch. Wenn ich Sie hinaufhole, wird Alles in Ordnung kommen, denn was der Bernhard von ſeinem Vater will, das kann er machen."

„Ich werde Ihre Nachricht erwarten," ſchloß der Freiherr, gepeinigt durch die Ausſicht auf den ſchweren Tag.

Itzig verließ den Freiherrn und ſtürzte in wilder Aufregung nach ſeinem Lager im Hauſe des Pinkus. Heftig lief er in dem kleinen Zimmer auf und ab und ballte die Fauſt gegen Bernhard. Er öffnete den alten Schreibtiſch und zog aus einer verborgenen Schublade zwei Schlüſſel, die er auf die Tiſchplatte legte; immer wieder blieb er davor ſtehen und ſtarrte ſie an. Endlich verſenkte er ſie in die Taſche und ſprang hinunter in die Caravanſerei. Dort kauerte in einer Ecke der Galerie Herr Hippus, der kluge Freund Veitels. Hippus war in den letzten Jahren durch den Druck der Verhältniſſe verhindert worden, ſtattlicher, jünger und ehrlicher zu werden, er ſah vielmehr ungewöhnlich abgenagt und ſchadhaft aus. Jetzt hatte er ſich in einen Winkel gedrückt, in welchen das warme Sonnenlicht fiel, und las in einem ſchmutzigen Roman. Als Veitel mit ſchnellem Schritt eintrat, ſenkte er den Kopf tiefer in ſein Buch und ſchien an jedem Buchſtaben mehr Antheil zu nehmen, als an dem jungen Geſchäftsmann vor ihm.

„Macht euer Buch zu und hört mich an," rief Veitel ungeduldig. „Der Rothſattel wird vom Ehrenthal ſeine Scheine zurückerhalten, er wird mir die Hypothek geben, und ich werde ihm ſollen verſchaffen die Achttauſend, welche noch Reſt ſind."

„Seht doch, ſeht," erwiederte der Alte, ſein häßliches Haupt wiegend, „was man nicht alles erlebt! Wenn der Ehrenthal ſein Geld an einen Lumpen wegſchenkt, der ihm ſein Wort gebrochen hat, ſo wird es Zeit, daß auch wir fromm werden

und zur Beichte gehen. Bevor wir weiter reden, kannſt du mir etwas heraufbringen, was ich gern eſſe und trinke. Ich bin durſtig und ſpreche kein Wort mehr."

Veitel eilte hinab, das Verlangte zu holen, der Alte ſah ihm nach und murmelte: „jetzt kommt's," und ſtarrte kopfſchüttelnd über das Buch weg.

Als Veitel die geforderte Mahlzeit vor dem Advocaten aufgeſtellt hatte, frug er kurz: „Wie viel?"

„Dreihundert," ſagte der Alte, „und dafür muß ich mir's noch überlegen. Es iſt nicht mein Genre, holder Itzig. In meinem Beruf ſtehe ich für weniger zu Dienſt, wie du zu deiner Zeit erfahren haſt; aber bei einer ehrenwerthen Arbeit im Stil des Herrn Cartouche und anderer Freunde von dir verlange ich eine beſſere Bezahlung. Ich bin nur Freiwilliger. Und ich kann nicht ſagen, daß ich Vorliebe für ſolche Geſchäfte habe."

„Hab' ich ſie denn?" rief Itzig. „Wenn es ein Mittel gibt, dies zu vermeiden, ſo ſagt's. Wenn ihr wißt, wie man den Baron und Ehrenthal auseinander halten kann und Jeden ruiniren durch den Andern, ſo ſagt's. Der eigene Sohn Ehrenthals wird Friede machen zwiſchen den Beiden, er wird zwiſchen ihnen ſtehen, wie ein nackter Bocher mit Flügeln auf dem Bilderbogen ſteht zwiſchen zwei Verliebten, und wir werden ſein die Geprellten."

„Wir?" ſagte der Alte vergnügt. „Du wirſt der Geprellte ſein, du Dohle. Was gehn mich deine Geſchäfte an?"

„Zweihundert!" rief Veitel ſich ihm nähernd.

„Drei," erwiederte der Alte und trank ſein Glas aus; „aber ich thue es nicht allein, du mußt dabei ſein."

„Wenn ich dabei ſein will," ſagte Veitel, „ſo kann ich's allein thun und brauche nichts von eurer Hilfe. Hört mich an. Ich will machen, daß das Haus leer iſt, daß der Ehrenthal und der Baron zu gleicher Zeit aus dem Comtoir hinaufgehn; ich will euch ein Zeichen geben, ob die Papiere auf

dem Tiſch liegen, oder im Schrank. Es wird finſter ſein, ihr werdet haben die Zeit von einer halben Stunde. Ja, ich will die Hausthür zuſchließen; den Ausgang zur Hintergaſſe, der gewöhnlich verriegelt iſt, werde ich aufmachen. Es iſt ſo ſicher, daß ein Kind von zehn Jahren könnte machen das Geſchäft."

„Sicher genug für dich," ſprach der Alte mürriſch, „aber für mich nicht."

„Wir haben doch verſucht, was man machen kann mit dem Geſetz, und es iſt nicht gegangen," rief Veitel, „ſo muß es gehen wider das Geſetz." Er ſchlug mit der Fauſt auf das Geländer und preßte die Zähne zuſammen, daß ſie knirſchten. „Und wollt ihr's nicht thun, ſo ſoll es doch geſchehn, obgleich ich weiß, daß aller Verdacht auf mich fällt, wenn ich während der Zeit nicht in der Stube des Bernhard bin."

„So iſt's recht, du luſtiger Itzig," ſagte der Alte und rückte an ſeiner Brille, um die zornige Entſchloſſenheit des Andern genauer zu betrachten. „Da du ſo tapfer biſt, ſo will ich dich nicht im Stich laſſen; aber Dreihundert."

Der Handel begann. Die Beiden drückten ſich in die Ecke der Galerie und ſprachen leiſe mit einander bis zur Dunkelheit.

Einige Tage darauf ſaß Anton in der Dämmerſtunde am Lager des kranken Bernhard: „Nur im Sprunge bin ich hergekommen, zu ſehen, wie es Ihnen geht."

„Schwach," erwiederte Bernhard, „immer noch ſchwach: das Athmen wird mir ſchwer. Wenn ich nur ins Freie käme, nur einmal hinaus aus dem dunkeln Zimmer!"

„Erlaubt der Arzt Ihnen nicht auszufahren? Wenn die Sonne warm ſcheint, komme ich morgen mit einem Wagen, Sie abzuholen."

„Ja," rief Bernhard, „Sie ſollen kommen. Dann werde ich Ihnen auch etwas erzählen." Er ſah ſich vorſichtig um.

„Ich habe heut durch die Stadtpoſt einen Zettel ohne Unterſchrift erhalten.“ Er zog unter ſeinem Kopfkiſſen einen kleinen Brief hervor und übergab ihn mit geheimnißvoller Miene dem Freund: „Nehmen Sie, vielleicht kennen Sie die Hand.“

Anton ging zum Fenſter und las: „Der Baron Rothſattel will Sie heut gegen Abend ſprechen. Sorgen Sie dafür, daß Sie mit Ihrem Vater allein ſind.“

Als Anton den Brief zurückgab, betrachtete Bernhard das Papier andächtig und ſteckte es wieder unter die Kiſſen. „Kennen Sie die Hand?“ frug er.

„Nein,“ erwiederte Anton, „die Schrift ſcheint verſtellt, die Hand des Fräuleins iſt es nicht.“

„Wer auch der Schreiber iſt,“ fuhr Bernhard kleinlaut fort, „ich hoffe Gutes von dem heutigen Abend. Wohlfart, dieſer Streit liegt mir mit Centnerſchwere auf der Bruſt, er nimmt mir den Athem, wie ein Gewicht fühle ich den Druck. Heut ſoll das beſſer werden, heut werde ich frei.“

Das Sprechen machte ihm Mühe. Nur in kurzen Sätzen fiel die Rede von ſeinen Lippen. „Alſo Wiederſehen auf morgen,“ rief Anton. Als er ſich erhob, kniſterten weiche Damenſohlen, die Mutter und Roſalie traten an das Bett des Kranken und begrüßten den Gaſt. „Wie geht's, Bernhard?“ frug die Mutter; „du wirſt heut mit deinem Vater allein ſein, es iſt heut große muſikaliſche Akademie, die Roſalie wird auf dem Flügel ſpielen. Wir haben den Flügel in die Hinterſtube gerückt, Herr Wohlfart, damit ſie den Bernhard nicht durch ihre Uebungen ſtört.“

„Setze dich noch einen Augenblick zu mir, Mutter,“ ſagte Bernhard, „ich habe dich lange nicht in deinen ſchönen Kleidern geſehen. Du ſiehſt heut hübſch aus, ein ſolches Kleid trugſt du, wie ich als Knabe das Scharlachfieber bekam. Wenn ich von dir träume, ſehe ich dich immer in dem gelben Gewand vor mir. Gib mir deine Hand, Mutter, und wenn du heut Abend Muſik hörſt, denke auch an deinen Bernhard, ich werde hier eine ſtille Muſik machen.“

Die Mutter ſetzte ſich zu ihm. „Er hat wieder das Fieber,“ ſprach ſie zu Anton. Anton ſtimmte ſchweigend bei.

„Morgen fahre ich in die Sonne,“ rief Bernhard aufgeregt, „das wird mein Vergnügen ſein.“

„Der Wagen wartet,“ erinnerte Roſalie, „wir müſſen mit unſern Kleidern durch's Hinterhaus, wo es ſo unreinlich iſt. Der Itzig hat dem Vater eingeredet, daß der Wagen vorn nicht vorfahren darf, weil er den Bernhard ſtört.“

„Schlaf wohl, Bernhard,“ ſagte die Mutter und reichte ihm noch einmal die runde Hand. Die Frauen eilten aus dem Zimmer, Anton folgte ihnen.

„Was ſagen Sie zu dem Befinden des Bernhard?“ frug die Mutter auf der Treppe.

„Ich halte ihn für ſehr krank,“ erwiederte Anton.

„Ich habe meinem Mann ſchon geſagt, wenn es weiter in den Sommer kommt, gehe ich mit Roſalie ins Bad, da wollen wir den Bernhard mitnehmen.“

Anton ſchied mit ſchwerem Herzen.

Es wurde ſtill im Hauſe, in den Zimmern Ehrenthals hörte man nichts als die ſchweren Athemzüge des Kranken. Nur unter ihm im Boden raſſelte es. Eine Maus nagte am Holz. Unruhig hörte Bernhard ihr zu. „Wie lange wird ſie noch nagen, bis ſie ſich eine Oeffnung ausgehöhlt hat, dann kommt ſie zu mir in die Stube.“ Ein Fröſteln überlief ihn, er warf ſich auf ſeinem Lager herum, die Dunkelheit war ihm heut beengend, die Luft dick. Er klingelte ſo lange, bis die Aufwärterin kam und die Lampe hereinſetzte. Jetzt ſah er ſich ermüdet um. Die Stube ſah ihm heut alt und verſchoſſen aus, ſie kam ihm fremd vor wie ein Gaſtzimmer, und er ſich als ein Fremder, der hier nur zum Beſuch war. Theilnahmlos blickte er auf ſeinen Bücherſchrank und auf die Schublade, in welcher die theuren Manuſcripte lagen. Den Brandfleck auf der Diele, den Ritz in der Thür, durch den das Licht in der Nebenſtube alle Abende durchſchimmerte, das alles wollte

er morgen verlaſſen, um mit Anton aus der engen Stube auszuziehen. Er dachte daran, ob ſie nicht auf dem Wege fahren könnten, auf dem das Fräulein nach dem Gute fuhr und wieder zurück. Vielleicht würde er ſie treffen. Sein Auge ſtrahlte, er hoffte ſicher, daß er das Fräulein auf dem Wege treffen müßte. Sie ſaß ſtolz aufgerichtet in ihrem Wagen, der Schleier flog um das blühende Geſicht, ihr weißer Arm hob ſich und winkte grüßend zu ſeinem Wagen herüber. Ja, ſie erkennt ihn, ſie weiß, daß er ihrem Vater einen Dienſt geleiſtet hat, vielleicht läßt ſie ſtillhalten und frägt herüber in ſeinen Wagen, wie es ihm ergehe. So wird er mit ihr ſprechen und den edlen Klang ihrer Stimme hören. Noch einmal wird ſie ihm zunicken, dann werden die beiden Wagen auseinander fahren, einer hierhin und der andere dorthin. — Und wohin würde er fahren? „Hinein in die Sonne," flüſterte er. — Und wieder lauſchte er ängſtlich auf das Nagen der Maus.

Ein eiliger Fuß durchſchritt den Vorſaal, Bernhard richtete ſich auf, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht. Es war der Vater Lenorens, der zu ihm kam. Leiſe öffnete ſich die Thür, eine häßliche Geſtalt ſchlüpfte herein und ſah ſich ſcheu im Zimmer um. Erſchrocken rief Bernhard: „Was wollen Sie hier?"

Haſtig trat Itzig an ſein Bett und ſprach mit kurzem Athem und einer Stimme, die ebenſo gepreßt klang, wie die des Kranken: „Der Baron iſt jetzt in das Comtoir gegangen. Er hat mir geſagt, ich ſoll zu Ihnen gehen und Ihnen zureden, damit Sie die Forderung unterſtützen, die er ſtellt an Ihren Vater."

„Ihnen hat er das geſagt?" rief Bernhard. „Wie kann der Freiherr einem Mann, wie Sie ſind, einen Auftrag geben?"

„Schweigen Sie ſtill," entgegnete Veitel rauh, „es iſt jetzt keine Zeit für Ihr Gerede. Hören Sie meine Worte. Der Baron hat Ihrem Vater mit ſeinem Ehrenwort die Sicherheit

für zwanzigtauſend Thaler verſprochen und er kann ihm dieſe Sicherheit nicht geben, weil er daſſelbe Document einem Andern verkauft hat. Er hat ſein Wort gebrochen und verlangt jetzt von Ihrem Vater, daß er auf ſeine gute Sicherheit verzichtet. Können Sie zureden, daß Ihr Vater zwanzigtauſend Thaler verliert, ſo thun Sie es."

Bernhard zitterte, daß ihm die Hände flogen. „Sie ſind ein Lügner!" rief er. „Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, iſt Betrug und Heuchelei und Hinterliſt."

„Schweigen Sie," wiederholte Veitel in ſeiner Fieberangſt. „Sie ſollen Ihrem Vater nicht reden zu Schaden. Dem Baron iſt nicht zu helfen, er iſt eine Fliege, welche ſich die Flügel am Licht verbrannt hat, er kann nur noch kriechen. Und wenn der Ehrenthal als Narr einem ſchlechten Rath folgt, den Sie ihm geben, weil Sie nichts verſtehen, ſo kann er doch den Freiherrn nicht erhalten auf ſeinem Gut. Wenn er ihn nicht wirft, ſo thut's ein Anderer. Ich habe keinen Vortheil dabei, wenn ich Ihnen das ſage," fuhr er unruhig fort und horchte nach einem Geräuſch vor dem Hauſe, „ich thu' es nur aus Anhänglichkeit an Ihre Familie."

Bernhard rang nach Luft. „Gehen Sie hinaus," rief er endlich, „es iſt Alles Betrug und Lüge auf dieſer Welt."

„Ich hole den Baron und Ehrenthal herauf," ſprach Veitel und ſtürzte hinaus.

Laut ſcholl in dem Hausflur die zornige Stimme Ehrenthals: „Ich werde gehen zu den Gerichten, ich werde Sie anzeigen und Ihre Intriguen." Veitel riß die Thür auf. Auf dem Lederſtuhl ſaß der Freiherr und verbarg das Geſicht mit der Hand, vor ihm drohte Ehrenthal im Zorne zitternd, auf dem Pult ſtand die Caſſette des Freiherrn mit den verhängnißvollen Schuldſcheinen und der Hypothek. Veitel rief in das Zimmer: „Hören Sie auf, Ehrenthal, Ihr Bernhard iſt ſehr krank, er liegt oben allein und ruft nach Ihnen und ruft nach dem Herrn Baron, er will Sie beide haben an ſein Bett"

„Was ist das?“ schrie Ehrenthal, „spielen Sie Intrigue hinter meinem Rücken auch mit meinem Sohn?“

„Haben Sie ihm die neue Hypothek gezeigt, die Sie für ihn bestellt haben?“ frug Veitel den Freiherrn in fliegender Eile.

„Er hat sie gar nicht sehen wollen,“ sagte der Freiherr finster.

„Geben Sie her,“ sagte Veitel hastig und legte ein neues Document vor Ehrenthal auf den Tisch.

„Sie wollen mir geben ein Stück Papier für mein gutes Geld, einen Wisch, welcher nicht werth ist, daß ich ihn verbrenne.“

„Halten Sie sich nicht auf,“ rief Veitel wieder mit ängstlicher Stimme. „Es ist Niemand oben beim Bernhard, er schreit nach Ihnen und dem Baron, er wird sich einen Schaden thun. Machen Sie, daß Sie hinaufgehen, er hat gestöhnt, ich soll Sie im Augenblick zu ihm schaffen.“

„Gerechter Gott!“ rief Ehrenthal und ergriff seinen Hut, „was ist das wieder? Ich kann nicht kommen zu meinem Sohn, ich habe jetzt Sorge um mein Geld.“

„Er wird sich schreien zu Tode,“ rief Veitel, „wegen dem Geld können Sie nachher noch genug reden. Machen Sie schnell.“

Der Freiherr und Ehrenthal traten aus dem Comtoir. Itzig folgte. Ehrenthal verschloß die Thür, er legte die eiserne Stange vor und befestigte das Vorlegeschloß. Sie eilten die Treppe hinauf, Veitel als Letzter. Auf den Stufen klang ein Geldstück, Ehrenthal sah sich um. „Es ist mir aus der Tasche gefallen,“ sagte Veitel.

Der Freiherr und Ehrenthal traten in das Zimmer des Kranken, hinter ihnen schob sich Itzig herein und fuhr längs der Wand bis an das Fenster, hinter das Haupt Bernhards, damit dieser ihn nicht erblickte. Der Freiherr setzte sich zu Häupten des Lagers, der Vater an das Fußende; aus der

Lampe fiel ein mattes Licht auf die Parteien, welche zu dem Todkranken kamen, um über Capital und Sicherheit zu hadern. Der Edelmann begann mit höflicher Rede, er erinnerte ſich der frühern Beſuche Bernhards und ſprach von der Hoffnung, ihn bald wieder auf ſeinem Gut zu begrüßen, aber ſeine Augen ſahen furchtſam auf das entſtellte Geſicht, und in ihm rief eine Stimme: es war die höchſte Zeit. Bernhard ſaß aufgerichtet in ſeinem Bett, den Kopf zur Bruſt hinabgeneigt, er erhob die Hand und unterbrach die Rede des Freiherrn: „Bitte, Herr Baron, ſagen Sie mir, was Sie von meinem Vater wollen, und nehmen Sie Rückſicht darauf, daß ich kein Geſchäftsmann bin.“

Der Freiherr ſetzte ihm das auseinander, Ehrenthal verſuchte oft ihn zu unterbrechen, aber Bernhard winkte mit der Hand, worauf der Alte wieder abbrach und ſich begnügte, heftig den Kopf zu ſchütteln und vor ſich hin zu brummen.

Als der Freiherr geendet hatte, winkte Bernhard ſeinem Vater: „Komm näher heran, höre ruhig auf meine Worte.“ Der Vater fuhr mit ſeinem Ohre bis nah an den Mund des Sohnes. „Was ich ſage,“ ſprach Bernhard leiſe, „iſt mein feſter Wille, und nicht erſt heut bin ich zu dem Entſchluß gekommen. Wenn du Geld erworben haſt, ſo war dein Gedanke, daß ich dich überleben ſollte und nach deinem Tode dein Erbe werden. War's nicht ſo?“ Ehrenthal nickte ſtark mit dem Kopf. „Wenn du in mir deinen Erben ſiehſt,“ fuhr Bernhard fort, „ſo höre auf meine Worte. Wenn du mich liebſt, ſo handle nach dem, was ich dir ſage. Ich verzichte auf mein Erbtheil, während wir beide leben. Was du für mich geſammelt haſt, das wirſt du umſonſt geſammelt haben. Ich verlange nichts für meine Zukunft. Wenn es mir beſchieden iſt, wieder geſund zu werden, ſo will ich mir durch meine eigene Arbeit forthelfen, ich will lernen auf mich ſelbſt vertraun; außer deiner Liebe und deinem Segen begehre ich nichts mehr für mich. Daran denke.“

Ehrenthal erhob die Arme und rief: „Was ist das für eine Sprache, mein Bernhard, mein armer Sohn? Du bist krank, du bist sehr krank.“

„Höre mich weiter,“ bat Bernhard. „Was du für Recht auf das Gut dieses Herrn hast, das soll hier gleich sein. Du hast lange Jahre mit ihm in Verkehr gestanden, du darfst nicht die Ursache sein, daß seine Familie unglücklich wird. Ich verlange nicht, daß du die große Summe wegschenken sollst, das würde dir zu wehe thun und würde den Herrn demüthigen; aber ich fordere von dir, daß du die Sicherheit nimmst, die er dir anbietet. Hat er dir früher Anderes versprochen, vergiß das; hast du Papiere in Händen, die ihn ängstigen, gib sie ihm zurück.“

„Er ist krank,“ stöhnte der Vater, „sehr krank ist er.“

„Ich weiß, daß dich das schmerzen wird, mein Vater. Seit du aus dem Haus des Großvaters weggingst, als ein armer Judenknabe, barfuß, mit einem Thaler in der Tasche, seitdem hast du an nichts Anderes gedacht als an Erwerb. Niemand hat dich etwas Anderes gelehrt, dein Glaube hat dich ausgeschlossen von dem Verkehr mit Solchen, welche besser verstehen, was dem Leben Werth gibt. Ich weiß, daß es dir ans Herz geht, eine große Summe in Gefahr zu setzen. Aber du wirst es doch thun, du wirst es thun, weil du mich liebst.“

Ehrenthal rang die Hände und sagte unter strömenden Thränen: „Du weißt nicht, was du forderst, mein Sohn! Was du verlangst, das ist ein Diebstahl an deinem Vater.“

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters. „Du hast mich immer geliebt. Du hast gewollt, ich sollte anders werden als du. Du hast immer auf meine Worte gehört, und ehe ich einen Wunsch aussprach, hast du ihn erfüllt. Was ich jetzt von dir will, das ist die erste große Bitte, die ich an dich thue. Und diese Bitte werde ich dir ins Ohr sprechen, so lange ich lebe, es ist die erste, mein Vater, und es wird meine letzte sein.“

„Du biſt ein thörichtes Kind," rief der Vater außer ſich, „du verlangſt mein Leben, du verlangſt mein ganzes Geſchäft."

„Hole die Papiere," erwiederte Bernhard. „Ich will mit meinen Augen ſehn, wie du dem Herrn zurückgibſt, was er geſchrieben hat, und wie du aus ſeiner Hand empfängſt, was er dir noch geben kann."

Ehrenthal holte ſein Taſchentuch hervor und weinte laut: „Er iſt krank. Ich ſoll ihn verlieren und ich ſoll verlieren auch mein Geld." Der Freiherr ſaß unterdeß ſchweigend auf ſeinem Stuhl und ſah vor ſich nieder. An dem Fenſter aber ballte Itzig krampfhaft die Hand, und ohne daß er es merkte, zerrte er die Gardine von der Stange.

Der Sohn ſah unverwandt auf die Windungen des Vaters und rief endlich mit Anſtrengung: „Ich will es, Vater, hole die Papiere!" Dann ſank er in die Kiſſen zurück. Der Vater wollte ſich auf ihn ſtürzen, aber mit einer kurzen Geberde des Widerwillens wies Bernhard ihn zurück, und mit Mühe aufathmend ſagte er: „Es iſt genug, du thuſt mir weh."

Da fuhr Ehrenthal auf, ergriff ſeinen Comtoirleuchter und wankte aus dem Zimmer. Still war es in dem Raum, nur die ängſtlichen Athemzüge der Zurückbleibenden wurden gehört. Immer noch ſaß der Freiherr gebeugt, aber in der Abſpannung fühlte er etwas durch ſeine Seele zucken, was ausſah wie Freude. Er ſah eine Stelle an ſeinem Himmel, wo die Sonne aus den dunkeln Wolken brach. Er war gerettet. Sein Ehrenwort war ihm zurückgegeben, und neue achttauſend Thaler von dem Manne am Fenſter in Ausſicht. Jetzt konnte er wieder aufblicken, er durfte wieder ſein Haupt hoch tragen. Er faßte die Hand des Kranken, drückte ſie und ſagte ihm leiſe: „Ich danke Ihnen, mein Herr, o wie danke ich Ihnen, Sie ſind mein Retter, Sie ſchützen meine Familie vor Verzweiflung und mich vor der Schande."

Bernhard hielt die Hand des Freiherrn feſt, und ein ſeliges Lächeln flog über ſein Geſicht. Unterdeß ſchlug am Fenſter

Einer mit den Zähnen zuſammen in verzweifelter Spannung und preßte ſeinen Leib feſt an die Mauer, um das Fieber zu bändigen, das ihn ſchüttelte.

So blieb es lange ſtill in der Stube, Niemand ſprach, Ehrenthal kam nicht zurück. Plötzlich wurde die Entréethür aufgeriſſen, in voller Wuth ſtürzte ein Mann in das Zimmer, das Geſicht verſtört, die Haare zerrauft. Es war Ehrenthal. — Er hielt das flackernde Licht in der Hand, aber nichts Anderes.

„Verſchwunden!“ ſchrie er und ſchlug die Hände zuſammen, daß das Licht auf den Boden fiel. „Alles iſt fort, geſtohlen iſt Alles!“ Er ſtürzte auf dem Bett ſeines Sohnes nieder und ſtreckte die Arme nach dem Kranken aus, als wollte er von ihm Hilfe erflehen. Der Freiherr ſprang auf, nicht weniger entſetzt als Ehrenthal. „Was iſt geſtohlen?“ rief er den Andern an.

„Fort iſt Alles,“ ſtöhnte Ehrenthal, nur auf ſeinen Sohn blickend, „die Verſchreibungen ſind fort, die Hypotheken ſind fort. Ich bin beraubt,“ ſchrie er aufſpringend, „Diebſtahl, Einbruch! Schickt nach der Polizei!“ und wieder ſtürzte er hinaus, der Freiherr hinter ihm.

Betäubt, halb ohnmächtig ſah Bernhard ihnen nach. Da trat vom Fenſter er, der zurückgeblieben war, an das Bett. Der Kranke warf ſein Haupt zur Seite und ſtarrte auf den Mann, wie der ermattete Vogel auf die Schlange. Es war das Geſicht eines Teufels, in das er blickte, rothes Haar ſtand borſtig in die Höhe, Höllenangſt und Bosheit ſaß in den häßlichen Zügen. Bernhard ſchloß die Augen und hielt die Hand vor. Aber das Geſicht kam näher an ihn heran und eine heiſere Stimme flüſterte in ſein Ohr.

Unterdeß ſtanden unten im Comtoir zwei Männer einander gegenüber und ſahen einander mit nichtsſagenden Blicken an. Die Caſſette mit ihrem Inhalt war verſchwunden, was der Freiherr auf das Pult gelegt hatte, war verſchwunden. Ehren-

thal hatte mit seinen Schlüsseln geöffnet wie immer, nichts an den Schlössern war versehrt, Alles im Comtoir lag an seiner Stelle. Wenn in dem offenen Geldschrank Geld fehlte, so konnte es nur wenig sein. An den wohlverwahrten Fensterläden war keine Spur von Verletzung, es blieb unbegreiflich, wie die Documente genommen waren.

Die beiden Männer liefen in den Hausflur, dort leuchteten sie umher, hinter der Treppe, hinter einer alten Kiste, in dem Eingang zum Keller, in dem schwarzen Hofraum, nirgend war etwas zu sehen. Sogar die Hausthür war verschlossen; sie erinnerten sich, daß der vorsichtige Buchhalter beim Heraufgehen das gethan hatte. Und wieder rannten sie zurück in das Comtoir und durchsuchten jeden Winkel immer hastiger, immer angstvoller. Dann saßen sie einander gegenüber mit blutlosen Wangen in einer Angst, welche mit jeder Minute stieg, Jeder dem Andern mißtrauend, Jeder mit feindlichem Blick auf den Andern schielend, ob nicht ein Zeichen das böse Gewissen verrathe. Und wieder sprangen Beide auf und überschütteten einander mit Vorwürfen, wie sie die Verzweiflung eingibt, und während sie wie Wilde gegen einander die Hand erhoben, empfanden Beide, daß der Andere ebensoviel verliere als der Eine, und daß sie Grund hatten ihre Stimme zu mäßigen, damit kein Fremder ein Zeuge des Auftritts werde.

Aus Ehrenthals Comtoir waren die Papiere verschwunden in dem Augenblick, wo er widerwillig dem Drängen seines Sohnes nachgab, sich mit dem Freiherrn zu versöhnen. Er hatte noch kaum in die Versöhnung gewilligt, er allein war gegangen, die Papiere zu holen. Würde man ihm glauben, daß sie gestohlen waren? Würde sein eigener Sohn ihm glauben?

Und wieder dem Freiherrn hing an den Papieren Alles, o sein Verlust war der größte. Eben erst hatte er sich einer Hoffnung auf Rettung hingegeben, jetzt sank er in einen Ab-

grund, deſſen Tiefe das Auge des Fallenden noch gar nicht ermeſſen konnte. In fremden Händen waren die Scheine. Wenn der Dieb ſie zu benutzen verſtand, ja, wenn der Diebſtahl nur vor Gericht angezeigt wurde, ſo war er verloren. Und wenn ſie ſich nicht wieder fanden, auch dann war er rettungslos verloren. Jahre konnte es dauern, bis ihm die verlorenen Hypotheken vom Gericht neu ausgefertigt wurden, und ſein Schickſal mußte ſich in Wochen entſcheiden. Er war nicht im Stande, ſich mit dem feindſeligen Ehrenthal auseinanderzuſetzen, er war nicht im Stande, andern Gläubigern Deckung zu geben. Jetzt war er unrettbar verloren. Vor ihm lag Armuth, Verfall, Schande. Wieder fiel ihm jenes Ehrengericht ein, ſeine Kameraden und der unglückliche junge Mann, der ſich ſelbſt gerichtet hatte. Er hatte damals den Toten anſehen müſſen, er wußte, wie Einer ausſah, der ſo geſtorben war. Er wußte jetzt auch, wie man dazu kam, ſo zu ſterben. Sonſt hatte ihm gegraut, wenn er an das Bild des Toten dachte, jetzt fühlte er kein Grauen mehr. Seine Lippen bewegten ſich, und wie im Traume ſprach er zu ſich ſelbſt die tröſtenden Worte: „Das iſt die letzte Hilfe."

So ſaßen die beiden Männer einander gegenüber und brüteten vor ſich hin, und die Minuten, welche über ihr Haupt zogen, entſtellten ihr Antlitz und ihr Urtheil.

Haſtiger flackerte das Licht, die Thür wurde aufgeriſſen, langſam wendeten die Beiden ihr Geſicht dem Eintretenden zu. Ein häßlicher Kopf erſchien an der Thür, und ein wilder Ruf wurde gehört: „Hinauf, Hirſch Ehrenthal, euer Sohn ſtirbt." Die Erſcheinung verſchwand, mit einem lauten Schrei ſtürzte Ehrenthal nach der Thür, der Freiherr wankte als ein müder Mann zum Hauſe hinaus.

Als der Vater am Bett ſeines Sohnes niederfiel, hob ſich noch einmal eine weiße Hand drohend in die Höhe, dann ſank ein toter Leib zurück. Bernhard fuhr nach der Sonne.

Draußen war ein warmer Abend. Ein leichter Wolkendunſt bedeckte die Sterne des Nachthimmels, aber ein heimliches Dämmerlicht erhellte die Erde. Von dem blühenden Gebüſch der öffentlichen Anlagen trieb der Luftzug balſamiſche Düfte in die Straßen der Stadt. Langſam zogen die heimkehrenden Spaziergänger an den Häuſern entlang, es wurde ihnen ſchwer, die ſüdliche Luft zu verlaſſen und ſich in ihre Mauern einzuſchließen. Behaglich dehnte ſich der Bettler auf der Schwelle des ſteinernen Palaſtes; jeder Geſell, der ein Liebchen hatte, eilte heut zu ihr und führte ſie durch die Straßen; wer müde war, heut vergaß er die Arbeit des Tages, wer Kummer hatte, heut fühlte er ihn wenig, wer ſonſt das ganze Jahr allein ſtand, heut ſuchte er den Nachbar auf. Vor den Thüren ſtanden die Leute, plauderten und lachten, die Kinder ſpielten auf der Straße, ſie haſchten einander in der Dämmerung und tanzten auf den Granitplatten des Pflaſters. Heut ſchmetterte die Nachtigall im Bauer ihr beſtes Lied, ſie ſang, daß der ſchöne Frühſommer da ſei, die glückliche Zeit, wo das Leben leicht wird und die Hoffnungen ſich zur Blüthe entfalten.

Durch die Schwärme der Spaziergänger ſchritt ſchwerfällig die hohe Geſtalt eines Mannes, den Kopf auf der Bruſt. Seine Pferde ſtampften ungeduldig auf das Pflaſter und erwarteten die Rückkehr des Herrn, um ihn aus dem Gewühl der Arbeiter in das vornehme Quartier zu führen. Sie warteten umſonſt bis in die Nacht hinein; der, dem ſie dienten, hatte ſie vergeſſen. Er hörte nichts von dem Ruf der Nachtigall, und trat durch den Kreis der tanzenden Mädchen, ohne einen Laut von den fröhlichen Kinderſtimmen zu vernehmen. Sein Haupt war ihm ſchwer, und träge der Zug ſeiner Gedanken. So kam er aus der Stadt in die Anlagen, er ſtieg langſam einen blumengeſchmückten Hügel hinan und ſetzte ſich dort ermüdet auf eine Bank. Unten vor ſeinen Füßen zog der dunkle Strom dem Meere zu, ihm gegenüber erhoben ſich die gewaltigen Maſſen des alten Doms. Der Fluß vor ihm

war bedeckt mit Holzflößen, welche vom Oberlauf des Stroms herkamen, um weit hinab zu fahren bis in die Nähe der See. Auf den Flößen ſtanden die Hütten der Ruderknechte, daneben loderten kleine Feuer, an denen die Leute ihre Abendkoſt bereiteten. Durch die ſtille Luft klang zuweilen das laute Gelächter oder ein roher Schrei der Fährleute zu ihm herauf. Das fluthende Waſſer, die kühnen Umriſſe der Thürme, den duftigen Wolkenſchleier hoch oben ſah er wie im Nebel, nur ein Gedanke blitzte in ſeinem finſtern Gemüth auf, wie der feurige Punkt dort unten auf dem Fluß. Auch er hatte mit geflößtem Holz Geſchäfte gemacht, und das Geld, das er dabei gewonnen, wurde von Andern ein Sündengeld genannt. Es war fremdes Eigenthum, wie die Summe, die der Mann mit der Piſtole genommen hatte. Er ſtand haſtig auf und eilte den Hügel hinab.

In einer Allee hoher Platanen lief er hin und her, und wieder blieb er ermüdet ſtehen und ſtützte ſeinen Rücken an einen Baumſtamm. Vor ihm ſtiegen die Schornſteine des Quartiers auf, in dem ſich die Fabrikthätigkeit der Stadt angeſiedelt hatte, eine Reihe rieſiger Obelisken ragte hoch über die Dächer der Menſchenwohnungen. Er wußte, was das bedeutete, eine ſolche Säule in die Wolken bauen. Auch er hatte in den Grund des Baues Alles hineingeworfen, was ihn bis dahin ſchützend umgeben hatte, ſeine Kraft, ſein Geld, ſeine Ehre. Mit ſchlafloſen Nächten, mit grauem Haar hatte ſein Wahnwitz ein ſolches Monument bezahlt, es war die Leichenſäule ſeines Geſchlechts, die er auf ſeinem Gut aufgebaut hatte. Und was er hier vor ſich ſah in dem undeutlichen Lichte der Nacht, das war ein ungeheurer Kirchhof, viele ſchattenhafte Denkmäler, unter welchen der Seelenfrieden glücklicher Menſchen eingeſargt lag. Und er nickte mit ſeinem Haupt und ſagte, ſo daß er ſelbſt die Worte vernahm: „Das war das Letzte.“ Er richtete ſich auf und ſchritt ſeinem Hauſe zu.

Auf dem Wege empfand er, wie behaglich ihm war an das zu denken, was ihn von ſolchen häßlichen Bildern befreien konnte. So trat er in ſein Haus. Er machte ein freundliches Geſicht, als ihm die Lampe des Flurs auf die Augen ſchien. Als er in dem Entrée ſtand, hörte er in dem Zimmer der Baronin ſprechen. Lenore las vor. Er hörte zu, und merkte, was ſie vorlas, war aus einem Roman. Er durfte die Frauen nicht erſchrecken. Aber es war ein Hinterzimmer im Hauſe, abgelegen, die Stube daneben unbewohnt, dorthin mußte er gehen. Als er noch ſo ſtand, öffnete ſich die Thür, und die Baronin ſah heraus. Unwillkürlich fuhr ſie zurück, als ſie ihn an der Thür erblickte. Er lächelte und trat mit munterm Schritt in das Zimmer. Seiner Frau gab er die Hand, er ſtrich über Lenorens Haupt und beugte ſich nieder, um zu ſehen, was ſie las Die Baronin klagte, daß ſie den Thee ohne ihn getrunken, und er ſcherzte über ihre Ungeduld, die den Lieblingstrank nicht erwarten konnte. Dabei dachte er, daß es ihm ſelbſt auf eine Stunde durchaus nicht ankomme. Er trat zu dem Bauer, in welchem zwei kleine Vögel aus fremdem Lande ſchlafend auf der Stange ſaßen, dicht an einander gedrängt, ein Köpfchen an das andere gelehnt; er ſteckte den Finger zwiſchen die metallenen Stäbe, als wollte er ſie ſtreicheln, und ſagte gedankenlos: „Sie ſind zur Ruh gegangen.“ Dann nahm er die Kerze aus der Hand des Bedienten und ſchritt nach der Thür ſeines Zimmers. Als er den Griff anfaßte, bemerkte er, daß das Auge ſeiner Frau ängſtlich auf ihn gerichtet war, er wandte ſich noch einmal zu ihr und nickte ihr freundlich zu. Dann ſchloß er die Thür. Er holte einen polirten Kaſten aus ſeinem Schreibtiſch und trug ihn mit dem Licht nach der Eckſtube des Hauſes. Hier war er ſicher, Niemanden zu ſtören.

Langſam lud er. Während des Ladens ſah er auf die eingelegte Arbeit des Kolbens. Es war die mühſame Arbeit eines armen Teufels von Büchſenmacher, ſeine Bekannten

hatten ſie oft bewundert; die Piſtolen ſelbſt waren ein Geſchenk des Generals, der bei ſeiner Hochzeit den Brautvater ſeiner elternloſen Gemahlin gemacht hatte. Schnell drückte er den Ladeſtock in den Lauf; dann ſah er hinter ſich, wenn er fiel, wollte er nicht auf dem Boden liegen. Er durfte die, welche eintraten, nicht durch den häßlichen Eindruck erſchrecken, den ihm der Kamerad auf der Diele gemacht hatte.

Er ſetzte das Eiſen an ſeine Schläfe. Da wurde der gellende Schrei einer Frau gehört, ſein Weib ſtürzte in das Zimmer; ſein Arm wurde mit der Kraft der Verzweiflung gefaßt, er zuckte zuſammen, der Finger berührte den Drücker. Ein Feuerſtrahl und ein Knall, und er ſank in das Sopha zurück und fuhr ächzend mit beiden Händen nach ſeinen Augen.

Im Hauſe des Händlers aus dem Zimmer des Toten ſtieg ein Vater das Licht in der Hand die Treppe hinab in das Comtoir. Aengſtlich leuchtete er auf das Pult, in den Schrank, in alle Ecken des Raumes, er ſetzte ſich nieder, ſchüttelte den Kopf und wunderte ſich. Dann verſchloß er ſein Comtoir, ſtieg wieder hinauf und fiel mit Stöhnen und Geſchrei an dem Bett nieder. So trieb er es die ganze Nacht hindurch, klagend und ſuchend, ein verſtörter, abgelebter, zu Grunde gerichteter Mann.

8.

Im Hauſe des Kaufmanns floß das Leben der Hausgenoſſen wieder in ebener Strömung dahin. Die kleinen Wirbel, welche der heimkehrende Anton aufgeregt hatte, waren allmählich zerronnen. Die unerhörten Prachtſtücke aus dem Nußbaumſchrank hatten andern Nummern das Feld geräumt, welche zwar ebenfalls ausgezeichnet, aber für die Tante noch begreiflich waren. Auch darin hatte die Tante recht prophezeit, daß Anton von dieſem heimlichen Sieg des ruhigen Ver-

ſtandes über leidenſchaftliche Dankbarkeit gar nichts bemerkte. Nur eine Veränderung war geblieben, die größte, glorreichſte: der Bewohner des Hinterhauſes behielt einen bevorzugten Platz in dem Herzen der jungen Herrin, und ſeine ſtattliche Geſtalt erſchien jetzt oft unter den Bildern, welche Sabine am Arbeitskorb und in der Schatzkammer um ſich verſammelte.

Heut ſchritt Sabine vor dem Mittagstiſch unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Die Tante, welche Alles erfuhr, hatte ihr ſoeben erzählt, daß ein Mädchen aus Ehrenthals Hauſe in das Comtoir gelaufen war, um Bernhards Tod dem Freunde zu melden. „Wie wird er die Nachricht ertragen?“ dachte Sabine. Und bei dem Namen Ehrenthal mußte ſie an die Vergangenheit denken, an einen Andern, der jetzt in weiter Ferne lebte, und an die Stunde, wo das Schwanken ihrer Seele durch einen Brief aus dem Hauſe des Toten zu ſchnellem Ende gebracht worden war. Und Anton wußte um dies bekämpfte Gefühl, o wie oft hatte ſie dies Wiſſen aus ſeinem beſorgten Blick, aus ſeiner ſchonenden Rede erkannt! Wie rückſichtsvoll war ſeine Haltung ihr gegenüber geweſen, wie ritterlich die ſtille Hilfe, die er ihr in der Unterhaltung gebracht. Ob er auch eine Ahnung hatte von dem tapfern Sieg, den ſie nach und nach über eine Jugendthorheit erkämpft hatte? Sie ſchüttelte ihr Haupt. „Nein, er weiß nichts davon, noch immer ſieht er in mir das Mädchen, das der Schwäche ihrer kindiſchen Neigung erlag.“ Sie blieb vor ihrem Blumentiſch ſtehen. „An dieſer Stelle verrieth ihm der Zufall, wie ich damals empfand. Noch heut ſteht die Vergangenheit als eine dunkle Wand zwiſchen ihm und mir. Ueberall fühle ich den Schatten des Geſchiedenen an meiner Seite, wenn ich am Abend neben Wohlfart ſitze, wenn er mich grüßt und zu mir ſpricht. Immer ſagt ſein Ton und ſeine Haltung: Sie iſt nicht allein, er iſt bei ihr.“ Sie zuckte zuſammen und fuhr mit der Hand leiſe über das luſtige Laub, um den Gedanken wegzuwiſchen, der ſie quälte. Sie konnte

ihm nicht ſagen, daß ſie jetzt frei war von dem lange verhohlenen Leid. Aber heut, wo er einen Freund verloren hatte, der ihm ſo lieb war, mußte ſie ihm zeigen, daß er noch andere Herzen beſaß, die an ihm hingen. Und wieder ging ſie ſinnend auf und ab und ſuchte einen Weg, ihn allein zu ſprechen.

Der Diener rief zur Tafel. Anton kam mit den andern Herren und ſetzte ſich ſogleich an ſeinen Platz. Es war keine Gelegenheit, vor Tiſche mit ihm zu reden. Aber er ſah ſie mit einem Blick voll Trauer an, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihm herzlich zuzunicken. „Er ißt heut nichts," flüſterte ihr die Tante zu; „auch keinen Braten," wiederholte ſie vorwurfsvoll. Sabine wurde ſehr unruhig und beſorgt. Jetzt mußten die Herren die Stühle rücken, dann ging er mit ihnen aus dem Saal, und ſie ſah ihn den ganzen Tag nicht wieder. Schon erhob ſich Herr Jordan, da rief ſie zu Anton hinüber: „Die große Calla iſt aufgeblüht, Sie haben ſich neulich über die Knospe gefreut, verweilen Sie noch einen Augenblick, ich möchte ſie Ihnen zeigen." Anton verneigte ſich und blieb. Noch einige peinliche Minuten, da ſtand auch der Bruder auf, ſie eilte zu Anton und führte ihn in ihr Zimmer vor den Blumentiſch.

„Sie haben heut eine ſchmerzliche Nachricht erhalten," begann ſie leiſe.

„Die Botſchaft ſelbſt hat mich nicht überraſcht," erwiederte Anton bewegt, „der Arzt gab mir keine Hoffnung. Aber ich verliere viel mit ihm."

„Ich habe ihn nie geſehen," ſagte Sabine, „nur aus Ihrem Munde weiß ich, daß ſein Leben einſam war, arm an Freuden und Liebe."

Sie rückte Anton einen Seſſel hin und ließ ihn von dem Freunde erzählen. Mit warmem Antheil lauſchte ſie auf jedes Wort, liebevoll wußte ſie zu fragen und zu tröſten. Für Anton war es ein Bedürfniß, von dem Freunde zu ſprechen, und beredt ſchilderte er ihr ſein ſtilles Treiben, ſeine Gelehr-

ſamkeit und ſein enthuſiaſtiſches Gefühl. Da nach einer Pauſe ſah ihm Sabine herzlich in die Augen und frug: „Haben Sie Nachricht von Herrn von Fink?“

Es war das erſte Mal, daß ſie gegen Anton den Namen über die Lippen brachte. Er fühlte das Rührende des Vertrauens, daß ſie gerade in dieſer Stunde nach dem Geliebten ihrer Seele frug. In ſeiner Bewegung faßte er ihre Hand, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog ſie die Hand zurück und ſchlug die Augen nieder. Nur einen Augenblick, dann ſah ſie ihm wieder freundlich ins Geſicht.

„Er fühlt ſich in dem neuen Leben nicht glücklich,“ ſagte Anton ernſt. „In ſeinem letzten Brief war eine grimmige Laune, und ich ſchließe daraus noch mehr, als aus ſeinen Worten, daß dort Vieles nicht ſo iſt, wie er es erwartet hat. Die Geſchäfte, in welche er durch den Tod ſeines Onkels hineingeworfen wurde, gefallen ihm nicht.“

„Sie ſind unwürdig,“ rief Sabine ſchnell.

„Wenigſtens nicht, was in dieſem Hauſe ehrenhaft heißt,“ erwiederte Anton. „Fink denkt zu groß und hat zu lange in der Nähe Ihres Bruders gelebt, als daß ihn die wüſten Speculationen erfreuen könnten, welche dort drüben nur zu gewöhnlich ſind. Seine Geſchäftsfreunde ſind zum großen Theil gewiſſenloſe Menſchen, und ſeine Seele empört ſich gegen ihre Genoſſenſchaft.“

„Und kann Herr von Fink ein ſolches Verhältniß auch nur einen Tag ertragen?“ frug Sabine.

„Es iſt ein merkwürdiges Schickſal,“ antwortete Anton, „daß er, der ſeinen eigenen Willen gegen Andere ſo überlegen geltend macht, gerade er, der ſo wenig geneigt iſt, äußerm Zwang zu gehorchen, doch in ſeiner gegenwärtigen Thätigkeit überall mit gebundenen Händen arbeitet. Das ganze Getriebe dieſer Speculationen iſt in Amerika ſo feſt geordnet, daß ein einzelner Theilhaber wenig daran ändern kann. Und ſo iſt

Lage Finks jetzt, wo er ſeine Wünſche erreicht hat, große

Capitalien, freie Verfügung über viele Quadratmeilen Landes, zweifelhafter als je in ſeinem Leben. Er war immer in Gefahr, gering von andern Menſchen zu denken, jetzt ängſtigt mich die herbe Verachtung, mit welcher er von ſeinem eigenen Leben ſpricht. Sein letzter Brief ſchilderte eine unerträgliche Lage und ließ irgend einen gewaltſamen Entſchluß ahnen."

„Es gibt für ihn nur einen Entſchluß," rief Sabine. „Darf ich fragen, was Sie ihm geantwortet haben?"

„Ich habe von ihm gefordert, ſich auf der Stelle unter jeder Bedingung von dieſen Geſchäften zu löſen. Seinem ernſten Willen wird ein Weg dazu ſich bieten, auch wenn der Ausweg, den ich ihm vorſchlug, unmöglich ſein ſollte. Und ich habe ihn gebeten, entweder ſeinen alten Plan auszuführen und ein wirklicher Gutsbeſitzer in Amerika zu werden, oder zu uns zurückzukehren."

„Ich wußte, daß Sie ſo ſchreiben würden," ſagte Sabine tief aufathmend. „Ja, er ſoll zurückkehren, Wohlfart," wiederholte ſie leiſer, „aber nicht zu uns ſoll er kommen." — Anton ſchwieg.

„Und glauben Sie, daß Herr von Fink Ihrem Rath folgen wird?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Anton langſam, „mein Rath war wenig amerikaniſch."

„Aber er war, wie Sie ihn geben mußten," ſagte Sabine mit freudigem Stolz.

„Ein Offizier wünſcht Herrn Wohlfart zu ſprechen," unterbrach ſie der eintretende Diener. — Anton ſprang auf. Sabine trat zu ihren Blumen und beugte ſich traurig über die grünen Blätter. Noch ſchwebte der Schatten des Andern zwiſchen ihr und ihm.

Die haſtigen Worte des Meldenden erfüllten Anton mit einer unbeſtimmten Angſt, er eilte in das Vorzimmer. Dort ſtand Eugen von Rothſattel. Anton wollte ihm mit warmem Gruß entgegeneilen, da ſah er das verſtörte Geſicht und trat

erſchrocken zurück. Eugen aber flüſterte ängſtlich wie mit böſem Gewiſſen: „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen, es iſt etwas Schreckliches bei uns vorgefallen.“ Anton griff nach ſeinem Hut und ſprang nach dem Comtoir, wo er ſchnell Baumann bat, ihn beim Prinzipal zu entſchuldigen; dann begleitete er den Lieutnant nach der Wohnung des Freiherrn. Vernichtet ging Eugen an Antons Seite, er hatte alle Faſſung verloren. Unzuſammenhängend und für Anton nicht ganz verſtändlich war, was er ſagte: „Mein Vater hat ſich geſtern Abend aus Verſehen durch einen Schuß verwundet, — ein reitender Bote hat mich aus der Garniſon nach der Hauptſtadt gerufen — als ich ankam, fand ich die Mutter in Ohnmacht. Wohl eine Stunde hat ſie darin gelegen. Ich und die Schweſter wiſſen uns keinen Rath. Lenore hat die Mutter auf den Knieen gebeten, zu Ihnen zu ſchicken. Sie ſind der einzige Menſch, zu dem wir in unſerer Noth Vertrauen haben. Ich verſtehe nichts von Geſchäften, aber es muß mit dem Vater ſehr ſchlecht ſtehen. Die Mutter iſt ganz außer ſich. Alles im Hauſe iſt in der größten Unordnung.“

Aus dem, was er ſagte und was er zu verſchweigen ſuchte, aus ſeinen abgeriſſenen Reden und ſeinem angſtvollen Blick ahnte Anton Einiges von den Schrecken des letzten Abends. In dem Wohnzimmer der Baronin traf er Lenore; verweint, erſchöpft wankte ſie ihm entgegen. „Lieber Wohlfart,“ rief ſie, ſeine Hand faſſend; von Neuem begann ſie zu ſchluchzen, und kraftlos ſank ihr Haupt an ſeine Schulter. Unterdeß ging Eugen mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab, ſetzte ſich endlich in eine Sophaecke und weinte ſtill vor ſich hin.

„Es iſt gräßlich, Herr Wohlfart,“ klagte Lenore ſich aufrichtend. „Niemand darf zum Vater, nicht Eugen, nicht ich, die Mutter allein und der alte Johann ſind um ihn. Und heut früh war der Kaufmann Ehrenthal hier, er wollte durchaus mit dem Vater ſprechen, er ſchrie laut gegen die Mama, er ſchalt den Vater einen Betrüger, ſo daß die Mutter zu

Boden ſank. Als ich in das Zimmer ſtürzte, ging der ſchreckliche Menſch fort und drohte noch mit der Fauſt nach uns."

Anton führte Lenore in einen Seſſel und wartete, bis ſie ſich erholt hatte. Hier zu tröſten war unmöglich, ihn ſelbſt erſchütterte der Jammer im tiefſten Herzen. „Ruf' die Mutter, Eugen," ſagte Lenore endlich. Der Bruder eilte hinaus. „Verlaſſen Sie uns nicht," bat Lenore mit gerungenen Händen. „Es iſt zum Aeußerſten mit uns gekommen, auch Ihre Hilfe vermochte nicht das Unglück abzuwenden."

„Er iſt tot, der es vielleicht gekonnt hätte," erwiederte Anton traurig. „Ob ich Ihnen nützen kann, weiß ich nicht; daß ich den guten Willen habe, daran werden Sie nicht zweifeln."

„Nein," rief Lenore, „auch Eugen dachte ſogleich an Sie."

Die Baronin trat herein. Sie ging mühſam auf Anton zu und ſtützte ſich mit der Hand auf einen Stuhl, aber ſie begrüßte ihn mit Haltung. „Wir ſind in eine Lage gekommen, in der uns ein Freund nöthig iſt, welcher mit Geſchäften mehr Beſcheid weiß als wir drei. Ein unglücklicher Zufall verhindert den Freiherrn, wahrſcheinlich für längere Zeit, ſich um ſeine Angelegenheiten zu kümmern, und ſo wenig ich davon verſtehe, ſo ſehe ich doch, daß ſchnelle Thätigkeit in unſerm Intereſſe nothwendig wird. Meine Kinder haben mir Ihren Namen genannt, ich muthe Ihnen viel zu, wenn ich Sie bitte, unſern Wünſchen Ihre Zeit zu opfern." Sie ſetzte ſich, winkte Anton Platz zu nehmen, und ſagte zu den Kindern: „Verlaßt uns, ich werde Herrn Wohlfart das Wenige, das ich weiß, leichter ſagen, wenn ich euren Schmerz nicht ſehe."

Als ſie allein waren, winkte ſie Anton näher an ſich heran und verſuchte zu ſprechen, aber ihre Lippe zuckte, und ſie verbarg ihr Geſicht hinter dem Taſchentuch.

Anton ſah gerührt auf den Kampf, den ihr die Mittheilung koſtete: „Bevor ich zugeben kann, daß Sie, gnädige Frau, mir ein ſo ehrenvolles Vertrauen ſchenken, muß ich Sie in

Ihrem Intereſſe fragen: hat nicht Ihr Herr Gemahl einen Verwandten oder nahen Freund, dem Sie eine discrete Mittheilung leichter machen würden? Ich bitte Sie, daran zu denken, daß meine eigene Geſchäftserfahrung nicht groß, und meine Stellung nicht von der Art iſt, daß ich für einen geeigneten Rathgeber des Herrn Barons gelten könnte."

„Ich weiß Niemanden," ſagte die Baronin troſtlos und ſtarrte vor ſich hin. „Es wird mir leichter, Ihnen zu ſagen, was ich nicht verſchweigen darf, als einem von den Bekannten unſers Hauſes. Betrachten Sie ſich als einen Arzt, der zu Kranken gerufen wird. — Der Freiherr hat mir heute früh einige Mittheilungen über ſeine Vermögensverhältniſſe gemacht."

Und jetzt erzählte ſie ihm, was ſie von den Verwickelungen ihres Gemahls verſtanden hatte, von der Gefahr, in welcher das Familiengut ſchwebte, von dem Capital, deſſen er bedurfte, um die polniſche Herrſchaft zu übernehmen. Es war unvollſtändig, was ſie zu ſagen wußte, aber es reichte hin, Anton mit banger Sorge um die Zukunft der Familie zu erfüllen.

„Mein Mann hat mir den Schlüſſel zu ſeinem Secretär übergeben; er wünſcht, daß Eugen mit einem Sachverſtändigen unſere Angelegenheiten ruhiger, als der Freiherr ſelbſt, berathe. An Sie habe ich die Bitte, daß Sie mit meinem Sohn dieſe Prüfung vornehmen. Wo Sie Auskunft brauchen, werde ich Ihnen dieſe von dem Freiherrn zu verſchaffen ſuchen. Es frägt ſich nun, ob Sie geneigt ſind, für uns, die wir Ihnen doch Fremde ſind, dieſe Mühe zu übernehmen."

„Gern bin ich dazu bereit," erwiederte Anton ernſt, „und ich hoffe durch die Güte meines Chefs die dazu nöthige Zeit zu erhalten; wenn Sie es nicht für zweckmäßiger finden, dem erfahrenen Anwalt Ihres Gemahls dieſe Thätigkeit zu überweiſen."

„Es wird ja wohl ſpäter Gelegenheit ſein, dieſen Herrn um ſeinen Rath zu fragen," ſagte die Baronin abwehrend.

Anton erhob ſich. „Wann befehlen Sie, daß wir anfangen?“

„Sogleich,“ erwiederte die Dame, „ich fürchte, es iſt kein Tag zu verlieren. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen bei Durchſicht der Papiere zu helfen.“ Sie führte Anton in das Nebenzimmer, rief Eugen herzu und ſteckte den Schlüſſel in das Bureau des Freiherrn. Als ſich der Schrank öffnete, verlor auch ſie auf einen Augenblick die Selbſtbeherrſchung, und ihrem Mund entglitten die Worte: „Die Hinterlaſſenſchaft eines Toten!“ Sie wankte an das Fenſter und die zitternde Bewegung der Gardine verrieth den Kampf, in dem ihr Körper erbebte.

Die traurige Arbeit begann, Stunde auf Stunde verlief; Eugen war nicht im Stande, die Durchſicht zu ertragen, aber die Mutter reichte Anton die Briefe und Documente zu, welche ſie für nützlich hielt, und ſo oft ſie auch ihre Thätigkeit unterbrechen mußte, ſie hielt aus. Anton ordnete das Vorhandene und ſuchte bei flüchtiger Durchſicht einzelner Schreiben wenigſtens zu einem oberflächlichen Verſtändniß zu kommen.

Es war Abend geworden, da öffnete der alte Diener erſchrocken die Thür und rief in das Zimmer: „Er iſt wieder da.“ Die Baronin ſtieß einen leiſen Schrei aus und machte mit der Hand eine abweiſende Bewegung.

„Ich habe ihm geſagt, daß Niemand zu Hauſe iſt, er aber läßt ſich nicht fortſchicken, er lärmt auf der Treppe, ich kann nicht mit ihm fertig werden.“

„Es iſt mein Tod, wenn ich ihn wieder höre,“ murmelte die Baronin.

„Wenn der Mann Ehrenthal iſt,“ ſagte Anton aufſtehend, „ſo will ich verſuchen ihn fortzuſchaffen. Das Nöthigſte iſt hier geſchehen; haben Sie die Güte, die Papiere zu bewahren und mir zu erlauben, daß ich morgen wieder komme.“ Die Baronin winkte ſtumm eine Bejahung und ſank in den Stuhl zurück. Anton ergriff ſeinen Hut und eilte in das Vorzimmer,

wo er ſchon von weitem die lärmende Stimme Ehrenthals vernahm.

Er erſchrak über das Ausſehen des Händlers. Den Hut weit nach dem Nacken zurückgeſetzt, das bleiche Geſicht wie vom Trunk aufgedunſen, die gläſernen Augen geröthet, ſtand Ehrenthal vor ihm und rief in abgebrochenen Sätzen nach dem Freiherrn, klagte und fluchte. „Er ſoll kommen," ſchrie er, „auf der Stelle ſoll er kommen, der ſchlechte Mann. Ein Edelmann will er ſein, ein Lump iſt er, gegen den ich werde holen die Polizei. Wo iſt mein Geld, wo iſt meine Hypothek? Ich will wieder haben meine Sicherheit von dieſem Mann, welcher nicht iſt zu Hauſe."

Anton trat dicht an ihn heran und ſagte mit feſter Stimme: „Kennen Sie mich, Herr Ehrenthal?" Ehrenthal richtete ſeine verglaſten Augen auf ihn, allmählich erkannte er den Freund des verſtorbenen Sohnes.

„Er hat Sie lieb gehabt," rief er kläglich, „er hat mit Ihnen geſprochen mehr als mit ſeinem Vater. Sie ſind geweſen ſein einziger Freund, den er gehabt hat auf Erden. — Haben Sie gehört, was geſchehen iſt im Hauſe bei Ehrenthal?" fuhr er flüſternd fort. — „Als ſie geſtohlen haben die Papiere, iſt er geſtorben. Er iſt geſtorben mit einer ſolchen Haud." Er ballte die Fauſt und ſchlug ſich vor die Stirn. „O mein Sohn, mein Sohn, was haſt du nicht verziehen deinem Vater!"

„Wir gehen zu Ihrem Sohn," ſprach Anton und ergriff den Arm des Händlers. Ehrenthal leiſtete keinen Widerſtand und ließ ſich von ihm die Treppe hinunter nach ſeinem Hauſe führen.

Von da eilte Anton zur Wohnung des Juſtizrath Horn und hatte mit dieſem eine lange Unterredung.

Leidenſchaftlich bewegt kam er am ſpäten Abend nach Hauſe. In der Sorge um die Menſchen, deren ſicheres Glück ihm ſeit Jahren die Phantaſie erfüllt hatte, erbebte ſein Herz, das

Vertrauen, mit dem ſie ihn in ihr Unglück eingeweiht hatten, erfüllte ihn mit Stolz. Er brannte vor Begierde ihnen zu helfen; er hoffte, daß dem treuen Dienſteifer gelingen werde, die Wege zur Rettung zu finden. Noch ſah er ſie nicht. Als er im Mondenſchein das große Haus der Handlung vor ſich erblickte, die Fenſter des untern Stocks vergittert, Gewölbe und Keller mit eiſernen Thüren verſchloſſen, ſo ſicher und feſt im Schlummer der Nacht, da wurde ihm klar: wenn ein Mann helfen konnte, ſo war es ſein Prinzipal. Sein Scharfblick wußte in alle dunklen Geheimniſſe, denen der Freiherr verfallen war, einzudringen, ſeiner eiſernen Kraft mußten die Schurken erliegen, welche den Gutsbeſitzer feſthielten. Ja und er hatte ein großes Herz, er fand das Rechte mühelos, ohne Kampf. Anton ſah zu dem erſten Stock auf. Die ganze Hausfront war finſter, nur in der Eckſtube brannte noch ein Licht. Dort war das Arbeitszimmer des Kaufmanns.

Mit ſchnellem Entſchluß ſuchte Anton den Bedienten auf und ließ ſich zu Herrn Schröter führen. Verwundert ſah dieſer auf den eintretenden Anton. „Was bringen Sie, Wohlfart? Iſt etwas vorgefallen?“

„Ich bitte um Ihren Rath, ich bitte um Ihre Hilfe,“ rief Anton.

„Für ſich oder für Andere?“

„Für eine Familie, mit welcher ich durch Zufall in Verbindung gekommen bin. Sie geht unter, wenn nicht eine ſtarke Freundeshand das Unheil abwehrt.“ Darauf berichtete Anton in fliegender Eile, was er an dieſem Nachmittag erlebt hatte, faßte in ſeiner Bewegung die Hand des Kaufmanns und rief: „Was ich geſehen habe, war ſchrecklich für mich. Haben Sie Erbarmen mit den unglücklichen Frauen und helfen Sie.“

„Helfen?“ frug der Kaufmann ernſt. „Wie kann ich das? Haben Sie einen Auftrag, mich dazu in Anſpruch zu nehmen, oder iſt es nur Ihre warme Empfindung, welche dieſe Forderung an mich richtet?“

„Ich habe keinen Auftrag," ſagte Anton, „nur der Antheil, den ich an dem Schickſal des Freiherrn nehme, treibt mich zu Ihnen."

„Und welches Recht haben Sie, mir dieſe Mittheilung zu machen, die Ihnen ſelbſt doch nur im engen Vertrauen von der Frau des Gutsbeſitzers gemacht ſein kann?" frug der Kaufmann zurückhaltend.

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen ſage, was in wenig Tagen auch für Fremde kein Geheimniß ſein wird."

„Sie ſind jetzt in einer ungewöhnlichen Aufregung, ſonſt würden Sie nicht vergeſſen, daß unter allen Umſtänden der Kaufmann, der erſte Correſpondent meines Comtoirs, ſolche Mittheilungen nur mit beſonderer Erlaubniß der Betheiligten wagt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich keinen Mißbrauch von dem machen werde, was Sie mir geſagt haben, aber es war doch wenig geſchäftsmäßig, Wohlfart, daß Sie ſo offen gegen mich waren."

Anton ſchwieg betroffen. Er erkannte, daß ſein Prinzipal Recht hatte, aber es ſchien ihm hart, daß dieſer in ſolcher Stunde den Vertrauenden tadelte. Auch der Kaufmann ging ſchweigend im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor Anton ſtehen. „Ich frage Sie jetzt nicht, wie Sie dazu kommen, ſo warmen Antheil an dem Schickſal dieſer Familie zu nehmen: ich fürchte, es iſt eine Bekanntſchaft, die Sie Fink verdanken."

„Sie ſollen Alles erfahren," warf Anton ein.

„Noch nicht," erwiederte der Prinzipal abwehrend. „Jetzt will ich Ihnen nur wiederholen, daß für mich keine Möglichkeit vorhanden iſt, ohne directe Aufforderung der Betheiligten in fremde Angelegenheiten einzugreifen. Ich füge hinzu, daß ich dieſe Aufforderung nicht wünſche. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich wahrſcheinlich auch dann ablehnen würde, etwas für den Freiherrn von Rothſattel zu thun."

Antons Gefühl wallte auf. „Es gilt, einen ehrlichen Mann, liebenswürdige Frauen aus den Händen von Gaunern

zu retten, welche ſie umgarnt haben. Dies ſcheint mir Pflicht eines jeden Mannes, und vollends ich halte es für eine theure Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen darf. Ohne Ihre Unterſtützung aber vermag ich nichts."

„Wie alſo denken Sie, daß dem verſchuldeten Gutsbeſitzer geholfen werden kann?" frug der Kaufmann ſich niederſetzend.

Mit etwas mehr Ruhe erwiederte Anton: „Zunächſt nur dadurch, daß ein erfahrener Geſchäftsmann wie Sie die Verwickelungen zu durchſchauen ſucht. Es muß einen Punkt geben, wo die Schurken zu faſſen ſind. Ihr Rath, Ihre Einſicht würden ihn finden."

„Beides beſitzt jeder Rechtsanwalt in höherem Grade als ich," entgegnete der Kaufmann; „ohne Schwierigkeit wird der Baron geſcheidte und ehrliche Juriſten gewinnen. Wenn die Gegner des Freiherrn dem Geſetz irgend eine Blöße gegeben haben, ſo wird das Spürauge eines Sachwalters dieſe am erſten entdecken."

„Leider gibt der Anwalt des Freiherrn wenig Hoffnung," erwiederte Anton.

„Dann, lieber Wohlfart, wird auch für Andere ſchwerlich etwas zu machen ſein. Zeigen Sie mir einen Mann, der in Verlegenheit iſt und Kraft hat, ſich an einer dargebotenen Hand aufzuhelfen, und ſagen Sie mir: Hilf ihm! ſo werde ich, weil ich Ihr Freund und Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin, meine Hand dem Gefährdeten nicht verweigern. Ich denke, Sie ſind davon überzeugt."

„Ich bin es," verſetzte Anton kleinlaut.

„So aber ſteht es nach Allem, was ich höre, mit dem Freiherrn nicht. Soweit ich aus Ihren Worten und dem, was man in der Stadt über ihn erzählt, ſeine Verhältniſſe verſtehe, konnte er nur deshalb in die Hände der Wucherer fallen, weil ihm das fehlte, was dem Leben jedes Menſchen erſt Werth gibt, ein beſonnenes Urtheil und eine ſtetige Arbeitskraft."

Anton mußte dies mit einem Seufzer zugeben.

„Einem ſolchen Mann zu helfen," fuhr der Kaufmann unerbittlich fort, „iſt eine mißliche Aufgabe, bei welcher der Verſtand wohl das Recht hat zu widerſprechen. Man ſoll von keinem Menſchen die Hoffnung aufgeben, daß er ſich ändern kann, aber gerade der Mangel an Kraft wird am allerſchwerſten gebeſſert. Unſere Fähigkeit, für Andere zu arbeiten, iſt beſchränkt, und bevor man einem Schwächling ſeine Zeit opfert, ſoll man fragen, ob man ſich dadurch nicht ſelbſt der Fähigkeit beraubt, einem beſſern Mann zu helfen."

Anton frug unruhig: „Verdient er nicht einige Rückſicht? Er iſt in Anſprüchen an das Leben erzogen, er hat nicht wie wir gelernt, durch eigene Anſtrengung ſich heraufzuarbeiten."

Der Kaufmann legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Gerade darum. Glauben Sie mir, einem großen Theil dieſer Herren, welche an ihren alten Familienerinnerungen leiden, iſt nicht zu helfen. Ich bin der Letzte, zu verkennen, wie groß die Anzahl tüchtiger Männer auch in dieſer Menſchenklaſſe iſt. Und wo ein bedeutendes Talent oder eine edle Perſönlichkeit unter ihnen aufſchießt, mag ſie ſich gerade in ihrer geſchützten Stellung vortrefflich entfalten; aber für den großen Mittelſchlag der Menſchen iſt dieſe Lage nicht günſtig. Wer von Haus aus den Anſpruch an das Leben macht, zu genießen und ſeiner Vorfahren wegen eine bevorzugte Stellung einzunehmen, der wird ſehr häufig nicht die volle Kraft behalten, ſich eine ſolche Stellung zu verdienen. Sehr viele unſerer alten angeſeſſenen Familien ſind dem Untergange verfallen, und es wird kein Unglück für den Staat ſein, wenn ſie untergehen. Ihre Familienerinnerungen machen ſie hochmüthig ohne Berechtigung, beſchränken ihren Geſichtskreis, verwirren ihr Urtheil."

„Und wenn das alles wahr iſt," rief Anton, „ſo darf es uns doch nicht abhalten, dem Einzelnen als unſerm Mitbruder zu helfen, wo unſer Mitgefühl angeregt wird."

„Nein," ſagte der Prinzipal, „wo es angeregt wird. Aber es glüht im Alter nicht mehr ſo ſchnell auf als in der Jugend. — Der Freiherr ſoll dahin gearbeitet haben, ſein Eigenthum aus der großen Fluth der Capitalien und Menſchenkraft dadurch zu iſoliren, daß er es auf ewige Zeit ſeiner Familie verſchrieb. Auf ewige Zeit! Sie als Kaufmann wiſſen, was von ſolchem Streben zu halten iſt. Wohl muß jeder vernünftige Mann wünſchen, daß der adelige Schacher mit Grundbeſitz in unſerm Lande aufhört, Jedermann wird es für vortheilhaft halten, wenn die Cultur deſſelben Bodens vom Vater auf den Sohn übergeht, weil ſo die Kräfte des Ackers am erſten liebevoll und planmäßig geſteigert werden. Wir ſchätzen ein Möbel, was unſere Vorfahren benutzt haben, und Sabine wird Ihnen mit Stolz jeden Raum dieſes Hauſes aufſchließen, zu dem ſchon ihre Urgroßmutter die Schlüſſel getragen hat. So iſt es auch natürlich, wenn im Gemüth des Landwirths der Wunſch entſteht, das Stück Natur, welches ihn umgibt, die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Wohlſtandes, den Menſchen zu erhalten, welche ihm die liebſten ſind. Aber dafür gibt es nur ein Mittel, und dies Mittel heißt, ſein Leben tüchtig machen zur Behauptung und zur Vermehrung des Erbes. Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im Einzelnen, da ſoll auch das Vermögen aufhören, das Geld ſoll frei dahin rollen in andere Hände, und die Pflugſchar ſoll übergehen in eine andere Hand, welche ſie beſſer zu führen weiß. Und die Familie, welche im Genuſſe erſchlafft, ſoll wieder herunterſinken auf den Grund des Volkslebens, um friſch aufſteigender Kraft Raum zu machen. Jeden, der auf Koſten der freien Bewegung Anderer für ſich und ſeine Nachkommen ein ewiges Privilegium ſucht, betrachte ich als einen Gegner der geſunden Entwickelung unſeres Staates. Und wenn ein ſolcher Mann in dieſem Beſtreben ſich zu Grunde richtet, ſo werde ich ihm ohne Schadenfreude zuſehen, aber ich werde ſagen, daß ihm ſein Recht geſchehen, weil er gegen einen großen Grundſatz

unſers Lebens geſündigt hat. Und für ein doppeltes Unrecht werde ich eine Unterſtützung dieſes Mannes halten, ſo lange ich befürchten muß, daß meine Hilfe dazu verwandt wird, eine ungeſunde Familienpolitik zu unterſtützen."

Anton ſah traurig vor ſich nieder; er hatte Theilnahme, ein warmes Eingehen in ſeine Wünſche erwartet, und fand bei dem Mann, der ihm ſo viel galt, eine Kälte, die er zu überwinden verzweifelte. „Ich kann Ihnen nicht widerſprechen," ſagte er endlich, „aber ich kann in dieſem Falle nicht ſo denken wie Sie. Ich habe den ungeheuern Schmerz in der Familie des Freiherrn mit angeſehen, und meine ganze Seele iſt voll von Wehmuth und Mitgefühl und von dem Wunſch, irgend etwas für die Menſchen zu thun, welche mir ihr Herz geöffnet haben. Nach dem, was Sie mir geſagt haben, wage ich nicht mehr, Sie ſelbſt zu bitten, daß Sie ſich um dieſe Angelegenheit kümmern. Aber ich habe der Baronin verſprochen, ihr, ſoweit ich mit meiner geringen Kraft vermag und ſoweit Ihre Güte mir dies erlaubt, beim Ordnen ihrer Verhältniſſe behilflich zu ſein. Ich erſuche Sie um die Erlaubniß dazu. Ich werde mich bemühen, meine Comtoirſtunden regelmäßig einzuhalten, aber wenn ich in den nächſten Wochen zuweilen eine Stunde verſäume, ſo bitte ich Sie, mir dies nachzuſehen."

Wieder ging der Kaufmann ſchweigend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Anton ſtehen, ſah ihm mit tiefem Ernſt in das aufgeregte Geſicht, und es war etwas wie Trauer in ſeinen Zügen, als er mit Ueberwindung erwiederte: „Denken Sie auch daran, Wohlfart, daß jede Thätigkeit, bei welcher das Gemüth aufgeregt wird, leicht eine Macht über den Menſchen gewinnt, die ſein Leben ebenſowohl ſtören als fördern kann. Dieſer Grund iſt es, welcher mir die Gewährung Ihres Wunſches nicht leicht macht."

„Auch ich habe vor Wochen daſſelbe wie eine Ahnung gefühlt," ſagte Anton leiſe. „Jetzt kann ich nicht anders."

„Wohl, ſo thun Sie, was Sie müſſen," ſchloß der Kauf-

mann finſter, „ich werde Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Und ich wünſche, daß Sie nach einigen Wochen die ganze Angelegenheit ruhiger betrachten mögen!“ Anton verließ mit mehr Haltung das Zimmer. Der Kaufmann ſah lange mit gefurchter Stirn auf die Stelle, an welcher ſein Commis geſtanden hatte.

In ſeinem Innern aber war Anton nicht ruhiger geworden. Die kühle, ja mißfällige Aufnahme ſeiner Bitte verletzte ihn tief. „So herb, ſo unerbittlich!“ rief er aus, als er ſich ermüdet in ſeinem Zimmer niederſetzte. Aus einem Winkel ſeiner Seele ſtieg ihm der Verdacht auf, daß ſein Prinzipal doch mehr Egoismus und weniger Gemüth habe, als er ihm zugetraut. Manche Aeußerung Finks fiel ihm wieder ein, jener Abend fiel ihm ein, wo der junge Rothſattel in knabenhaftem Uebermuth gegen den Kaufmann ſeinen Kamm geſträubt hatte. „Iſt es möglich, daß dieſe Unart von ihm unvergeſſen iſt?“ frug er ſich zweifelnd. Und hinter den hellen Geſtalten der Edelfrauen verblich das ſcharf gefurchte Geſicht ſeines Kaufherrn. „Ich thue nicht unrecht,“ rief er ſich ſelbſt zu; „was er ſagen mag, ich habe Recht auch gegen ihn. Und mein Loos wird ſein, von heute ab für mich allein den Weg zu ſuchen, auf dem ich gehen muß.“ So ſaß er lange im Finſtern, und düſter wie der Raum waren ſeine Gedanken. Er trat an das Fenſter und blickte in den dunkeln Hof hinunter. Da ſchimmerte in dem matten Schein, der aus den Wolken in ſein Zimmer fiel, ein rieſiger weißer Kelch neben ihm geiſterhaft in der Luft. Erſtaunt faßte er darnach. Er machte Licht und ſah die prächtige Blüthe der Calla von Sabinens Blumentiſch. Sabine hatte ihm die Blume heimlich hereingeſtellt, jetzt hing ſie traurig an dem geknickten Stengel herab. Wie ein trauriges Vorzeichen erſchien ihm der kleine Unfall. Er löſte die Blüthe, legte ſie vor ſich auf den Tiſch, und lange ſaß er ſchweigend und ſtarrte auf das zuſammengerollte Blüthenblatt. —

Sabine trat, die Kerze in der Hand, in das Zimmer des Bruders. „Gute Nacht, Traugott," nickte ſie ihm zu. — „Wohlfart war den Abend bei dir, ſo ſpät hat er dich verlaſſen."

„Er wird uns verlaſſen," erwiederte der Kaufmann finſter. Sabine erſchrak, der Leuchter klirrte auf den Tiſch. „Um Gottes willen, was iſt geſchehen? Hat Wohlfart geſagt, daß er von uns will?"

„Noch weiß er es ſelbſt nicht; ich ſehe es aber kommen Schritt vor Schritt. Und nicht ich und noch weniger du können etwas thun, um ihn zurückzuhalten. Als er hier vor mir ſtand und mit glühenden Wangen und bebender Stimme Hilfe für einen ruinirten Mann erbat, erkannte ich, was ihn forttreibt."

„Ich verſtehe dich nicht," ſagte Sabine und ſah den Bruder groß an.

„Er hat Luſt, der Vertraute eines heruntergekommenen Gutsbeſitzers zu werden. Ein Paar Mädchenaugen ziehen ihn von uns ab, es erſcheint ihm ein würdiges Ziel ſeines Ehrgeizes, Geſchäftsführer der Rothſattel zu werden. Er heißt im Comtoir Finks Erbe. Dieſe Verbindung mit dem adeligen Gutsbeſitzer iſt die Erbſchaft, die ihm Fink hinterlaſſen hat."

„Und du haſt ihm deine Hilfe verweigert?" frug Sabine leiſe.

„Die Toten ſollen ihre Toten begraben," ſagte der Kaufmann rauh und wandte ſich ab zu ſeinem Schreibtiſch. Schweigend entfernte ſich Sabine. Der Leuchter zitterte in ihrer Hand, als ſie durch die lange Zimmerreihe ſchritt. Aengſtlich horchte ſie auf ihren eigenen Fußtritt, und ein Schauer überlief ſie, ihr war, als glitte eine fremde Geſtalt unſichtbar an ihrer Seite hin. Das war die Rache des Andern. Der Schatten, welcher aus der Vergangenheit auf ihr ſchuldloſes Leben fiel, er ſcheuchte jetzt auch den Freund aus ihrem Kreiſe. An einer Andern hing Antons ſehnendes Herz, ſie ſelbſt war ihm eine

Fremde geblieben, die einen Entfernten geliebt und verſchmäht hatte und jetzt im Witwenſchleier auf das verglühende Gefühl ihrer Jugend zurückſah.

Die nächſten Wochen vergingen Anton in einer aufreibenden Thätigkeit. Er war peinlich bemüht, in den Comtoirſtunden ſeine Pflicht zu thun. Die Abende, jede Freiſtunde brachte er an dem Actentiſch oder in Conferenzen mit dem Rechtsanwalt und mit der Baronin zu. Unterdeß nahm das Unglück des Freiherrn ſeinen Verlauf. Er hatte die Zinſen der Capitalien, welche auf ſeinem Familiengut laſteten, am letzten Termin nicht gezahlt, eine ganze Reihe von Hypotheken wurden ihm an einem Tage gekündigt, das Familiengut kam unter die Verwaltung der Landſchaft. Verwickelte Proceſſe erhoben ſich. Ehrenthal klagte, forderte die erſte Hypothek von zwanzigtauſend Thalern und forderte die neue Ausfertigung; er war aber auch geneigt, Anſprüche an die letzte Hypothek zu machen, welche ihm der Freiherr in der unheilvollen Stunde angeboten hatte. Löbel Pinkus verlangte ebenfalls die erſte Hypothek für ſich und behauptete, die volle Summe von zwanzigtauſend Thalern gezahlt zu haben. Ehrenthal hatte keine Beweiſe und führte ſeinen Proceß unordentlich, er war jetzt wochenlang außer Stande, ſich um ſeine Geſchäfte zu kümmern; Pinkus dagegen focht mit allen Ränken, die ein hartgeſottener Sünder ausfindig machen konnte, und der Vertrag, welchen der Freiherr mit ihm abgeſchloſſen hatte, war ein ſo vortreffliches Meiſterſtück des ſchlauen Advocaten, daß der Anwalt des Freiherrn gleich am Anfange des Proceſſes wenig Hoffnung gab. Nebenbei bemerkt, Pinkus gewann den Proceß, die Hypothek wurde ihm zugeſprochen und neu für ihn ausgefertigt.

Anton hatte nach und nach Einſicht in die Verhältniſſe des Freiherrn gewonnen. Nur den doppelten Verkauf der erſten Hypothek verbarg der Freiherr ſorgfältig vor ſeiner Ge-

mahlin. Er nannte die Ansprüche Ehrenthals unbegründet und äußerte den Verdacht, daß Ehrenthal selbst den Diebstahl in seinem Comtoir begangen habe. Das Letztere war in der That seine Meinung geworden. So wurde der Name Itzigs Anton gegenüber gar nicht genannt, und der Verdacht gegen Ehrenthal, den auch der Anwalt theilte, verhinderte Anton, bei diesem Aufklärung zu suchen.

Zwischen Anton und dem Kaufmann war eine Spannung eingetreten, welche das ganze Comtoir mit Erstaunen wahrnahm. Finster sah der Kaufmann auf Antons leeren Sitz, wenn dieser einmal in den Arbeitstunden abwesend war, und gleichgültig auf das Gesicht seines Comtoiristen, welches in Gemüthsbewegungen und Nachtarbeit erblich. Wie einst für die Unregelmäßigkeit Finks, so hatte er auch jetzt für Antons neue Thätigkeit kein Wort, er schien sie nicht zu bemerken. Selbst der Schwester gegenüber beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen, Sabinens Versuche, das Gespräch auf Wohlfart zu bringen, wies er mit kurzem Ernst ab. Antons Herz empörte sich gegen diese Kälte. Nach seiner Rückkehr behandelt wie ein Kind vom Hause, gerühmt, gepflegt, gehätschelt, und jetzt wieder gemißhandelt wie ein Lohnarbeiter, der das Brod nicht verdient, welches man ihm hinwirft. Ein Spielzeug unbegreiflicher Launen! Das wenigstens hatte er nicht verdient! So saß er verschlossen neben der Familie, wortkarg vor seinem Pult, aber des Abends, in der Einsamkeit seines Zimmers, fuhr ihm oft der Gegensatz zwischen einst und jetzt so schneidend durch das Haupt, daß er heftig aufsprang und mit dem Fuß auf den Boden stampfte.

Nur ein Trost blieb ihm: Sabine zürnte ihm nicht. Er sah sie jetzt wenig. Auch sie war bei Tische schweigsam und vermied Anton anzureden, aber er wußte doch, daß sie ihm Recht gab. Wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Kaufmann stand Anton allein an der großen Wage, während die Hausknechte vor der Thür um einen Frachtwagen beschäftigt

waren. Da kam Sabine die Treppe herab, ſie ging ſo nahe bei ihm vorüber, daß ihr Kleid ihn berührte. Anton trat zurück und machte eine förmliche Verbeugung. „Mir dürfen Sie nicht fremd werden, Wohlfart," ſagte ſie leiſe und ſah ihn bittend an. Es war nur ein Augenblick, ein kurzer Gruß, aber in dem Geſicht Beider glänzte eine frohe Rührung.

So kam die Zeit heran, in welcher Herr Jordan die Handlung verlaſſen ſollte. Der Prinzipal rief Anton wieder in das kleine Comtoir. Ohne Härte, aber auch ohne eine Spur der Herzlichkeit, die er ihm ſonſt gezeigt hatte, begann er: „Ich habe Ihnen meine Abſicht ausgeſprochen, Sie an Jordans Stelle zu ſetzen, um Ihnen die Procura zu übergeben. Ihre Kraft war in den letzten Wochen durch andere Geſchäfte mehr in Anſpruch genommen, als für meinen Stellvertreter wünſchenswerth iſt, deshalb frage ich Sie ſelbſt, ſind Sie im Stande, von jetzt ab die Thätigkeit Jordans zu übernehmen?"

„Nein," ſagte Anton.

„Können Sie mir eine — nicht zu entfernte — Zeit angeben, in welcher Sie frei von Ihren gegenwärtigen Arbeiten ſein werden?" frug der Kaufmann. „Ich würde in dieſem Fall für die nächſten Wochen eine Auskunft zu treffen ſuchen."

Anton erwiederte traurig: „Noch kann ich nicht beſtimmen, wann ich wieder Herr meiner ganzen Zeit ſein werde; ich fühle, daß ich durch manche Unregelmäßigkeit Ihre Nachſicht ohnedies ſehr in Anſpruch nehme. Deshalb bitte ich Sie, Herr Schröter, bei Beſetzung der Stelle auf mich keine Rückſicht zu nehmen." Die Stirn des Kaufmanns zog ſich in Falten, und ſtumm neigte er ſein Haupt gegen Anton. Als Anton die Thür des Zimmers hinter ſich ſchloß, fühlte er, daß dieſer Augenblick den Bruch zwiſchen ihm und dem Prinzipal vollendet hatte. Er ſetzte ſich auf ſeinen Platz und ſtützte den heißen Kopf mit der Hand. Gleich darauf wurde Baumann zum Prinzipal beſchieden, er erhielt die Stelle Jordans. Als

er in das vordere Comtoir zurückkehrte, trat er zu Anton und ſagte leiſe: „Ich habe mich geweigert, die Stelle zu übernehmen, aber Herr Schröter beſtand darauf. Ich begehe ein Unrecht gegen Sie.“ — Und am Abend las Herr Baumann in ſeiner Stube aus dem erſten Buch Samuelis die Kapitel vom grimmigen König Saul, ſeinem Prinzipal, und von der Freundſchaft zwiſchen Jonathan und dem verfolgten David, und ſtärkte dadurch ſein Herz.

Den Tag darauf trat Anton in das Zimmer der Baronin. Leonore und die Mutter ſaßen an einem großen Tiſch unter Toiletten und Käſtchen von jeder Form; ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen, ſtand zu den Füßen der Edelfrau. Die Vorhänge waren geſchloſſen, das gedämpfte Sonnenlicht füllte den reichgeſchmückten Raum mit mattem Glanz; auf dem Teppich des Fußbodens lagen nimmer welkende Kränze, und luſtig tickte die Uhr im Gehäuſe von Alabaſter. Unter blühender Myrte ſaßen zwei Sympathievögel in einem verſilberten Käfig, ſie ſchrieen unaufhörlich einander zu, und wenn der eine zur nächſten Stange hinabflatterte, lockte der Genoſſe ihn ängſtlich, bis er zurückflog. Dann ſaßen beide behaglich dicht an einander gedrückt. Von grünem und rothem Gold [illegible] die zärtlichen Kinder eines wärmeren Himmels, [illegible] das weiche Leben im kalten Sturmwind erſtarrt. So glänzte und duftete das Zimmer. — „Wie lange noch?“ dachte Anton.

Die Baronin erhob ſich: „Schon wieder bemühen wir Sie. Wir ſind bei einer Arbeit, die uns Frauen viel zu thun macht.“

Auf dem Tiſche war Frauenſchmuck, goldene Ketten, Brillanten, Ringe, Halsbänder, in einem Haufen zuſammengeſchichtet. „Wir haben ausgeſucht, was wir entbehren können,“ ſagte die Baronin, „und bitten Sie, den Verkauf dieſer Sachen zu übernehmen. Man hat mir geſagt, daß Einzelnes davon nicht ohne Geldwerth iſt, und da jetzt vor Allem Geld nöthig

wird, ſo ſuchen wir hier eine Hilfe, welche die Sorge unſerer Freunde verringert."

Anton ſah betroffen auf den blitzenden Knäuel. „Sprechen Sie, Wohlfart," bat Lenore ängſtlich, „iſt das nöthig und kann es etwas nützen? Mama hat darauf beſtanden, unſern ganzen Schmuck und alles Silber, das wir nicht täglich gebrauchen, zum Verkauf zurückzulegen. Was ich ſelbſt geben kann, iſt nicht der Rede werth, aber der Schmuck der Mutter iſt koſtbar, es ſind viele Geſchenke aus ihrer Jugend dabei, Erinnerungen, von denen ſie ſich nicht trennen ſoll, wenn Sie nicht ſagen, daß es nöthig iſt."

„Ich fürchte, es wird nöthig ſein," erwiederte Anton ernſt.

Lenore ſprang auf. „Arme Mutter!" klagte ſie und ſchlang ihre Arme um den Hals der Baronin.

„Nehmen Sie," ſagte die Mutter leiſe zu Anton; „ich werde ruhiger ſein, wenn ich weiß, daß wir das Mögliche gethan haben."

„Iſt es aber gut, Alles hinzugeben?" frug Anton bittend. „Vieles, was Ihnen vielleicht lieb iſt, wird dem Juwelier weniger Werth haben."

„Ich werde keinen Schmuck mehr tragen," ſprach die Baronin kalt, „nehmen Sie Alles, Alles." Sie hielt die Hand vor die [illegible] wandte ſich ab.

„Wir [illegible] die Mutter," rief Lenore heftig, „verſchließen Sie, was auf dem Tiſche liegt, ſchaffen Sie es fort aus dem Hauſe ſo bald als möglich."

„Ich kann dieſe Koſtbarkeiten nicht übernehmen," ſagte Anton, „ohne einige Maßregeln, welche meine Verantwortung geringer machen. Vor Allem will ich in Ihrer Gegenwart wenigſtens flüchtig aufzeichnen, was Sie mir übergeben wollen."

„Welch unnütze Grauſamkeit!" rief Lenore.

„Es ſoll nicht lange aufhalten." Anton riß einige Blätter aus ſeiner Briefta[illegible] und ſchrieb Stück für Stück auf.

„Du darfſt nicht zuſehen, Mutter, ich leide es nicht,"

drängte Lenore, ſie zog die Mutter aus dem Zimmer, dann ſetzte ſie ſich zu Anton und ſah ihm zu, wie er die einzelnen Stücke einpackte, mit Nummern verſah und zuſammen in den Koffer legte.

„Die Vorbereitungen für den Markt ſind ſchrecklich," klagte Lenore, „das ganze Leben der Mutter wird verkauft, an jedem Stück hängen für ſie Erinnerungen. Sehen Sie, Wohlfart, dieſen Diamantenſchmuck hat ſie von der Prinzeſſin bekommen, als ſie den Vater heiratete."

„Es ſind prachtvolle Brillanten!" rief Anton bewundernd.

„Dieſer Ring ſtammt von meinem Großvater, und das hier ſind Geſchenke meines armen Papa's. — Ach, kein Mann verſteht, wie lieb uns dieſe Schmuckſachen ſind. Es war jedesmal ein Feſttag auch für mich, wenn Mama die Brillanten trug. — Jetzt kommen wir zu meinen Habſeligkeiten, ſie ſind nicht viel werth. Ob dieſes Armband gutes Gold ſein mag?"

„Ich weiß es nicht."

„Wir wollen es doch zu dem Uebrigen thun," ſagte Lenore, ſtreifte den Goldreif vom Arm und legte ihn auf den Tiſch. „Ja, Sie ſind ein guter Menſch, Wohlfart," fuhr ſie fort und ſah ihm treuherzig in die feuchten Augen; „verlaſſen nur Sie uns nicht. Der Bruder hat keine Erfahrung und iſt hilfloſer als wir. Es iſt eine furchtbare Lage auch für mich. Vor Mama mühe ich mich gefaßt zu ſein, aber ich möchte laut ſchreien und weinen den ganzen Tag." Sie ſank in einen Stuhl und hielt ſeine Hand feſt. „Lieber Wohlfart, verlaſſen Sie uns nicht."

Anton beugte ſich über ſie und ſah in leidenſchaftlicher Bewegung auf die ſchöne Geſtalt, die ſo vertrauend aus ihren Thränen zu ihm aufſah. „Ich will Ihnen nützlich ſein, wo ich kann," ſprach er in mächtiger Aufwallung ſeines Gefühls, „ich will Ihnen nahe ſein, ſo oft Sie mich bedürfen. Sie haben eine zu gute Meinung von meinen Kenntniſſen und meiner Kraft, ich kann Ihnen weniger helfen, als Sie glauben.

Was ich aber vermag, das werde ich thun, in jeder Thätigkeit und auf allen Wegen."

Mit einem warmen Druck löſten ſich ihre Hände, ein Vertrag war geſchloſſen.

Die Baronin kam in das Zimmer zurück. „Unſer Anwalt war heut Morgen bei mir. Jetzt bitte ich Sie um Ihren Rath. Wie der Anwalt mir mittheilt, iſt keine Ausſicht, das Familiengut dem Freiherrn zu erhalten."

„In dieſer Zeit, wo das Geld theuer und ſchwer zu haben iſt, keine," erwiederte Anton.

„Und auch Sie ſind der Meinung, daß wir Alles anwenden müſſen, um die polniſche Herrſchaft uns zu retten?"

„Ja," verſetzte Anton.

„Dazu wird Geld nöthig ſein. Vielleicht vermag ich durch meine Verwandten Ihnen eine, wenn auch geringe Summe zugänglich zu machen; ſie ſoll mit dieſem da" — ſie wies auf den Koffer — „ausreichen, die Koſten der erſten Einrichtung zu decken. Ich wünſche den Schmuck nicht hier zu verkaufen, und für die Uebernahme der Geldſumme, welche ich hoffen darf, wird eine Reiſe nach der Reſidenz unvermeidlich werden. Der Anwalt des Freiherrn hat mit großer Achtung von Ihrer Umſicht geſprochen. Es iſt zugleich ſein Wunſch, der mich beſtimmt, Ihnen ein Anerbieten zu machen. Wollen Sie uns für die nächſten Jahre, wenigſtens ſo lange, bis die größten Schwierigkeiten überwunden ſind, Ihre ganze Zeit widmen? Ich habe mit meinen Kindern berathen, beide ſehen, wie ich, in Ihrer Thätigkeit die einzige Rettung. Auch der Freiherr iſt damit einverſtanden. Es frägt ſich, ob Ihre Verhältniſſe Ihnen erlauben, uns Unglücklichen Ihren dauernden Beiſtand zu gönnen. Unter welchen Bedingungen Sie dies thun wollen, wir werden Ihnen dankbar ſein. Wenn Sie irgend eine Form finden, in der wir die großen Verpflichtungen, die wir gegen Sie haben, auch in Ihrer äußern Stellung ausdrücken können, ſo ſagen Sie mir das."

Anton ſtand erſtarrt. Was die Baronin von ihm forderte, war Trennung von dem Geſchäft und Trennung von ſeinem Chef und von Sabine. War ihm derſelbe Gedanke ſchon früher gekommen, wenn er vor Lenore ſtand oder wenn er ſich über die Briefe des Freiherrn beugte? — Jetzt, wo das Wort ausgeſprochen wurde, erſchütterte es ihn. Er ſah auf Lenore, welche hinter der Mutter ihre Hände bittend zuſammenlegte. „Ich ſtehe in einem Verhältniß," erwiederte er endlich, „welches ich nicht ohne Einwilligung Anderer löſen darf, ich bin auf dieſen Antrag nicht vorbereitet und bitte Sie, gnädige Frau, mir Zeit zur Ueberlegung zu laſſen. Es iſt ein Schritt, der über meine Zukunft entſcheidet."

„Ich dränge nicht," ſagte die Baronin, „ich bitte nur. Wie Ihre Entſcheidung auch ausfalle, unſer warmer Dank wird Ihnen bleiben; wenn Sie außer Stande ſind, unſere ſchwache Kraft zu ſtützen, ſo fürchte ich, finden wir Niemanden. Denken Sie auch daran," bat ſie flehend.

Mit glühenden Wangen eilte Anton über die Straße. Der bittende Blick der Edelfrau, die gerungenen Hände Lenorens winkten ihm hinaus aus dem dunkeln Comtoir in größere Freiheit, in eine ungewöhnliche Zukunft, aus deren Dunkel einzelne Bilder leuchtend vor ihm aufblitzten. Mit großem Sinn war eine Forderung an ihn geſtellt, und es zog ihn mächtig ihr gerecht zu werden. Ein unermüdlicher, aufopfernder Helfer war den Frauen nöthig, um ſie vor dem letzten Unheil zu bewahren. Und er that ein gutes Werk, wenn er dem Drange folgte, er erfüllte eine Pflicht.

So trat er in das Haus der Handlung. Ach! was hier ſein Auge anſah, ſtreckte eine Hand aus ihn feſtzuhalten. Er ſah in das dämmrige Waarengewölbe, in die treuen Geſichter der Hausknechte, auf die Ketten der großen Wage und über den Farbentopf des ehrlichen Pix, und empfand wieder, daß er hierher gehörte. Der Hund Sabinens küßte ſeine Hand mit feuchter Schnauze und lief hinter ihm her bis an ſein

Zimmer. Sein und Finks Zimmer! Hier hatte das kindiſche Herz des verwaiſten Knaben einen Freund gefunden, gute Kameraden, eine Heimat, ein feſtes ehrenhaftes Ziel für ſein Leben. Und er ſah durch das Fenſter hinab in den Hof, auf die Winkel und Vorſprünge des mächtigen Hauſes, auf das Gitterfenſter, hinter welchem Herr Liebold am Hauptbuch ſaß, in das Comtoir, wo ſein Pult ſtand, und auf die kleine Stube, wo Er arbeitete, der ihm jetzt zürnte und der jahrelang ſein väterlicher Freund geweſen war. Da fiel ſein Blick auch auf das Fenſter von Sabinens Vorrathsſtube; oft hatte ſein Auge dort einen wandernden Lichtſchimmer geſucht, der das ganze große Haus erhellte und auch Behagen in ſein Zimmer ſandte. Und ſchnell aufgerichtet ſprach er zu ſich ſelbſt: „Sie ſoll entſcheiden.“

Sabine erhob ſich überraſcht, als Anton mit ſchnellem Schritt vor ſie trat. „Es treibt mich unwiderſtehlich zu Ihnen,“ rief er. „Ich ſoll über meine Zukunft einen Entſchluß faſſen, und ich fühle mich unſicher und traue meinem Urtheil nicht mehr. Sie ſind mir immer eine gütige Freundin geweſen, vom erſten Tage meines Eintritts. Ich bin gewöhnt, auf Sie zu ſehen und an Sie zu denken bei Allem, was in dieſem Hauſe mein Herz erregt. Laſſen Sie mich auch heut aus Ihrem Munde hören, was Sie für gut halten. Mir iſt von Frau von Rothſattel der Antrag gemacht worden, als Bevollmächtigter des Freiherrn in ein feſtes Verhältniß zu ihm zu treten. Soll ich annehmen oder ſoll ich hier bleiben? Ich weiß es nicht; ſagen Sie mir, was recht iſt für mich und für Andere.“

„Nicht ich,“ ſagte Sabine zurücktretend, und ihre Wange erblich. „Ich darf nicht wagen, darüber zu entſcheiden. — Und Sie ſelbſt wollen das nicht, Wohlfart, denn Sie haben bereits entſchieden.“

Anton ſah vor ſich hin.

„Sie haben daran gedacht, dies Haus zu verlaſſen, und aus dem Gedanken iſt ein Wunſch geworden. Und ich ſoll

Ihnen Recht geben und Ihren Entſchluß loben. Das wollen Sie von mir," fuhr ſie bitter fort. — „Das aber kann ich nicht, Wohlfart, denn ich traure, daß Sie von uns gehen."

Sie wandte ihm den Rücken zu und ſtützte ſich auf einen Stuhl.

„O zürnen Sie mir nicht, Fräulein Sabine," flehte Anton, „das kann ich nicht ertragen. Ich habe in den letzten Wochen viel gelitten. Herr Schröter hat mir plötzlich ſein Wohlwollen entzogen, das ich lange für den größten Schatz meines Lebens hielt. Ich habe ſeine Kälte nicht verſchuldet. Nicht unrecht war, was ich in der letzten Zeit gethan habe, und mit ſeinem Vorwiſſen habe ich es gethan. Ich war wohl verwöhnt durch ſeine Güte, ich habe deshalb auch ſeinen Unwillen um ſo tiefer empfunden. Und wenn ich eine Beruhigung hatte, ſo war es der Gedanke, daß Sie mich nicht verurtheilen. Seien Sie jetzt nicht kalt gegen mich, es würde mich elend machen für immer. Ich habe keine Seele auf Erden, die ich um Liebe bitten darf und um Verſtändniß für meine Zweifel. Hätte ich eine Schweſter, heut würde ich ihr Herz ſuchen. Sie wiſſen nicht, was mir, dem Einſamen, Ihr Gruß, Ihr fröhlicher Handſchlag bis heut geweſen iſt. Wenden Sie ſich nicht kalt von mir, Fräulein Sabine."

Sabine ſchwieg lange, und von ihm abgewandt frug ſie endlich zurück: „Was zieht Sie zu den Fremden? — iſt's eine frohe Hoffnung — iſt's das Mitgefühl allein? — Seien Sie ſtrenger gegen ſich ſelbſt, als ich gegen Sie bin, wenn Sie ſich darauf antworten."

„Was mir jetzt möglich macht von hier zu ſcheiden, weiß ich nicht. Wenn ich für die Bewegung in mir einen Namen ſuche, ſo iſt es heiße Dankbarkeit gegen Eine. — Sie war die Erſte, die freundlich zu dem wandernden Knaben ſprach, als er allein in die Welt zog. Ich habe ſie bewundert in dem ruhigen Glanz ihres vergangenen Lebens. Ich habe oft kindiſch von ihr geträumt. Es war eine Zeit, wo eine zärtliche

Empfindung für ſie mein ganzes Herz erfüllte, damals glaubte ich für immer an ihr Bild gefeſſelt zu ſein. Aber die Jahre zogen ein neues Grün darüber, ich ſah die Menſchen und das Leben mit andern Augen an. Da fand ich ſie wieder, angſtvoll, unglücklich, verzweifelt, und die Rührung in mir wurde übermächtig. Wenn ich von ihr entfernt bin, weiß ich, daß ſie mir eine Fremde iſt, und wenn ich vor ihr ſtehe, fühle ich nichts als ihren hinreißenden Schmerz. Damals, als ich aus ihrem Kreiſe wie ein Uebelthäter ausſcheiden mußte, damals eilte ſie mir nach, und vor den Augen der ſpöttiſchen Geſellſchaft reichte ſie mir die Hand und bekannte ſich zu mir. Und jetzt kommt ſie und fordert meine Hand zur Hilfe für ihren Vater. Darf ich ſie ihr verweigern? Iſt es ein Unrecht, daß ich ſo fühle? Ich weiß es nicht, und Niemand kann es mir ſagen, Niemand, als nur Sie."

Sabinens Haupt hatte ſich herunter geneigt bis auf die Lehne des Seſſels. Jetzt erhob ſie ſich ſchnell, und mit thränenvollen Augen, mit einer Stimme voll Liebe und Schmerz rief ſie: „Folgen Sie der Stimme, die Sie ruft! Gehen Sie, Wohlfart, gehen Sie!"

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

Stanford University Libraries
3 6105 013 392 506

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.